



Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste

ZPE-Schriftenreihe Nr. 45

Almut Lehmann

# Mütterliches Rollenverhalten und das Erleben leiblicher Kinder in der Übergangspflege



Almut Lehmann

**Mütterliches Rollenverhalten  
und das Erleben leiblicher Kinder  
in der Übergangspflege**

**universi**  
UNIVERSITÄTSVERLAG SIEGEN  
**Siegen 2017**

*Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste (Hrsg.)*

**ZPE-Schriftenreihe 45**



Almut Lehmann

**Mütterliches Rollenverhalten  
und das Erleben leiblicher Kinder  
in der Übergangspflege**

**universi**  
UNIVERSITÄTSVERLAG SIEGEN  
**Siegen 2017**

Dissertation zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie  
der Fakultät II (Bildung • Architektur • Künste) der Universität Siegen  
vorgelegt im Juni 2016

## Impressum

### Herausgeber

Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste / ZPE

[www.uni-siegen.de/zpe](http://www.uni-siegen.de/zpe)

### Redaktionsadresse:

ZPE – Universität Siegen

Adolf-Reichweinstr. 2

57076 Siegen

Telefon +49 271 740-2706

Telefax +49 271 740-2228

E-Mail: [sekretariat@zpe.uni-siegen.de](mailto:sekretariat@zpe.uni-siegen.de)

### Rechte:

bei der Autorin

### Satz und Umschlag:

universi – Kordula Lindner-Jarchow M.A.

### Titelgrafik:

Jens Lehmann

### Druck und Bindung:

UniPrint, Universität Siegen

Siegen 2017: universi – Universitätsverlag Siegen

[www.uni-siegen.de/universi](http://www.uni-siegen.de/universi)

ISBN 978-3-934963-44-3

*Für Joel, Hana und Lias*



## Inhalt

<b>Danksagung</b>	15
<b>Vorwort</b>	17
<b>Zusammenfassung</b>	21
<b>Summary</b>	22
<b>1. Einleitung</b>	25
1.1 Hintergrund	25
1.2 Erkenntnisinteresse	28
1.3 Aufbau der Arbeit	30
<b>THEORETISCHER TEIL</b>	
<b>2. Begriffsbestimmungen</b>	35
2.1 Die Akteure in diesem Kontext	35
2.1.1 Die Mutter des leiblichen Kindes	35
2.1.2 Das leibliche Kind	35
2.1.3 Die Übergangspflegemutter	35
2.1.4 Das Übergangspflegekind	36
2.1.5 Die Profimutter	36
2.1.6 Leibliche Geschwister	37
2.1.7 Soziale Geschwister	38
2.2 Zusammenfassung	38
<b>3. Die Familie als soziales System</b>	39
3.1 Familie -eine Begriffsorientierung	39
3.2 Das Familiensystem	44
3.3 Beziehungskonstellationen	46
3.3.1 Innerfamiliäre Beziehungen	46



3.3.1.1	Paarbeziehungen	47
3.3.1.2	Eltern-Kind-Beziehungen	48
3.3.1.3	Geschwisterbeziehungen	50
3.3.1.3.1	Definition des Begriffes Geschwisterbeziehung	54
3.3.1.3.2	Dimensionen von Geschwisterbeziehungen	56
3.3.1.3.3	Einflussfaktoren auf die Geschwisterbeziehungen	59
3.3.1.3.4	Geschwisterbeziehungen in Übergangspflegefamilien	63
3.3.1.4	Fazit	64
3.3.2	Außerfamiliäre Beziehungen	65
3.3.2.1	Peerbeziehungen	66
3.3.2.2	Freundschaftsbeziehungen	67
3.3.2.3	Zusammenfassung	69
3.4	Herausforderungen an das Familiensystem durch Aufnahme eines Übergangspflegekindes	69
<b>4.</b>	<b>Rollentheorie und Rollenerwartungen</b>	<b>73</b>
4.1	Soziales Handeln als Rollenhandeln: Die Rollentheorie	73
4.1.1	Die funktionalistische Rollentheorie	74
4.1.2	Symbolisch-interaktionistische Rollentheorie	75
4.1.3	Zusammenfassung	75
4.2	Rollenerwartungen	76
4.3	Rollenkonflikte	77
4.3.1	Intra-Rollenkonflikte	77
4.3.2	Inter-Rollenkonflikte	78
4.4	Mütterliche Rollenerwartungen und Rollenhandeln	78
4.4.1	Biologische Mutter: Rollenerwartungen und Rollenhandeln	79
4.4.2	Leibliche Kinder: Rollenerwartungen und Rollenhandeln	80
4.4.3	Übergangspflegemutter: Rollenerwartungen und Rollenhandeln	81
4.4.4	Übergangspflegekinder: Rollenerwartungen und Rollenhandeln	86
4.4.5	Zusammenfassung	88
<b>5.</b>	<b>Leibliche Kinder als Forschungssubjekte</b>	<b>89</b>
5.1	Zahlen und Daten zur Übergangspflege	89

5.2	Thematisierung der Rolle leiblicher Kinder in Qualifizierungsmaßnahmen für Übergangspflegeeltern	94
5.3	Leibliche Kinder in den Übergangspflegestellen	98
5.4	Fazit	101
<b>6.</b>	<b>Stand der Forschung</b>	<b>103</b>
6.1	Studien und Metaanalysen zu leiblichen Kindern	103
6.2	Zusammenfassung	161
6.3	Ausblick	162
<b>7.</b>	<b>Einordnung des Forschungsgegenstandes</b>	<b>165</b>
7.1	Formen der Fremdunterbringung	165
7.1.1	Vollzeitpflege	165
7.1.2	Kurzzeitpflege	166
7.1.3	Verwandtenpflege	166
7.1.4	Erziehungsstelle	167
7.1.5	Die Bereitschaftspflege	168
7.2	Die Bereitschaftspflege als Forschungsgegenstand	168
7.2.1	Die Geschichte der Bereitschaftspflege	168
7.2.2	Begrifflichkeiten: Von der Bereitschaftspflege zur Familiären Bereitschaftsbetreuung?	171
7.2.3	Das Bremer Modell der Übergangspflege	174
7.2.3.1	Historischer Abriss	174
7.2.3.2	Das Bremer Modell der Übergangspflege in seiner heutigen Form	179
7.2.3.3	Die Bremer Übergangspflege in Zahlen	181
7.2.4	Gesetzliche Grundlagen der Bereitschaftspflege	183
7.2.5	Anforderungen an die Bereitschaftspflege	186
7.2.6	Chancen und Risiken für die Übergangspflege	188
7.2.7	Zusammenfassung	190
7.2.8	Bereitschaftspflege im internationalen Kontext	191

## EMPIRISCHER TEIL

<b>8.</b>	<b>Qualitative Forschung als Mittel der Wahl</b>	<b>199</b>
-----------	--	------------

<b>9.</b>	<b>Offene Fragestellung</b>	203
<b>10.</b>	<b>Die Datenerhebung</b>	205
10.1	Das narrative Interview	205
10.2	Der Ablauf des narrativen Interviews	207
10.2.1	Die Erzählauforderung	208
10.2.2	Die Haupterzählung	209
10.2.3	Die Nachfragephase	211
10.2.4	Zusammenfassung	213
10.3	Auswahl der Interviewpartner	214
<b>11.</b>	<b>Das Datenmanagement und die Datenauswertung</b>	219
11.1	Die Transkription	220
11.2	Die Grounded Theory als qualitative Forschungsmethode	221
11.2.1	Glaser versus Strauss	226
11.2.1.1	Kodierfamilie und Kodierparadigma	227
11.2.1.2	Theoretische Sensibilität als Schlüssel zum Feld	228
11.2.1.3	Zusammenfassung	230
11.2.2	Chancen und Grenzen der Methode der Grounded Theory	231
11.3	Das Vorgehen nach der Grounded Theory	233
11.3.1	Das Theoretical Sampling	234
11.3.2	Das Kodieren	235
11.3.2.1	Das offene Kodieren	236
11.3.2.2	Das axiale Kodieren	237
11.3.2.3	Das selektive Kodieren	239
11.3.2.4	Zusammenfassung	241
11.3.3	Die Memos	241
11.3.4	Das Forschungstagebuch	244
11.3.5	Theoretische Sättigung versus Theoretische Hinlänglichkeit	245
11.4	Computergestützte qualitative Datenanalyse	247
11.5	Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess	252
11.6	Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens	256

## ERGEBNISSE

<b>12.</b>	<b>Blick in die Forschungswerkstatt</b>	261
12.1	Zeitliche Ordnung und Erstellung einer Chronologie der Interviews	263
12.2	Die Suchbewegungen	265
12.3	Textstellen, Phänomene und Kodes	267
12.4	Das Axiale Kodieren bzw. Zusammenführe von Kodes und Kategorien	277
12.5	Das selektive Kodieren	291
<b>13.</b>	<b>Konkretisierung der Fragestellung</b>	295
<b>14.</b>	<b>Darstellung der Ergebnisse</b>	299
14.1	Einbettung der Interviewpartner in den historischen Kontext	300
14.2	Interview 1, Mark: Meine Mutter war überfordert	305
14.2.1	Marks Erleben im Setting der Übergangspflege	306
14.2.2	Darstellung und Interpretation der Veränderung der intrafamiliären Beziehungen	316
14.2.3	Darstellung und Interpretation der Veränderung der Geschwisterbeziehungen	326
14.2.4	Darstellung und Interpretation des Rollenverhalten der Mutter	329
14.2.5	Zusammenfassung und individuelles Fazit	332
14.3	Interview 2, Gele: Wir wurden alle gleich behandelt	332
14.3.1	Geles Erleben im Setting der Übergangspflege	334
14.3.2	Darstellung und Interpretation der Veränderung der intrafamiliären Beziehungen	347
14.3.3	Darstellung und Interpretation der Veränderung der Geschwisterbeziehung	355
14.3.4	Darstellung und Interpretation des Rollenverhaltens der Mutter	357
14.3.5	Zusammenfassung und individuelles Fazit	359
14.4	Interview 3, Julia: Ich hätte meine Mutter gerne für mich	360

14.4.1	Julias Erleben im Setting der Übergangspflege	361
14.4.2	Darstellung und Interpretation der Veränderung der intrafamiliären Beziehungen	372
14.4.3	Darstellung und Interpretation der Veränderung der Geschwisterbeziehung	381
14.4.4	Darstellung und Interpretation des Rollenverhaltens der Mutter	382
14.4.5	Zusammenfassung und individuelles Fazit	384
14.4.6	Vergleich zwischen den beiden Geschwistern Gele und Julia	385
14.5	Interview 4, Jan: Das ist meine Mama und nicht deine	387
14.5.1	Jans Erleben im Setting der Übergangspflege	388
14.5.2	Darstellung und Interpretation der Veränderung der intrafamiliären Beziehungen	403
14.5.3	Darstellung und Interpretation der Veränderung der Geschwisterbeziehung	411
14.5.4	Darstellung und Interpretation des Rollenverhaltens der Mutter	413
14.5.5	Zusammenfassung und individuelles Fazit	415
14.6	Interview 5, Kati und Ben: Das ist ja auch ihr Job	416
14.6.1	Katis und Bens Erleben im Setting der Übergangspflege	416
14.6.2	Darstellung und Interpretation der Veränderung der intrafamiliären Beziehungen	429
14.6.3	Darstellung und Interpretation der Veränderung der Geschwisterbeziehung	435
14.6.4	Darstellung und Interpretation des Rollenverhaltens der Mutter	436
14.6.5	Zusammenfassung und individuelles Fazit	438

## DISKUSSION DER ERGEBNISSE

<b>15.</b>	<b>Diskussion</b>	443
15.1	Die Strategieentwicklung der Befragten	444
15.2	Die Kompetenzentwicklung der Befragten	449
15.3	Veränderung der Geschwisterbeziehung	454
15.4	Die Anzahl der aufgenommenen Kinder	461

15.5	Begleitung und Unterstützung der leiblichen Kinder durch die Eltern	462
15.6	Die Rolle der Eltern	465
15.6.1	Die Rolle der Väter	465
15.6.2	Die Rolle der Mütter	469
15.7	Zusammenfassung der Ergebnisse in Form eines Modells	475
15.8	Agglomerate der Ergebnisdarstellung	478
15.9	Forschungsdesiderate	487
15.10	Reflexion der eigenen Forschungsergebnisse	489
15.11	Anmerkungen zum methodischen Vorgehen	493
15.12	Handlungsempfehlungen für die Praxis	495
15.12.1	Anforderungsprofile für Pflegemütter	495
15.12.2	Betreuung der leiblichen Kinder durch die Fachdienste	496
15.12.3	Installation von Supervisionsgruppen für leibliche Kinder in Übergangspflegefamilien	496
15.12.4	Das Alter der aufgenommenen Kinder	497
15.12.5	Die Anzahl der aufzunehmenden Kinder	499
15.12.6	Zeiten ohne Übergangspflegekinder	499
15.12.7	Teilnahme der Übergangspflegeeltern an Fortbildungen und Supervision	499
15.12.8	Verweildauer der Übergangspflegekinder in den Familien	499
15.13	Schlusswort	500

## VERZEICHNISSE

<b>16.</b>	<b>Verzeichnisse</b>	<b>507</b>
16.1	Literaturverzeichnis	507
16.2	Abbildungsverzeichnis	539
16.3	Tabellenverzeichnis	541
16.4	Abkürzungsverzeichnis	542

*„Ich werde schon versuchen, die fremden Kinder lieb zu haben,  
aber nicht so fest, weil ich sonst zu sehr an ihnen hängen  
werde. Es kann natürlich auch sein, dass es Kinder gibt, die  
mir auf die Nerven gehen werden, und bei denen ich dann ein  
bisschen froh sein werde, die los zu sein.“*

Tochter einer Bereitschaftspflegekraft, 11 Jahre

(BLÜML 1993: 3)

## | Danksagung

An erster Stelle gilt mein Dank den InterviewpartnerInnen, ohne deren Gesprächsbereitschaft und Offenheit diese vorliegende Arbeit nicht entstanden wäre.

Bei Prof. Dr. Klaus Wolf bedanke ich mich für die Betreuung meiner Arbeit sowie für das in mich gesetzte Vertrauen. Er gewährte mir größte Forschungsfreiheit und gab mir dadurch die Möglichkeit, meinen eigenen Forschungsweg zu finden und zu gehen, wofür ich ihm sehr dankbar bin.

Bedanken möchte ich mich auch bei den TeilnehmerInnen des DoktorandInnenkolloquiums ‚Aufwachsen in Pflegefamilien‘, deren konstruktive Kritik in unseren Kolloquien über all die Jahre für mich sehr hilfreich war.

Dr. Evelyn Stolte-Wübbolt, Kai-Julia Jungschneider und Elke Streit danke ich für die hilfreiche und kritische Besprechung meiner Arbeit in vielen Phasen dieses Forschungsvorhabens. Sie haben die vorliegende Arbeit differenziert gelesen, mir kreative Verbesserungsvorschläge unterbreitet und mir dabei geholfen, der Arbeit stilistisch den letzten Schliff zu geben, Markus Wöltjen unterstützte mich abschließend bei der Formatierung.

Ganz besonders danke ich meiner Arbeitsgruppe bestehend aus Henner Spierling, Dr. Evelyn Stolte-Wübbolt und PD Dr. Jens Lehmann, die mich bei der Auswertung der Interviews mit kreativen Beiträgen unterstützt haben, so dass aus ‚meterlangen Tapetenrollen‘ aussagefähige Ergebnisse wurden. Ich werde diese schöpferischen Abende vermissen.

Ein ganz besonderer Dank gilt meinem Mann Jens Lehmann. Er hat mich durch sein kritisches Lesen des Manuskriptes und seine Bereitschaft, mir als Diskussionspartner zur Verfügung zu stehen, sehr unterstützt. Seine Geduld und sein Beistand in extrem arbeitsaufwändigen Phasen, die diese Arbeit begleitet haben, waren mir eine



große Hilfe. Auch hat er mir immer den Rücken freigehalten und mich bei meinem Vorhaben bestärkt. Meinen Kindern Joel, Hana und Lias danke ich für ihr Verständnis in Zeiten großer Arbeitsbelastung.

Ferner bedanke ich mich bei allen Menschen, die in irgendeiner Form zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen haben, angefangen bei meinen Eltern bis hin zu PiB (Pflegekinder in Bremen) und Herbert Holakovsky (Achim), der mich mit seinem Fachwissen über die Übergangspflege sehr unterstützt hat.

## | Vorwort

Wer oder was beeinflusst das Leben in Pflegefamilien, die Entwicklung der Pflegekinder und die Stabilität der Familie? Eine in der deutschen Pflegekinderhilfe verbreitete Vorstellung vermittelt den Eindruck, in Pflegefamilien komme es ausschließlich auf die Qualität der Beziehung zwischen Pflegemutter und Pflegekind an. Die Qualität der Beziehung sei die Voraussetzung für die Entwicklung der Bindung. Mischten andere sich nicht störend ein, so entstehe quasi von alleine eine sichere Bindung und diese sei die zentrale Voraussetzung und fast schon Garantie für eine gute Entwicklung des Pflegekindes – so könnte man es sich vorstellen, wenn man weit verbreitete Überzeugungen in der Praxis betrachtet oder in einer zum Teil selbstreferenziellen Literatur nachliest.

Die anderen Mitglieder der Pflegefamilie erscheinen dann leicht als Sonstige, die für die Entwicklung des Pflegekindes nicht besonders wichtig sind und keiner besonderen Aufmerksamkeit bedürfen. Diese Vorstellung ist radikal unterkomplex und bringt problematische Nebenwirkungen hervor. Zwar ist die Art der Bindung insbesondere bei sehr jungen Kindern sehr relevant und die Entwicklung einer sicheren Bindung sehr günstig, aber weder entwickelt sie sich immer und quasi von alleine, noch sind alle anderen Merkmale des Lebens- und Lernfeldes relativ unwichtig. Auch die anderen Menschen, ihr Erleben und ihre Beziehung zum Pflegekind, ihre Lernprozesse, Sinnkonstruktionen, Identifikationen, ihre Suche nach den jeweiligen Rollen im Lebensfeld sind bedeutungsvoll für die Entwicklung des Pflegekindes, die Stabilität der Pflegefamilie und das Wohlbefinden der Menschen dort.

Die spannende Untersuchung von Almut Lehmann zeigt die Bedeutung der anderen Kinder – hier: der leiblichen Kinder der Pflegeeltern – in einem Sozialisationsfeld besonderer Art: der Übergangs- oder Bereitschaftspflege. Welche Erfahrungen haben diese Kinder in einem Lebensfeld gemacht, in dem immer wieder andere Kinder ein- und ausziehen, manche (ungeplant) lange bleiben, andere nur kurz verweilen?

Wie entwickeln sich die Beziehungen zu jedem dieser Kinder und wie die zu ihrer Mutter, die eben zur Bereitschaftspflegemutter für das zunächst fremde Kind geworden ist?

Es ist schon bemerkenswert, dass es vorher zu dieser Frage im deutschsprachigen Raum überhaupt keine systematisch durchgeführte Untersuchung gab und auch der internationale Stand der Forschung hierzu niedrig ist. Denn neben den neugierigen Fragen „Wie erleben die Kinder das?“ und „Wie gehen sie damit um, wie bewältigen sie die dabei auftretenden Aufgaben und Herausforderungen?“ und dem dadurch angeregten wissenschaftlichen Interesse kann man auch fragen: Ist das eigentlich zu verantworten? Alfred Marmann ist in seiner Dissertation zu leiblichen Kindern in auf Dauer angelegten familialen Settings zum Ergebnis gekommen, dass die „kleinen Pädagogen“ – so in seinem Titel – eben wichtige pädagogische Aufgaben in der Pflegefamilie erfüllen – quasi Kinderarbeit im Auftrag des Jugendamtes – und fordert, dass sich die Fachkräfte auch um ihre jungen pädagogischen Mitarbeiter kümmern sollten. Wenn es in der Dauerpflege schon heikel ist, wie sieht es dann erst in der Bereitschaftspflege aus, bei der ein Kind der Bereitschaftspflegeeltern bis zum Erwachsenenalter möglicherweise über 100 Kinder in seiner Familie hat kommen und gehen sehen? Dies genauer zu wissen erscheint dann geradezu als eine grundsätzliche Frage des Kinderschutzes. Allein das zeigt schon die Relevanz dieser Untersuchung.

Die Untersuchung von Almut Lehmann stellt aber darüber hinaus einen wichtigen grundsätzlichen Beitrag zum Verstehen von Phänomenen in Pflegefamilien – hier am Beispiel der Übergangspflege – dar. Die komplexen Wechselwirkungen zwischen den unterschiedlichen Familienmitgliedern, ihren individuellen und subjektiven Wahrnehmungen und Erklärungen der Probleme und ihrer Ursachen und der jeweiligen Bewältigungsversuche wird deutlich. Dieses Geflecht an Interdependenzen müssen wir verstehen lernen und außerdem berücksichtigen, dass es nicht statisch ist, sondern sich immer wieder verändert – manchmal über größere Zeiträume hinweg allmählich und manchmal durch einzelne kritische Ereignisse auch plötzlich. Nur in dieser komplexen Struktur lassen sich die Phänomene und auch das Denken, Fühlen und Handeln der einzelnen Menschen hinreichend gut verstehen.

Eine Dissertation hat die Aufgabe, Wissen für die Disziplin – hier die Erziehungswissenschaft und in ihr die Sozialpädagogik – zu erweitern. Beeindruckend wurde das hier auch durch eine differenzierte Darstellung des internationalen Forschungsstandes erreicht. Sie erfüllt damit einen aktuell immer wichtiger werdenden Anspruch, Wissensbestände und Forschungsergebnisse im internationalen Raum zu rezipieren und zu verorten.

Gerade eine erziehungswissenschaftliche Dissertation kann darüber hinaus auch einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der Profession leisten. Das war Almut Lehmann ein besonders wichtiges Anliegen. Sie macht folgerichtig sehr konkrete Vorschläge, welche Konsequenzen für die Begleitung und Beratung der Übergangs- oder Bereitschaftspflegefamilien aus dem gewonnenen Wissen gezogen werden können. Sie eröffnet damit einen neuen Zugang zur Sensibilisierung für die Perspektive und das Erleben der leiblichen Kinder und für eine darauf bezogene Handlungsorientierung in der professionellen Praxis.

Almut Lehmann war externes Mitglied der DoktorandInnen-Gruppe der Pflegekinderforschung der Universität Siegen. Ich freue mich, dass sie den Weg nach Siegen gefunden hat, dass wir mit ihr in diesem Rahmen zusammenarbeiten durften und wünsche ihr für ihre weitere berufliche Arbeit alles Gute. Den Leserinnen und Lesern darf ich eine anregende und wahrscheinlich oft nachdenklich machende Lektüre mit vielen Anregungen für die eigene Praxis wünschen.

*Klaus Wolf*

Siegen, Dezember 2016



## | Zusammenfassung

Die deutschlandweit steigenden Zahlen der Inobhutnahmen durch die Jugendhilfe führen zu vermehrten Vermittlungen von Kindern in Heime sowie Übergangspflegestellen. Die rechtliche Grundlage hierfür ist im Sozialgesetzbuch (SGB) VIII, Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) § 42, geregelt. Übergangspflegestellen sind Familien, in denen oft schon leibliche Kinder leben und deren Mütter oder Väter sich zusätzlich um aufzunehmende Kinder aus Krisen- und Notsituationen kümmern.

Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit sind die leiblichen Kinder dieser Übergangspflegestellen. Sie wurden aus dem Grunde ausgewählt, als dass sie ebenso wie ihre Eltern mit wechselnden aufgenommenen Kindern konfrontiert werden und lernen müssen, mit diesen zu leben. Auch gibt es in der Literatur wenige Untersuchungen, die sich mit dem Erleben gerade dieser Kinder und ihrer besonderen Situation des Aufwachsens in einem solchen Setting beschäftigen.

Als Untersuchungsmethode wird ein empirischer Forschungsansatz vorgestellt, der an die erziehungswissenschaftliche Biographieforschung angelehnt ist und sich an der Grounded Theory nach STRAUSS & CORBIN orientiert. Die Auswahl der Interviewteilnehmer erfolgte hierbei mittels theoretischem und selektivem Sampling. Aus den Daten fünf ausgewählter Interviews wurde rekonstruiert, wie die leiblichen Kinder ihr Aufwachsen in der Übergangspflegefamilie erlebten, wie sie mit Situationen, die sie während ihres Aufwachsens zu bewerkstelligen hatten, umgingen und welche Unterstützung sie dabei erfuhren.

Die Ergebnisse dieser Untersuchung zeigen, dass leibliche Kinder in Übergangspflegefamilien in vielerlei Hinsicht Erfahrungen machen und Situationen ausgesetzt sind, die dem Setting geschuldet sind. Dabei wurde im Rahmen der Interviewauswertung festgestellt, dass die leiblichen Kinder regelmäßig aus dem Fokus ihrer Eltern geraten, weil diese mit der familiären Situation durch die aufgenommenen Kinder an ihre Grenzen stoßen. Ein wesentliches Ergebnis war, dass das Rollenverhalten

der Mutter, welche bei allen Befragten die Hauptbezugsperson der Übergangspflegestelle darstellte, einen wegweisenden Einfluss auf das Erleben dieser Kinder hatte. So kann in einem Modell aufgezeigt werden, dass ein klares Rollenverhalten seitens der Mutter (Mutterrolle versus Profimutterrolle) gegenüber ihren leiblichen Kindern und ihrer Tätigkeit in der Übergangspflege dazu führt, dass die leiblichen Kinder das Aufwachsen in diesem Setting durchaus positiv erleben können.

## Summary

In Germany, increasing numbers of children are taken into care by local authorities and youth services, and this leads to a rise in placements in either children's homes or in emergency and short-term foster settings. The legal basis for the removal of children from their birth family is regulated by the Child and Youth Services Act in § 42 SGB VIII (social security code). There are high demands on short-term foster families, in that they represent a dynamic, highly complex element within the care system provided by the state's children services. In addition, these families often have their own biological children to look after, and the care of children in crisis or in emergency situations is added to this pre-existing responsibility.

The subjects at the centre of this study are the biological children of short-term foster families. This group was selected because, like their parents, they experience a high turnover of foster children in their family. This requires them to develop specific coping skills in order to master their situation. Also, only a very small number of studies so far have investigated the biological children's experiences of growing-up in a foster setting.

The study employed an empirical approach that was based on the biographical research paradigm and on the Grounded Theory methodology developed by STRAUSS & CORBIN . The subjects were identified through theoretical and selective sampling, and the research data were generated through in-depth interviews using these qualitative data, it was possible to reconstruct the biological children's experiences of growing up in a short-term foster family, as well as the strategies they developed for coping with this situation, and the support they received in the process.

The results of this study demonstrate a range of experiences that are unique to the context of short-term fostering. The majority of the biological children tended to feel overlooked by their parents, who were often struggling to cope with the challenging behaviours and problems of their foster children. In all of the included cases, the mother was the main carer. A significant result of the study was that the mother's role behaviours towards her biological children, compared to her behaviours towards her foster children, determined her own children's experiences and perceptions of growing up in a short-term foster family. The results of this study suggest that children of mothers who aimed to treat biological and foster children the same, were at risk of feeling alienated. In contrast, mothers who adopted distinct role behaviours (i.e. biological mother versus professional mother) appeared to better support their biological children in developing positive attitudes towards living in short-term foster families.





# 1 | Einleitung

## 1.1 Hintergrund

Da ich an der Gewohnheit festhalte, *„immer zuerst an den Dingen zu studieren, ehe ich in den Büchern nachsah...“* (FREUD 1966: 17), trifft dies auch für die Ursprünge meiner Dissertation zu. Die Initialzündung für mein Promotionsthema stammt aus der Praxis und somit werden in dieser Untersuchung Ideen aus dem Praxisbezug heraus in das wissenschaftliche Konzept integriert.

Einen solchen Praxisbezug zeigte das Projekt ‚Pflegekinderstimme‘, welches ich mit großem Interesse verfolgte. Dieses zweijährige Projekt (2009–2011) wurde in Kooperation zwischen der Universität Siegen (Forschungsgruppe Pflegekinder) und dem Verein PAN (Pflegeeltern und Adoptiveltern in Nordrhein-Westfalen) organisiert und durchgeführt. Es hatte zum Ziel, Beratungs- und Arbeitshilfen für Pflege- und Adoptiveltern zu entwickeln. Inhaltlich sollten die Lebenserfahrungen ehemaliger Pflegekinder und aktiver Pflegeeltern genutzt werden, um daraus Unterstützungsmöglichkeiten für zukünftige Pflegefamilien zu entwickeln. Da betroffene Kinder selbst oft nur unzureichend an den Entscheidungen, die ihr Leben betreffen, beteiligt und selten in ausreichendem Maße gehört werden, leistete dieses Projekt einen wichtigen Beitrag. Es gab Auskunft darüber, was Pflegekinder vor, während und nach einer Vermittlung in eine Pflegefamilie sowie nach Abschluss der Unterbringung empfinden und erfahren, wie sich Pflegekinder selbst sehen, wie sie die Pflegefamilie im Kontext ihres bisherigen Lebens bewerten, was für sie von Bedeutung war, wie sie sich entwickelt haben und wie sie im (jungen) Erwachsenenalter leben und ihre Stellung in der Gesellschaft behaupten. Die Interviews im Rahmen dieses Projektes sind interessant im Hinblick darauf, wie vielschichtig ein Leben als Pflegekind zwischen zwei Familien, der Herkunftsfamilie und der Pflegefamilie, ist. Im Rahmen des Projektes wurde

auch ein Augenmerk auf die leiblichen Kinder der Pflegeeltern, sofern vorhanden, gelegt. Dazu wurden sieben junge Erwachsene interviewt, die leibliche Kinder in einer Pflegefamilie waren. Das Ergebnis beeindruckte mich sehr, denn es wurde den leiblichen Kindern ein enormes Potential zugeschrieben, das Pflegeverhältnis zum Gelingen oder zum Scheitern zu bringen:

Pflegeverhältnisse stehen und fallen mit der Mitwirkung der leiblichen Kinder (REIMER 2011: 119).

Das verdeutlicht meiner Meinung nach, wie wichtig es ist, die leiblichen Kinder nach Möglichkeit von Beginn an in die Entscheidung zur Aufnahme eines Pflegeverhältnisses einzubeziehen. Die interviewten Pflegeeltern kamen einhellig zu der gleichen Aussage:

Leibliche Kinder müssen in die Entscheidung, Pflegekinder aufzunehmen, einbezogen werden. Die Einbeziehung muss abhängig vom Alter unterschiedlich erfolgen [...] Zentral ist es, ein Gespür für die leiblichen Kinder und die Familienkonstellation zu entwickeln, das es ermöglicht, die Bedürfnisse der Kinder wahrzunehmen (REIMER 2011: 129).

Ein weiterer erwähnenswerter Aspekt für mich ist, dass viele interviewte leibliche Kinder das Aufwachsen mit Pflegekindern als etwas ganz normales und Selbstverständliches erlebten:

Die Pflegekinder gehören zur Familie und ihre Anwesenheit stellt eine Selbstverständlichkeit im Familienleben dar (REIMER 2011: 120).

Sie gehen sogar noch einen Schritt weiter und beschreiben, dass die Familie nie das gewesen wäre, was sie mit Pflegekindern ist:

...dass ihre Familie durch Pflegekinder bereichert wurde. Ohne das Pflegekind wäre weniger Leben in der Familie gewesen. Manche fürchteten sogar, dass es langweiliger geworden wäre (REIMER 2011: 123).

Natürlich berichteten die Interviewten auch von Schwierigkeiten, die sie im Aufwachsen mit den Pflegekindern erlebten, denn viele Pflegekinder waren psychisch belastet oder hatten körperliche Beeinträchtigungen. Sie waren dadurch auffällig und brauchten besondere Aufmerksamkeit. Es war für die leiblichen Kinder oft nicht leicht, mit dieser Situation umzugehen:

Besonders schwierig wurde es für die Interviewten, wenn die Eltern aus ihrer Sicht auf diese Unpässlichkeiten mit einem ‚Zuviel‘ an Rücksichtnahme reagierten (REIMER 2011: 125).

Diese Ergebnisse veranlassten mich in der Literatur nach Forschungen zu suchen, in denen die leiblichen Kinder der Pflegeeltern, wenn sie denn eine solche ‚Schlüsselposition‘ einnehmen, Gehör finden. Im internationalen Kontext finden sich diverse Studien, die allerdings aufgrund geringer Fallzahlen und unterschiedlicher Pflegekindersysteme (siehe Kap. 6) nur schlecht zu vergleichen sind. Lediglich MARMANN (2005) behandelt das Thema in seiner Dissertation über leibliche Kinder in familienorientierten Settings öffentlicher Ersatzerziehung ausführlicher.

Daher war es meiner Meinung nach notwendig, dass neben der ‚Stimme‘ für Pflegekinder auch leibliche Kinder eine ‚Stimme‘ erhalten. Es ist von Bedeutung, wie diese das Aufwachsen mit Pflegekindern erleben, auf welche Form von Beratung (ggf. durch die leiblichen Eltern, das Jugendamt, den Pflegekinderdienst etc.) sie bei der Verarbeitung des Erlebten zurückgreifen können und ob diese für sie in der Situation nützlich war. Da ich in der deutschsprachigen Literatur keinerlei Forschung zum Setting der Übergangspflege fand, entschied ich mich bei meiner Untersuchung den Fokus auf die Situation leiblicher Kinder in Übergangspflegefamilien zu legen (siehe auch Kap. 7). Diese Auswahl des Settings wird durch den signifikanten Aspekt verstärkt, dass durch häufigere Wechsel der Pflegekinder die Belastung für leibliche Kinder noch höher ist als beispielsweise bei Pflegeverhältnissen, die auf Dauer angelegt sind.

Die Übergangspflege stellt im Rahmen der Hilfen zur Erziehung eine Alternative zur Unterbringung und Betreuung von Kindern und Jugendlichen außerhalb der eigenen Familie dar. Die Vermittlung kann unter Bezug auf § 27 in Verbindung mit § 33 KJHG erfolgen. Die Übergangs-

pflegestelle fungiert als zeitlich befristete Erziehungshilfe (vgl. STEEGE & SZYLOWICKI 1996: 180). Deutschlandweit hat sich für diese Form der Inobhutnahmen der Begriff der Bereitschaftspflege etabliert (vgl. STEEGE 2004: 467f.), dennoch wird dieser Terminus in der Literatur kontrovers diskutiert (siehe Kapitel 7.2.2). LILLIG et al. (2002) verwenden in ihrer gleichnamigen Veröffentlichung den Begriff ‚Familiäre Bereitschaftsbetreuung‘ und begründen dieses damit, dass das Wort ‚Pflege‘ aufgrund der gestiegenen Anforderungen an die Betreuungsstellen nicht mehr zeitgemäß ist. Der in dieser Arbeit verwendete Terminus der Übergangspflege ist ein Bremer Spezifikum und leitet sich vom sogenannten ‚Bremer Modell der Übergangspflege‘ ab in dessen Rahmen er eingebettet ist. Weil sich meine Forschung auf das Land Bremen (Stadtgemeinde Bremen) beschränkt, und dort der Begriff Übergangspflege gebräuchlich ist, findet er im Folgenden in dieser Arbeit Anwendung.

Weil diese Thematik kaum erforscht ist, werde ich mich explorativ mit dem Thema auseinandersetzen (siehe Kapitel 7 und 10) und versuchen, diese Wissenslücke zu schließen. Für die Untersuchung wird ein empirischer Forschungsansatz vorgestellt, der an die erziehungswissenschaftliche Biographieforschung angelehnt ist und sich methodisch an der Grounded Theory nach STRAUSS & CORBIN orientiert.

## 1.2 Erkenntnisinteresse

In der Dissertation von MARMANN (2005), die, wie bereits erwähnt, eine der wenigen deutschen Forschungen zu der Thematik darstellt, werden in biographischen Einzelinterviews leibliche Kinder retrospektiv zu ihrem Aufwachsen im familienorientierten Setting öffentlicher Ersatzfamilien befragt. Dieser Forschungsansatz ist durchaus interessant, mir war es aber bei meiner Untersuchung wichtig, im Gegensatz zu Marmann nur ein Setting ausgiebig zu untersuchen. Die Entscheidung fiel auf Grund der bisher nicht vorhandenen Studien zu Gunsten der Übergangspflege:

Die Übergangspflege ist ein familiäres Angebot der Krisenintervention nach § 33 / § 42 SGB VIII (vgl. WALTER 2003: 55). Sie dient dem Schutz von Kindern und Jugendlichen sowie der Abklärung des Hilfebedarfs in drohenden oder akuten Gefährdungssituationen. Diese Unterbringungsform ist zeitlich begrenzt und versteht sich als Übergangslösung, bis das

Kind in seine Herkunftsfamilie zurückkehren kann oder eine geeignete Folgehilfe außerhalb der eigenen Familie gefunden ist. Für die leiblichen Kinder stellt die zeitliche Begrenzung und die Fluktuation in dieser Form der Ersatzpflege meines Erachtens eine sehr hohe Herausforderung dar. Nichtsdestotrotz haben viele dieser Kinder ein Entwicklungstrauma<sup>1</sup> erlitten und kommen dann in die Übergangspflegefamilie, um nach der Prüfung der Kindeswohlgefährdung und familiengerichtlichen Auseinandersetzung wieder in die Herkunftsfamilie zurückkehren zu können oder in eine andere Form öffentlicher Ersatzerziehung überführt zu werden.

In einer Pflegefamilie, in der das Pflegeverhältnis auf Dauer angelegt ist, steht dann eher die psychosoziale Belastung im Vordergrund, weil die Kinder aus deprivierten Verhältnissen stammen und es im Gegensatz zu Kindern der Übergangspflege oft keine Rückkehroption gibt. In den seltensten Fällen gab es 'den einen Vorfall', der zur Herausnahme des Kindes führte, meist ist die Entscheidung für eine Fremdplatzierung ein kumulierender Prozess.

Mein Erkenntnisinteresse zielt darauf ab zu untersuchen, wie leibliche Kinder ihre Rolle im Aufwachsen mit Pflegekindern in der Übergangspflegefamilie erleben, ob und welche Unterstützung sie sich in bestimmten für sie problematischen Situationen gewünscht hätten und auf welche Ressourcen sie zurückgreifen konnten. Ich möchte versuchen, praxisorientierte Erkenntnisse zu gewinnen, die Pflegekinderdienste, Pflegeelternschulen und Jugendämter in der Betreuung und Beratung leiblicher Kinder in Übergangspflegefamilien unterstützen können.

---

1 GARBE (2015) bezeichnet mit einem Entwicklungstrauma traumatische Erfahrungen, Stress und Belastungen, die über eine längere Zeit anhalten. Sie sorgen dafür, dass ein Kind unter solchen Umständen nicht in der Lage ist, grundlegende Entwicklungsschritte zu bewältigen und sich gesund zu entwickeln (GARBE 2015: 22f.).

### 1.3 Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit setzt sich aus vier Teilen zusammen:

#### Teil 1: THEORETISCHER TEIL

- In *Kapitel 2* geht es um Begriffsbestimmungen. Hier werden die Akteure im Kontext dieser Arbeit vorgestellt und definiert.
- In *Kapitel 3* wird die Familie als soziales System beschrieben und sowohl innerfamiliäre als auch außerfamiliäre Beziehungen dargestellt. Des Weiteren werden Veränderungen innerhalb der Familienkonstellation, die mit der Aufnahme von Übergangspflegekindern einhergehen, beleuchtet.
- In *Kapitel 4* wird das Thema Rollentheorie, Rollenerwartungen und Rollenverhalten theoretisch aufbereitet, da diese Begriffe im späteren Verlauf bei der Auswertung und Interpretation der Ergebnisse von Bedeutung sind.
- In *Kapitel 5* wird ein Einstieg in die Thematik der leiblichen Kinder im Setting der Übergangspflege gegeben und hierzu die Ergebnisse einer Befragung über die Thematisierung leiblicher Kinder in Qualifizierungsmaßnahmen potentieller Pflege- bzw. Übergangspflegeeltern vorgestellt.
- In *Kapitel 6* wird der derzeitige Forschungsstand bestehender Studien aus den Jahren von 1972 bis heute vorgestellt, die sich direkt oder indirekt mit leiblichen Kindern in Pflege- bzw. Übergangspflegefamilien beschäftigen.
- In *Kapitel 7* wird der Forschungsgegenstand, die Übergangspflege und deren historische Entwicklung skizziert sowie Zahlen, Fakten und rechtliche Grundlagen vorgestellt. Ein weiterer Aspekt, der hier beleuchtet wird, ist die Übergangspflege im internationalen Kontext.

#### Teil 2: EMPIRISCHER TEIL

- In *Kapitel 8* wird erläutert, warum für die vorliegende Untersuchung nur die Qualitative Forschung die Methode der Wahl darstellt und der methodische Ansatz der Grounded Theory zum Tragen kommt.
- In *Kapitel 9* wird erklärt, warum es sich bei der vorliegenden Arbeit um eine explorative Studie handelt und die offene Forschungsfrage erläutert.

- In *Kapitel 10* wird das biographische Forschungsdesign zur Datenerhebung vorgestellt sowie die Auswahl der Interviewpartner beschrieben.
- In *Kapitel 11* wird der forschungsmethodische Ansatz der Grounded Theory beschrieben. Es wird begründet, warum der Ansatz nach STRAUSS & CORBIN in dieser Untersuchung angewendet wird und Chancen und Grenzen der Methode diskutiert. Des Weiteren wird die Anwendung der Kodierungssoftware MaxQDA vorgestellt und Einblick in die Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens gegeben.

### Teil 3: ERGEBNISSE

- In *Kapitel 12* wird ein ausführlicher Blick in die Forschungswerkstatt gewährt, um das Forschungsvorgehen für den Leser nachvollziehbar zu machen.
- In *Kapitel 13* wird die Forschungsfrage konkretisiert und Arbeitsthemen formuliert.
- In *Kapitel 14* werden die fünf ausgewählten Interviews analog der drei Auswertungsbereiche vorgestellt und im Einzelnen diskutiert.

### Teil 4: DISKUSSION DER ERGEBNISSE

- In *Kapitel 15* erfolgt eine Gesamtdiskussion der Interviews, die auf diese Weise in einen Zusammenhang gebracht werden. Ein daraus entwickeltes Modell wird vorgestellt.
- Im Anschluss wird die wissenschaftliche Essenz der vorliegenden Arbeit formuliert und ein möglicher Ausblick auf weitere Forschungsansätze und Handlungsempfehlungen für die sozialpädagogische Praxis gegeben. Ebenso erfolgt ein Rückblick auf den Stand der Forschung, in dem die Ergebnisse dieser Arbeit im Kontext der bisherigen Forschungsarbeiten erörtert werden<sup>2</sup>.

---

2 Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird im Text nur die männliche Form verwendet. Gemeint ist stets sowohl die weibliche als auch die männliche Form.





## THEORETISCHER TEIL



## 2 | Begriffsbestimmungen

Im theoretischen Teil geht es um die systematische Darstellung des aktuellen Wissenstands (Kap. 2 bis 7). Dazu erfolgt zunächst eine kurze Einführung der Begrifflichkeiten, die in diesem Kontext von Bedeutung sind. Anschließend findet eine Einordnung des Forschungsgegenstandes statt, bevor der Stand der Forschung mit der Vorstellung von nationalen und internationalen Studien zum Thema leibliche Kinder in Pflege-/Übergangspflegefamilien den theoretischen Abschnitt vervollständigt und zum empirischen Teil überleitet.

### 2.1 Die Akteure in diesem Kontext

Im Folgenden werden die Personen, die Subjekt dieser Untersuchung sind, skizziert und die begriffliche Nutzung definiert.

#### 2.1.1 *Die Mutter des leiblichen Kindes*

Der Begriff leibliche Mutter wird in diesem Kontext synonym für den Begriff biologische Mutter verwendet. Dabei handelt es sich um eine Frau, die das Kind geboren hat, welches in ihrem Leib gewachsen ist. Dieses Kind ist mit beiden Elternteilen genetisch verwandt. Derzeit schließt der Gesetzgeber Ersatzmütter bzw. Leihmutterchaft von dieser Definition aus. Man spricht in diesem Zusammenhang von genetischer, biologischer, rechtlicher und sozialer Elternschaft (vgl. SALZGEBER 2015: 8).

#### 2.1.2 *Das leibliche Kind*

Die Begriffsbestimmung leibliches Kind wird in diesem Zusammenhang synonym für biologisches Kind verwendet. Damit wird ein durch Geburt von den Eltern abstammendes Kind bezeichnet.

#### 2.1.3 *Die Übergangspflegemutter*

Übergangspflege ist ‚weiblich‘ (vgl. LILLIG [2002: 307f.]; BLANDOW [2004: 129f.]; GÖHLICH & PERUZZI [2009: 24]). Die überwiegende Anzahl der

Hauptbetreuungspersonen sind Frauen, die leibliche Kinder haben. Als motivierender Faktor gilt oft das Interesse an der Arbeit mit Kindern aufgrund persönlicher Erfahrungen als Mutter (vgl. LILLIG 2002: 307). Viele Frauen, die einen sozialpädagogischen oder erzieherischen Beruf erlernt haben, verbinden die Aufgabe als Übergangspflegemutter mit der Betreuung ihrer leiblichen Kinder von zuhause aus. Aber auch erfahrene Pflegeeltern oder einfach nur an der Arbeit mit Kindern interessierte Frauen widmen sich dieser Aufgabe und verbinden mit dieser Tätigkeit somit Familien- und Erwerbsarbeit. Die Grundvoraussetzung für die Übergangspflege ist jedoch, dass die gesamte Familie und insbesondere die Partner diese Entscheidung mittragen und unterstützen. Diese Arbeit wird aber vorwiegend von Frauen geleistet, wie ein interviewter Mann einer Übergangspflegestelle bestätigt: Das ist der „*Job meiner Frau und ich stehe dazu*“ (LILLIG 2002: 301). Aus diesem Grund, und weil in den Interviews mit den leiblichen Kindern die Väter kaum oder gar nicht erwähnt werden, wird der ‚Übergangspflegevater‘ in diesem Kontext nicht ausführlicher betrachtet, im Ergebnisteil wird aber auf sie eingegangen (siehe Kapitel 15.6.1).

#### *2.1.4 Das Übergangspflegekind*

Die Übergangspflege ist ein Angebot der Krisenintervention und dient dem Schutz und der Abklärung des Hilfebedarfs für Kinder und Jugendliche in drohenden oder akuten Gefährdungssituationen (im Rahmen des §42 SGB VIII; siehe Kapitel 7.2.4). Sie ist bis zur Entscheidung über eine Rückführung in die Herkunftsfamilie oder eine Überleitung in eine geeignete Folgehilfe zeitlich begrenzt und kann unter Umständen in eine befristete Unterbringung im Rahmen des § 33 SGB VIII (siehe auch Kapitel 7.2.4) übergehen. Untergebracht werden minderjährige Kinder aller Alters- und Entwicklungsstufen. Das Übergangspflegekind kommt immer aus einer Krisensituation, potentiell traumatische Erfahrungen, die das Verhalten des Kindes unter Umständen stark beeinflussen, bringt es daher mit in die Übergangspflegefamilie.

#### *2.1.5 Die Profimutter*

Der Begriff Profimutter ist in diesem Kontext ein ganz bewusst gewählter Begriff, der auch nur in diesem Zusammenhang seine Gültigkeit besitzt.

Wenn in dieser Untersuchung von einer Profimutter die Rede ist, so ist gemeint, dass diese die Arbeit mit den Übergangspflegekindern als eine Tätigkeit versteht, in der sie klar zwischen ihrem Sein als Mutter leiblicher Kinder und der Arbeit als Übergangspflegemutter differenziert. Es sollen ihr an dieser Stelle keine spezielle professionelle Eigenschaften zugesprochen oder ihr Handeln als professionell definiert werden, was ein erhöhtes Maß an Kenntnissen, Fertigkeiten, Fähigkeiten und besondere Problemlösungskompetenzen voraussetzen würde (vgl. WOLF 2012: 398). Vielmehr steht ausschließlich im Fokus, dass eine Profimutter eine klare Trennung ihrer Rollen als Mutter leiblicher Kinder und Übergangspflegemutter in diesem Kontext vornimmt und zeigt, welche Rollenerwartungen damit verbunden sind (siehe auch Kap. 4.4). Bedeutend ist überdies begrifflich zwischen Übergangspflege und Vollzeitpflege zu differenzieren, weil der Verbleib der Kinder in Vollzeitpflege einer anderen sozialrechtlichen Grundlage unterliegt. Der auf Dauer angelegte Verbleib der Kinder verändert die Beziehungsdynamik innerhalb der Familie, welche wiederum das emotionale Erleben des Einzelnen beeinflusst.

Wie in der Vollzeitpflege professionelles Handeln aussehen kann, hat WOLF (2012) ausgiebig diskutiert. Ich kann mich seiner Postulierung eines Dienstleistungsmodells für Pflegefamilien nur anschließen (vgl. WOLF 2012b: 416). An dieser Stelle sei auf das Kap. 12 verwiesen, bei dem noch explizit darauf eingegangen wird, wie sich der Begriff Profimutter im Laufe der Untersuchung entwickelt hat.

### *2.1.6 Leibliche Geschwister*

Die Definition von Geschwistern erfolgt im klassischen Sinn über die Zugehörigkeit zu denselben leiblichen Eltern. CIERPKA (2001) erweitert dies dahingehend, dass ebenso beobachtete Gemeinsamkeiten von Geschwistern auf die Abstammung aus der gleichen Familie hinweisen können (vgl. CIERPKA 2001: 444). Diese beobachteten Ähnlichkeiten führen zu sozialen Erwartungen wie z. B. gegenseitige Unterstützung, Fürsorge, Hilfsbereitschaft und Loyalität (vgl. KASTEN [2001a: 3ff.]; KASTEN [2001b: 101f.]).

### 2.1.7 Soziale Geschwister

In unserer modernen Gesellschaft verändert sich die althergebrachte Familienkonstellation durch eine gestiegene Anzahl von Trennungen und Scheidungen, wodurch immer mehr Kinder in Patchwork- oder Fortsetzungsfamilien<sup>3</sup> aufwachsen (vgl. SOHNI 2011: 36f.). Nicht genetisch verwandte Kinder werden in solchen Familien soziale Geschwister genannt, ein Begriff, unter den auch die Übergangspflegekinder fallen. In diesem Kontext werden Übergangs- Pflege- und Adoptivkinder als soziale Geschwister bezeichnet, da die Kinder nicht unmittelbar miteinander verwandt sind. Sie haben häufig belastende, bisweilen schwere traumatische Erfahrungen in ihrer Herkunftsfamilie erlebt. Demzufolge stellt der Übergang in ein neues Familiensystem für alle Beteiligten ein emotional belastendes Ereignis dar und verändert vorhandene Strukturen, siehe dazu auch Kapitel 3.3 (vgl. WALPER et al. 2009: 51).

## 2.2 Zusammenfassung

Dieses Kapitel hat alle in dieser Forschungsarbeit beteiligten Personengruppen bzw. Personenformen vorgestellt und definiert. Die Definitionen beziehen sich auf den Kontext dieser Arbeit und haben dort ihre Gültigkeit. Dabei wurde sich zum einen klassischer Definitionen bedient, zum anderen aber auch neue Begrifflichkeiten geschaffen, die sich nur auf diesen Forschungsgegenstand beziehen wie beispielsweise der Begriff der ‚Profimutter‘. Wird im Folgenden einer der hier erläuterten Begriffe verwendet, bezieht er sich vom Verständnis immer auf die in diesem Kapitel gegebenen Definitionen.

---

3 „Der Begriff Fortsetzungsfamilie betont mehr den Prozess der familiären Rekomposition und meint den Abschied von der bisherigen Kernfamilie, den Start in der neuen Familie und deren Zusammenwachsen“ (SOHNI 2011: 37-38).

### 3 | Die Familie als soziales System

Die Verwendung des Begriffes ‚Familie‘ findet seinen Ursprung zum Ende des 18. Jahrhunderts und bezeichnet das Modell der sogenannten bürgerlichen Kleinfamilie (LENZ & BÖHNISCH 1997a: 25). Die Familie ist ein uns vertrautes System und stellt für die meisten Menschen eine Gemeinschaftsform menschlichen Zusammenlebens dar. Durch die hohe Diversität in ihrer Erscheinungsform ist es schwierig, sie zu definieren (vgl. KUHNT & STEINBACH 2014: 41).

Das folgende Kapitel soll einen kurzen Überblick über die unterschiedlich in der Literatur beschriebenen und diskutierten Begriffsdefinitionen der letzten 20 Jahre geben. Da diese Thematik sehr komplex ist und in der wissenschaftlichen Literatur mannigfaltig diskutiert wird, würde eine intensivere Auseinandersetzung den Rahmen dieser Arbeit vor deren speziellen Fragestellung sprengen<sup>4</sup>.

#### 3.1 Familie – eine Begriffsorientierung

Laut LENZ & BÖHNISCH (1997: 7) ist davon auszugehen, dass es ‚die Familie‘ als solche nicht gibt bzw. auch nie gab und grundsätzlich verschiedene Ausprägungen dieser abwandebaren Lebensart auszumachen sind. LENZ (2016: 182f.) führt weiter aus, dass

familiale Lebensformen keine überzeitlichen Konstanten, sondern einem sozialen und kulturellen Wandel unterworfen

sind. FUHS (2007: 24) bringt es auf den Punkt, indem er sagt,

---

4 Der Familienbegriff wird unter anderem ausführlich diskutiert in ECARIUS (2007), BÖLLERT & PETER (2012), PEUCKERT (2012), HILL & KOPP (2013) sowie HILL & KOPP (2015).



dass Familie nicht als eine homogene Institution verstanden werden darf. Schon bei der Suche nach einer ethnologisch allgemein gültigen Familiendefinition stößt man auf große Schwierigkeiten.

Aus diesem Grund verwundert es nicht, dass der Familienbegriff in den unterschiedlichen Disziplinen divergent definiert wird, die Vielfalt (sozial-)wissenschaftlicher Familienbegriffe im Kontext der Familiensoziologie, der Erziehungswissenschaft, der sozialen Arbeit und der Psychologie wird zum Beispiel von PETER (2012: 17f.) divergierend diskutiert. Betrachtet man die Entwicklung des Familienbegriffes über die letzten Jahrzehnte wird deutlich, dass sich ein Wandel von einer tradierten Definition hin zu einer weit offeneren Begriffsbestimmung durch die zunehmende Pluralität der Lebensformen entwickelt hat.

Als eher tradierte Definition gilt die von SCHNEEWIND (1999). Dieser beschreibt Familie als:

Legale, biologische und funktionale Familie. Darüber hinaus nehmen sich alle Familienmitglieder als zur Familie gehörig wahr und sind eingebunden in einen Lebensrahmen mit langfristigem Verpflichtungscharakter (SCHNEEWIND 1999: 21).

Eine intakte Familie, so SCHNEEWIND (2002: 214ff.), bewirkt einen vielschichtigen positiven psychisch-emotionalen Effekt: Sie ruft das Gefühl der Identität hervor, fördert bis in das Erwachsenenalter soziale Identität, begünstigt die Eigenwahrnehmung und bildet den Grundstock für langanhaltende Beziehungen im größeren Familienkreis. Damit bildet sich ein Beziehungsgeflecht zwischen den Familienmitgliedern, die Familie ist familienintern abgegrenzt und zieht auch nach außen eine klare Trennungslinie.

In der Psychologie und Familiensoziologie gibt es zum Begriff der Familie eine Vielzahl von Definitionen, welche als solche in der Quintessenz die gleichen drei Elemente beinhalten:

1. eine auf Dauer angelegte Verbindung von Mann und Frau
2. eine gemeinsame Haushaltsführung und

3. mindestens ein eigenes (oder adoptiertes) Kind  
(HILL & KOPP [2013: 10], vgl. auch KAISER [1993: 143f.]; JOBST [2010: 185];  
KUHNT & STEINBACH [2014: 41ff.]).

Eine solche Definition schließt allerdings sogenannte alternative Familienformen wie beispielsweise Alleinerziehende (Ein-Elter-Familie<sup>5</sup>), homosexuelle Partnerschaften mit Kindern oder andere Lebensformen aus, deren Anerkennung als Familie derzeit diskutiert wird und widerspricht daher der heutigen gesellschaftlichen Entwicklung<sup>6</sup>.

SCHNEIDER et al. (1998: 14) derweil formulieren den modernen Familienbegriff breiter und allgemeiner:

Familiäre Lebensformen sind eine Teilmenge von Lebensformen, deren spezifisches Merkmal das Vorhandensein von Eltern-Kind-Beziehungen ist. Begrifflich zusammengefaßt sind damit, neben der klassischen Kernfamilie nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern, Ein-Elternfamilien und nicht zusammenwohnende Partner mit Kindern.

Die Autoren legen in ihren Ausführungen das Hauptaugenmerk auf Solidarbeziehungen im Familienverband und verstehen auch Familie als solche. Sie zählen auch sog. ‚nicht-familiäre‘ Solidargemeinschaften wie beispielsweise Freundschaften als Familie.

Dies betonen ALSCHER et al. (2009: 96) ebenso, wenn sie schreiben:

Aktuell wird der Begriff der Familie unter der Perspektive der Solidarbeziehung zwischen Menschen diskutiert. Der Wandel der Familienbegrifflichkeit lässt sich auch in der amtlichen Statistik (im Mikrozensus) ablesen. Dort werden ‚traditionelle‘ und ‚alternative‘ Familienformen betrachtet.

NAVE-HERZ (2009: 13) indessen bezieht sich in ihren Ausführungen um die in der Literatur viel diskutierte These der

---

5 „Als kleinste Größe umfasst eine Familie ein Kind und ein Elter, die als Ein- Elter-Familie bezeichnet wird. Wird die Ein-Elter-Familie mit der Mutter gebildet, was ganz überwiegend der Fall ist, spricht man von Mutterfamilie, wird sie mit dem Vater gebildet, von Vaterfamilie“ (LENZ 2016: 170).

6 Siehe dazu auch KUHNT & STEINBACH (2014: 41-70); ROSENBAUM (2014: 36f.).

gestiegenen Pluralität von Familienformen.<sup>7</sup>

Damit, so die Autorin, sei die Vorstellung verbunden, dass ein Verlauf der Vervielfältigung von Lebensformen erfolgt ist, demzufolge es heute mehr Formen gibt als früher (z. B. Alleinlebend, Nichteheleiche Lebensgemeinschaft ohne Kinder, Homosexuelle Partnerschaft ohne Kinder und vor allem auch die kinderlosen Ehen). Variable Lebensformen ergeben sich nach JOBST (2010: 182) aus einer umfassenden ‚Individualisierung der Lebenszusammenhänge‘ in der ‚reflexiven‘ bzw. ‚zweiten‘ Moderne, die daraus folgende Annahme der Pluralität gilt heute als etabliert. Weitere Auswirkungen dieses Pluralisierungsprozesses sind laut PEUCKERT (2012: 29):

instabilere Beziehungen, spätes Heiratsalter, niedrige Fertilität, einen wachsenden Anteil allein lebender Personen sowie neue Formen des Zusammenlebens ohne Ehestatus.

BÖHNISCH & LENZ (2014: 172ff.) unterscheiden unter anderem drei Merkmalskomplexe welche die Pluralität von Familienformen begründen:

1. Der Familienbildungsprozess bedingt neben Familien aus biologischer Elternschaft auch Patchworkfamilien, sowie Adoptions-, Pflege- Stief und Fortsetzungsfamilien.
2. Die Zusammensetzung der Elter(n)generation und der bestehenden Verbindung, da es die Einelternfunktion (Alleinerziehende) neben der Zwei-Eltern Funktion gibt. Zum anderen gibt es die ehelichen Familien sowie die nicht-ehelichen Familien als auch Patchwork- oder gleichgeschlechtliche Partnerschaften.
3. Nach der Wohnform können Familien sowohl einen gemeinsamen Wohnsitz, als auch zwei Wohnsitze haben, was durch Scheidung, Beruf oder weitere Gründe bedingt sein kann.

7 Diese Begrifflichkeit wird auch von FUHS (2007), ECARIUS et al. (2011), PETER (2012), PEUCKERT (2012) beschrieben.

Diese genannten Merkmale, so diese Autoren, sind in den unterschiedlichsten Konstellationen anzutreffen.<sup>8</sup>

Nach den Darstellungen zur Begriffsbestimmung, erscheint es durchaus fragwürdig,

ob es angesichts der zahlreichen und differenten Definitionsversuche überhaupt einen einheitlichen Familienbegriff geben kann, welcher den vielfältigen theoretischen Perspektiven und disziplinären Bezügen sowie familialen heterogenen Realitäten zugrunde gelegt werden kann (PETER 2012: 28).

Es ist somit denkbar, dass es, wie WINKLER es 2002 formuliert eine

„Illusion“ [sein könnte] „eindeutigen, klaren und distinkten Begriff von Familie [zu formulieren], der aller künftigen Forschung und Debatte zu Grunde gelegt werden könnte (WINKLER 2002: 36).

Die multiplen Abweichungen innerhalb der familialen und außerfamilialen Konzepte führen zu einer Pluralisierung der Lebensformen und einer Koexistenz divergierender Beziehungs- und Lebensformen, bei denen Kinder nicht zwangsläufig eingeschlossen sein müssen, dennoch ist, so LENZ (2016: 198),

trotz des Niedergangs des bürgerlichen Familienmodells [ist es] verfehlt, von der Familie als einem Auslaufmodell zu sprechen.

Dies sehen KUHNT & STEINBACH (2014) ähnlich und können in ihren Betrachtungen die massive Zunahme einer sogenannten Vielfalt von Familienformen wie in der Literatur beschrieben und oben vorgestellt, in ihrer Gänze nicht bestätigen. Ihren Ausführungen zufolge ist die ‚Zwei-Eltern-Kind-Familie‘ weiterhin das gängigste Familienmodell. Als weitere

---

8 Heutzutage stellen gerade ein Drittel aller Haushalte in Deutschland ‚Familienhaushalte‘ dar, die sich aus Eltern-Kind, Mutter-Kind oder Vater-Kind zusammensetzen (vgl. ALSCHER et al. 2009: 97).

Lebensform kommen nach KUHNT & STEINBACH (2014) nur homosexuelle Paare mit Kind als Lebensform zur Familiendefinition hinzu, da diese derzeit einen hohen prozentualen Zuwachs ausmachen. Ihrer Meinung nach sei somit die These der Pluralisierung der Lebensformen weiterhin zu diskutieren (vgl. KUHNT & STEINBACH 2014: 48f.).

In der aktuelleren empirischen Familienforschung deutet sich zudem an, dass der Wechsel gesellschaftlicher Strukturen und die resultierende Pluralisierung die Familie als stationär und der Typus der Kleinfamilie als vergleichsweise sozial isoliert anzusehen ist (vgl. BÖHNISCH 2010: 339f.). Hieraus resultiert der Ausdruck „*multilokale Mehrgenerationenfamilie*“ (vgl. HUININK & KONIETZKA [2007: 26]; BERTRAM [2012: 105]; BÖHNISCH & LENZ [2014: 174]), der Familie als generationenübergreifende Solidargemeinschaft interpretiert. Damit ist dieses ein Modell künftiger Generationen in dem die Akteure in verschiedenen Haushalten leben, es aber trotzdem zu inniger Interaktion kommt und der räumliche Abstand kein Hinderungsgrund für ein koordiniertes Familienleben ist (vgl. HUININK & KONIETZKA 2007: 26).

### 3.2 Das Familiensystem

Das Familiensystem kann als ein offenes, soziales System<sup>9</sup> mit Familienmitgliedern verstanden werden, die nach bestimmten Regeln interagieren (MINUCHIN 1987: 29, 52). Nach der Systemtheorie, so SCHMIDTCHEN (2007) werden familiäre Systeme als

sich selbst organisierende (autopoietische) Ganzheiten angesehen, die im Austausch mit ihrer Umgebung bestrebt sind, ihren Erhalt und ihre Entwicklung zu gewährleisten. Der Austausch geschieht durch verbale und

---

9 „Entsprechend seiner Sicht des Menschen und der Gesellschaft als einer Ganzheit, als System, bestimmt Minuchin die Parameter, die für die Erklärung solcher offenen Systeme geeignet sind. Ein Parameter ist die Struktur. Familienstrukturen äußern sich durch die Art und Weise, wie die Mitglieder miteinander umgehen. Wiederholte Transaktionen führen zu Mustern von Verhaltensweisen, auf die bevorzugt zurückgegriffen wird und die so das System stützen und erhalten“ (KRÄHENBÜHL in MINUCHIN 1987: 8). Siehe hierzu auch von SCHLIPPE et al. (1995: 7ff.).

nicht-verbale Interaktionen sowie Prozesse der Bedeutungsgebung. Er findet sowohl innerhalb des Familiensystems als auch zwischen der Familie und ihrer Umgebung statt (vgl. SCHMIDTCHEN 2007 657f.)

KAISER (1993) betrachtet das Familienleben als einen Prozess, in welchem die Familie durch Veränderungen ihrer Mitglieder und einem Generationswechsel permanenten Änderungen unterworfen ist und Lebensumgebungen sich entwickeln oder aktiv verändert werden (KAISER 1993: 144). Die einzelnen Individuen bilden Subsysteme innerhalb der Familie, die Eltern untereinander, die Geschwister und die Eltern mit den Kindern. Subsysteme können auf Grundlage der Generation, des Geschlechtes, der Interessen oder der Funktionen gebildet werden. Jedes Individuum gehört verschiedenen Subsystemen an, in denen es jeweils unterschiedliche Macht besitzt und differenzierte Fertigkeiten erwirbt (vgl. MINUCHIN 1987: 72)<sup>10</sup>. Jede einzelne Subgruppe ist ein semioffenes System mit Geschwistern als aktive und passive Mitspieler im lebensprägenden Prozess der Sozialisation.

Für Geschwister stellt sich die Familie jeweils unterschiedlich dar. Innerhalb der Familie nimmt jedes Kind die Wirklichkeit anders wahr und erlebt seine Familie auf eigene Weise, so dass es in der Wahrnehmung dreier Kinder einer Familie auch drei Familien gibt (vgl. RUDECK 2012: 6). Die Familie kann, so SCHÄFERS (2006), als Urform des Gruppenlebens bezeichnet werden, die dadurch gekennzeichnet ist, dass

ihre Zielsetzung breit und variabel ist und sich ihre Mitglieder – außer in der ersten Phase der frühkindlichen Sozialisation – von der ‚Familienbasis‘ aus anderen Gruppen anschließen (SCHÄFERS 2006: 135).

Aus diesem Grund ist Sozialisation außerhalb der Familie als separate, aber konvergent ablaufende Entwicklung anzusehen (vgl. Brock 2008: 1697).

WINKLER (2002: 38) bringt es auf den Punkt, in dem er etwas zugespitzt schreibt:

---

10 Weitere Ausführungen zu Subsystemen siehe MINUCHIN (1987: 72ff.).

Es gehört schon zu den faszinierenden Rätseln, wie es einem strukturell vergleichsweise einfach komponierten System gelingt, nacheinander, oft sogar gleichzeitig mit der Bedürftigkeit eines hilflosen und doch hochkompetenten Säuglings und den Bizarrheiten eines auf Autonomie pochenden Pubertierenden klar zu kommen, der auf Beziehungen insiziert, indem er sie in Frage stellt.

### 3.3 Beziehungskonstellationen

Im System der Familie sind die diversen Rollen und Funktionen sowie die sich ändernden Kenntnisse und Fähigkeiten von Eltern und Kindern Voraussetzungen für die familialen Beziehungen (vgl. GLOGER-TIPPELT 2007: 157). Die Anzahl an Familienmitgliedern ist ein Maß für die Ausprägung und die Vielschichtigkeit der Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern (vgl. SCHNEEWIND [2002: 111f.; 2008a: 127]). Die wichtigsten Merkmale von Beziehungen sind laut GLOGER-TIPPELT (2007: 157) ihre

Reziprozität oder Komplementarität, das Machtverhältnis der Personen und der Grad an Intimität.

Das familiäre Beziehungsnetz besteht aus sehr unterschiedlichen Beziehungen, die im Gleichgewicht gehalten werden müssen. So ist beispielsweise ein Kind nicht nur den Einflüssen der Eltern und der Familie ausgesetzt, sondern auch denen der Geschwister, der Lehrer, der Peergruppe, der Nachbarn und weiteren (vgl. CIERPKA 2001: 446). Aus diesem Grund sollen die Definitionen innerfamiliärer und außerfamiliärer Beziehungen erläutert werden, um später im Ergebnisteil auf die Veränderungen dieser Beziehungen durch die Aufnahme von Übergangspflegekindern einzugehen.

#### 3.3.1 Innerfamiliäre Beziehungen

Familienbeziehungen bilden im engeren Sinne eine soziale, zwischenmenschliche Einheit. Als innerfamiliäre Beziehungen sind Beziehungen zu bezeichnen, die sich auf zwei Personen innerhalb der gleichen Familie beziehen, also solche zwischen Eltern und Kind oder zwischen Geschwi-

stern (vgl. ASENDORPF & BANSE 2000: 39). Da es in dieser Arbeit um das Erleben der leiblichen Kinder geht, wird bei der Ausführung der Fokus auf die Eltern-Kind- und Geschwisterbeziehung gelegt und nur kurz auf die Partnerschaft eingegangen. Diese kann sich im Zuge der Aufnahme von Übergangspflegekindern zweifelsohne verändern, ein Aspekt, der in dieser Arbeit jedoch nicht ausführlicher behandelt wird.

### 3.3.1.1 *Partnerschaften*

Bis in die frühen 1970er Jahre waren in Deutschland Partnerschaft und Ehe beinahe austauschbare Begriffe, d.h. in einer Partnerschaft lebende Menschen waren auch verheiratet (vgl. ASENDORPF & BANSE 2000: 41). Heute leben immer mehr Paare in nichtehelichen Gemeinschaften, im Jahr 2009 rund 2,6 Millionen (vgl. WEINMANN & RÜBENACH 2010: 2). Ebenso wie Familien unterliegen Partnerschaften dahingehend einem Wandel, da es vermehrt gleichgeschlechtliche Partnerschaften, oft auch mit Kindern gibt. Seit dem 2001 in Kraft getretenen Lebenspartnerschaftsgesetz, ist erstmalig eine institutionalisierte Form der Partnerschaft zwischen gleich-geschlechtlichen Menschen geregelt (vgl. FRIEBERTSHÄUSER et al. [2007: 192]; TAMMEN [2007: 523]).

Eine allgemeingültige Definition von Partnerschaft ist somit nicht leicht zu geben, da heutzutage mehr denn je beide Partner ihre jeweilige Partnerschaft individuell definieren (vgl. SCHÜTZ & WIESNER 2000: 194). Zu diesem Kontext passt die Aussage über Partnerschaft von HAHLEWEG (1986), indem er beschreibt, dass sich eine Partnerschaft durch einen hohen Anteil an gemeinsamen Erlebnissen und eine oftmals große emotionale Anteilnahme auszeichnet (vgl. HAHLEWEG 1986: 6ff.).

BURKART beurteilt dieses homolog, er verwendet den Begriff „*Partnerschaftlichkeit*“ (BURKART 2014: 82) und hebt hervor, dass die Erwartungen in einer Partnerschaft heute eine Gewichtung auf Symmetrie und Korrelation sowie Gerechtigkeit und Gleichberechtigung legen. Ein dynamisches Definieren und Austarieren der Ziele kann in der Partnerschaft durch ausgeprägte Verständigung, Aufrichtigkeit, Kooperation und die Zurücknahme eigenen Einflusses erfolgen (vgl. BURKART 2014: 14).

Was die Qualität von Partnerschaften betrifft, wird diese in der Literatur konträr diskutiert (vgl. STEGMANN & SCHMITT 2006: 47f.). Es gibt vielschichtige bestimmende Faktoren der Partnerschaftsqualität, die



wiederum unterschiedlichen Wechselwirkungen unterliegen und alle Facetten der Partnerschaft betreffen. KARNEY & BRADBURY (1995) führten eine Metaanalyse von 115 Längsschnittstudien zur Ehequalität und Ehestabilität durch und identifizierten vielfältige Determinanten der Partnerschaftsqualität (vgl. KARNEY & BRADBURY 1995: 17ff.)<sup>11</sup>. Auf zwei dieser Faktoren soll an dieser Stelle kurz eingegangen werden:

- Externe Stressoren haben einen erheblichen Einfluss auf die Partnerschaftsqualität und -stabilität, wie z. B. in diesem Kontext die Aufnahme eines seine eigene Geschichte mitbringenden Übergangspflegekindes. Zu den Stressoren zählen unter anderem auch eine mögliche konfliktträchtige Zusammenarbeit mit der Herkunftsfamilie oder die erforderliche Kooperation mit dem Jugendamt. Hierzu erläutert SCHNEEWIND (2008: 140), dass eine destruktive Elternbeziehung der Pflegeeltern Auswirkungen auf die Qualität der Geschwisterbeziehung hat. Darauf wird im Ergebnisteil noch einmal näher eingegangen.
- Die Rollen- und Aufgabenverteilung zwischen den Paaren hat einen nicht unerheblichen Einfluss auf die Qualität der Partnerschaft. Gerade in der Arbeit mit Übergangspflegekindern, welche sich, wie unter 2.1.3 beschrieben, im Alltag eher als Aufgabe der Frau erweist, sind klare Rollen- und Aufgabenverteilungen von hoher Bedeutung. Fairness hinsichtlich partnerschaftlicher Unterstützung kann sich als relevant für die Partnerschaftsqualität und -stabilität erweisen. (vgl. SCHNEEWIND et al. [2000: 108]; STEGMANN & SCHMITT [2006: 56]).

Auf diese Rollen- und Aufgabenverteilung wird im Kapitel 4.4 noch näher eingegangen.

### **3.3.1.2 Eltern-Kind-Beziehungen**

Eltern-Kind-Beziehungen sind früheste Beziehungen, sie beginnen bereits im Mutterleib und

---

<sup>11</sup> KARNEY & BRADBURY (1995) entwickelten ein Modell, das die wesentlichen psychologischen Einflussfaktoren auf die Qualität und Stabilität von Partnerschaften und ihre Wechselwirkungen beschreibt (vgl. ASENDORPF & BANSE 2000: 51).

sind biologisch und rechtlich verankerte, unkündbare, nicht gewählte Verantwortungsbeziehungen, die ihre besonderen Lernpotentiale und Schutzfunktionen haben (FEND 1998: 226-227).

Studien belegen, dass Säuglinge schon Tage nach der Geburt Gesichtsausdrucksformen von Müttern oder Vätern nachahmen und so auf diese Weise mit ihnen interagieren, wie auch schon im Mutterleib (vgl. KREPPNER 2001: 3). Die Beziehungen des Kindes zu seinen Eltern sind wichtig für die weitere Entwicklung seiner Sozialkompetenz außerhalb der Familie. Erlernt werden hierdurch unter anderem auch symmetrische Beziehungsschemata<sup>12</sup> (vgl. KREPPNER 1993: 81f.).

Im günstigsten Fall baut das Kind in den ersten zwei Jahren seines Lebens stabile Bindungsmuster und hierauf basierend Vertrauen in das Verhalten anderer Menschen in bewährten Beziehungsgefügen auf. Bis zum Ende des zweiten Lebensjahres hat es präzise Bindungsmuster zu seinen Eltern ausgebildet und erkennt in bestimmten Situationen die sich wiederholenden Arten von Wechselbeziehungen und Verständigung (vgl. ASENDORPF & BANSE 2000: 76). Auch erlangt es in dieser Phase Kenntnis über seine Beziehungen zu den einzelnen Familienmitgliedern (Mutter, Vater, Geschwistern, Großeltern) und spiegelt sich in diesen wider, um dabei eine eigene Identität zu entwickeln (vgl. KREPPNER 2001: 5). Der bereits beschriebene Wandel der Familienformen (siehe Kapitel 3.1) bedingt, bezogen auf die Eltern-Kind-Beziehungen, dass Kinder- und Jugendliche heute wesentlich öfter in veränderlichen Familienformen leben. Hierdurch ist eine Formenvielfalt der Eltern-Kind-Beziehungen zu beobachten (vgl. OELKERS 2012: 138). Nach BRACHES-CHYREK (2012: 136) fördert diese die Zunahme tieferer sozialer Beziehungen und erhöht die Qualität der entstandenen Bindungen und wird somit deren Individualität besser gerecht (BRACHES-CHYREK 2012: 87).

Somit befinden sich Eltern-Kind-Beziehungen im Wandel, vor allem hat sich die Vaterrolle in den letzten Jahren stark verändert. Dies liegt zum einen in dem Wunsch vieler Frauen begründet, zügig in das Berufsleben zurückkehren zu wollen, zum anderen aber auch an der zunehmenden

---

12 Gegenüber den Eltern-Kind-Beziehungen, die laut KREPPNER (1993: 144) als asymmetrisch angenommen wird.

Familienorientierung der Männer. Das seit 2007 eingeführte Elterngeld ermöglicht es auch Vätern, ohne das Risiko eines großen Verdienstaufwandes in Elternzeit zu gehen. So können sie mit dem Kind den Alltag erleben und die Vater-Kind-Bindung intensivieren. Betrug der Anteil der Elternzeit nehmenden Väter in den ersten drei Monaten des Jahres 2008 noch 19,2%, so hat er sich im dritten Quartal des Jahres 2013 mit 32,3% annähernd verdoppelt (STATISTISCHES BUNDESAMT 2015: 26). In vielen Familien hat sich so die Intensität und Art der Vater-Kind-Beziehung geändert, die Hauptverantwortung für die Kinder obliegt dessen ungeachtet weiterhin bei den Müttern (vgl. ARRÁNZ BECKER [2008: 253]; NAVE-HERZ [2009: 14f.]).

Gerade Müttern scheint in den Familien die Aufgabe zuzufallen, gegenüber den Kindern nach und nach Autonomie zu gewähren und trotzdem die Kontrolle zu behalten (vgl. KREPPNER 2001: 7).

Einerseits müssen die Eltern die Beziehung zu den Kindern fortführen und ihnen andererseits dabei helfen, sich außerhalb des Elternhauses auszuprobieren und zu lernen, eigene Interessen auszuleben. Zu den natürlichen Prozessen innerhalb einer Familie gehört, dass die Eltern Konstanz im Beziehungsgefüge und möglichst ein enges Abhängigkeitsgeflecht zu den Kindern aufrecht erhalten wollen, während die Kinder Gegenteiliges anstreben (vgl. KREPPNER 2001: 7). Im Laufe des Heranwachsens nimmt das Streben nach Autonomie zu und weitere Bindungen mit Personen außerhalb der Familie, wie z.B. mit Lehrern oder Klassenkameraden werden eingegangen. Vor allem aus der Sicht des Jugendlichen büßt die Elternrolle an Bedeutung ein, während Gleichaltrige, so genannte Peers, an Bedeutung zunehmen (siehe Kap. 3.3.2.1). Konflikte zwischen Eltern und Kindern erreichen in der Pubertät ihren Höhepunkt, die Beziehung bleibt jedoch im Verlauf des Jugendalters meist eng und die Eltern eine wichtige Quelle des Beistandes, oft sogar bis ins Erwachsenenalter hinein (vgl. ASENDORPF & BANSE 2000: 77).

### **3.3.1.3 Geschwisterbeziehungen**

Da ich bei der Auswertung der Interviews auch meinen Blick auf die Veränderung der Geschwisterbeziehung infolge der Aufnahme von Übergangs-

pflegekindern richte, möchte ich mich zu den Geschwisterbeziehungen etwas ausführlicher äußern als zu den Paarbeziehungen und Eltern-Kind-Beziehungen. Der Stand der Geschwisterforschung wird hier skizziert, detaillierte Darstellungen sind KASTEN (2001a); FRICK (2009); WALPER et al. (2009); BROCK (2010); FREIBURG(2010); SOHNI (2011); RUDECK (2012) und SITZLER (2014) zu entnehmen.

Die Begriffe ‚Bruder‘ und ‚Schwester‘ sind kulturell geprägte Begriffe und laut RUDECK (2012) nur in einem Fünftel der Kulturen üblich. Welche Personen folglich als Geschwister anerkannt werden, ist kulturabhängig. SOHNI (2011) beschreibt, dass sich die Geschwisterdefinition mit dem gesellschaftlichen Wandel der Lebensformen verändert hat, daher gelten die folgenden Definitionen und Merkmale sowohl für leibliche als auch für soziale Geschwister.

Ob sie allerdings für den Bereich der Übergangspflege gelten, ist aus der einschlägigen Literatur zur Geschwisterforschung nicht ersichtlich. Ebenso darf diskutiert werden, ob es in Anbetracht der kurzen Verweildauer in der Übergangspflege in diesem Kontext sinnvoll ist, von sozialen Geschwisterbeziehungen zu sprechen. Hier sei auf HÖJER & NORDENFORS (2004); HÖJER (2004) sowie HEINER & WALTER (2010)<sup>13</sup> verwiesen, die sich ausführlicher zu der Thematik äußern<sup>14</sup>.

Geschwisterbeziehungen, da sind sich die Autoren einig, sind für die meisten Kinder als soziale Erfahrungen bedeutend. Geschwister beeinflussen sich in vielen für die individuelle Entwicklung essentiellen Lebensphasen gegenseitig und formen dadurch fundamental die Beziehungsfähigkeit. Im Erwachsenenalter verbindet Geschwister oft noch die gemeinschaftliche Vergangenheit. Trotz des Geburtenrückgangs, haben ungefähr 70% aller Kinder ein oder zwei Geschwister, nur etwa 25% sind Einzelkinder (STATISTISCHES BUNDESAMT 2011b: 13). Weniger als die Hälfte der Kinder erleben heute das 18. Lebensjahr in ein und derselben Familie

---

13 Die Entwicklung der Beziehung unter sozialen Geschwistern in der Übergangspflege ist davon geprägt wie der Einstieg gelingt. Der künstlich zusammengestellte Geschwisterkreis birgt für alle die Herausforderung, den eigenen Platz zu finden und die Beziehungen zueinander und zu den anderen aufzubauen. Erschwerend kommt hinzu, dass das Zusammenleben nicht auf Dauer angelegt ist. (vgl. HEINER & WALTER 2010: 18).

14 Siehe dazu auch NIENSTEDT & WESTERMANN (1999: 795ff.).

(vgl. SOHNI 2011: 37), hier deutet sich bereits an, dass die Geschwisterbeziehungen sich stets neu formieren und mutmaßlich ein höherer Forschungsbedarf besteht.

### → *Exkurs zur Geschwisterforschung*

Da die Koexistenz von Stief-, Halb-, Adoptiv- und Pflegegeschwistern in unserer Gesellschaft im Laufe der Jahre immer mehr zunimmt, wandelt sich langsam auch in unserer Gesellschaftsform das Bild von Geschwisterlichkeit. Der familiale Wandel zur Pluralität von Lebensformen hat somit Einfluss auf innerfamiliäre Beziehungen und Auswirkungen auf den Familienalltag sowie die Geschwisterbeziehungen (vgl. PETRI 2014: 40).

Die Bedeutung der Geschwisterbeziehungen ist seit langem unbestritten (ADLER 1931). Im deutschsprachigen Raum ist der Anteil der Forschung zur Dynamik in Geschwisterbeziehungen in Familien dennoch gering, RUDECK (2012: 5) folgend, fanden Geschwisterbeziehungen über Jahrzehnte kaum Beachtung. Besonders der Teilaspekt der frühen Kindheit wurde nicht durch Forschungsprojekte abgedeckt (vgl. BROCK 2008: 1694). Was also fehlt sind Längsschnitt- und Langzeitstudien, die Auskunft darüber geben, welchen Einfluss Geschwister auf das Familiensystem haben (vgl. BROCK 2010: 2). Dieses mögen Ursachen dafür sein, dass eine unabhängige Geschwistertheorie bis dato fehlt und ERNST & ANGST (1983) sowie BANK & HAHN (1991) als Hauptreferenz dienen obwohl sie als antiquiert gelten müssen (vgl. BROCK 2010: 2).

Viele der Forschungen zu Geschwistern befassten sich lange Zeit mit strukturellen Variablen wie Geburtenrangplatz, Geschlechterkombination und dem Altersabstand, die bis dato jedoch keine validen Zusammenhänge und Rückschlüsse zulassen. Auch die von TOMAN (1996) in Anlehnung an Adler entwickelten Haupttypen der Geschwisterpositionen konnten sich bis heute nicht etablieren. ERNST & ANGST (1983) widerlegten in späteren Jahren die Thesen von ADLER zur Geschwisterposition (siehe Kap. 3.3.1.3.3) (vgl. SOHNI 2011: 54).

Einige Untersuchungen, beispielsweise zur Qualität von Geschwisterbeziehungen führten FURMAN UND BUHRMESTER (1985) durch. Sie entwickelten daraus vier Qualitätsdimensionen, Nähe, relative Macht, Konflikthaftigkeit und Rivalität (siehe Kap. 3.3.1.3.2). Hier wurden erst-

malig nicht nur positive Qualitätsmerkmale von Geschwisterbeziehungen genannt, sondern mit der Rivalität auch ein widriger Aspekt, der nicht unerheblichen Einfluss auf den Verlauf einer Geschwisterbeziehung und die Identitätsbildung hat (vgl. TEUBNER [2005: 69]; SOHNI [2011: 59]).

Ein aus entwicklungspsychologischer Sicht wichtiger Aspekt, der in diversen Studien beschrieben wurde, ist der der Vorbildfunktion. Bei diesem dienen die Geschwister einander als Rollenmodelle die imitiert werden. Ebenso spielt die Pionierfunktion eine Rolle, bei der das ältere Geschwisterkind oftmals eine Art 'Vorreiterfunktion' ausübt (vgl. TEUBNER 2005: 67f.).

Einige Autoren (vgl. VON SALISCH 1993; SOHNI 2011; BROCK 2012, BROCK et al. 2015) eint das Anliegen, den horizontalen Ressourcen in Familienbeziehungen mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Sie haben sich in Untersuchungen und Veröffentlichungen ausführlich damit beschäftigt, dass neben der hierarchischen (vertikalen) Eltern-Kind-Beziehungsstruktur die gleichrangige (symmetrische) Beziehungsstruktur zu Peers und Geschwistern von herausragender Bedeutung für die kognitive und soziale Entwicklung des Kindes ist. Die Autoren sind der Ansicht, dass es Kindern, die hauptsächlich in vertikal strukturierten, also Erwachsenen-Kind-Beziehungen aufwachsen, durch die gute Behütung an signifikanten Kompetenzen mangelt, da sie sich mit Gleichaltrigen nicht ausprobieren können (vgl. VON SALISCH 1993: 60). Wachsen Kinder hingegen in symmetrischen bzw. horizontalen Beziehungen auf, erhöht sich dadurch die Wahrscheinlichkeit, dass zwei Partner einer Interaktion gemeinsam eine Problemlösung erarbeiten, und es nicht zu einseitiger Verschiebung im Bezug auf Machtstrukturen sowie Kenntnisse- und Fähigkeiten kommt (vgl. PETRI 2014: 42).

Gleichzeitig, so PETRI (2015a: 95),

haben vertikale Beziehungseinflüsse eine außerordentliche Macht, die Ressourcen-Belastungs-Balance in der geschwisterlichen Beziehung zu beeinflussen.

Dies kann gerade für Kinder von Bedeutung sein, die aus riskanten Familienkonstellationen kommen, wie die in dieser Arbeit beforschten Übergangspflegekinder.

### 3.3.1.3.1 *Definition des Begriffes Geschwisterbeziehung*

Von Geschwisterbeziehungen sprach man erstmals, als im Industriezeitalter des 19. Jahrhunderts die Kinder nicht mehr als Arbeitskräfte ihrer Kindheit beraubt wurden, sondern die Kindheit zu einem eigenständigen, als relevant anerkannten Abschnitt der Lebensspanne wurde (vgl. PETRI 2014: 38f.). Geschwister hatten so die Möglichkeit sich intensiv miteinander zu beschäftigen, so dass emotionale Bindungen und Beziehungen entstehen konnten.

Der umgangssprachliche Sinn des Wortes ‚Beziehung‘ unterstellt zwischen zwei Personen ein zwischenmenschliches Verhältnis. Dieses Verhältnis kann unterschiedlich ausgeprägt und wiederum zuordnungsfähig sein, da Beziehungen in einem Entwicklungsprozess stehen und sich oftmals über einen Zeitraum stark verändern (vgl. KASTEN 2001: 3). Dieses gilt sicherlich ebenfalls für Geschwisterbeziehungen.

Heutzutage versteht man unter dem Fachterminus Primärbeziehungen Eltern-Kind- und Geschwisterbeziehungen. Diese Beziehungen bestehen von Beginn der Familie an, eine aktive Wahl der Beteiligten ist im Gegensatz zu aktiv gesuchten Freunden oder Partnern unmöglich (vgl. KASTEN 2001b: 21). Ebenfalls gibt es keinen Einfluss, an welcher Position in der Geschwisterreihenfolge man sich befindet. Geschwister sind somit ein

nicht selbst gewählter Teil des eigenen Lebens, und sie bleiben es, ob man will oder nicht (NITSCH & BEIL 2007: 36).

Der Geschwisterstatus zeichnet sich somit durch einen besonderen Charakter aus. Er entsteht mit der Geburt und hat – ungeachtet möglicher persönlicher Kontaktabbrüche – ein Leben lang Gültigkeit (vgl. PETRI 2015b: 109). Geschwisterbeziehungen sind somit

die längsten Beziehungen unseres Lebens (PETRI 1999: 68)

und nach der Eltern-Kind-Bindung die zweitstärkste emotionale Verbindung (vgl. FURMAN & BUHRMESTER 1985: 448).

Ebenso wie die Beziehung mit den Eltern, ermöglichen Geschwisterschaften die Entwicklung einer eigenen Identität (vgl. CIERPKA 2001: 451). Andererseits sind Geschwister aufgrund ihres Zusammenlebens in der

Lage, sich selbst zu reflektieren und das Denken und Fühlen des anderen Geschwisterkindes nachvollziehen zu können (vgl. VON SALISCH 1993: 63). Geschwisterbeziehungen haben somit einen prägenden Einfluss auf die Persönlichkeitsentwicklung eines Kindes. Die Grundlage für eine gesunde Persönlichkeitsentwicklung und -strukturierung wird jedoch in der Eltern-Kind-Beziehung gelegt (vgl. NIENSTEDT & WESTERMANN 1998: 259). Sie entwickelt sich in dem Rahmen, den die Eltern ihren Kindern bieten (vgl. FOCK 2011: 15). Auch wenn Geschwisterbeziehungen denselben Wandlungen unterworfen sind wie andere Veränderungen in der Familie, ist ihnen Konstanz als kennzeichnende Qualität sicher (vgl. WHITE & RIEDMANN 1992: 85). Weitere wesentliche Bestandteile von Geschwisterbeziehungen sind Sozialisation, gegenseitiger Beistand und gemeinsames Lernen. Geschwister können sich z. B. bei Hausaufgaben unterstützen, sich in ihren körperlich-motorischen Kompetenzen oder im Spiel messen, und so voneinander profitieren. Verhaltenskontrolle und Abstimmung von Verhaltensweisen ergeben sich für Geschwister aus wechselseitiger Beobachtung (vgl. FREIBURG [2010: 92]; WENDT & THÖNNISSEN [2010: 22]).

Für Geschwister im Grundschulalter sind Lern- und Bildungsprozesse in höchstem Maße von Bedeutung (vgl. BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE 2005: 134). Analog zu Kindern ihrer Peer-Gruppe erlauben Geschwisterbeziehungen Kindern und Jugendlichen

Handlungsspielräume und Aneignungsmöglichkeiten im Kontext egalitärer sozialer Beziehungen

zu erproben (TEUBNER 2005: 63ff.). Hierdurch können soziale und emotionale Fähigkeiten erlangt werden.

Geschwisterbeziehungen sind ebenso wie die übrigen Beziehungen innerhalb einer Familie eingebettet in inner- und außerfamiliäre Geschehnisse. Damit sind sie Teil des familiären Beziehungsgeflechtes, deren Wechselbeziehungen im Untersystem der Familie in herausgehobener Art und Weise mit einbezogen werden müssen (vgl. MINUCHIN 1987: 8f.).

PAPASTEFANOU (1992: 160) spricht an dieser Stelle von ‚geteilter‘<sup>15</sup> und ‚nicht-geteilter Umwelt‘. Zu den geteilten Bedingungen zählen unter

---

15 Einflüsse, die beide Kinder in derselben Weise betreffen.



anderem die Erziehungsstile der Eltern sowie die soziale Schichtzugehörigkeit. Man ging früher von einer gleichermaßen Beeinflussung der Geschwister aus, in Studien mit Zwillingen fand man aber heraus, dass dem nicht so ist.

Geschwister derselben Familie erleben ihre häusliche Umgebung in vielen Punkten verschieden (FRICK 2006: 35).

Heute weiß man, dass sich Unterschiede in der Entfaltung der Geschwister durch Bedingungen, die für jedes Kind einmalig sind, ergeben. Dazu gehören zum Beispiel unterschiedliches Verhalten der Eltern, Geschwisterinteraktionen, plötzlich auftretende Einflüsse wie Krankheiten und Unfälle sowie außerfamiliäre Erfahrungen mit Freunden, Lehrern und anderen Menschen (vgl. PAPAŞTEFANOU [1992: 160]; FRICK [2006: 27]). Somit erleben Kinder in ihrer Familie sowohl eine geteilte als auch eine gemeinsame Umwelt, da auch gemeinsam erlebte Umweltfaktoren für jedes Kind eine individuelle Ausprägung annehmen (vgl. FRICK 2006: 36). Geschwister weisen somit weit mehr Unterschiede als Ähnlichkeiten auf, was nach PAPAŞTEFANOU (1992: 163) mit dem unterschiedlichen Erleben innerfamiliärer Bedingungen der Geschwister zusammenhängt. Auf dieses unterschiedliche Erleben wird zu einem späteren Zeitpunkt bei der Auswertung der Interviews näher eingegangen und diskutiert, wie das leibliche Kind nach Aufnahme eines Übergangspflegek Kindes die Veränderungen der intrafamiliären Beziehungen erlebt (siehe Kap. 14).

Laut KAISER (1995) gibt es in Familien, in denen leibliche Kinder und Pflegekinder zusammen aufwachsen hingegen kein einheitliches Geschwistersubsystem, sondern zwei unterschiedliche Subsysteme mit jeweils spezifischen Binnenstrukturen und Beziehungen (KAISER 1995: 69)<sup>16</sup> (siehe dazu auch 3.3.1.3.4).

### ***3.3.1.3.2 Dimensionen von Geschwisterbeziehungen***

In der wissenschaftlichen Literatur ist die Klassifizierung von Geschwisterbeziehungen nicht homogen und auch die Hypothesen zur Entstehung von Geschwisterbeziehungen sind uneinheitlich (vgl. KARLE &

---

16 Siehe dazu auch KASTEN (1993).

KLOSINSKI 2001: 405). Die Geschwisterlichkeit ist nicht ausschließlich durch Geschlecht, Alter oder Reihenfolge definiert, sondern primär durch gemeinsame Vertrautheit und verbindende Erlebnisse im innigen Rahmen der Familie (vgl. RUDECK 2012: 5).

Ein sehr interessanter Gesichtspunkt, der bei der Auswertung der Interviews Beachtung findet, sind die von FURMAN & BUHRMESTER (1985) erstmals beschriebenen wesentlichen Dimensionen der Geschwisterinteraktionen. Die Autoren identifizierten in ihren Studien vier zugrundeliegende Beziehungsqualitäten, die auch für Verhaltensweisen und Persönlichkeit der Beteiligten stehen:

1. Wärme und Nähe
2. Relative Macht / Status
3. Konflikthaftigkeit
4. Rivalität

(vgl. FURMAN & BUHRMESTER [1985: 48]; BUHRMESTER & FURMAN [1990: 1387]; KARLE & KLOSINSKI [2001: 405]; KASTEN [2001b: 73]; NOLLER [2005: 7]; PETRI [2015: 109]).

### **Wärme und Nähe**

FURMAN & BUHRMESTER (1985) fanden in ihrer Studie bei der Befragung von elf- und 12-jährigen Kindern heraus, dass Wärme und Nähe zu den wichtigsten Aspekten der Geschwisterbeziehung zählen. 93% der befragten Geschwister empfanden die enge Gemeinschaft am wichtigsten, gefolgt von Bewunderung (81%), prosozialem Verhalten (77%) sowie Liebe und Zuneigung (65%) (vgl. FURMAN & BUHRMESTER 1985: 451). Wärme wird als die emotionale Nähe und Familiarität zwischen Geschwistern definiert, die sich in Vertrautheit, Beistand und Hinwendung äußern kann. Dem stimmen sowohl KASTEN (2001b) als auch NOLLER (2005) zu, für die ebenso Fürsorge, Nähe, Wärme und Loyalität die wichtigsten Aspekte der Geschwisterbeziehung darstellen (vgl. KASTEN [2001b: 101]; NOLLER [2005: 7]). Auch ergibt sich aus der Studie, dass Kinder gegenüber Geschwistern desselben Geschlechtes mehr Wohlwollen und Verbundenheit empfinden, insbesondere bei einem geringen Altersunterschied (vgl. BUHRMESTER & FURMAN 1990: 1388). Weitere Untersuchungen belegen, dass Wärme und Nähe unter Geschwistern bedeutende Einflussfaktoren

für eine positive Entwicklung von Emotionen und Verhalten während der Kindheit und Jugend darstellen (vgl. WALPER et al. 2009: 24). Sie haben auch Einfluss auf die innerfamiliären Beziehungen (siehe Kap. 3.3.1).

### **Relative Macht / Status**

WALPER et al. (2009) folgend üben Geschwister Macht aus, indem sie Dominanz repräsentieren, Ehrerbietung zeigen oder als ältere, bzw. jüngere Geschwister schützen, bzw. geschützt werden (vgl. WALPER et al. 2009: 31). Der Grad dieser Macht steht in direktem Verhältnis zum Altersunterschied und absoluten Alter der Geschwister. Je älter ein Geschwisterkind ist, und je älter es im Vergleich zum jüngeren Geschwister ist, desto höher ist sein Status angesiedelt und umso hilfreicher agiert es (vgl. KASTEN 2001b: 116) (siehe auch Kap. 3.3.1.3.3).

Wie erwartet hat das relative Alter eine starke Auswirkung auf den Status und die Kraft. Bei den älteren Geschwistern tritt ein ausgeprägteres soziales Verhalten (materiell und emotional) sowie eine größere Dominanz verglichen mit den jüngeren Geschwistern auf (vgl. BUHRMESTER & FURMAN 1990: 453).

### **Konflikte**

Über alle Lebenslagen und Entwicklungsphasen hinweg, können in Geschwisterbeziehungen Konflikte auftreten. Im wissenschaftlichen Kontext werden Konflikte meist subjektiv durch die Intensität an Streitereien, Feindseligkeiten und Machtmissbrauch oder durch Aussagen über Enttäuschungen in der Geschwisterbeziehung registriert (vgl. STOCKER et al. 1997: 215). Eine ausgeprägte geschwisterliche Verbundenheit sorgt dafür, dass Konflikte in der Regel keine weitreichenden negativen Folgen haben (vgl. WALPER et al. 2009: 12). Laut LEE et al. (1990: 433) ist der Konflikt zwischen Geschwistern auch ein Ausdruck der Geschwisterrivalität.

### **Rivalität**

Rivalität kann als ein negatives innerpsychisches Erleben bei Geschwistern abgegrenzt werden, das je nach Lebensstadium unterschiedlich stark ausgeprägt sein kann. Sie ist ein Streben und Wettstreiten um elterliche Ressourcen, wie Belohnung und Beachtung und wird meist durch

Eifer und Neid geprägt (vgl. LEE et al. [1990: 433]; NIENSTEDT & WESTERMANN [1998: 266]; KASTEN [2001: 9]). In der Konkurrenz mit sehr jungen Geschwistern ist bei den älteren Kindern ein besonders starkes Rivalitätsverhalten festzustellen, auch die Benachteiligungen seitens der Eltern werden als groß empfunden (vgl. KASTEN 1993: 192). Psychoanalytisch orientierte Forscher vertreten die Ansicht, so TEUBNER (2005),

dass die Geschwisterrivalität ihre Wurzeln im Kampf um die Aufmerksamkeit, Zuwendung und Liebe der Eltern hat (TEUBNER 2005: 69)<sup>17</sup>.

Auf den Aspekt der Rivalität um die Aufmerksamkeit der Eltern sowie der daraus entstehenden Eifersucht (vgl. FRICK 2006: 157)<sup>18</sup> wird im Ergebnis meiner Arbeit ausführlicher eingegangen, da dort nicht nur leibliche Geschwister, sondern zusätzlich auch Übergangspflegekinder um die Aufmerksamkeit der Eltern konkurrieren.

### **3.3.1.3.3 Einflussfaktoren auf die Geschwisterbeziehungen**

Im Folgenden werden kurz die strukturellen Merkmale des Geschwistersystems und deren möglicher Einfluss und Bedeutung auf die Geschwisterbeziehung betrachtet.

#### **Die Geschwisterstellung bezogen auf die Geschwisterbeziehung**

Nachdem ERNST & ANGST (1983) in ihrem Buch *Birth Order: Its Influence on Personality* zu dem Ergebnis kamen, dass der Geburtsrang keinen Einfluss auf die Persönlichkeitsentwicklung hat, galt das Thema eigentlich als abgeschlossen, vor allem, weil schon die These von ADLER (1931) bezüglich des ‚Entthronungstraumas‘<sup>19</sup> widerlegt werden konnte (vgl. TEUBNER 2005: 66f.). Zwar lassen sich, wie im vorherigen Kapitel beschrieben, Zusammenhänge zwischen Status und Macht innerhalb der Geschwister-

---

17 Siehe dazu auch KASTEN (2001b: 36f.) und NIENSTEDT & WESTERMANN (1998: 258f.).

18 FRICK geht hier auf die zentrale Rolle der Eltern im Umgang mit der Eifersucht ein (vgl. FRICK 2006: 157ff.).

19 „Adler hat die Rivalität zwischen Geschwistern als eine Folge der elterlichen Ungleichbehandlung gesehen. Es beginnt mit dem ‚Entthronungstrauma‘, welches das ältere Geschwisterkind erlebt, wenn das jüngere auf die Welt kommt“ (BUGELNIG-REITER 2008: 12).

reihe identifizieren, auf die Persönlichkeit hat die Stellung der Geschwisterreihe jedoch keinen validen nachgewiesenen Einfluss. Diese Annahme änderte sich auch nicht, als SULLOWAY (1997) mit der Veröffentlichung des viel diskutierten Buches *Der Rebell der Familie* behauptete, dass die Geschwisterreihe sehr wohl Einfluss auf die Persönlichkeitsentwicklung habe (vgl. SULLOWAY 1997). Der Autor untersuchte in mehr als 20jähriger Arbeit an mehreren tausend computerisierten Biographien aus fünf Jahrhunderten familiendynamische Einflüsse auf die Persönlichkeitsentwicklung. Er kam unter anderem zu dem Ergebnis, dass Erstgeborene zu konservativer Lebensführung mit entsprechend autoritärem, unfehlbarem Persönlichkeitsprofil neigen (vgl. VOLLAND 1999: 121). Später geborene einer Familie, vor allem die Nesthäkchen gelten als rebellisch, mittlere Kinder als sozial. In späteren Studien konnte diese Theorie widerlegt werden (vgl. DIXON et al. [2008]; MASINI & KURTZ [2011]; BLESKE-RECHEK & KELLEY [2014]). Einzig winzige Unterschiede beim Intellekt konnten Wissenschaftler in einer aktuellen Studie nachweisen (vgl. ROHRER et al. 2015). Die Autoren stellten allerdings ebenfalls fest, dass kein Zusammenhang zwischen Charakterausprägung und Geschwisterreihenfolge außerhalb des Intellektes nachzuweisen ist.

Diese Ergebnisse verdeutlichen, dass

unzählige geschwisterliche Erfahrungen einen Schatz von Gefühlen, Verhaltens- und Denkmustern [bilden], die zur individuellen Ichidentität, zur Sozial-Identität, zur Geschlechts-Identität wie zur Berufsidentität einen wichtigen, wenn auch häufig unbewussten, übersehenen Einfluss ausüben (FRICK 2006: 29).

Somit lässt sich zusammenfassend sagen, dass die Geschwisterkonstellation sicherlich in Anteilen eine Rolle für die Persönlichkeitsentwicklung darstellt und die Geschwisterreihe gewiss auch das Sozialisationsfeld der Kinder stark beeinflusst (vgl. KASTEN 1986: 325). Insgesamt aber scheint der Geburtenrangplatz keine sehr starke Beeinflussung auf die Entwicklung des Kindes auszuüben, da es kaum eine Untersuchung gibt, in der sich valide nachweisen lässt, dass Zusammenhänge zwischen Geburtenrangplatz und Persönlichkeitsmerkmalen bestehen (vgl. WALPER et al. 2009: 39). PETRI (2014: 45) behauptet, dass neben dem Geburtenrang

auch die Geschlechterfrage begrenzt Einfluss auf die Geschwisterrolle hat.

### **Der Einfluss des Geschlechts auf die Geschwisterbeziehung**

Die Zuschreibung bestimmter Rollen zum Geschlecht beschreibt BROCK (2015) sehr bildlich. Die Autorin betitelt dort den Bruder als ‚Held‘, der die Schwester beschützt und vor Unheil bewahrt und die Schwester mit ‚Herz‘, deren Agieren von Fürsorge und Kümern geprägt ist. Sie lädt im Anschluss dazu ein, diese aus heutiger gesellschaftlicher Sicht provozierende Aussage zu analysieren und sich zu vergegenwärtigen, dass Geschwister verschiedenartig und individuell sind und sich nicht auf geschlechtstypische Merkmale und Charakterausprägungen reduzieren lassen (vgl. BROCK 2015: 11).

Laut WALPER et al. (2009: 38) gibt es zwar Studien, die sich mit der Thematik der Geschlechterkombination beschäftigen, diese haben aber keinen sehr hohen Erkenntnisgewinn, da die Untersuchungen oft retrospektiv und kaum theoriegenerierend durchgeführt wurden. Auch wird der Einfluss des Geschlechtes im Vergleich zur Geschwisterreihenfolge in der Literatur verhältnismäßig wenig diskutiert. DECURTINS (2015) beschreibt ausführlich geschlechtsspezifische Aspekte unter Geschwistern und stellt verschiedene Szenarien der Beziehungsentwicklungen zwischen Geschwistern in unterschiedlichen Konstellationen vor. Einig ist man sich darin, dass Mädchen und Jungen von ihren Eltern anders behandelt werden und mit ihrem Geschlecht andere Erwartungen und Vorstellungen verbunden sind (vgl. DECURTINS 2015: 61).

Die Rollendefinition ist dabei geprägt durch die Einflüsse des kulturell noch vorherrschenden Frauen bzw. Männerbildes mit dem das Kind außerhalb der Familie konfrontiert wird (DECURTINS 2015: 68).

Somit beeinflussen die Eltern die Rollengestaltung der Geschwister und handeln dabei oft entsprechend tradierter Geschlechterrollen (vgl. FRICK 2006: 227). Wichtige Faktoren bei der elterlichen Rollenvergabe sind dabei Stellung in der Familie, Altersunterschiede und persönliche Neigung und besonders das Geschlecht (vgl. DECURTINS 2015: 78). Ebenso beeinflusst die Geschlechterposition das Rollenverhalten der Kinder. Hin-

sichtlich der Beziehungsqualität unter Geschwistern (siehe Kap. 3.3.1.3.2) spielt scheinbar das Geschlecht der Kinder eine Rolle, vor allem was die Faktoren Nähe und Wärme betrifft.

Wie auch immer: Das Zusammenleben von Geschwistern verschiedenen Geschlechts bietet ein komplexes und intensives Lernfeld für alle Beteiligten, einen Erfahrungsraum, der letztlich – je nach Umständen – eine günstige, mäßige oder eher schlechte Vorbereitung für das spätere Zusammenleben mit dem anderen Geschlecht bietet (FRICK 2006: 231).

Allerdings kann man den Einfluss von geschlechterspezifischen Merkmalen auf die Geschwisterbeziehung nie isoliert betrachten, sondern nur im Kontext anderer Faktoren, wie den bereits angeführten, oder dem Altersabstand (vgl. WALPER et al. 2009: 41f.).

### **Der Altersabstand im Bezug auf die Geschwisterbeziehung**

Bedingt durch den vergleichsweise geringen Altersabstand und der gemeinsamen Zugehörigkeit zu einer gleichen Generation, fällt es Geschwistern leichter sich aneinander zu orientieren, voneinander zu lernen und sich miteinander auseinanderzusetzen (vgl. FRICK 2009: 98).

Geringere Altersabstände bei Geschwistern können sich, so BROCK (2010: 3) positiv auf deren Bindungsintensität aus, die Folge ist eine höhere Intimität und das Verschwimmen von Statusdifferenzen. Lernen am Vorbild und an unterschiedlichen Rollen werden im Zusammenspiel mit gleichaltrigen Geschwistern besonders gefördert, was darin begründet liegt, dass die Rollensymmetrie am meisten bei möglichst gleichaltrigen Kindern mit ähnlichem Vorstellungsvermögen gegeben ist. Andererseits ist es möglich, dass ein kurzer Altersabstand von Geschwisterkindern auch rivalitätssteigernd sein kann (vgl. TOMAN [1996: 39]; BROCK [2010: 3]). Im Fall eines größeren Altersabstandes führen eine geringe Anzahl an Berührungspunkten und vereinenden Interessen zu weniger engen Beziehungen (WALPER et al. 2009: 40), andererseits ist der positive Aspekt einer ‚Pionier- und Vorbildfunktion‘ für die jüngeren Geschwister zu betonen.

Letztlich lassen sich Einflussfaktoren auf Geschwisterbeziehungen nie säuberlich voneinander trennen, alles hängt eigentlich mit allem zusam-

men, alle Faktoren stehen in einer gegenseitigen Interaktion zueinander, sind – systemisch betrachtet – gegenseitig voneinander abhängig und in einem permanenten Wechselspiel (FRICK 2006: 97).

#### *3.3.1.3.4 Geschwisterbeziehungen in Übergangspflegefamilien*

Pflege- und Adoptivfamilien sind außergewöhnliche Familienformen, denen in wissenschaftlichen Untersuchungsergebnissen größere Belastungen zugeordnet werden (vgl. WALPER & THÖNNISSEN 2012: 13). Der Einfluss von Geschwisterbeziehungen im Rahmen einer Fremdunterbringung bei Pflege- und Adoptiveltern ist trotz dieser Sonderstellung nur Gegenstand weniger Forschungen (vgl. RUDEK & STROBEL-DÜMER 2012: 28). Durch NIENSTEDT & WESTERMANN (2007: 342ff.) steht die Behauptung im Raum, dass nach einer Fremdplatzierung das aufwendige Anpassungsverhalten von Pflegekindern in der neuartigen familiären Situation die Geschwisterbeziehungen zunächst in den Hintergrund drängt.

Zusätzlich gilt für die Übergangspflege, dass die Eingliederung in die Familie dadurch erschwert ist, dass die Verweildauer für beziehungsstehende Prozesse evtl. zu kurz ist. Auch ist der Status der Kinder durch die zu klärende Perspektive in der Schwebe und bisherige Beziehungen bestehen häufig weiter (zu den leiblichen Eltern, den Geschwistern, etc.), auch erschweren sie gegebenenfalls eine Integration in die Familie (vgl. PETRI 2015a: 87)<sup>20</sup>. Die bereits in der Familie lebenden leiblichen Kinder werden ebenfalls vor eine enorme Herausforderung gestellt, mit dem aufgenommenen Übergangspflegekind für eine oft unbestimmte Zeit eine möglichst tragfähige Beziehung aufzubauen. Vor allem vor dem Hintergrund der oft belastenden und traumatisierenden Erfahrungen, die dieses Kind mitbringt, fordert die Integration in die Familie sehr viel Empathie und Geduld seitens der Übergangspflegeeltern und ihrer leiblichen Kinder. Auch stellt sich die Frage, die im Ergebnisteil dieser Arbeit (Kap. 14 und 15) näher betrachtet wird, wie die leiblichen Kinder mit der Konkurrenz um die Zuneigung und Aufmerksamkeit ihrer Eltern den Übergangspflegekindern gegenüber umgehen.

---

20 Ob Geschwisterkinder bei einer Fremdunterbringung zusammen untergebracht werden sollen wird hier nicht thematisiert und auf entsprechende Literatur verwiesen (WALPER et al. [2009, 2012]; HEINER & WALTER [2010]; PETRI [2014, 2015a, 2015b]).



Eine weitere Frage, die auch in der Auswertung der Interviews betrachtet wird, ist, ob in der Übergangspflege, die eine terminierte Variante der Dauerpflege darstellt, eine Form sozialer Geschwisterschaft überhaupt möglich ist, oder ob die kurze Verweildauer dazu führt, dass gewissermaßen 'zwei Typen' unterschiedlicher Kinder nebeneinander her leben.

#### **3.3.1.4 Fazit**

Die einzelnen Beziehungsformen innerhalb eines Familiensystems beeinflussen sich gegenseitig. Paarbeziehungen und deren Qualität spiegeln sich im Verhalten von Vater und Mutter gegenüber dem Kind wieder und haben Einfluss auf die Entwicklung des Kindes. Die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung hat sich in den letzten Jahren zunehmend verändert, da die Umgangsformen innerhalb der Familie sich in Richtung einer partnerschaftlichen Beziehung zwischen den Eltern und ihrer Kinder gewandelt haben, die sich in Gesprächen, Verhandlungsverhalten und der Förderung von Autonomie und Selbstbestimmtheit zeigt (vgl. NAVE-HERZ 2009: 66ff.). Gleichwohl sind Beziehungen zu den Elternteilen nie gleich, wie SCHMIDT-DENTER (1984: 174ff.) in seiner Habilitationsschrift darstellte. Mutter und Vater sind für das Kind schwer austauschbar und erfüllen innerhalb der Familie unterschiedliche Funktionen, die trotz des Wandels der Familienformen (siehe Kap. 3.1) unterschiedliche Bedeutung für die Entwicklung des Kindes haben.

Im System Familie formen Geschwisterbeziehungen ein Subsystem. Die Emotionen zwischen Geschwistern schwanken oft zwischen Liebe und Hass oder Loyalität und Rivalität. Mögliche Gründe für Rivalität ist der Wettbewerb um die Aufmerksamkeit und Zuwendung der Eltern. Ebenfalls kann auch der Vergleich der Geschwister zur Konkurrenz oder dem Gefühl der Benachteiligung führen. Ist die elterliche Zuwendung gering, so ist oft eine höhere Loyalität unter Geschwistern zu beobachten. Die Geschwister gleichen den Mangel gegenseitig aus und bilden beiderseitig eine zentrale Instanz füreinander (vgl. SCHMIDT-DENTER 1993: 344ff.).

Geschwisterbeziehungen unterscheiden sich in der Summe von allen anderen sozialen Beziehungen, Freundschaften, Bekanntschaften, Liebesbeziehungen oder Eltern-Kind-Beziehungen. In manchen Aspekten sind sie unreflektierter, automatischer und erweisen sich als enger, tiefer und spontaner als andere Sozialbeziehungen (vgl. KASTEN 2001b:

101). Geschwisterbeziehungen sind somit facettenreich und weisen, so WALPER et al. (2009: 68) häufig eine mehrdeutige Grundstruktur auf, die sowohl unterstützende, als auch erschwerende Momente enthält. Hinzu kommt, dass Geschwisterlichkeit sich durch das vermehrte Nebeneinander von Stief-, Halb-, Adoptiv- und Pflegegeschwistern deutlich ändert. Der Wandel zur Pluralität von Lebensformen beeinflusst innerfamiliäre Beziehungen und hat Auswirkungen auf die Geschwisterbeziehungen (vgl. PETRI 2014: 40).

Somit, so SOHNI (2011), fordert uns die Vielfalt der Geschwisterkonfigurationen in unserer eigenen Gesellschaft und die interkulturelle Variabilität dazu auf, darüber nachzudenken, was das Geschwistersein im Einzelfall ausmacht und wie Geschwister ihre Beziehungen zueinander definieren:

Es scheint mir wichtig, dabei auf das Erleben zu achten und auf gemeinsame Erfahrungen (SOHNI 2011: 37).

Er berichtet von einer Frau, die zu ihm in Therapie kam und in einem SOS-Kinderdorf aufgewachsen war. Für sie blieben Kinder aus ihrer Familiengruppe:

Geschwister – die, mit denen man zusammenlebt –, nicht aber der leibliche Halbbruder, den sie erst später kennenlernte (SOHNI 2011: 37).

Diese Aussage verdeutlicht gerade vor dem Hintergrund der hier vorgestellten Untersuchung die Bedeutung, wie leibliche Geschwister, aber auch Pflege-, Adoptiv-, und Übergangspflegekinder ihr Aufwachsen in solchen Familienstrukturen erleben. Diese Arbeit soll einen Beitrag dazu leisten, den Blick für diese Art von Geschwisterlichkeit zu sensibilisieren.

### *3.3.2 Außerfamiliäre Beziehungen*

Als außerfamiliäre Beziehungen sind die Beziehungen zu verstehen, die Menschen, in diesem Kontext Kinder und Jugendliche, außerhalb der Familie zu meist freundschaftlich verbundenen Gleichaltrigen pflegen. Sie werden synonym als 'Peerbeziehungen' bezeichnet und gehören neben den Beziehungen zu Eltern und Geschwistern zu den wichtigsten

sozialen Kontakten im Kindesalter. Mit Peerbeziehungen grenzen sich Kinder von ihren Geschwistern ab, dies ist für die persönliche Entwicklung ein wichtiger Prozess (vgl. SOHNI 1994: 293).

### 3.3.2.1 Peerbeziehungen

Der Begriff Peers ist eine umgangssprachlich abgeleitete Form vom englischen Begriff ‚Peer-Group‘ und impliziert laut SCHMALFELD (2012) Gleichrangigkeit im sozialen Status (vgl. SCHMALFELD 2012: 18). Der Begriff wird heute mit ‚Gruppe von Gleichaltrigen‘ oder ‚Gruppe von Gleichrangigen‘ übersetzt und bezeichnet so die Mitglieder dieser Gruppe (z. B. Kindergartengruppe, Schulklasse, Kommilitonen etc.). Peerbeziehungen lassen sich schon im Alter von zwei Jahren beobachten, nehmen aber später im Erwachsenenalter, wo der Begriff der Peers auf Grund der zunehmenden Altersheterogenität der sozialen Gruppen und der Freunde und Bekannten nicht mehr verwendet wird, ab (vgl. VON SALISCH [1993: 59]; ASENDROPF & BANSE [2000: 22, 99]). Somit beinhaltet der Begriff ‚Peers‘ nicht alle Kinder und Jugendlichen mit dem gleichen Alter, sondern unter Berücksichtigung der sozialen Unterschiede nur diejenigen, deren Ebenbürtigkeit und deren Anspruch auf Gleichrangigkeit anerkannt wird (vgl. KOCH [2005: 25]; SCHMALFELD [2012: 18]). In der Soziologie und Pädagogik wird dieser Begriff heutzutage häufig genutzt und geht über den Begriff der Gleichaltrigen hinaus (vgl. SCHNEIDER-ANDRICH 2011: 4).

Für Kinder ist erst die Familie und später die Schule das dominierende Umfeld. Erst in der Jugend nimmt die Bedeutung der Peergruppen und neuer Identifikationsfiguren zu, speziell gerade dann, wenn die Eltern-Kind-Beziehung durch die Pubertät gefühlsmäßig belastet ist (vgl. MONTADA 2008: 34). Demzufolge entsteht durch Peers auch eine strukturelle Schwächung der Familie (vgl. FEND 1998: 225). Peerbeziehungen entwickeln sich oftmals in der schulischen Umgebung und im sozialen Umfeld der Kinder bzw. Jugendlichen. Es sind selbstbestimmt gewählte Beziehungen, deren Zweck es unter anderem ist, der Macht der Erwachsenen zu entfliehen. Peergruppen gelten im Gegensatz zur Familie als besondere Bezugsform.

Sie erlauben unter geschützten und unvoreingenommenen Bedingungen die Welt zu entdecken, das Erproben und Erfahren neuer Dinge, Verhal-

tensweisen oder Handlungen zulassen (SCHNEIDER-ANDRICH 2011: 4).

Dabei erfolgen die Anregungen und Inspirationen wechselseitig und auf der Basis von ähnlichen Grundvoraussetzungen, welches mit dem Begriff ‚symmetrische Peerbeziehung‘ umschrieben wird.

Peergruppen haben eine Sozialisationsfunktion, indem Wertvorstellungen, Normen und Regeln neu ausgehandelt und festgelegt werden (SCHNEIDER-ANDRICH 2011: 4).

Zwischen Peers gibt es im Gegensatz zu Erwachsenenkontakten gewöhnlich eine wenig ausgeprägte Rangordnung, zumal die Jugendlichen sich oft zeitgleich in ähnlichen Entwicklungsphasen befinden (vgl. KANEVSKI & VON SALISCH 2013: 8). Im geschützten Rahmen früher Peerbeziehungen ist spielerhaftes Üben für den sozialen Umgang möglich, mit dem Ziel, individuelle soziale Strategien zu entwickeln (soziales Probehandeln). Oftmals sind Peer-Erfahrungen prägend und pausen sich bis in das Erwachsenenalter durch (vgl. SCHNEIDER-ANDRICH 2011: 4). Peerbeziehungen gehen über den Freundschaftsbegriff hinaus, da sie andere Charakteristika enthalten (siehe folgendes Unterkapitel).

### **3.3.2.2 Freundschaftsbeziehungen**

Freundschaft kommt im Lebensverlauf eine hohe Bedeutung zu, besonders aber im Kindes- und Jugendalter ist sie:

eine der Voraussetzungen für eine gute Entwicklung (ROHLFS 2010: 61).

Für die meisten Kinder stellen Freundschaften die wichtigsten Beziehungen nach der zu den eigenen Eltern dar (vgl. HEIDBRINK 2007: 1). Da der Begriff der Freundschaft alltagspsychologisch sehr unterschiedlich verstanden wird, ist er laut AUHAGEN (1993) auch schwer zu definieren, da eines der wichtigsten Eigenschaften der Freundschaft die ist, dass sie so wenig inhaltliche Vorgaben an ihre Beteiligten macht. Die Autorin nennt das ‚Freundschaftsparadox‘ (AUHAGEN 1993: 261). Ein Freund kann somit jemand sein, mit dem man zum Sport geht, mit dem man alle intimen

Gedanken austauscht oder den man schon sein ganzes Leben lang kennt (vgl. ASENDROPF & BANSE 2000: 119).

ARGYLE & HENDERSON (1986: 80f.) grenzen Freundschaft als eine Form der menschlichen Beziehungen von sonstigen Sozialbeziehungen ab. Im Gegensatz zur Ehe beginnt sie nicht mit einem feierlichen Akt und ist auch nicht an Rollenbezüge gekoppelt, wie es beispielsweise im Arbeitsumfeld oder in der Verwandtschaft der Fall wäre. Freundschaft umfasst zwei oder mehr Menschen bis hin zu einer Gruppe von Personen, die sich verbunden fühlen, freudig Zeit miteinander verbringen und den gegenseitigen Austausch suchen.

Somit ist Freundschaft eine persönliche Beziehung, die auf Freiwilligkeit und Gegenseitigkeit beruht und für eine unbestimmte Dauer eingegangen wird, aber weder an bestimmte Rollenerwartungen gebunden, noch von Gesetzen oder Regeln bestimmt wird.

ARGYLE & HENDERSON (1986: 109) identifizieren in ihrer Befragung drei Hauptfunktionen bzw. Hauptbedürfnisse von Freundschaft:

1. Hilfe – materielle Hilfe oder Unterstützung bei Alltagsproblemen.
2. Sozialer Rückhalt – gilt als wichtigster Grund für Freundschaft und beinhaltet den schlichten Erfahrungsaustausch auf einer alltäglichen Ebene, um eine gemeinsame geistige Welt aufzubauen, Erlebnisse in Worte zu fassen und mit denen anderer zu vergleichen.
3. Gemeinsame Interessen – für gemeinsame Unternehmungen in der Freizeit, Vergnügen, Ausgelassenheit, Heiterkeit.

Die Autoren untersuchten weiter, was für die Befragten eine Freundschaft ausmacht. Es wurden Attribute genannt wie gegenseitige Sympathie, gemeinsame Interessen, wechselseitiges Vertrauen und beiderseitiges Verständnis, Verlässlichkeit und Gemeinschaftlichkeit (vgl. ARGYLE & HENDERSON [1986: 84]; HEIDBRINK [2007: 1]).

Die Aspekte der Freundschaft sind auch für den Ergebnisteil dieser Arbeit nicht unbedeutend, da in einem Teilaspekt der Auswertung näher betrachtet wurde, ob und wie sich Peerbeziehungen und Freundschaftsbeziehungen seitens der leiblichen Kinder durch das Zusammenleben mit Übergangspflegekindern veränderten.

### 3.3.2.3 Zusammenfassung

Peer- und Freundschaftsbeziehungen dürfen als die bedeutendsten außerfamiliären Beziehungen für Kinder und Jugendliche gelten. Sie nehmen eine wichtige Rolle für die soziale und kognitive Entfaltung ein und sind als Beziehungstyp deutlich vom Eltern-Kind-Verhältnis zu trennen. Sie beruhen stark auf den bewussten Anstrengungen der Partner um ihren Erhalt, ohne diese Bemühungen kann man sich ihnen jederzeit ohne rechtliche, materielle und praktische Konsequenzen entledigen (FEND 1998: 227).

Denn während Kinder in der Familie einen relativ festgeschriebenen Status inne haben – sie sind eben Kind –, ist es unter Gleichaltrigen eine entscheidende und für das Leben in der modernen Gesellschaft notwendige Aufgabe, eine Position – wie die des Sprechers, Führers, Freundes etc. – zu erringen und zu halten (ROHLFS 2010: 67).

Kinder machen erstmals die Erfahrung, dass die Anerkennung ihrer Person vom eigenen Verhalten und ihrer Leistung abhängig ist. Somit sind Peer- und Freundschaftsbeziehungen für die

Entfaltung von Interessenprofilen von größerer Bedeutung als Schule und Familie (ROHLFS 2010: 67).

Das wichtigste aber ist, so ROHLFS (2010: 61), dass

Freundschaft Kinder glücklich macht, sie erfüllt und ihnen sehr wichtig ist.

## 3.4 Herausforderungen an das Familiensystem durch Aufnahme eines Übergangspflegekindes

Laut MINUCHIN (1987) sollte die Familienstruktur immer in der Lage sein, sich anzupassen, wenn die Umstände dies erfordern (vgl. MINUCHIN 1987: 71). Die Aufnahme eines Kindes, sei es durch Geburt, Adoption, Dauerpflege oder Übergangspflege, stellt einen solchen Umstand dar und führt unweigerlich zu Veränderungen der Familienkonstellation. Selbst ein

Kind, welches in eine Familie hineingeboren wird, muss sich das System der Familie erst nach und nach aneignen.

Im Folgenden soll kurz beschrieben werden, welche besonderen Veränderungen in der Familienkonstellation durch Aufnahme eines Übergangspflegekindes auftreten. Der Aufenthalt in der Familie ist auf eine kurze Verweildauer des Übergangspflegekindes angelegt, dieses unterscheidet es von leiblichen oder adoptierten Kinder und Dauerpflegekindern.

Wie bereits erwähnt, wird dieser Thematik in der Literatur wenig Beachtung geschenkt. Sowohl WIEMANN (1997) als auch NIENSTEDT & WESTERMANN (1998) beziehen sich in Ihren Ausführungen und Empfehlungen ausschließlich auf Pflegefamilien, in denen das Pflegeverhältnis auf Dauer angelegt ist. Deren Familiensystem ist ebenso wie das der Übergangspflegefamilien durch die Aufnahme eines oder mehrerer Pflegekinder stetigen Veränderungsprozessen unterworfen. Im Gegensatz zu den Dauerpflegefamilien muss die Übergangspflegefamilie jedoch deutlich häufigere Wechsel ertragen. So interviewte ich Familien, in denen pro Jahr bis zu zehn Kinder in die Familie kamen und diese wieder verließen. Diese ‚Fluktuation‘ von Kindern stellt das Familiensystem vor eine weitere große Herausforderung, nämlich die der Dynamik des stetigen Wechsels.

Bei einer akuten Kindeswohlgefährdung in ihrer Herkunftsfamilie, werden die Kinder in einer Übergangspflegefamilie untergebracht, die eine Art ‚Zwischenstation‘ darstellt. Hier sollen die Kinder Ruhe finden, während der weitere Verbleib seitens des Jugendamtes geklärt wird. Ziel ist es, den Kindern dort einen möglichst geschützten, belastungsarmen, respektvollen, wohlwollenden und förderlichen Rahmen zu bieten (siehe auch Kapitel 7).

Dieser akute Charakter der Übergangspflegesituation stellt die Aufnahmefamilie vor typische Herausforderungen:

- Da das Kind aus einer Notsituation in die Familie kommt, gibt es meist wenig wesentliche Hintergrundinformationen über das Kind und die familiäre Situation der Herkunftsfamilie. Unklar bleibt oft, welche Erfahrungen von Vernachlässigung, sexuellem Missbrauch familiärer Gewalt oder ähnlichem diesem Kind wiederfahren sind (vgl. LILLIG 2002: 282).

- Da das Übergangspflegekind dem Säuglingsalter meist entwachsen ist, kommt es nicht als ‚unbeschriebenes Blatt‘ in die Familie. Es bringt ein ganzes Repertoire an unterschiedlichen, bereits verfestigten Interaktions- und Verhaltensmustern mit, die es in der Herkunftsfamilie gelernt hat. Diese aber sind der Übergangsfamilie unbekannt und so legt das Kind Verhaltensweisen an den Tag, die die leiblichen Kinder der Übergangsfamilie innerhalb ihres familiären Kontextes nie wagen würden (vgl. JUNKER et al. [1978: 115]; WIEMANN [1994: 176]).
- Das Kind bringt viel Unruhe mit in die Familie, da es sich im Hinblick auf zwischenmenschliche Belastungen oft alarmbereit und sehr stressempfindlich verhält. Es kann somit vermehrt zur Eskalation zwischen allen Familienmitgliedern kommen (vgl. Fock 2011: 16).

Diese (beliebig erweiterbaren) divergierenden Verhaltensweisen des Übergangspflegekindes führen dazu, dass das Familiensystem zunächst einmal aus dem Gleichgewicht gerät und die Familie eine neue Form der Balance finden muss. Da die Verweildauer dieser Kinder oft sehr kurz ist und in kurzem Abstand erneut ein weiteres Kind mit anderen Vernachlässigungserfahrungen und daraus resultierenden Verhaltensmustern kommt, stellt diese Dynamik die Übergangsfamilie in ihrer Struktur vor eine große Herausforderung. Sie muss versuchen, eine innere Stabilität zu entwickeln, die es ermöglicht, eine äußere Flexibilität für das Zusammenleben mit wechselnden Kindern zu gewährleisten. Nur so gelingt es, die leiblichen Kinder der Übergangsfamilie zu schützen.

Es stellt sich hier nun die Frage, die auch NIENSTEDT & WESTERMANN(1998)<sup>21</sup> diskutiert haben, wie wichtig die klare Abgrenzung im Verhalten gegenüber den Übergangspflegekindern und den leiblichen Kindern ist. Die Autoren sprechen an dieser Stelle sogar von einer

Fragwürdigkeit des Gleichstellungsprinzips (NIENSTEDT & WESTERMANN 1998: 266)<sup>22</sup>.

---

21 NIENSTEDT & WESTERMANN (1998: 266ff.) beziehen sich hier auf Pflegekinder, die in einem auf Dauer angelegten Pflegeverhältnis leben.

22 Siehe dazu auch KASTEN (2001b: 175).



Dies bedeutet für die Übergangspflegeeltern, insbesondere die Übergangspflegemutter,<sup>23</sup> eine Herausforderung, muss sie doch ein klares, unterschiedliches Rollenverhalten sowohl gegenüber dem leiblichen Kind als auch dem Übergangspflegekind zeigen. Wie wichtig ein ebensolches Verhalten ist, zeigt sich im Ergebnisteil bei der Auswertung der Interviews der leiblichen Kinder.

Im Folgenden wird das Thema Rollen- und Rollenerwartungen in kurzer Form theoretisch aufbereitet, um im Ergebnisteil näher auf dieses wichtige Verhaltensmoment einzugehen.

---

23 Hier wird – wie schon im Kap. 2.1.3 begründet – nur von der Übergangspflegemutter gesprochen.

## 4 | Rollentheorie und Rollenerwartungen

Nach KULBE (2009: 117) ist unter einer sozialen Rolle

die Summe der von einer Person erwarteten Verhaltensweisen bezüglich einer bestimmten sozialen Position

zu verstehen.

Während der privaten und beruflichen Entwicklung (Sozialisation) schlüpfen Menschen in eine Vielzahl von Rollen (vgl. KULBE 2009: 117). JOAS (1991: 146) umschreibt sie folgerichtig als

Bündel normativer Verhaltenserwartungen, die sich an das Verhalten von Positionsinhabern richten.

Man unterscheidet auch zwischen zugeschriebenen Rollen (Frau, Jugendlicher etc.) und erworbenen Rollen (Freund, Lehrer, Arzt etc.).

Indem der Einzelne soziale Positionen einnimmt, wird er zur Person des Dramas, das die Gesellschaft, in der er lebt, geschrieben hat. Mit jeder Position gibt die Gesellschaft ihm eine Rolle in die Hand, die er zu spielen hat (DAHRENDORF 2006: 37).

Dahrendorf ist der erste Autor seit den Arbeiten der amerikanischen Soziologen Meads und Lintons, der sich in Deutschland systematisch mit dem Begriff der Rolle beschäftigte (vgl. DREITZEL 1980: 43).

### 4.1 Soziales Handeln als Rollenhandeln: Die Rollentheorie

Ihre größte Bedeutung hatten die sozialwissenschaftlichen Rollentheorien in Deutschland in den frühen 1970er Jahren. In den 80er Jahren verloren diese an Einfluss, was zum einen an den theoretischen Mängeln als

auch daran gelegen haben mag, dass der Rollenbegriff seine herausragende Stellung in der soziologischen Theoriediskussion an Begriffe wie *Frame* und *Organisation* abgetreten hat (vgl. JOAS [1991: 146]; MIEBACH [2014: 39])<sup>24</sup>. Die Selbstverständlichkeit, mit der wir heute den Begriff ‚Rolle‘ nutzen, zeigt aber auch, dass dieser Begriff weiterhin einen Platz in soziologischen Sinnzusammenhängen hat.

Zwei Darstellungsweisen der Rollentheorie sollen an dieser Stelle vorgestellt werden, die im Kontext der Übergangspflege als Erklärungsmodelle dienen können.

#### 4.1.1 *Die funktionalistische Rollentheorie*

Der US-amerikanische Soziologe Parsons entwickelte die funktionalistische Rollentheorie nach Ansätzen von Linton und Merton (vgl. JOAS [1991: 140]; HEURUNG & PETZOLD [2005: 5]).

Parsons verfolgte mit seiner Theorie das Ziel, die multiplen Erscheinungsformen sozialen Handelns zu verbinden. Er setzte voraus, dass die übergeordnete gesellschaftliche Struktur dem Individuum vorgibt, wie es sich zu verhalten hat.

In der Folge untersuchten Rollentheoretiker (wie z. B. Merton, Parsons etc.), wie soziales Handeln strukturiert sein muss, um die Funktionsfähigkeit der Gesellschaft zu erhalten. Der Mensch übernimmt durch Nachahmung und Sanktionen anderer Rollen mit den dazu gehörigen Erwartungen, die er später zunehmend verinnerlicht. Jede soziale Handlung wirkt sich auf ein begrenztes soziales Subsystem wie beispielsweise eine Familie aus und jede Person agiert innerhalb des Subsystems abhängig von ihrer Position. So kann ein Mann zum einen als Vater und zum anderen als Ehegatte handeln, wobei an das jeweilige Verhalten spezielle Erwartungen gekoppelt sind. Dieses wird als soziale Rolle bezeichnet, mit Erwartungen, die gesellschaftlichen Normen unterliegen und nicht subjektiv und beliebig sind. Für Parsons ist die Sozialisation gleich der Vergesellschaftung.

---

24 Eine Diskussion über die Rollentheorie, deren detaillierten Positionen sowie die Kritik an der selbigen würde an dieser Stelle den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen. Aus diesem Grund sei hier auf weiterführende Literatur verwiesen wie JOAS (1991); HEURUNG & PETZOLD (2005); DAHRENDORF (2006); ABELS (2009); SCHIMANK (2010) und MIEBACH (2014).

#### 4.1.2 *Symbolisch-interaktionistische Rollentheorie*

Die symbolisch-interaktionistische Rollentheorie entwickelte Mead<sup>25</sup> aus der Kritik an Parson. Meads Theorie konzentriert sich im Kern auf die Interaktion zwischen zwei Individuen, bzw. zwischen der Gesellschaft und dem Einzelnen. Mead verbindet sein Rollenkonzept mit dem Identitätskonzept<sup>26</sup> (vgl. HEURUNG & PETZOLD 2005: 12). Hierbei sind Symbole z. B. in Form von Sprache und Gestik von Bedeutung. Mead misst somit in der Frage des Verhältnisses von Strukturen und Handeln dem Handeln größere Bedeutung bei. Er beleuchtet darüber hinaus das kreative Handeln sozialer Akteure durch Symbole, die wiederum soziale Interaktionen ermöglichen. Die Reaktion auf gezeigte Gebärden und getätigte Äußerungen einer Interaktion werden vorherbedacht, in Folge dessen wird die potentielle Antwort des Gegenübers in das eigene Handeln bereits einbezogen.

Rollen können sich somit dynamisch in Einzelsituationen verändern und adaptieren. Für Mead ist somit die Sozialisation ein Zusammenspiel von Vergesellschaftung und Individuation, was Rollenhandeln für Mead im Gegensatz zu Parsons zu einem kreativen, produktiven Prozess macht.

#### 4.1.3 *Zusammenfassung*

Der Hauptunterschied zwischen Mead und Parson besteht darin, dass Mead auf das persönliche Befinden des Individuums und auf die Persönlichkeitsreifeung des Individuums eingeht, wohingegen Parsons sich hauptsächlich mit der Anpassung des Individuums an die Gesellschaft beschäftigt, aber die Interessen und das Einzigartige des Individuums nicht thematisiert.

Gerade aber die individuelle Betrachtung des Individuums ist für das Zusammenleben mit Übergangspflegekindern von großer Bedeutung. Die Kinder entstammen einer Herkunftsfamilie mit unterschiedlichen Gewohnheiten und Wertvorstellungen. Eine stark divergierende Biographie sowie

---

25 „Die unbestreitbar wichtigste Quelle für die Entstehung und Entwicklung der Rollentheorie ist das Werk von George Herbert Mead. Dieser führt die Begriffe 'Rolle' und ‚Rollenübernahme‘ im Rahmen einer anthropologischen Theorie spezifisch menschlicher Kommunikationsweise ein“ (JoAs 1991: 138).

26 Näheres zum Identitätskonzept findet sich unter anderem bei ABELS (2009) und MIEBACH (2014).

belastende Erfahrungen stellen die aufnehmende Familie vor große Herausforderungen. Das von Übergangspflegeeltern und deren leiblichen Kindern abweichende Rollenverhalten des Übergangspflegekindes prägt das alltägliche Zusammenleben. Dies vor allem, weil sich Übergangspflegekinder aufgrund ihrer Sozialisierung schwertun, ihre eigene Rolle der jeweiligen Situation anzupassen. Welche Rollenerwartungen bzw. welches Rollenhandeln die beteiligten Akteure in diesem Kontext zeigen, siehe Kapitel 4.4.

## 4.2 Rollenerwartungen

Soziale Normen und Werte der Gesellschaft prägen die Rollenerwartungen, die wiederum durch gesellschaftliche Vorstellungen im Laufe der geschichtlichen Entwicklung entstanden und auf Überlieferungen oder Erfahrungswerten beruhen (vgl. KULBE 2009: 118).

Zu jeder Stellung, die ein Mensch einnimmt, gehören gewisse Verhaltensweisen, die man von dem Träger dieser Position erwartet; zu allem, was er ist, gehören Dinge, die er tut und hat; zu jeder sozialen Position gehört eine soziale Rolle (DAHRENDORF 2006: 37).

DAHRENDORF verwendete den Begriff Rollenerwartung erstmals 1958 als Bestandteil seiner Rollentheorie und dem Begriff des Homo Sociologicus, weil er den Menschen als Rollenträger sieht<sup>27</sup>. SCHIMANK (2010) ergänzt den Begriff des Homo Sociologicus um drei weitere Akteurmodelle, weil sich so nur eine

...Teilmenge aus der Gesamtheit aller Fragen nach den Handlungswahlen bearbeiten lässt (SCHIMANK 2010: 49).<sup>28</sup>

---

27 DAHRENDORFS Versuch des ‚Homo Sociologicus‘ stellt einen Schritt dar, an Entwicklungen in der amerikanischen Soziologie anzuknüpfen. Sein Werk löste eine lange andauernde Diskussion aus und wurde unter anderem als Katalog rollentheoretischer Begriffe ohne zu Grunde liegende Theorie kritisiert (vgl. JOAS 1991: 142).

28 SCHIMANK überarbeitet das verschiedentlich kritisierte Handlungsmodell von Dahrendorf, weil es, so der Autor, dem Einzelnen bei der Durchführung seiner Rollenerwartun-

Nach DAHRENDORF (2006) sind diese Erwartungen objektiv, das bedeutet, sie sind unabhängig vom Akteur und beziehen sich auf die Position und das einhergehende Rollenfeld (vgl. DUPP 2010: 110). Der Autor unterscheidet dabei drei verschiedene Erwartungsarten.<sup>29</sup> Muss-, Soll-, und Kann-Erwartungen. Muss-Erwartungen sind Pflichten eines Rollenträgers, die verbindlich festgelegt sind, Soll-Erwartungen entstehen aus den sozialen Normen innerhalb einer Bezugsgruppe und Kann-Erwartungen sind solche, die über die eigentlichen Anforderungen der Rolle hinausgehen und die man nicht unbedingt erfüllen muss. Verhaltenserwartungen werden zwar an Personen herangetragen, beziehen sich aber immer auf die soziale Position, die diese einnehmen (vgl. DAHRENDORF 2006: 43ff.).

### 4.3 Rollenkonflikte

Nach WISWEDE (1977: 115) bezeichnet ein Rollenkonflikt

generell einen Tatbestand, bei dem widersprüchliche, inkompatible Rollenerwartungen bestehen

und ist damit zentraler Bestandteil der Rollentheorie. Für den Rolleninhaber ergeben sich durch Rollen und Rollenanforderungen vielfach Spannungen und Konfliktmomente (vgl. KULBE 2009: 118). Das liegt daran, dass sich Erwartungen, die mit verschiedenen Rollen verknüpft sind, nicht gleichzeitig erfüllen lassen. In der soziologischen Literatur, auf die hier Bezug genommen wird, unterscheidet man zwischen Intra- und Interrollenkonflikten.

#### 4.3.1 Intra-Rollenkonflikte

Der Konflikt entsteht durch Erwartungen, die an ein und dieselbe Rolle gestellt werden. In diesem Kontext könnte ein Intra-Rollenkonflikt bei-

---

gen mehr Handlungsspielraum gestattet. Neben dem ‚Homo Sociologicus‘, nennt der Autor drei weitere Akteurmodelle, den ‚Homo Oeconomicus‘, den ‚Emotional man‘ und den ‚Identitätsbehaupter‘ (vgl. SCHIMANK 2010).

<sup>29</sup> SCHIMANK geht ebenfalls auf die Erwartungsarten ein, definiert sie aber etwas differenzierter. Darauf wird an dieser Stelle nicht näher eingegangen und auf SCHIMANK (2010) verwiesen.

spielsweise wie folgt aussehen: Die Frau in der Rolle der Übergangspflegemutter muss den Erwartungen des Jugendamtes, den Erwartungen der Herkunftsfamilie und auch den Anforderungen des Übergangspflegekindes gerecht werden.

#### *4.3.2 Inter-Rollenkonflikte*

Der Konflikt entsteht durch Erwartungen zweier oder mehrerer unterschiedlicher Rollen, die eine Person innehat. So sieht sich in diesem Kontext die 'Mutter' unter anderem in zwei ‚Mutterrollen‘, die der leiblichen Mutter und die der Übergangspflegemutter. Diese gilt es wahrzunehmen und sich jeweils gegenüber der anderen Rolle abzugrenzen.

Ein Beispiel hierfür könnte sein, dass das leibliche Kind ein Problem äußert und von der Mutter Hilfe erwartet. Zeitgleich signalisiert das Übergangspflegekind ebenfalls ein Problem. Das leibliche Kind tritt in die Erwartungshaltung, bevorzugt behandelt zu werden. Die Mutter möchte beiden Ansprüchen gerecht werden und wird in einen Inter-Rollenkonflikt gedrängt.

#### **4.4 Mütterliche Rollenerwartungen und Rollenhandeln**

Die Reflexion und Interpretation der eigenen Rolle im Alltagsgeschehen ist elementar, auch um fremde Rollenerwartungen richtig zu erfassen. Die Rolleninterpretation dient dazu, sich verschiedener Rollen, die man einnimmt, bewusst zu werden, um die Wirkung der eigenen Rolle zu gestalten und deren Ziele festzulegen. Ein zentraler Punkt ist es, die persönlichen Stärken in eben diese Rolle einzubringen (vgl. DUPP 2010: 105f.).

Im Folgenden werden die Rollenerwartungen und das Rollenhandeln bezogen auf den Kontext der Übergangspflege und den dort beteiligten Akteuren beschrieben und unter dem Aspekt betrachtet, welche Rollenerwartungen und welche Rollenhandlungen sich mit der Aufnahme von Übergangspflegekindern verändern. Durch die Erweiterung der Familie verändern sich die Rollenverteilung und die Geschwisterkonstellation. Wie bereits erwähnt, bringt das Übergangspflegekind Normen, Werte und Verhaltensmuster in die Familie mit, die nicht immer kompatibel mit den familienspezifischen Normen sind. Diese haben Auswirkung auf

eine Umgestaltung der Rollenerwartungen und des Rollenhandelns (vgl. SANDMEIR 2010: 475). Weiter Bezug genommen auf Rollen und Rollenerwartungen und -handeln wird im Ergebnisteil (Kap. 14 und 15).

#### *4.4.1 Biologische Mutter: Rollenerwartungen und Rollenhandeln*

Die ‚Mutter-Rolle‘ ist eine biologische und sozial fundierte Rolle, wichtiger Bestandteil dieser Rolle sind normative Erwartungen und eine kulturelle Überhöhung. Die wesentliche Rollenerwartung an eine Mutter ist die maßgebliche Beteiligung an der Sozialisation des leiblichen Kindes, die sich mit der Entwicklung des Kindes stetig verändert (vgl. BLANDOW 1972: 33).

Mit der Aufnahme eines Übergangspflegekindes übernimmt die Mutter eine weitere Rolle, nämlich die der Übergangspflegemutter. Beide Mutterrollen sind mit unterschiedlichen Inhalten und Aufgabenschwerpunkten versehen. Die Aufgabe der leiblichen Mutter ist es nun, ihre Rolle als leibliche Mutter gegenüber dem leiblichen Kind beizubehalten und sich gegenüber den Übergangspflegekindern abzugrenzen, um das leibliche Kind nicht zu verunsichern. Wie schon beschrieben, bedeutet die Aufnahme eines Übergangspflegekindes auch immer eine Neuordnung der Statik innerhalb des Familiensystems. Gerade in einer solchen Neuordnung ist es wichtig, dass die leibliche Mutter ihrer Rolle als eben dieser auch treu bleibt und sich dabei klar abgrenzt.

So ist es in diesem Kontext die Aufgabe der Mutter<sup>30</sup>, sich gegenüber dem Übergangspflegekind abzugrenzen und sich ihm gegenüber anders zu verhalten als gegenüber dem leiblichen Kind. Hierzu schreibt WEBER-BOCH (2011), dass den leiblichen Kindern immer der erste Platz vor den aufgenommenen Kindern gebührt. Es geht dabei, so die Autorin, nicht um eine Werterhaltung, sondern darum, welchen Rang ein Kind innerhalb seiner Familie einnehmen darf (vgl. WEBER-BOCH 2011: 164). So erfährt das leibliche Kind Sicherheit in der für es selbst schweren Situation innerhalb der aufnehmenden Familie.

---

30 Wie eingangs beschrieben, beschränke ich mich aufgrund der geringen Datenlage zu den Vätern auf den Fokus der Mutter.



#### 4.4.2 Leibliche Kinder: Rollenerwartungen und Rollenhandeln

Beziehungen innerhalb der Familie verändern sich sowohl durch die Geburt eines leiblichen Geschwisterkindes, stärker aber noch durch die Aufnahme eines Übergangspflegekindes. Ursache hierfür ist die ad hoc und ohne längerfristige Anbahnung erfolgte Aufnahme des Kindes aus einer Krisensituation. Somit haben die leiblichen Kinder im Gegensatz zu Kindern einer Dauerpflegefamilie kaum Zeit für eine Vorbereitung auf die veränderte Situation. Oft erfolgt die Ankunft der Übergangspflegekinder auch während der Abwesenheit leiblicher Kinder, und Heimkehrer aus Schule und Kindergarten müssen womöglich erleben, wie das neu ankommende Kind bereits räumlich einen Platz eingenommen hat. Durch die Aufnahme des Übergangspflegekindes kann das leibliche Kind einen Verlust an Zuwendung erleiden, da das aufgenommene Kind aufgrund seiner persönlichen Situation und Geschichte viel Aufmerksamkeit braucht. Leider wird seitens der Übergangspflegeeltern oft die Notwendigkeit für das leibliche Kind übersehen, eine neue Position sowie eine neue Rolle innerhalb der Familie zu finden. Das leibliche Kind braucht seitens der Eltern Klarheit, wie es sich in der neuen Familienkonstellation verorten kann (vgl. WIEMANN 2009: 198). Die Öffnung der Familie als ‚öffentliche Familie‘<sup>31</sup> erfährt das Kind ebenso wie eine mögliche Überforderung und Überlastung der Eltern. Überdies wird dem leiblichen Kind oft die „Rolle des Mitwirkenden“ (MARMANN 2005: 85) zugeschrieben, wenn es um den Integrationsprozess von (Übergangs-) Pflegekindern geht. Sie sollen den Übergangspflegekindern bei der Bearbeitung ihres Verlustes helfen und Sicherheit und Orientierung im Übergang vermitteln (vgl. THIELE & HUBER 2008: 56). Auch dienen die leiblichen Kinder den Übergangspflegekindern oft als Vorbild bzw. werden seitens der Übergangspflegeeltern als Vorbild präsentiert und können sich dieser Rollenzuschreibung oft nicht verwehren, geschweige denn ihrer gerecht werden (vgl. SANDMEIR 2010: 476). Einen möglichen Rollenkonflikt beschreibt LILLIG (2002), wenn beispielsweise von den leiblichen Kindern Mithilfe im Haushalt verlangt wird und

---

31 Da die Betreuung eines Pflegekindes in der eigenen Familie im öffentlichen Auftrag erfolgt, wird die Pflegefamilie in Fachkreisen oft als ‚öffentliche Familie‘ bezeichnet. Sie muss in der Lage sein, verschiedene unterschiedliche Anfragen und Ansprüche von außen zuzulassen.

von den aufgenommenen nicht. Die Eltern der Übergangspflegefamilie stellen somit unterschiedliche Anforderungen. Dies kann bei Erstgenannten zu einem Gefühl von Ungerechtigkeit und Ungleichbehandlung führen.

Wichtig ist laut SANDMEIR (2010), seitens der Eltern den leiblichen Kindern mit einem klaren Rollenverhalten zu begegnen, das sich vom Rollenverhalten gegenüber den aufgenommenen Kindern klar abgrenzt. Es sind die leiblichen Kinder, so SANDMEIR (2010: 474), die im Konfliktfall in der Familie bleiben, ihnen kommt die oberste Priorität zu. Wichtig, so WIEMANN (1994: 180), ist für die Kinder auch, unterschiedliche Interessen, Freundeskreise oder eigene Hobbys zu haben, denn wenn jedem Kind ein Eigenleben zugestanden wird, kann auch das Zusammenleben besser gelingen. Daher müssen die Eltern den Kindern auch diesen Freiraum lassen und sie nicht bitten, die aufgenommenen Kinder in ihren Freundeskreis zu integrieren.

#### *4.4.3 Übergangspflegemutter: Rollenerwartungen und Rollenhandeln*

Die Rollen von Familie und Arbeit werden seit Beginn der Industrialisierung laut SCHOFIELD et al. (2013) gewöhnlich sehr deutlich getrennt. Diese Trennung kann im Pflegekinderwesen deutlich unschärfer oder gar ganz aufgehoben sein, wie eine Studie zeigt, die sich auf das Verhalten von auf Langzeitpflegeeltern gegenüber ihren Pflegekindern bezieht („long-time foster-care“, SCHOFIELD et al. 2013: 46). In einer theoretischen Betrachtung auf der Grundlage von 40 Interviews erwies sich meist eine klare Trennung zwischen der Rolle der Pflegenden („Carer“) oder der Eltern („Parents“). Nur wenige Pflegeeltern waren laut SCHOFIELD et al. (2013) flexibel in ihrem Rollenverhalten und konnten zwischen der Rolle als professionell Pflegende und der Elternrolle wechseln.

Spezifische Rollenbilder in Übergangspflegefamilien, insbesondere bezogen auf die Übergangspflegemutter, sind weitestgehend unerforscht.

Somit bleibt, laut THIELE (2009) (bezogen auf die Dauerpflege), dass

die Pflegepersonen [sich] unterschiedlicher gesellschaftlicher Rollenbilder [bedienen] und ein ganz spezifisches Verständnis von sich selbst [entwickeln] (THIELE 2009: 173).

Für das Rollenmodell der Pflegemutter, bezogen auf die Dauerpflegestelle, sagt BLANDOW (1972):

Trotz, oder gerade weil der Pflegemutter ein anerkanntes Rollenmodell fehlt, ist sie darauf angewiesen, sich bewusst ein eigenes Konzept von ihrer Rolle zu machen (BLANDOW 1972: 54).

Er nennt dieses Konzept „Selbstkonzept“ (BLANDOW 1972: 54). Dieser Aspekt wird später weiter ausgeführt.

Die Rolle der Übergangspflegemutter weicht ganz wesentlich von der kulturellen Mutterrolle (siehe Kap. 2.1.1) ab. Bei der Übernahme der Übergangspflegemutterrolle sind diese die biologischen und psychologischen Merkmale nicht existent. Das Fehlen der Schwangerschaft entbehrt die damit verbundene psychische und soziale Vorbereitung auf das Kind und auch die vorangegangene kindliche Sozialisation wurde meist von der Herkunftsfamilie übernommen. Dennoch ist die Übergangspflegemutter leibliche Mutter und folglich mit biologischen und psychologischen Merkmalen einer biologischen Mutter sehr wohl vertraut. Dies könnte was einen Intrarollenkonflikt an dieser Stelle verstärken.

Aufgabe der Übergangspflegemutter ist es, die bislang ungünstig verlaufene Sozialisation des Kindes positiv zu beeinflussen und einen stabilen, emotional unterstützenden und versorgenden Entwicklungsrahmen anzubieten, bis der weitere Verbleib des Kindes geklärt ist. BLANDOW (1972) betont,

...dass es sich bei der Sozialisationsfunktion der Pflegemutter um Hilfen zum Nachlernen und Umlernen von Rollen sowie um Hilfe zur Erreichung von Sozialisations-Fähigkeit handelt. Es geht dabei gewiss auch um eine Sozialisations-Aufgabe, aber unter anderen Voraussetzungen und mit anderen Mitteln als in der Sozialisation des leiblichen Kindes (BLANDOW 1972: 44).

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch der Aspekt von THIELE (2009), die anmerkt, dass durch die Herausnahme des Kindes aus der Herkunftsfamilie dieses einen Verlust der leiblichen Eltern erleidet. Besonders der Verlust der Mutter und deren Gestaltung der Mutterrolle

muss aufgefangen werden. Dies kann einen weiteren Rollenkonflikt bei der Übergangspflegemutter auslösen. Zusätzlich wird dies erschwert, wenn leibliche Kinder in der Familie wohnen, die den Verlust der Mutter durch verminderte Aufmerksamkeit seitens der Mutter befürchten, zum anderen, weil die Übergangspflege auf eine kurze Verweildauer hin ausgerichtet ist, bei der es nicht darum geht, intensive Bindung aufzubauen oder gar die Rolle der ‚Ersatzmutter‘ zu übernehmen.

In der Pflegefamilie eines auf Dauer angelegten Pflegeverhältnisses ist die Integration des Kindes und die Rolle der Pflegemutter eine andere als in der Übergangspflege, was in diesem Kontext nicht unbeachtet gelassen werden darf. An dieser Stelle stellt sich die Frage, die auch im Ergebnisteil näher betrachtet wird, welche Rolle sich die Übergangspflegemutter selbst zuschreibt und wie sowohl das leibliche Kind als auch das Übergangspflegekind darauf reagieren. Die Übergangspflegemütter werden geschult, auf die Aufnahme von Kindern vorbereitet und bringen Erfahrung aus der Erziehung der eigenen Kinder mit. Sie haben, anders, als in der auf Dauer angelegten Pflegestelle, eine auf Zeit begrenzte Arbeit zu leisten und das Kind auf den Weg in eine neue Perspektive, sei es eine Pflegefamilie, eine andere institutionelle Wohnform oder auch eine Rückführung zur Herkunftsfamilie zu begleiten. Somit ist die Rolle klar definiert: es wird eine professionelle Abgrenzung der Mutter erwartet, auch zum Schutz ihrer leiblichen Kinder.

An dieser Stelle sei auf THIELE (2009) verwiesen, die die berufliche Kontextualisierung der Übergangspflege im Unterschied zur Dauerpflege beschreibt. Die Kinder leben zeitlich befristet in der Familie, und als Familie wird über die Möglichkeit und den Zeitpunkt einer erneuten Belegung entschieden. Jedes Kind stellt für sich eine neue Herausforderung dar. Thiele vergleicht das mit einem Lehrer zu Beginn eines neuen Schuljahres, der in gespannter Erwartung auf die neuen Schüler ist (vgl. THIELE 2009: 169). Im Falle der Unterbringung in einer Übergangspflege wird kein Kind vermittelt, sondern notfallmäßig aufgenommen. Dies hat eine andere Anforderung und impliziert eine gesonderte Rollenerwartung an die Übergangspflegemutter. Die Rolle einer Pflegemutter ist nicht kulturell verbindlich vorgegeben, aus diesem Grund muss sie sich Ausprägungen solcher Rollen zu eigen machen, die als Gemeinsamkeit die Beziehung zwischen Erwachsenen und Kind bzw. Jugendlichen oder die eines Unab-

hängigen zu einem Abhängigen beschreiben. Ähnliches findet sich auch in der Rolle des Berufes eines Erziehers oder in der Rolle eines Unternehmensleiters. BLANDOW (2008: 119) führt an dieser Stelle aus, dass neben Respekt, Geduld und Ehrlichkeit die Rollenklarheit ein wichtiges Attribut darstellt. Blandow selbst hat in seiner Dissertation, die Untersuchungen über Rollendiskrepanzen in Dauerpflegefamilien beinhaltet, folgende vier Konzepte entwickelt: das „Mutterkonzept“, das „Helferkonzept“ sowie das „Gib-und-nimm-Konzept“ und das Konzept der „Ersatzmutter“ (BLANDOW 1972: 66ff.)<sup>32</sup> Würde man die von BLANDOW für die Dauerpflege entwickelten Konzepte auf die Übergangspflege übertragen wollen, so wäre es nicht möglich, ein geeignetes Konzept auszuwählen, wie den folgenden Argumentationen zu entnehmen ist.

### **Die ‚Mutterrolle‘**

Die von BLANDOW beschriebene ‚Mutterrolle‘ kommt durch die kurze Verweildauer meines Erachtens nur bedingt in Frage, zum einen, da sie gegenüber ihren leiblichen Kindern schon besetzt ist und zum anderen, weil die (Dauer-)Pfleagemutter in dieser Rolle versuchen müsste, die aufgenommenen Kinder emotional von den leiblichen Eltern zu lösen und diese in die eigene Familie zu integrieren. Dies entspricht nicht der Aufgabe einer Übergangspflegestelle, solange der weitere Verbleib des Kindes nicht geklärt ist.

### **Das ‚Ersatzmutterkonzept‘**

Im Ersatzmutterkonzept erhebt die Pfleagemutter keinen Anspruch auf das Pflegekind als eigenes Kind. Die Mutter zielt vielmehr darauf ein Pflegekind wie eine Mutter betreuen zu können. Es orientiert sich am Konzept der klassischen ‚Mutterrolle‘, beinhaltet jedoch eine zeitliche Begrenzung dieser Rolle und deren Aufgaben. Das ‚Ersatzmutterkonzept‘ ist als Modell für die Übergangspflege aus meiner Sicht nicht empfehlenswert, da sich die Übergangspflegemütter als temporären Ersatz der leiblichen Mutter hinsichtlich der klassischen Mutterrolle empfinden. Die leiblichen Kinder werden zudem bei jeder neuen Aufnahme eines Kindes mit einem ‚neuen

---

32 Auf Details der einzelnen Konzepte wird an dieser Stelle nicht eingegangen, es sei auf BLANDOW (1972: 66ff.) verwiesen.

Geschwisterkind' konfrontiert, auch daher ist diese Form der Betreuung eher negativ aufzufassen.

### **Das ‚Helferkonzept‘**

Beim ‚Helferkonzept‘ hingegen richten Übergangspflegermütter ihr Rollenverhalten nach dem eines professionellen Pädagogen aus. Ihre Aufgabe besteht darin, dem Kind bei Schwierigkeiten helfend und unterstützend zur Seite zu stehen. In diesem Konzept könnte aus meiner Perspektive die Gefahr bestehen, dass die emotionalen Aspekte des Betreuungsverhältnisses zu kurz kommen.

### **Das ‚Gib-und-nimm-Konzept‘**

Das ‚Gib-und-nimm-Konzept‘ hingegen bezeichnet ein Rollenverhalten der Übergangspflegermutter, in dem sie sich als ‚Arbeitgeber‘ des Kindes versteht, BLANDOW nennt als Beispiel den Spielkameraden für ein ebenfalls in der Familie lebendes leibliches Kind (vgl. BLANDOW 1972: 132). Von dem Übergangspflegerkind wird somit die Bereitschaft erwartet, die geforderten Leistungen (z. B. Spielkamerad) eines ‚Arbeitnehmers‘ zu erbringen. Dazu sind viele der aufgenommenen Kinder verständlicherweise nicht bereit und/oder auch nicht in der Lage, so dass es zu Rollendiskrepanzen zwischen der Übergangspflegermutter und dem Übergangspflegerkind führen kann (vgl. BLANDOW 1972: 70). Durch seine massive Distanziertheit hat dieses Konzept heute keinerlei gesellschaftliche Berechtigung mehr. BLANDOW & FRAUENKNECHT (1980) erläutern, dass diese Konzepte selbst nichts anderes als eine typologische Beschreibung nebeneinander bestehender Existenzformen und mit ihnen verbundener Sozialisationskonzepte sind (vgl. BLANDOW & FRAUENKNECHT 1980: 105).

Laut BLANDOW (1996) sind, hier bezogen auf die Dauerpflege, eher Pflegeeltern gefragt, die über ein ‚inklusives‘ Rollenverständnis verfügen, also Pflegeeltern, die ihr Pflegekind nicht als ihr ‚eigenes‘, sondern sozusagen als ‚Leihkind‘ betrachten (vgl. BLANDOW 1996: 59). Dies lässt sich auf die Übergangspflegestelle übertragen. Seine Darstellung verdeutlicht, dass es bis heute nicht gelungen ist, ein geeignetes Rollenkonzept für Pflegermütter geschweige denn Übergangspflegermütter zu konzipieren. Jeder Übergangspflegermutter ist selbst überlassen, ein individuelles Selbstkonzept zu gestalten. Entscheidet sich nun die Pflegermutter für ein bestimm-

tes Selbstkonzept (s. o.), so wird automatisch dem Kind eine bestimmte ergänzende soziale Rolle zugeschrieben. Von Bedeutung ist, ob das Kind bereit und in der Lage ist, diese Rolle angemessen auszufüllen.<sup>33</sup>

#### *4.4.4 Übergangspflegekinder: Rollenerwartungen und Rollenhandeln*

Fremdplatzierte Kinder tragen ein vollständiges Repertoire eigener Einstellungen, Kommunikationsmuster, Rollenverteilungen und Bewältigungsstrategien in sich. Aufgrund ihrer aus der Not heraus entwickelten Anpassungsfähigkeit fällt ihnen oft die Orientierung in der neuen und nicht vertrauten Umgebung leichter. Trotzdem besitzen diese Kinder ein sehr geringes Selbstwertgefühl und suchen die Schuld für die Herausnahme aus der Familie zunächst bei sich, dies bedeutet eine immense emotionale Herausforderung. Die andersartigen Verfahrensabläufe und Normen schaffen neue Bedrohungen, bieten aber auch unbekannte Rituale und Stabilitäten die die Übergangspflegekinder überprüfen müssen. Probleme mit Schuldfragen, personale Wert und Gerechtigkeit sind zu bewältigen (vgl. RUDÉCK 2012: 7).

Die vorhandenen Erfahrungen, die das Kind gemacht hat, werden als Basis für das Eingehen neuer Erfahrungen und Bindungen gesehen und müssen seitens der Bezugspersonen berücksichtigt und akzeptiert werden (GÜTHOFF 1996: 54).

Andererseits, so BLANDOW (1996), können sich diese Kinder ihrer biologischen Eltern nicht entziehen.

Sie müssen sich deshalb [innerhalb der neuen Familie] mit ihren biologischen Eltern und dem Herkunftsmilieu auseinander setzen und lernen, ihre Realität als ein Kind, das in besonderen Verhältnissen lebt, anzuerkennen (BLANDOW 1996: 57).

---

33 Zu diskutieren, welche entsprechenden Konsequenzen sich für die jeweilige Kindrolle aus dem gewählten mütterlichen Selbstkonzept ergibt, würde an dieser Stelle den Rahmen sprengen.

BLANDOW bezog sich seinerzeit auf die Dauerpflegefamilie. In der Übergangspflegefamilie ist die Situation zusätzlich geprägt von Unsicherheiten bezüglich der Perspektivklärung und dem weiteren Verbleib des Kindes. Auf der einen Seite hat dieser zeitlich befristete Verbleib den positiven Effekt, dass die Rollenerwartung an ein bestimmtes Verhalten nicht so hoch ist, weil keine dauerhafte Integration in die Familie erforderlich ist. Es muss keine gemeinsame Gruppenidentität entstehen, da es sich um eine befristete Aufnahme in die Familie handelt. Auf der anderen Seite jedoch ist eine wiederkehrende Anpassung an das bestehende Familiensystem erforderlich, um dieses nicht durch jedes neu ankommende Kind in seinen Grundfesten zu erschüttern.

Sowohl die Familie als auch das Übergangspflegekind stellt dies vor eine Herausforderung. Deutlicher wird die Abweichung der Rollenerwartung des Pflegekindes zur Rolle des leiblichen Kindes bei BLANDOW (1972) beschrieben, der sich in seinen Ausführungen allerdings auf die Dauerpflege beschränkt. Eine Übertragung auf die Übergangspflege gelingt nur ansatzweise. Er differenziert zwischen aus Heimen und direkt aus der Herkunftsfamilie stammenden Kindern und beschreibt, dass die Bedingungen im Heim ganz erheblich von denen einer 'normalen Familie' abweichen. Selbst die Bedingungen einer Herkunftsfamilie können laut BLANDOW (1972) nicht annähernd mit denen der 'normalen Familie' verglichen werden. Daraus, so der Autor,

ergeben sich nicht nur Konsequenzen für den Prozess der Übernahme der Rolle, sondern auch für ihre inhaltliche Bestimmung. Insofern die Rolle aber auf andere Weise als die des Familienkindes übernommen wird und insofern andere Inhalte vermittelt werden, kann das Kind nicht die Erwartungen erfüllen, die mit der kulturellen Kindes-Rolle verknüpft werden, was auch einschließt, dass seine Erwartungen an die Pflegemutter andere sein müssen als die eines Kindes an seine Mutter (BLANDOW 1972: 40).

Diese Aussage stellt einen interessanten Aspekt dar, der jedoch in der meiner Arbeit nicht vertieft werden kann, da ausschließlich leibliche Kinder interviewt wurden.



#### *4.4.5 Zusammenfassung*

Wie in der Beschreibung von Rollenerwartungen und -handeln seitens der biologischen Mutter, des leiblichen Kindes, der Übergangspflegemutter und des Übergangspflegekindes deutlich geworden, treffen hier vielfältige, divergierende Rollenerwartungen und Rollenhandeln aufeinander, die unterschiedlichen Sozialisationsprozessen geschuldet sind. Die Aufgabe der Übergangspflegemutter ist somit eine sehr anspruchsvolle, denn ihr obliegt es, mit den unterschiedlichen Erwartungen sowohl ihrer leiblichen Kinder als auch denen der Übergangspflegekinder umzugehen und ihnen gerecht zu werden.

Wie und ob sie das im Einzelnen bewerkstelligt, wird ihm Ergebnisteil näher betrachtet, in dem die leiblichen Kinder zu Wort kommen. Diese beschreiben, wie sehr das Rollenverhalten der Mutter sich auf ihr Erleben des Aufwachsens mit den Übergangspflegekindern ausgewirkt hat (siehe Kap. 14).

## 5 | Leibliche Kinder als Forschungssubjekte

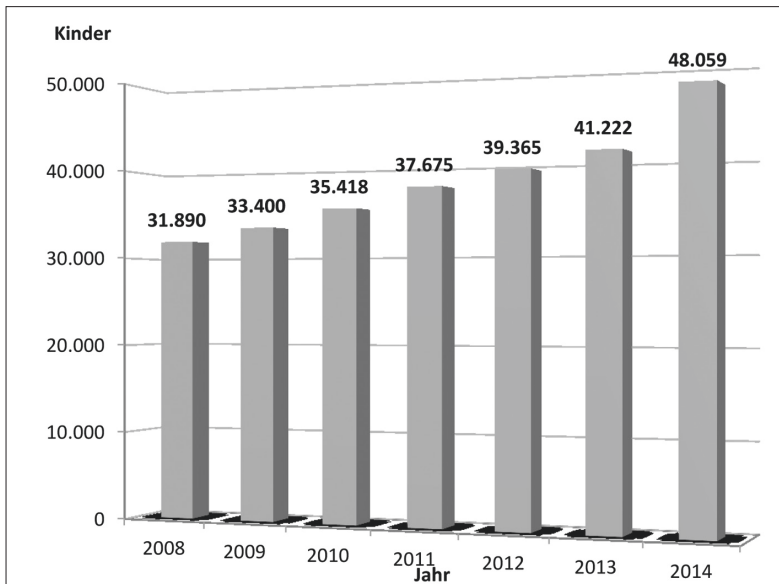
Bevor im nächsten Kapitel die ausführliche Beschreibung der Übergangspflege erfolgt, widmet sich dieses Kapitel dem eigentlichen Fokus der vorliegenden Dissertation, den leiblichen Kindern im Setting der Übergangspflege. Es werden die Zahlen und Daten für die in der Übergangspflege lebenden Kinder aufgezeigt und dargestellt, inwieweit sie in den Qualifizierungsmaßnahmen thematisiert werden und welche Anforderungen an die Pflegeeltern im Rahmen der Übergangspflege gestellt werden.

### 5.1 Zahlen und Daten zur Übergangspflege

In der bisher einmaligen Studie des Deutschen Jugendinstitutes ‚Bereitschaftspflege – Familiäre Bereitschaftsbetreuung‘ aus dem Jahre 2002 wurde festgestellt, dass jährlich rund 30.000 Kinder und Jugendliche aufgrund einer akuten und nachhaltigen Gefährdung in Obhut genommen werden (vgl. LILLIG et al. 2002: 9). An dieser Stelle sei kurz angemerkt, dass Inobhutnahmen sowohl in Heime als auch in Übergangspflegestellen erfolgen können und natürlich nicht jede Aufnahme in die Übergangspflege eine Inobhutnahme ist. Wie das Statistische Bundesamt mitteilt, hat die Zahl der Inobhutnahmen in den letzten Jahren stetig zugenommen, sie hat sich in den letzten zehn Jahren um mehr als 8.000 Inobhutnahmen erhöht, Tendenz steigend. Im Jahr 2012 nahmen beispielsweise die Jugendämter in Deutschland 40.200 Kinder und Jugendliche in Obhut, das waren gut 1700 (+ 5 %) mehr als 2011.

Die folgende Abbildung veranschaulicht die stetige Zunahme an Inobhutnahmen bezogen auf Gesamtdeutschland aus den Jahren 2008 bis 2014.

Abb 1: Anzahl der Inobhutnahmen aus den Jahren 2008 bis 2014 für Gesamtdeutschland

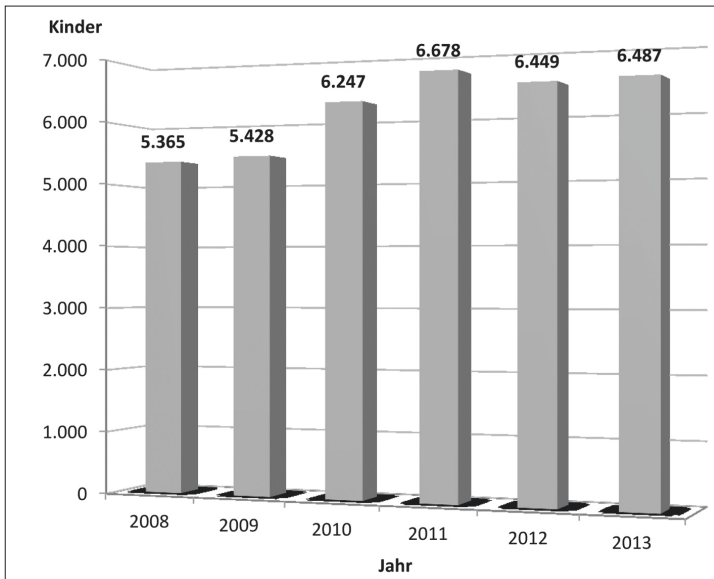


Quelle: Eigene Darstellung Destatis Vorläufige Schutzmaßnahmen STATISTISCHES BUNDESAMT 2010; 2011a; 2012; 2013a; 2014; 2015

Es gibt laut Statistischem Bundesamt keine konkreten Zahlen zum Verhältnis von leiblichen Kindern in Pflege- bzw. Übergangspflegefamilien, sondern nur Zahlen zu den Kindern und Jugendlichen, die im Rahmen von sogenannten vorläufigen Schutzmaßnahmen in Obhut genommen wurden. In der Statistik des Statistischen Bundesamtes werden die Übergangspflegefamilien unter dem Punkt ‚Unterbringung während der Maßnahme‘ als „bei einer geeigneten Person“ (STATISTISCHES BUNDESAMT [2012: 6]; SPANKE & PETRI [2014: 11]) bezeichnet.

Auch hier ist die Tendenz weiter steigend, wie die folgende Abbildung für die Jahre 2008 bis 2014 veranschaulicht.

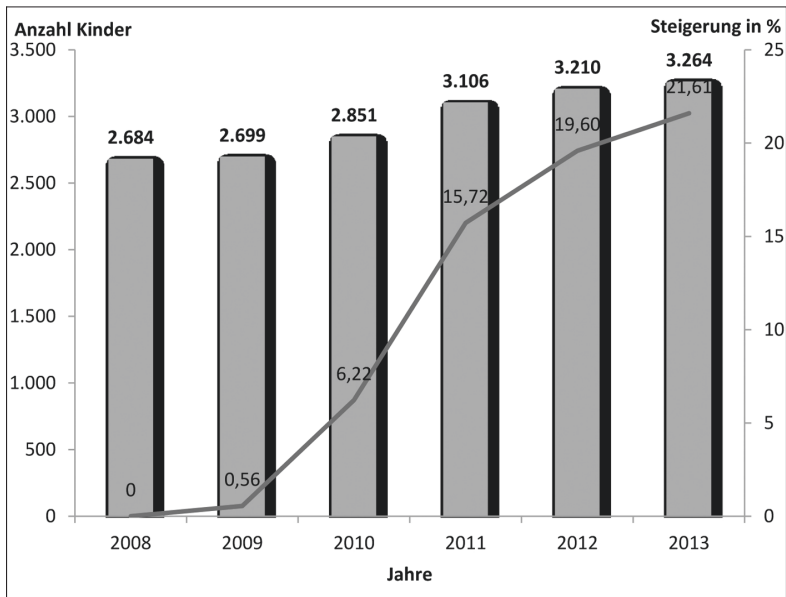
Abb. 2: Anzahl der Kinder und Jugendlichen in Übergangspflegestellen von 2008 bis 2014 für Gesamtdeutschland



Quelle: Eigene Darstellung STATISTISCHES BUNDESAMT 2009; 2010; 2011a; 2012; 2013a; 2014; 2015

Besonders interessant ist dabei der Anstieg bei den Inobhutnahmen der unter Sechsjährigen, der über die Jahre 2008 bis 2014 fast 50% der gesamten Inobhutnahmen ausmacht. Hierbei handelt es sich um eine Steigerung von 21,6%, wie folgende Abbildung aufzeigt.

Abb. 3: Anzahl der Kinder unter sechs Jahren in Übergangspflegestellen von 2008 bis 2014 für Gesamtdeutschland



Quelle: Eigene Darstellung STATISTISCHES BUNDESAMT 2009; 2010; 2011a; 2012; 2013a; 2014; 2015

Die Unterbringung von Kindern in Übergangspflegestellen erfolgt überwiegend wegen unzureichender oder schädigender Ausübung der elterlichen Sorge. Wenn bei jüngeren Kindern eine stationäre Hilfe zur Erziehung<sup>34</sup> erforderlich war, wurden sie in den meisten Fällen in Pflegefamilien untergebracht. 51% aller Kinder, die erstmalig in eine Pflegefamilie kamen, befanden sich im Vorschulalter (vgl. STATISTISCHES BUNDESAMT 2011b: 32). Doch bevor es zu einer stationären Hilfe zur Erziehung

34 Hilfen zur Erziehung können sowohl ambulant und teilstationär, als auch stationär erbracht werden. Stationäre Hilfen wie z. B. Heimpflege, betreutes Wohnen oder eine Pflegefamilie werden dann gewährt, wenn die Kinder in ihrem Elternhaus nicht mehr leben können.

kommt, werden die Kinder oft aufgrund einer akuten Krisensituation in einer Übergangspflegefamilie platziert, die sowohl eine spezifische Form der Krisenintervention als auch ein wichtiges Instrument des Hilfeplanverfahrens darstellt (vgl. BLÜML 1993: 4).

Die oft stark belasteten Kinder benötigen nach der Trennung von ihrer Herkunftsfamilie schnell menschliche Nähe und feste Bezugspersonen. Weil Heime dies nicht immer bieten können, setzen Jugendämter seit einigen Jahren vermehrt auf das Konzept der Übergangspflege. Rund 5400 Kinder wurden dort beispielsweise in 2012 untergebracht (vgl. STATISTISCHES BUNDESAMT 2013a). Somit stellt die Übergangspflege eine alternative Unterbringungsform für gefährdete Kinder und Jugendliche dar und bietet Schutz, bis die Abklärung des Hilfebedarfs für Kinder und Jugendliche in drohenden oder akuten Gefährdungssituationen erfolgt ist<sup>35</sup> (vgl. LILLIG et al. 2002: 12). Sie ist zeitlich begrenzt, bis eine Entscheidung für eine Reintegration in die Herkunftsfamilie oder eine Überleitung in eine geeignete Form öffentlicher Ersatzerziehung getroffen ist.

Die in der Familie lebenden leiblichen Kinder können die Pflegekinder bei der Bewältigung der Trennung von ihrer Herkunftsfamilie unterstützen. HELMING (2002) berichtet über ein geführtes Interview mit einer Übergangspflegemutter, währenddessen sich das in Obhut genommene Kind ständig an diese klammert. Erst als der 13-jährige Sohn der Familie nach Hause kommt, verhält sich das Kind fröhlicher, entlässt die Mutter aus der Umklammerung und krabbelt freudig auf den großen Jungen zu (vgl. HELMING 2002: 241). Derartige Situationen verdeutlichen die Bedeutung leiblicher Kinder in einer solchen Familienkonstellation, mit all ihren positiven als auch negativen Auswirkungen auf das weitere Heranwachsen. Inwieweit die Bedürfnisse leiblicher Kinder in Qualifizierungsmaßnahmen für potentielle Übergangspflegeeltern thematisiert werden und ob auf die besondere Rolle der leiblichen Kinder in einem solchen Setting hingewiesen wird, soll im folgenden Kapitel beschrieben werden.

---

35 In vielen Fällen kehren die Kinder nicht in ihre Herkunftsfamilie zurück, weil eine Erziehung außerhalb des eigenen Elternhauses als förderlicher eingestuft wird, so im Jahr 2012 insgesamt 12.800 Minderjährige, das entspricht einem Anteil von 32% (vgl. STATISTISCHES BUNDESAMT 2013b).

## 5.2 Thematisierung der Rolle leiblicher Kinder in Qualifizierungsmaßnahmen für Übergangspflegeeltern

Da die in Übergangspflegefamilien vermittelten Kinder in den meisten Fällen belastende Erfahrungen gemacht haben und/oder entwicklungsretardiert sind, ist ein erhöhter Betreuungsbedarf von Nöten, der eine angemessene Qualifizierung erfordert. Diese erfolgt beispielsweise über eine Pflegeelternschule und wird im Rahmen der Eignungsprüfung durch die Pflegevermittlungsstelle durch ausführliche Gespräche mit den Bewerbern ergänzt. Um WIEMANN (2009: 16) zu folgen, müssen

Bewerber [...] sich während dieses Prozesses mit ihrem Wunsch nach Aufnahme eines Kindes auseinandersetzen, diesen konkretisieren, sich mit zu erwartenden Problemen befassen, konkrete Vorstellungen darüber entwickeln, wie sich das Zusammenleben mit einem Kind gestalten könnte und sich über eigene Fähigkeiten und Ressourcen, aber auch über individuelle Grenzen bewusst werden, um zu einer Entscheidung gelangen zu können.

Die Pflegeelternschule hat die Aufgabe, Übergangspflegeeltern spezielles Wissen und eine professionelle Haltung zu vermitteln und zu lehren, wie diese ihr eigenes Beziehungs- und Erziehungsverhalten reflektieren und bewusst Elternrolle und Erzieherfunktion auseinanderhalten können. Auch PALINAT & WARZECHA (1999: 16) weisen darauf hin, dass die bei leiblichen Kindern angewendeten intuitiven Erziehungsmethoden bei Übergangspflegekindern nicht immer so gelten können, weil diese transparent und nachvollziehbar für alle am Hilfeprozess Beteiligten sein müssen. Gerade das gestaltet sich im Alltag aber oft schwierig und erfordert spezielle Aus- und Weiterbildung sowie Supervision (vgl. KÖPL [1996]; LUTTER [1996]).

Bei der Entscheidung für eine Tätigkeit der Übergangspflege dürfen in der Planung die Partizipation der leiblichen Kinder und deren Vorbereitung auf das, was sie erwartet, nicht fehlen. Dieser Umstand wird im Kapitel 7.2.5 zum Stand der Forschung durch wissenschaftliche Studien belegt (vgl. KAPLAN [1988]; POLAND & GROZE [1993]; SPEARS & CROSS [2003]; MARMANN [2005] und andere).

Um einen Einstieg in die Thematik meiner Dissertation zu finden führte ich eine Kleinstudie durch, die hier als kurzer Exkurs einen Einblick in die Qualifizierungsmaßnahmen potentieller Bewerber für (Übergangs-)Pflegerstellen geben soll.

### **Fragestellung**

Die Kleinstudie ging der Frage nach, ob in der Vorbereitung bzw. Schulung zukünftiger Übergangspflegereltern das Thema leibliche Kinder eine Rolle spielt und thematisiert wird. Ich bat die Befragten mir ggf. vorhandene Schulungskonzepte oder Unterrichtsinhalte, die auf diese Thematik hin abzielen, zuzusenden.

### **Erkenntnisinteresse**

Für mich war hier vor allem interessant, ob Eltern seitens der Jugendamtsmitarbeiter sensibilisiert und auf die ggf. schwierige Situation leiblicher Kinder in der geplanten Tätigkeit vorbereitet werden.

### **Untersuchungsdesign**

Ich führte eine multistädtische Befragung durch, die durch die bundesweite Verteilung der Stichprobe die überregionale Aussagefähigkeit der Bandbreite der Daten erhöhen sollte. Mittels nicht repräsentativer Stichprobenauswahl („Convenience Sample“) wurden 216 Emails an die Landesjugendämter, an kommunale Jugendämter, Pflegeelternschulen, öffentlich rechtliche Träger, Verbände und private Pflegekinderdienste in den größten Städten aller Bundesländer versandt.

Die Institutionen wurden gebeten im Rahmen der Qualifizierung von Pflegeeltern verwendete Schulungskonzepte zur Verfügung zu stellen soweit diese existieren.

Des Weiteren sollten sie benennen, in welcher Form leibliche Kinder ein Thema bei der Vorbereitung von Eltern auf die Aufgabe als Übergangspflegerfamilie darstellen.

Die Antworten der Befragten wurden kategorisiert und quantifiziert, die Schulungskonzepte inhaltsanalytisch nach vier entwickelten Fragen ausgewertet (siehe unter Ergebnisse).



## Ergebnisse

Von den 216 verschickten Emails erhielt ich 63 Antworten und somit eine Rücklaufquote von 29%. Diejenigen, die antworteten um mich lediglich an konkrete Ansprechpartner zu vermitteln, wurden in der Auswertung nicht berücksichtigt.

Viele Antworten beinhalteten Aussagen wie: es gäbe keine Schulungskonzepte, die Bedarfe leiblicher Kinder seien aber sehr wohl im Rahmen von Einzelgesprächen während der Qualifizierung oder beim Vorbereitungsseminar Inhalt. In den meisten Jugendämtern und Pflegeelternschulen (78,08 %) verläuft die Qualifizierung der Übergangspflegefamilien analog zur Dauerpflege. Hier stellt sich die Frage inwieweit dies sinnvoll ist. Die Umstände, wenn ein Kind auf Dauer aufgenommen wird und zahlenmäßig von einem oder zwei in der Familie lebenden Kindern gesprochen wird, unterscheiden sich signifikant von den Bedingungen einer Übergangspflegefamilie, in der über Jahre ständig wechselnde Kinder kommen und gehen. Auch das Anforderungsprofil an Übergangspflegemutter und Dauerpflegemutter unterscheidet sich erheblich, so dass es wenig Sinn zu machen scheint, Interessenten für Übergangspflegestellen in der gleichen Qualifizierungsmaßnahme wie die der Pflegefamilien zu verorten (siehe hierzu auch Kap. 7.2.5).

Als weiterer, signifikanter Punkt in der Auswertung der Umfrage kristallisierte sich heraus, dass leibliche Kinder nur in Form von Rahmenbedingungen thematisiert werden. So müssen sie z. B. ein gewisses Alter erreicht haben, wenn ihre Eltern mit der Übergangspflege beginnen wollen, damit die aufzunehmenden Kinder zur Altersstruktur der leiblichen Kinder passen und die Altersspanne groß genug ist. Diese Aussagen sind dahingegen bemerkenswert, als dass in der Fachliteratur bekannt ist, dass strukturelle Variablen wie Geburtenrangplatz, Geschlechterkombination und der Altersabstand keine validen Zusammenhänge und Rückschlüsse zulassen (siehe hierzu auch Kap. 3.3.1.3).

Die aussagekräftigsten Antworten der teilnehmenden Stellen wurden kategorisiert und quantifiziert. Einzelne Aussagen sind (jeweils von n=63):

- 62 % der Einrichtungen bieten keine spezielle Schulung zu der Thematik ‚leibliche Kinder‘ an

- 46 % der teilnehmenden Einrichtungen klären Fragen über leibliche Kinder während Einzelgesprächen im Rahmen der Qualifizierung
- 29% thematisieren leibliche Kinder in den Vorbereitungsseminaren (z. B. in einer Übung, bei denen die Teilnehmer erzählen, wie sich die derzeitige Familienkonstellation durch die neue Situation verändern wird)
- 6% bieten einzelne Fortbildungen zu der Thematik an.

Die zehn erhaltenen Schulungskonzepte wurden inhaltsanalytisch nach folgenden Fragen ausgewertet:

- Welchen Umfang hat die Schulung?
- Wie werden leibliche Kinder thematisiert?
- Gibt es nähere Informationen zur Konzeption der Fortbildung?
- Kommt das Wort leibliche Kinder explizit vor oder sind sie im Gesamtkontext der Übergangsfamilie enthalten?

Die Dauer der Schulungen variieren in den vorliegenden Schulungskonzepten sehr stark. So gibt es einerseits Grundkurse, die für Übergangspflegeeltern, Pflegeeltern und Adoptiveltern Pflicht sind. Diese umfassen 40 Doppelstunden für alle Bewerber und zusätzlich ein Aufbaumodul für die jeweilige spezielle Pflegeform. Andererseits gibt es Grundseminare, die lediglich acht Stunden umfassen oder es erfolgt an zwei Wochenenden eine Qualifizierung. Was das über die Qualität der Schulungen und die ausreichende Vorbereitung der Beteiligten auf die bevorstehende Aufgabe aussagt, wird hier nicht weiter diskutiert. Die leiblichen Kinder werden meist an zwei Stellen der Fortbildungen thematisiert. Zu Beginn der Schulung erfolgt eine Vorstellung, wer zur derzeitigen Familie gehört und wie sich systemische Prozesse in Familien gestalten können. Dies wird meist in Form von Familienbildern oder ‚Klötzchenskulpturen‘ durchgeführt, die das Familiensystem darstellen sollen. Später werden die leiblichen Kinder dann flüchtig thematisiert, wenn es um Veränderungen geht, die auf das bestehende Familiensystem mit der Aufnahme eines oder mehrerer Übergangspflegekinder zukommen. Im Zentrum stehen hier jedoch meist die Übergangspflegekinder und es erfolgt eine Diskussion darüber, wie das Übergangspflegekind in die Familie integriert werden kann, welchen Platz es einnimmt und was sich dadurch für den

Rest der Familie verändert. Lediglich in einem der ausgewerteten Konzepte fand sich ein Themenschwerpunkt zu Geschwisterrollen und dem Zusammenleben von Kindern mit unterschiedlichem Status, der aber inhaltlich nicht weiter ausgeführt wurde. Der Begriff ‚leibliche Kinder‘ wurde in keiner der genannten Konzepte verwendet, die leiblichen Kinder werden synonym als ‚andere Familienmitglieder‘, ‚das Familiensystem‘, ‚der Rest der Familie‘ und in anderen Begriffen genannt.

Hieraus wird deutlich (siehe auch Kap. 6), dass die leiblichen Kinder eine ‚Randgruppe‘ darstellen. Sie werden als Teil der Familie wahrgenommen, aber nicht als ein wichtiger Rollenträger im ‚Gelingen‘ oder ‚Scheitern‘ des Pflegeverhältnisses, wie es PUGH (1996), WATSON & JONES (2002), SINCLAIR & WILSON (2003), SPEARS & CROSS (2003) und MARMANN (2005) beschreiben.

Selbst wenn diese kleine Untersuchung nicht valide belegt, dass leibliche Kinder in der Qualifizierung sowie in Fort- und Weiterbildung eine eher unbeachtete Rolle spielen, so zeigt sie dennoch, dass der Fokus leider nicht auf diesen wichtigen ‚Schlüsselfiguren‘, wie sie WATSON & JONES (2002) nennen, gerichtet ist.

### 5.3 Leibliche Kinder in den Übergangspflegestellen

Der Job umfasst die ganze Familie, ich stehe nicht alleine da. Die Kinder essen an unserem Tisch und schlafen in unserem Haus, in unserem Räumen. Sie sind hier integriert, als wären sie unsere eigenen, solange sie da sind. Und da kann keiner sich davonmachen von der eigenen Familie (LILLIG 2002: 312).

Wie im nächsten Kapitel (6) zum Stand der Forschung ausführlich beschrieben, spielen leibliche Kinder in der Übergangspflegefamilie eine wichtige Rolle und tragen nicht unerheblich zum Gelingen oder Scheitern des Pflegeverhältnisses bei.

SCHATTNER (2002) beschreibt es ähnlich und betont, dass gerade die leiblichen Kinder diejenigen sind, mit denen leichter erste Kontakte geknüpft werden können und sich darüber hinaus auch persönliche Beziehungen mit gemeinsamen Regeln und gegenseitigen Beeinflussungen sowie gegenseitigem Lernen entwickeln können (vgl. SCHATTNER 2002b:

436). Aus diesem Grunde ist es so bedauerlich, dass die leiblichen Kinder so selten mit einbezogen werden.

Trotz ihrer wichtigen – manchmal sogar entscheidenden – Rolle im Gesamtarrangement werden leibliche Kinder selten in alle Überlegungen miteinbezogen (KOMPETENZZENTRUM PFLEGEKINDER e. V. & INTERNATIONALE GESELLSCHAFT FÜR ERZIEHERISCHE HILFEN 2010: 12).

Für die leiblichen Kinder einer Übergangspflegefamilie ändert sich durch die Aufnahme fremder Kinder die Familienkonstellation, das heißt, nicht nur die in Obhut genommenen Kinder erleben die Trennung von den leiblichen Eltern als Bruch, sondern auch die leiblichen Kinder in der Übergangspflegefamilie erleben Unsicherheiten. Sie wissen nicht, wie sich die Kinder in der neuen Situation verhalten und was sich dabei für sie ändert. Da sich aber sowohl die Rollenverteilung als auch die Geschwisterkonstellation verändern, müssen sie erst ihre neue Rolle bzw. Stellung innerhalb der Familienkonstellation ausmachen (vgl. KASTEN [1993], SANDMEIR [2010], SPANKE & PETRI [2014]).

Ich werde schon versuchen, die fremden Kinder lieb zu haben, aber nicht so fest, weil ich sonst zu sehr an ihnen hängen werde. Es kann natürlich auch sein, dass es Kinder gibt, die mir auf die Nerven gehen werden, und bei denen ich dann ein bisschen froh sein werde, die los zu sein (Tochter einer Bereitschaftspflegekraft, 11 Jahre) (BLÜML 1993: 3).

Die Belastbarkeit der eigenen Kinder stellt einen kritischen Faktor für die Leistungsfähigkeit der Übergangspflegestelle dar und trägt nicht unerheblich dazu bei, dass Übergangspflegefamilien sich dazu entschließen, diese Tätigkeit wieder einzustellen (vgl. BLÜML 1993: 27). Wie später im Kap. 6 als Ergebnis vieler Untersuchungen beschrieben und hier auch nur kurz erwähnt, müssen sich die leiblichen Kinder zum einen mit teilweise erschütternden Kinderschicksalen auseinandersetzen und zum anderen ihre eigenen Bedürfnisse zurückstellen, da das aufgenommene Kind mit seinen Belangen oftmals im Vordergrund steht und die familiäre Aufmerksamkeit erfordert. Dadurch werden sämtliche familiären Aktivitäten beeinflusst. Die leiblichen Kinder stellt dies fortwährend vor

starke Herausforderungen, die einer kontinuierlichen Unterstützung der Eltern bedürfen. Diese nehmen die hohe Belastung der leiblichen Kinder häufig nicht wahr, weil sich, bedingt durch die Probleme der aufgenommenen Kinder, die Gesprächszentrierung und der Blickwinkel auf diese richtet und die eigenen Kinder aus dem Blickwinkel verschwinden (vgl. KIPP 1998: 49). LILLIG (2002) beschreibt dieses treffend:

Interessanterweise erleben die interviewten Betreuungspersonen diese Verknappung der Zeit und Aufmerksamkeit für die eigenen Kinder nicht als Belastung oder als Beeinträchtigung ihrer Be- und Erziehungsmöglichkeiten. Sie schildern im Gegenteil das Aufteilen ihrer Zeit und Zuwendung zwischen eigenem und Betreuungskind als eher unproblematisch und als eine Frage der klaren Vereinbarung zwischen ihnen und den Kindern. Sie erleben ihre Kinder als durchaus belastungsfähig, grundsätzlich kooperativ und mit ausreichender Frustrationstoleranz in Bezug auf das Aufschieben eigener Bedürfnisse ausgestattet. Die Bindungsbeziehungen zu ihren Kindern empfinden sie als sicher und vertrauensvoll. Das heißt, die Kinder können eigene Problem- oder Notsituationen klar signalisieren und die Eltern nehmen sich dann auch unmittelbar Zeit für sie (LILLIG 2002: 313).

Eine andere Sichtweise von Seiten der Übergangspflegeeltern berichten BLANDOW & ERZBERGER (2008):

Darüber hinaus berichteten die Übergangspflegefamilien von einer Reihe nicht vorhergesehener Belastungen für die eigene Familie, insbesondere von negativen Auswirkungen auf die eigenen Kinder, von Nähe- und Distanzproblemen und von emotionalen Schwierigkeiten, sich von gut integrierten Jugendlichen wieder zu lösen bzw. auf deren Verbleibenswunsch angemessen zu reagieren (BLANDOW & ERZBERGER 2008: 62).

Sinnvoll ist es laut OELTJEN (1994) auf jeden Fall für die Eltern, vor jeder neuen Aufnahme offen nach dem Einverständnis ihrer Kinder zu fragen. Darüber hinaus macht es Sinn, zwischen den Aufenthalten der Betreuungskinder gelegentlich Pausen einzulegen, sich als Kernfamilie wieder zu finden und neue Stabilität zu erlangen (vgl. OELTJEN [1994: 44], BLÜML

[1995: 169]; LILLIG et al. [2002: 30ff.]). HOPP (2010) bringt es auf den Punkt, indem sie formuliert:

Die Kinder tragen die Entscheidung ihrer Eltern mit und tragen das Pflegekind ebenfalls auf ihren Schultern (HOPP 2010: 5).

#### 5.4 Fazit

Die hier im Kapitel vorgestellten jährlich steigenden Zahlen der Kinder in Übergangspflegestellen bezogen auf Gesamtdeutschland (Bremen siehe Kap. 7.2.3.3) verdeutlichen, dass die Übergangspflege ein sehr wichtiger Bestandteil im System der Jugendhilfemaßnahmen darstellt. Die steigenden Zahlen implizieren einen größeren Bedarf an Übergangspflegestellen sowie eine Steigerung der erforderlichen Schulungen zur Qualifizierung dieser Stellen. Dabei ist darauf zu achten, wie hier in der vorgestellten Studie verdeutlicht wurde, das Augenmerk auch auf die leiblichen Kinder solcher Übergangspflegestellen zu richten, um diese bei der Versorgung von Übergangspflegekindern nicht zu vernachlässigen. Aussagen sowohl von Übergangspflegeeltern als auch von leiblichen Kindern verdeutlichen, dass die gesamte Familie von der Aufnahme der Kinder betroffen ist und gerade die leiblichen Kinder ebenfalls begleitet und betreut werden sollten. Gerade deswegen soll in dieser Arbeit der Fokus auf den Bedarfen der leiblichen Kinder liegen und den bisher wenig beachteten Forschungsgegenstand untersuchen.

Im Folgenden wird ein Blick auf den derzeitigen Stand der Forschung zu dieser Thematik im nationalen, sowie internationalen Kontext geworfen, um im Anschluss das Alleinstellungsmerkmal dieser Arbeit herauszustellen.



## 6 | Stand der Forschung<sup>36</sup>

### 6.1 Studien und Metaanalysen zu leiblichen Kindern

Im Vorfeld stellt sich die Frage, ob es zu dieser Thematik bereits nationale bzw. internationale Forschungen gibt, die leibliche Kinder in den Mittelpunkt stellen und sich mit der Frage beschäftigen, wie diese Kinder das Aufwachsen in (Übergangs-)Pflegefamilien erleben.

Wenn verschiedene Verfasser Familienkonstellationen in Einrichtungen der öffentlichen Ersatzerziehung untersuchen und kommentieren, so finden sie oftmals eine Situation vor, in der nicht nur Maßnahmekinder an diesen Lebenswelten teilhaben, sondern ebenso leibliche Kinder der Familie. In der Regel beschäftigen sich die Untersuchungen zur Fremderziehung mit den Maßnahmekindern, mit den Erziehern oder auch mit den vorgefundenen Organisationsstrukturen von Fremderziehung (vgl. MARMANN 2005: 14). Da die leiblichen Kinder als Systemmitglieder bei diesen Forschungen, Untersuchungen und weiteren Publikationen aber nicht im Fokus des jeweiligen Erkenntnisinteresses stehen, werden ihre Rollen und ihr Erleben selten thematisiert (z. B. BLANDOW [1972]; NIENSTEDT & WESTERMANN [1998]; WOLF [1999]; REIMER [2011]; LILLIG et al. [2002] u.a.m.).

MARMANN (2005) nennt diese weitestgehend isolierten Forschungsergebnisse „Forschungssplitter“ (MARMANN 2005: 48), weil sie sogenannte Nebenprodukte von Studien sind, die sich beispielsweise im Schwerpunkt mit Pflegekindern oder der Herkunftsfamilie beschäftigen.

Meiner Recherche nach gibt es keine Studie, die explizit den Blick auf leibliche Kinder in Übergangspflegefamilien setzt. Es gilt nun, Anhalts-

---

36 Sofern in diesem Kapitel der Begriff Bereitschaftspflege genannt wird, bezieht er sich auf Quellen zitierter Autoren. Ansonsten wird weiterhin der Begriff Übergangspflege, wie eingangs beschrieben, synonym verwendet.



punkte zu finden, die zur beschriebenen Thematik wichtige Einzelaspekte aufzeigen, welche wiederum in einer Gesamtschau zum Thema ‚Leibliche Kinder im Setting stationärer Hilfen zur Erziehung‘ interessante Aspekte und neue Perspektiven erschließen, denn um es mit MARTIN (1993) zu sagen:

It's not just the parents who foster, it's the whole family (MARTIN 1993: 17).

Im Folgenden werden die wichtigsten und meist zitierten Studien, z. B. die von TWIGG & SWAN (2007), HÖJER (2007), THOMPSON & MCPHERSON (2011) und weitere sowohl deutsche als auch internationale Studien chronologisch vorgestellt und ausgewählte Ergebnisse diskutiert. Eine Unterscheidung zwischen professioneller familienorientierter Ersatzerziehung und Pflegefamilien lässt sich im internationalen Kontext nicht feststellen, sie werden alle unter dem Begriff „*Foster Care*“ zusammengefasst (vgl. KNUTH 2008: 42). Viele der vorgestellten Studien und Untersuchungen haben relativ kleine Stichproben bzw. Teilnehmerzahlen, zeigen aber interessanterweise durchaus Übereinstimmungen in den Ergebnissen.

Grundlegend lässt sich für alle Übergangspflegefamilien mit leiblichen Kindern folgendes feststellen:

Die Aufnahme eines Pflegekindes mit seinen heute üblichen Schädigungen und eindrucksvollen und nachhaltigen Erfahrungen hat natürlich Auswirkungen auf alle Mitglieder der Pflegefamilie. Dies im besonderen Maße auf die leiblichen Kinder der Pflegeeltern. Je jünger die Kinder bei der Aufnahme eines Pflegekindes sind, umso prägender und geschwisterlicher ist die Verbindung des leiblichen Kindes zum Pflegekind (HOPP 2010: 3).

Eine der ersten und später häufig zitierten Untersuchungen war die von ELLIS aus dem Jahr 1972 mit dem Publikationstitel: *Sharing parents with strangers: The role of the Group Home Foster Family's own children*. Diese kanadische Studie erforschte, welche Auswirkungen das Teilen der Eltern, der Privatsphäre und der Freunde auf die leiblichen Kinder von Pflegeeltern hatte.

### **Methode:**

ELLIS (1972) befragte zehn Pflegeeltern aus einer Stichprobe von 27 Pflegefamilien, in denen insgesamt 21 leibliche Kinder lebten, jeweils mindestens zwei oder mehr pro Familie. Die Pflegeeltern, die sie befragte, führten diese Tätigkeit in einer Dauer von drei Monaten bis fünf Jahren aus, die durchschnittliche Verweildauer betrug drei Jahre.

Zusätzlich diskutierte sie im Rahmen einer Gruppendiskussion mit 40 Pflegeeltern und einigen ihrer Sozialarbeiter über die häusliche Lebenssituation, auftretende Probleme und mögliche Lösungen in der Familie. Eine weitere Gruppendiskussion wurde mit fünf jugendlichen leiblichen Kindern durchgeführt, die über ihre Erfahrungen, Erlebnisse und Gefühle während des Aufwachsens mit Pflegekindern im Elternhaus berichteten (vgl. ELLIS 1972: 165).

### **Ergebnisse**

Die Autorin beschrieb, wie wichtig der Einbezug der leiblichen Kinder in das Vorhaben, Pflegekinder aufzunehmen, war. Besondere Probleme traten laut ELLIS auf, wenn es mehrere leibliche Geschwister, „*peers of own children*“, in der Familie gab (ELLIS 1972: 166). Die Pflegeeltern, so ELLIS, sollten eine solche Situation gut beobachten und für emotionale Stabilität der Kinder sorgen. Eine interessante Aussage traf sie zur Frage, was die Pflegeeltern von den leiblichen Kindern erwarteten:

In trying to be fair to the foster child most of the foster parents expected their own to share his parents and possessions cheerfully, be unselfish, understanding, helpful, forgiving, obedient, friendly, and the epitome of maturity (ELLIS 1972: 167)<sup>37</sup>;

Dies stellte einen Erwartungsdruck seitens der leiblichen Eltern dar, dem die Kinder nur selten gerecht werden konnten, und, wie sie später darstellte, auch nicht gerecht wurden. Viele der leiblichen Kinder begaben

---

37 Übersetzt: Um die Pflegekinder fair zu behandeln, erwarten die meisten Eltern von ihren leiblichen Kindern, dass sie deren Aufmerksamkeit teilen und ihnen freudvoll folgen und dass sie sich selbstlos verhalten sowie verständnisvoll, hilfsbereit, vergebend, folgsam, freundlich sind und den Inbegriff des Erwachsensein repräsentieren.

sich später in psychologische Behandlung, in der sie lernten, dass an ihren Gefühlen nichts ‚falsch‘ („*wrong*“) war (ELLIS 1972: 169).

Ellis kam zu folgenden Schlussfolgerungen und Empfehlungen für die Praxis:

- Die Entscheidung eine Pflegegruppe im häuslichen Umfeld zu etablieren ist als Familienentscheidung zu treffen
- Berücksichtigung des Alters bei der Auswahl von Pflegekindern für die individuellen Gruppen
- Nutzung der Hilfsangebote der Träger sofern die Sozialarbeiter dieses mittragen
- In jedem Haushalt sollen sowohl die Probleme der Pflegekinder als auch der leiblichen Kinder Berücksichtigung finden
- Forderung nach einem individuellen Umgang der Erwartungshaltungen für jede Gruppe von Kindern
- Eine Fokussierung darauf, dass man die leiblichen Kinder dabei unterstützt sich zurecht zu finden
- Hilfsangebot für alle Familienmitglied der Gruppe seine Identität zu entwickeln.

(vgl. ELLIS 1972: 170)

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Entscheidung, eine Pflegefamilie werden zu wollen, keine Einzelentscheidung der Eltern sein kann und darf. Der entsprechende Altersabstand des aufzunehmenden Pflegekindes muss bedacht werden und die Familie muss sich gegebenenfalls rechtzeitig um Unterstützung beim zuständigen Sozialarbeiter bemühen. Die leiblichen Kinder dürfen nicht aus dem Blick geraten, damit das Konstrukt Pflegefamilie gelingt.

Eine von BIRTSCHEK et al. im Jahr 1979 durchgeführte deutsche Studie mit dem Titel **Außenwohngruppen<sup>38</sup> – Heimerziehung außerhalb des Heims** hatte das Ziel, die pädagogischen Intentionen und Strukturbedingungen der Sophienpflege in Tübingen, ihre Wirkung auf die pädagogische Leistungsfähigkeit sowie die Lebenssituation der Kinder und Mitarbeiter

---

38 Außenwohngruppen stellen als Leistung des SGB VIII §34 neben der Heimbetreuung eine weitere betreute Wohnform dar.

zu untersuchen. Die Konzeption der Außenwohngruppe (AWG) sah den Einbezug leiblicher Kinder vor. In 23 von 28 Außenwohngruppen machte man von diesem Angebot Gebrauch.

### **Methode:**

Es wurden offene Interviews in allen Erziehungseinheiten mit pädagogisch-therapeutischem Fachpersonal und dem Heimleiter durchgeführt und durch Fragebogenerhebungen ergänzt. Für alle Themenkomplexe von Interesse wurden Interviewleitfäden bzw. Fragebögen entwickelt. Die Frageform und Reihenfolge der Themenkomplexe konnte während der Befragung variiert werden. Nach einem Pretest der Interviewleitfäden in fünf Außenwohngruppen wurden nachfolgend alle 28 Außenwohngruppen untersucht (vgl. BIRTSCH et al. 1980: 9f.).

Ein Untersuchungsaspekt bezog sich auf die leiblichen Kinder der Erzieher, die jedoch leider nicht selbst zu Wort kamen, sondern nur durch Befragung ihrer Eltern einbezogen wurden. Dies lag an der Fragestellung, mit der das Thema untersucht wurde. Ziel war es festzustellen, ob die zu erwartende ungünstige Situation, in welche die eigenen Kinder, die erzieherischen Erwachsenen und die fremden Kinder gerieten, sich als hohe Belastung für die Erzieher erwies.

### **Ergebnisse**

Die Ergebnisse waren ernüchternd. Sie legten dar, wie schwer sich das Aufwachsen mit Maßnahmekindern für die leiblichen Kinder gestaltete und wie wenig diese Situation von allen Beteiligten wahrgenommen wurde. Hier wird auf BLANDOW (1972) und BLANDOW & FRAUENKNECHT (1980) verwiesen, die konstatieren, dass Pflegeverhältnisse, in denen auch leibliche Kinder aufwachsen, vermehrt Abbrüche aufweisen (vgl. BIRTSCH et al. 1980: 213). Diese Ergebnisse bestätigte auch eine viele Jahre später durchgeführte, breit angelegte Untersuchung aus Finnland (vgl. KALLAND & SINKKONEN 2001).

So beschrieben gut die Hälfte der Befragten zum Teil massive Übergriffe bzw. deren Androhung aus der Gruppe der aufgenommenen Kinder gegen die leiblichen Kinder und vermehrte psychische Auffälligkeiten der leiblichen Kinder auf das Zusammenleben in dieser Familienkonstellation. Die in der Gruppe herrschenden Regeln seien laut BIRTSCH et al.

(1980) zwar für die Maßnahmekinder angemessen, für die leiblichen Kinder aber oft zu restriktiv und nicht förderlich für deren freie Entwicklung. Auch erlebten die leiblichen Kinder immer wieder Verlustängste, da sie die Zuwendung ihrer Eltern mit den „*fremden Kindern*“ teilen mussten. (BIRTSCH et al. 1980: 214). Die Erzieher wiederum berichteten von Ihren eigenen Gefühlen:

...in der Sorge, die eigenen gegenüber den fremden Kindern zu bevorzugen, bleibt die Befürchtung, den eigenen Kindern nicht zu genügen (BIRTSCH et al. 1980: 216).

Die Autoren kamen zu dem Schluss, dass es

günstiger ist, wenn eigene Kinder der Erzieher in eine bestehende AWG hineingeboren werden, als wenn Erzieher mit bereits vorhandenen eigenen Kindern eine AWG übernehmen (BIRTSCH et al. 1980: 218).

Auch spielt ihrer Meinung nach der Altersunterschied eine nicht unerhebliche Rolle, dieser sollte möglichst groß sein. Dieses Ergebnis entspricht auch den Schlüssen, die BLANDOW (1972) aus seinen Untersuchungen im Bereich des Pflegekinderwesens gezogen hat.

Die leiblichen Kinder sind Vorbilder für die Maßnahmekinder und unterstützen als „*kleine Pädagogen*“ die Erzieher (BIRTSCH et al. 1980: 215). Das Empfinden der leiblichen Kinder wurde nicht thematisiert und, wie schon erwähnt, kamen die leiblichen Kinder auch nicht direkt zu Wort. Auswirkungen im Hinblick auf Veränderungen zum Wohle der leiblichen Kinder hatte diese Studie nicht. Sie knüpft aber, obwohl ein anderes Umfeld vorliegt, an den Ergebnissen von ELLIS (1972) an, die fordert, die leiblichen Kinder nicht aus dem Blick zu verlieren und in Entscheidungen einzubeziehen.

NIEDERBERGER & BÜHLER-NIEDERBERGER untersuchten 1988 im Auftrag des Jugendamtes des Kantons Zürich die Formenvielfalt in der Fremderziehung. Sie setzten sich in Ihrer Arbeit zunächst mit Merkmalsdimensionen für die Gemeinschaftsformen Organisation (Kündbarkeit, Schemenhaftigkeit, Austauschbarkeit, Explizitheit) versus Familie (Dauerhaftigkeit, Körperlichkeit, Einmaligkeit und Implizitheit) auseinander

und prüften diese später stellvertretend für verschiedene Formen familienorientierter Fremderziehung in heilpädagogischen Pflegefamilien.

### **Methode**

Teilnehmende Beobachtung und ergänzende Tiefeninterviews in den verschiedenen Einrichtungen lieferten die empirische Basis dieser explorativ angelegten Arbeit, ebenso wie eine standardisierte Befragung von 120 Vertretern versorgender Instanzen über die Funktion einzelner Einrichtungstypen innerhalb des gesamten Versorgungssystems (vgl. SCHMIDT 1990: 193). Es fanden sich keine konkreten Zahlen über die Anzahl der beobachteten Fälle oder geführten Interviews. Die Strukturierung der Datensammlung und die Auswertung folgten der Methode des konstanten Vergleichs nach GLASER & STRAUSS (vgl. NIEDERBERGER & BÜHLER-NIEDERBERGER 1988: 53). Eine Form der Fremdunterbringung, die Gegenstand der Untersuchung war, ist die heilpädagogische Pflegefamilie, in der auch leibliche Kinder lebten. Da die Auswertung der Daten dieses Einrichtungstyps für meine Dissertation von besonderem Interesse ist, wird bei der Vorstellung der Ergebnisse das Hauptaugenmerk darauf gerichtet.

### **Ergebnisse**

Als Messinstrumente wurden die vier Dimensionen, die im Vorfeld durch die Gegenüberstellung und Charakterisierung der Gesellungsstypen Familie und Organisation herausgearbeitet wurden, benutzt (vgl. NIEDERBERGER & BÜHLER-NIEDERBERGER 1988: 69). Die heilpädagogische Pflegefamilie eignet sich laut den Autoren sehr gut für die Sozialisationswirkung des aufgenommenen Kindes, aber nur für jüngere aufgenommene Kinder und bei dauerhafter Fremdplatzierung.

Auch impliziert diese Einrichtungsform empathische Eltern, die bereit sind, neben ihren leiblichen Kindern fremde Kinder in die Familie aufzunehmen, und zwar Kinder, die meist eine belastende Vorgeschichte mit sich bringen. Interessant für den Untersuchungsgegenstand meiner Dissertation ist, dass die Pflegeeltern zu ihrem Erleben und dem Umgang mit den Pflegekindern befragt wurden, die leiblichen Kinder aber nicht. Diese in vielen Studien zu beobachtende Lücke möchte ich mit meiner Dissertation schließen.

## Die Beobachtung, dass

sich nichts unmittelbar unserer Beobachtung darbot, was wir als Ausdruck einer weniger intensiven Bindung der Eltern an die angenommenen Kinder hätten interpretieren müssen

ist sicherlich aufschlussreich und hätte auf der Erlebenseite der leiblichen Kinder diskutiert werden können und sollen (NIEDERBERGER & BÜHLER-NIEDERBERGER 1988: 82). Interessant ist, dass die Ersatzeltern dieses Ergebnis kontrastieren, indem sie über das persönliche Gefühl berichten, zu ihren leiblichen Kindern sehr wohl eine viel intensivere Bindung aufgebaut zu haben als zu den aufgenommenen Kindern. Sie begründen es unter anderem damit, dass ihnen viel an gemeinsamer Biographie fehlte. Eine Mutter einer heilpädagogischen Pflegefamilie äußerte sich dazu folgendermaßen:

Es sei anfänglich sehr schwierig gewesen, ein Kind in der Familie zu haben, das bereits zehn Jahre alt sei, mit dem man aber bisher nichts gemeinsames erlebt habe (NIEDERBERGER & BÜHLER-NIEDERBERGER 1988: 74).

Laut Aussagen der Autoren konnte somit ein Mitglied vorerst nicht als einzigartiges Familienmitglied behandelt werden, weil seine Einzigartigkeit nicht bekannt war. Dieser Zustand wurde von vielen der Interviewten Eltern als belastend empfunden. Die Autoren empfehlen, darauf zu achten, dass sich dieses Familienkonstrukt bei den aufgenommenen Kindern nicht als Enttäuschung entpuppt, weil eine Familie simuliert wird, die man eventuell gar nicht ist (vgl. NIEDERBERGER & BÜHLER-NIEDERBERGER 1988: 176).

Der meiner Meinung nach hier fehlende wesentliche Aspekt ist, ob nicht auch die leiblichen Kinder der heilpädagogischen Pflegeeltern ebenso bestimmte Erwartungen an das Zusammenleben in dieser Familienform hatten und ohne Augenmerk hierauf zwangsläufig eine Enttäuschung erlebten. Diese Frage erscheint mir durchaus berechtigt, denn die leiblichen Kinder wurden nicht in eine pädagogische Lebensgemeinschaft hinein geboren, sondern erlebten anfangs die Privatheit der Kernfamilie

und wurden dann beim Wechsel in eine der ‚Formenvielfalten von Fremderziehung‘ in diese mit hineingezogen.

In beiden der bis dato beschriebenen Studien waren leibliche Kinder nicht direkt Forschungsgegenstand.

Das änderte sich 1988, als KAPLAN feststellte, dass es kaum Forschungen gibt, in denen leibliche Kinder im Mittelpunkt standen, hingegen viele, die Pflegekinder als Untersuchungsgegenstand hatten:

There is virtually no research which involves direct contact with these children (KAPLAN 1988: 281).

In der amerikanischen Pilotstudie mit dem Publikationstitel: **The Biological Children of Foster Parents in The Foster Family** aus dem Jahr 1988 nahm sie sich genau dieser Kinder an.

### **Methode**

KAPLAN (1988) führte in ihrer Studie teilstrukturierte Interviews mit 15 leiblichen Kindern von Pflegeeltern und deren Müttern durch. Neun Kinder waren sechs bis acht Jahre alt und sechs Kinder neun bis 12 Jahre. Sowohl die leiblichen Kinder als auch deren Mütter wurden zu ihren Einstellungen und Erkenntnissen bezüglich der Arbeit in der Pflegestelle befragt, die Mütter zusätzlich zum Verhalten ihrer leiblichen Kinder. (vgl. KAPLAN 1988: 284). Die Autorin stellte unter anderem die Hypothese auf, dass die Mütter das Leben in einer Pflegefamilie völlig anders wahrnahmen als die befragten leiblichen Kinder.

Die Auswertung der Daten erfolgte unter folgenden Gesichtspunkten:

1. Separation Anxiety (Trennungsängste)
  2. Superego Conflicts (Gewissenkonflikte)
  3. Maternal Attunement (Mütterliche Abstimmung)
  4. Ideas of Intentional Abandonment of foster children by their natural parents (Vorsätzliches Fortgeben der Pflegekinder durch deren leibliche Eltern)
  5. Directness of Negative Expression (Deutlichkeit negativer Ausdrücke)
  6. Conflict Score (Konfliktpunkte)
- (KAPLAN 1988: 289).



## Ergebnisse

Die Analyse der Interviews mit den Kindern deutete darauf hin, dass diese in der Pflegefamiliensituation unter anderem Trennungssängste und „Über-Ich-Konflikte“ erleben konnten. Dabei unterschieden sich die Reaktionen jüngerer Kinder (Alter sechs bis acht) von denen älterer Kinder (neun bis 12). Die Einstellung zur Pflegestellenarbeit ging zwischen den leiblichen Kindern und deren Müttern weit auseinander. Alle Pflegemütter, die an der Studie teilnahmen, waren sich der Existenz von Eifersucht, Rivalität und interaktionellen Konflikten zwischen ihren leiblichen und den Pflegekindern bewusst. Nur wenige Mütter erkannten aber, dass vor allem jüngere Kinder Angst davor hatten, den Pflegekindern aufgrund ihres eigenen Fehlverhaltens von ihren leiblichen Eltern verstoßen zu werden (KAPLAN 1988: 291). Auch drückten jüngere Kinder ihre Abneigung gegenüber den Pflegekindern eher direkt aus, während ältere leibliche Kinder mehr Empathie und Verständnis für deren Situation zeigten. Obwohl die leiblichen Kinder mit zunehmenden Alter die Pflegekinder nicht unbedingt mehr schätzten, übernahmen sie aber im Laufe der Zeit vermehrt den Auftrag der Pflegestelle und stellten so einen Ausgleich zwischen sich und den Pflegekindern her. Dennoch war das Verhalten der leiblichen Pflegekinder gegenüber den Pflegekindern nicht immer angenehm und zuvorkommend, aber dennoch selbstreflektierend, was das folgende Beispiel von George (12 Jahre) verdeutlicht:

I feel ashamed about the way I act towards the foster children [...] Maybe if I liked some of the foster children I might be happier” (KAPLAN 1988: 292).

Die Annahme, die Mütter hätten einen sehr großen Einfluss auf ihre eigenen Kinder, indem sie diese durch Gespräche auf die Pflegeverhältnisse vorbereiten, blieb hingegen unbestätigt. Kaplan schloss damit zu betonen, dass es sich aufgrund des zu geringen Stichprobenumfanges um eine Pilotstudie handelte und nicht um eine Forschungsstudie (vgl. KAPLAN 1988: 297). Sie sah aber dringenden weiteren Forschungsbedarf und empfahl eine Langzeitstudie, um ihre aufgestellten Hypothesen besser beurteilen zu können.

Bis heute existiert bekanntermaßen trotzdem keine Langzeitstudie, die sich mit der Thematik ausgiebig beschäftigt. Die Pilotstudie von KAPLAN (1988) verdeutlichte zum einen die unterschiedliche Wahrnehmung des Erlebens der Situation von leiblichen Kindern aus Sicht ihrer Mütter. Sie betonte aber auch, wie schon ELLIS (1972) postulierte, wie wichtig es ist, dass alle Beteiligten einen besonderen Augenmerk auf die leiblichen Kinder richten.

Aspekte des kanadischen Projektes Foster Care Research Project (F.C.R.P.) wurden von STEINHAUER et al. (1988 und 1989) zusammengefasst. Es handelte sich um eine im multiprofessionellen Team durchgeführte prospektive Begleitstudie unter Leitung des Kinderpsychiaters P.D. Steinhauer mit einer Forschungsdauer von zwei Jahren. Diese Studie befasste sich im Wesentlichen mit der Frage, welche Form von fachlicher Begleitung bzw. externer Beratung für Pflegefamilien am besten sind.

### **Methode**

Die Autoren verglichen zwei Modelle der Pflegefamilienunterstützung im Hinblick auf die Zufriedenheit der Pflegeeltern, auf Abbrüche von Pflegeverhältnissen und auf Adaptierungskriterien in den Pflegschaftsverhältnissen. Das Gruppenmodell wurde dem Modell der ‚erweiterten Familie‘ (extended family) gegenübergestellt. Eine kritische Beleuchtung von außen ließ vermuten, dass die klinischen Fortschritte bei den Pflegekindern nicht in der speziellen Situation der ‚erweiterten Familie‘ begründet waren (vgl. STEINHAUER et al. 1989: 430).

STEINHAUER et al. (1988) leiteten neun Monate lang eine Gruppe von acht bis 13 leiblichen Kindern von Pflegeeltern, die von feldkundigen Sozialarbeitern moderiert wurde. Die Autoren sehen diese Gruppe als seltenen Fall an, da Pflegeeltern gewöhnlich für ihre leiblichen Kinder keine Hilfsangebote suchen und auch die Fachdienste nicht als Ansprechpartner für die Belange der leiblichen Kinder ansehen. In diesem speziellen Fall entstand die Gruppe aus einem Bedürfnis der Gruppenmitglieder. In der Gruppe wurde den Kindern genügend Raum gegeben, ihr Erleben der Situation darzustellen und mit Gleichgesinnten zu diskutieren.

Durch die Dynamik der Geschehnisse und Entwicklungen während der Feldforschung im Rahmen des laufenden Projektes erkannten die Auto-

ren, dass es unerlässlich war, eine weitere, bis dato nicht geplante Untergruppe im Forschungsdesign zu generieren:

While considerable attention has been given to the effects of fostering on foster parents and foster children, surprisingly little has been paid to the repercussions of fostering on the natural children of foster parents (STEINHAUER et al. 1988: 513).

The increased trust developed in group service allowed members to ask their SWCL [social worker] to form a natural children's group to help their children deal with the stresses of fostering (STEINHAUER et al. 1989: 436).

Durch die marginale Einbindung der Problematik leiblicher Kinder in die Gesamtstudie und deren nachträgliche Einbeziehung wurde das Vorgehen in diesem Punkt kaum methodisch aufgearbeitet.

### **Ergebnisse**

Die folgenden Ergebnisse beziehen sich überwiegend auf die Interpretationen der Schilderungen der Kinder, welche die Forscher aus der Gruppenarbeit mit den leiblichen Kindern entwickelten.

Die leiblichen Kinder waren überwiegend der Meinung, dass die Aufnahme eines Pflegekindes ihre Familie stark beeinflusst:

While realizing that their parents loved them, all felt relegated to second place by their foster siblings with their multiple problems (STEINHAUER et al. 1989: 436).

Wenn sie ihren Eltern von ihren persönlichen Problemen und Gefühlen berichteten, so wurden sie von diesen oft als egoistisch bezeichnet. Laut ihren Eltern sollten sie sich eher glücklich schätzen, es so viel besser zu haben als die Pflegegeschwister. Solche Reaktionen der Eltern führten laut Aussage der leiblichen Kinder dazu, zunehmend Zeit außer Haus zu verbringen:

They spent more and more time away from home and in acting-out (STEINHAUER et al. 1989: 436).

Viele der leiblichen Kinder beklagten sich, dass ihre Eltern zu wenig Zeit für sie alleine aufbrachten und sich ihre Familie fortwährend an kommende und gehende Pflegekinder anpassen musste. Dadurch fühlten sich viele der Kinder zurückgesetzt. Sie bemängelten darüber hinaus, dass die Pflegekinder zu wenig Rücksicht auf ihre Privatsphäre nahmen und persönliche Habe der leiblichen Kinder an sich brachten oder gar zerstörten. Die leiblichen Kindern wurden dadurch in Gewissenskonflikte gebracht, ob sie die Entwendungen nun anzeigen sollten oder nicht (vgl. STEINHAEUER et al. 1989: 437). Neben all den negativen Erlebnissen beschrieben die leiblichen Kinder aber auch positive Erfahrung, vor allem erlebten sie, den Pflegekindern für eine gewisse Zeit ein sicheres Zuhause bieten zu können. Es erfüllte sie mit Zufriedenheit,

...that fostering was beneficial and took some satisfaction from helping other children (STEINHAEUER et al. 1988: 514).

Auch erlebten die Kinder die neunmonatige Gruppenarbeit als durchweg positiv, denn sie fanden in der Gruppe Gleichgesinnte, die Verständnis für Ihre Gefühle und ihr Verhalten zeigten, was ihnen sehr gut tat. Diese Studie war seinerzeit eine der ersten, die zwar als Nebeneffekt, dafür aber umso aussagekräftiger bewies, wie wichtig der Fokus auf leibliche Kinder in diesem Milieu ist und wie wenig er bis dato Beachtung fand.

Im Gegensatz zu KAPLAN (1988) sowie STEINHAEUER et al. (1988, 1989) befragten POLAND & GROZE (1993) Pflegeeltern und leibliche Kinder nicht im Rahmen von Interviews, sondern mittels Fragebogen und untersuchten die Effekte einer Unterbringung von Pflegekindern in einer Pflegefamilie in Bezug auf die leiblichen Kinder. Die amerikanische Studie wurde 1993 mit dem Titel *Effects of Foster Care Placement on Biological Children in the Home*, publiziert.

## **Methode**

Die Autoren verwendeten Fragebögen, um die Situation biologischer Kinder in Pflegefamilien im südöstlichen Iowa zu untersuchen. Sie befragten mittels offener Fragen 52 Pflegeeltern, die 51 leibliche Kinder hatten. Die 51 Pflegekinder wurden zunächst zwei Altersgruppen eingeteilt (acht bis 13 Jahre und 14 Jahre und älter) und erhielten zwei unterschiedliche Fra-

gebögen, die jüngeren jeweils mit geschlossenen Fragen, die älteren mit offenen Fragen (vgl. POLAND & GROZE 1993: 157).

### Ergebnisse

Etwa 93% der Pflegeeltern waren in Bezug auf die Auswirkungen des Pflegefamiliendaseins auf ihre leiblichen Kinder insbesondere darüber besorgt, dass diese sich lieber außerhalb des Elternhauses aufhielten. Die folgende Tabelle verdeutlicht weitere Befürchtungen, die die Pflegeeltern bezüglich der Auswirkungen auf die leiblichen Kinder äußerten.

Tabelle 1: Die häufigsten elterlichen Bedenken zur Auswirkung von Pflegeverhältnissen

	Häufigkeit n = 39	Prozent
Die biologischen Kinder fühlen sich innerhalb der Familie vernachlässigt	11	28
Missbrauch der biologischen Kinder durch die Pflegekinder	3	8
Problematiken die sich aus dem Weggang eines Pflegekindes aus der Pflegefamilie ergeben	4	10
Das Pflegekind reibt sich am Verhalten der biologischen Kinder	3	8
Biologische Kinder zeigen eine Abneigung gegenüber den Pflegekindern	55	13
Keinerlei Bedenken	5	13
Durchweg positive Erfahrungen	2	5
andere	6	15

(vgl. POLAND & GROZE 1993: 158)

Nur 5% der befragten Eltern hielten die Familienpflege für eine durchweg positive Erfahrung für ihre leiblichen Kinder. Die Mehrheit der Pflegeeltern gab an, dass die Aufnahme von Pflegekindern mit den leiblichen Kindern im Vorfeld erörtert werden sollte und dass vorbereitende Gespräche, Beratungen und Begleitung seitens des Pflegekindervermittlungsdienstes unerlässlich waren, was bereits ELLIS (1972) postulierte.

Insgesamt 64% der leiblichen Kinder gaben an, ihre Eltern hätten die Aufnahme von Pflegekindern vorher mit ihnen besprochen und sogar 70% beschrieben es als schönes Gefühl, Pflegegeschwister zu haben. Allerdings gaben auch 47% der Befragten an, folgende Veränderungen, die das Zusammenleben mit Pflegekindern bedingen, Sie (die Eltern) waren im Bezug auf die Regeln die für mich galten strikter:

- Ich fühlte mich ausgegrenzt und zurückgesetzt
- Wir kamen nicht mehr dazu uns mit den Eltern zusammenzusetzen wie wir es vor der Aufnahme der Pflegekinder taten
- Die Eifersucht wuchs an
- Unsere Familie unternimmt keine Aktivitäten des intimeren Familienlebens mehr, wie z. B. zum Essen auszugehen
- Ich unternehme mehr alleine und bin nicht oft zu Hause
- Mir missfällt wie sich das Familiengefühl mit der Aufnahme jedes Pflegekindes ädern
- Wir (meine kleine Schwester und ich) zeigten eine stärkere Verantwortung
- Es ergab sich, dass wir viele Kinder liebten und uns darum sorgten was mit ihnen geschah

(vgl. POLAND & GROZE 1993: 160).

POLAND & GROZE (1993: 162) kamen zu dem Schluss, dass

Foster care is often traumatic [...] involving biological children in the preparation for and through-out the entire fostering process would make the experience better.

Diese Studie unterstützt meine Annahme, dass es wichtig ist, leibliche Kinder im Prozess der Kindsaufnahme entsprechend gut vorzubereiten, sei es durch Beratung oder durch Schulung. Nur so kann man den hohen Anforderungen, die auf die leiblichen Kinder zukommen, gerecht werden. Dies entspricht den Forderungen, die die leiblichen Kinder im Rahmen der Gruppengespräche in der Studie von STEINHAEUER et al. (1988) postulierten. Da POLAND & GROZE Arbeit eine der ersten quantitativen Studien war, war es interessant, Datenmaterial vorliegen zu haben, welches

quantitative Aussagen über das Erleben der leiblichen Kinder machte. Die Ergebnisse verdeutlichten den Bedarf an weiteren Untersuchungen zu dieser Thematik.

MARTIN ging in seiner englischen Studie aus dem Jahr 1993 mit dem Publikationstitel *Foster Care: The Protection and Training of Carers' Children* sogar noch einen Schritt weiter und bezeichnete die leiblichen Kinder als „*Risk Factor*“ für das Scheitern von Pflegebeziehungen (MARTIN 1993: 15). In seinem Projekt beschrieb er die Gefühle und Konflikte, Probleme und Ängste von leiblichen Kindern in Pflegefamilien. Der Autor nannte das normale Pflegefamiliengefüge „*Room for one more model*“, laut Martin war somit neben den eigenen Kindern noch Platz (MARTIN 1993: 15). Dieser ‚eine mehr‘, also das eine Kind mehr kann jedoch die Familienkonstellation und insbesondere die leiblichen Kinder enorm beeinflussen, zeigte seine Untersuchung.

### **Methode**

MARTIN (1993) arbeitete über einen Zeitraum von mehr als eineinhalb Jahren mit sieben leiblichen Kindern im Alter zwischen zehn und 15 Jahren. In der Gruppe hatten die Kinder zum einen die Möglichkeit, sich auszutauschen, Probleme, Konflikte und Erlebtes den Gleichgesinnten mitzuteilen, zum anderen wurden ihnen z. B. in Form von Trainingsvideos verdeutlicht, welche Auswirkungen das Aufwachsen mit Pflegekindern auf die gesamte Pflegefamilie hat und wie sie damit umgehen konnten. Sie wurden in dieser Gruppe zum ersten Mal gehört und wahrgenommen, die Sozialarbeiter befassten sich ihrer Meinung nach ansonsten nur mit Problemen der Pflegekinder und führten Gespräche mit den Pflegeeltern.

### **Ergebnisse**

In der Gruppe wurde deutlich, wie wichtig es den leiblichen Kindern war, als Teil der ‚Tätigen‘ in der Pflegefamilie wahrgenommen zu werden. Sie forderten, nicht zu vergessen, dass die gesamte Familie eine Pflegschaft eingeht und nicht nur die Eltern:

It is not just the parents who foster, it is the whole family (MARTIN 1993: 17).

Eine besonders wichtige Auswirkung, die auch schon STEINHAUER et al. (1988) und POLAND & GROZE (1993) beschrieben, ist die Schwierigkeit der leiblichen Kinder zu teilen. Von Ihnen wurde oft verlangt, das Zimmer, die Spielsachen und sogar die Freunde zu teilen, Verständnis zu haben, wenn Spielsachen böswillig zerstört wurden, zu verzeihen und keine Vergeltung zu üben. Es wurde erwartet, dass sie ihre eigenen Bedürfnisse zum Wohle der Pflegekinder zurückstellten, was den leiblichen Kindern verständlicher Weise oft sehr schwer fiel (vgl. MARTIN 1993: 18). Der Autor kam zu dem Schluss, dass es bei der Annahme von Pflegeverhältnissen wichtig ist, die Bedürfnisse der leiblichen Kinder in sehr realistischer Weise zu berücksichtigen. Besondere Aufmerksamkeit sollte dabei auf den Bedürfnissen dieser Kinder und jungen Erwachsenen liegen, vor allem, weil von ihnen erwartet wird, dass sie sowohl tolerant als auch bereit sind, die Kinder zu akzeptieren, mit denen sie zusammenleben sollen (vgl. MARTIN [1993]; KAPLAN [1988]; STEINHAUER et al. [1989]).

Eine ebenfalls 1993 publizierte Untersuchung, die unter dem Titel *Fostering as Seen by the Carers' Children* veröffentlicht wurde, führte PART (1993) durch. Sie hatte zum Ziel, die leiblichen Kinder aus Pflegefamilien dahingehend zu befragen, wie es sich für sie anfühlt, ein Teil der Pflegefamilie zu sein.

### **Methode**

PART (1993) befragte in einer kleinen Region in Schottland leibliche Kinder mittels Fragebogen. An alle Pflegefamilien der Region wurde ein Fragebogen mit der Bitte um Teilnahme und Rücksendung verschickt. Der Autor erhielt 75 Fragebögen aus 43 Pflegefamilien zurück, was einer Rücklaufquote von 78% entsprach (vgl. PART 1993: 27).

Die Altersspanne der Kinder, die die Fragebögen ausfüllten, umfasste drei Jahre bis 24 Jahre. Die Bögen der jüngeren Kinder wurden mit Hilfe der Eltern ausgefüllt. Ziel der Untersuchung war es, die leiblichen Kinder zu ihren Empfindungen und Wahrnehmungen zu befragen.

### **Ergebnisse**

Über 60% der befragten Kinder gaben an, gerne Pflegekinder in der Familie zu haben, nur 4% blieben ablehnend, die übrigen Kinder machten ihre Einschätzung vom jeweiligen Pflegekind abhängig (vgl. PART 1993: 27).



Die Kinder wurden unter anderem zu den angenehmen und unangenehmen Seiten, eine Pflegefamilie zu sein, befragt. Aus den positiven Antworten wurden drei Hauptkategorien gebildet:

- Gemeinschaft,
- sich um Babies und junge Kinder kümmern,
- die Herausforderung der Hilfe

(vgl. PART 1993: 27).

Die aus den negativen Seiten einer Pflegefamilie gebildeten Hauptkategorien lauteten:

- Problematisches und unerfreuliches Verhalten, sowie Diebstahl,
- der Fokus richtet sich auf die Pflegekinder,
- fehlende Privatsphäre

(vgl. PART 1993: 28).

Die Kategorien waren nicht neu, fanden sich so oder gleichsam aber auch in späteren Studien wieder. Bei den meisten der befragten Kinder überragte die Wehmut darüber, dass das Leben nie wieder so sein würde wie vor der Aufnahme von Pflegekindern.

There was a thread of wistfulness that life was never as it had been before fostering (PART 1993: 29).

Die Wünsche der Kinder blieben oft unerfüllt:

Sometimes I wish that it was just our own family together again with no-one else" [...] The only thing I would like is to have my own room and I know my sister would like this as well [...] Sometimes I would like to get out by myself with my mum because the others go out with their mums (PART 1993: 29).

Zusammenfassend kam Part zu dem Schluss, dass die meisten leiblichen Kinder das Leben in der Pflegefamilie tolerierten oder sogar zufrieden waren. Sie sahen das Zusammenleben mit den Pflegekindern als Heraus-

forderung an, der sie sich immer wieder aufs Neue stellten, trotz Beeinträchtigungen durch Einschränkung der Privatsphäre oder der Notwendigkeit, Zimmer und Aufmerksamkeit der Eltern zu teilen. Aus diesem Grund war die Sichtweise der leiblichen Kinder wichtig und dieser sollte von den Familien während und nach schwierigen Zeitabschnitten Beachtung geschenkt werden.

Unterschiedliche Sichtweisen sind wichtig und sollten Beachtung finden, um den Familien während und nach schwierigen Zeiten zu helfen (PART 1993: 31).

Die Autorin verdeutlichte, dass noch viel zu wenig auf die Wünsche und Bedürfnisse der leiblichen Kinder eingegangen wurde, ein Manko aller bisher beschriebenen Studien.

In der unveröffentlichten kanadischen Dissertation von TWIGG aus dem Jahr 1993 mit dem Titel *What price foster care? The effects of the foster care experience on the foster parents own children: An exploratory study*, die in den Jahren 1994 und 1995 auszugsweise in Zeitschriften veröffentlicht wurde, ging der Autor der Frage nach, wie leibliche Kinder mit der Situation umgehen, mit Pflegekindern aufzuwachsen.

### **Methode**

Mittels unstrukturierter Interviews wurden acht Pflegefamilien interviewt, die seit mindestens drei Jahren Kinder aufnahmen. Die in der Pflegefamilie lebenden leiblichen Kinder sollten mindestens 15 Jahre alt sein und jeweils mindestens ein leibliches Kind der Pflegefamilie musste bereit sein, an der Studie teilzunehmen (vgl. TWIGG 1995: 5). Zunächst wurden individuelle Interviews mit den leiblichen Kindern geführt, als dann folgten die Interviews mit den Pflegeeltern. Ausgewertet wurden die Daten analog der Grounded Theory, da sich dieses Forschungsdesign für explorative Studien besonders eignet.

### **Ergebnisse**

Twigg führte insgesamt acht Interviews, drei mit männlichen und fünf mit weiblichen leiblichen Kindern im Alter zwischen 15 und 28 Jahren. Die Pflegefamilien gingen dieser Tätigkeit 11 bis 28 Jahre nach. Insgesamt

samt bestand also eine lange Aufenthaltsdauer der Interviewten in diesem Umfeld. Zwischen zehn und 58 Kinder lebten in dieser Zeit in den genannten Familien (vgl. TWIGG 1995: 5). Diese Zahlen verdeutlichen, auch bei ‚foster care‘ handelt es sich nicht immer nur um auf Dauer angelegte Pflegeverhältnisse. Wie schon erwähnt, sind die Begrifflichkeiten im englischen Sprachraum nicht so differenziert wie im deutschsprachigen, dies erschwert eine Vergleichbarkeit zur deutschen Vollzeitpflege. Gerade aber diese Ergebnisse, die ja eher einem Bereich der sogenannten Übergangspflege zuzuordnen sind und daher das Forschungsfeld meiner Dissertation betreffen, machen deutlich, wie schwierig die Situation oft für leibliche Kinder ist.

Eine der zentralen Ergebnisse dieser Studie spiegelt sich im Titel der Veröffentlichung: *Coping with loss: How foster parents' children cope with foster care* (TWIGG 1995: 1). TWIGG nennt hier zwei Dimensionen, zunächst den Verlust der privaten Zeit mit den Eltern, den die Kinder oft nicht einforderten:

The cost of fostering for another was not only the loss of parental attention, but also her inability to voice her pain at this loss (TWIGG 1994: 307).

Des Weiteren beklagten sie es auch als empfundenen Verlust, wenn die Pflegekinder oft schon nach kurzer Zeit das Haus wieder verließen, um entweder zu ihren leiblichen Eltern zurückzukehren oder in eine andere Betreuungsform zu wechseln. Aufgrund der kurzen Aufenthaltsdauer fiel es den leiblichen Kindern schwer, die Pflegekinder als Individuen zu behandeln (vgl. TWIGG 1995: 9). Diese Arbeiten über den Umgang mit den leiblichen Kindern in einer Übergangspflege, in der deutlich weniger Stabilität herrschte als in der Dauerpflege, war ebenfalls Grund für die Auswahl meines Untersuchungssettings. Die strukturelle Besonderheit wird im Rahmen der Dissertation näher untersucht.

Eine weitere kanadische Untersuchung über leibliche Kinder, die in Pflegefamilien aufwachsen, führte HEIDBUURT 1995 in ihrer viel zitierten Masterarbeit durch, mit dem Titel: *All in the family home: The biological children of parents who foster*.

## **Methode**

Die Autorin führte leitfadengestützte Interviews mit fünf leiblichen Kindern im Alter zwischen sieben und 16 Jahren durch, von denen zwei noch in der gleichen Familie wohnten. Vier erwachsene Kinder im Alter von bis zu 25 Jahren, die ebenfalls befragt wurden, wohnten nicht mehr in der Familie. Des Weiteren befragte sie acht Pflegeeltern und führte mit fünf von diesen eine Gruppendiskussion, in der sie die Ergebnisse der Interviews erörterte.

## **Ergebnisse**

Aus den Ergebnissen der Interviews entwickelte sie drei Modelle, wie Familien sich als Pflegefamilie im Zusammenleben von Pflegekindern und leiblichen Kindern organisieren:

1. Open Boundary (1a) bzw. Survival: Partial Seclusion (1b)
2. Solid Nucleus
3. Contingency Model: Selective Integration  
(vgl. HEIDBUURT 1995: 42ff.).

Im ersten Modell (1a) berichten die leiblichen Kinder über den Versuch der Pflegeeltern, die Pflegekinder komplett in die Familie zu integrieren und als einen Teil der Familie anzusehen. Dies zeichnete die meisten Familien aus. Für alle galten die gleichen Regeln und die leiblichen Kinder erfuhren keine andere Behandlung als die Pflegekinder. Dies habe allen Familienmitgliedern eine ersichtliche und verlässliche Struktur gegeben, bestätigten die Pflegeeltern in der Gruppendiskussion:

Several parents suggested that this structure was the most appropriate way to help the foster children (HEIDBUURT 1995: 28).

Nicht alle leiblichen Kinder konnten sich mit dieser Art des Zusammenlebens anfreunden und berichteten:

Everyone says unconditional love, unconditional love, no matter what and I'm like I can't do it, I am sorry. In this family, the child was unable to

fulfil the expectations she felt her parents had laid out for her (HEIDBUURT 1995: 29).

Waren die leiblichen Kinder nicht in der Lage, sich emotional tief auf die Pflegekinder einzulassen und fühlten sie sich diesbezüglich unter Druck gesetzt, zogen sie sich zurück und partizipierten zunehmend weniger vom Familiengefüge, in welchem ihre eigenen Bedürfnisse und Fähigkeiten nicht beachtet wurden (Modell 1b). Dies fand seinen Ausdruck in einer verstärkten Abwendung von der Familie und vermehrtem Aufenthalt außerhalb dieser. Diese Beobachtung machten auch POLAND & GROZE (1993).

Im zweiten Modell lebten die Pflegekinder gewissermaßen separiert, sie wurden zwar in die Pflegefamilie aufgenommen, aber nicht in die biologische Familie integriert. Die leiblichen Kinder berichteten bei dieser Form des Zusammenlebens oft über aufgetretene Schuldgefühle und über eine emotionale Distanz als Zeichen des Eigenschutzes (vgl. HEIDBUURT 2004: 5).

Das dritte Modell eines Zusammenlebens mit Pflegekindern integrierte einige, aber eben nicht alle Pflegekinder in die Familie. Viele der leiblichen Kinder berichteten, dass sie dieses Modell bevorzugten. Es bot ihnen die Möglichkeit einer selbständigen Entscheidung, wie nah sie sich emotional dem Pflegekind nähern wollten.

Die Ergebnisse der Untersuchung machten deutlich, dass die Erwartungen seitens der Pflegeeltern an die leiblichen Kinder oft sehr hoch waren und die Eltern eine Mitarbeit der Kinder erwarteten, um das System Pflegefamilie zu stabilisieren. Sie achteten hierbei jedoch nicht auf die Überforderung ihrer Kinder.

HEIDBUURT (2004) postulierte auch in späteren Veröffentlichungen, man dürfe die leiblichen Kinder innerhalb der Pflegefamilie nicht aus den Augen verlieren:

If a couple with kids decides they're going to foster you don't have foster parents you have a foster family. Everyone's involved. This was a truism both for parents and children in this study (HEIDBUURT 2004: 7).

Ein kleines deutsches Projekt mit großer Tragweite für weitere Entwicklung und Forschung in der Übergangspflege fand von 1990 bis 1993 als Modellprojekt unter dem Namen **Kurzzeit Bereitschaftspflege** im Nürnberger Jugendamt statt. Gefördert wurde dieses Projekt vom Freistaat Bayern und wissenschaftlich begleitet vom **Deutschen Jugendinstitut (DJI)**. Ziel dieses Modellprojektes war es, die professionelle Bereitschaftspflege für Kinder von null bis drei Jahren in den Leistungskatalog der Jugendhilfe der Stadt Nürnberg einzuführen. (vgl. BLÜML 1993: 3). Dieses Projekt beinhaltete zwar nicht explizit die Betrachtung leiblicher Kinder in der Familie, leistete aber einen enormen Beitrag zur Neuordnung der Übergangspflege in Deutschland und muss daher erwähnt werden.

### **Methode**

Um ein Konzept zur Einführung der Übergangspflege zu entwickeln, wurden strukturierte Fragebögen für die Zielgruppe fremdplatzierter Kinder entwickelt, mit dem Ziel, sowohl eine Quer- wie auch eine Längsschnittauswertung vorzunehmen. Des Weiteren wurden die Fachkräfte der Übergangspflege und deren Familienmitglieder mittels teilstrukturierter Fragebögen zu Beginn der Arbeitsaufnahme befragt. Am Ende der wissenschaftlichen Begleitung erfolgten dann teilstrukturierte themenzentrierte Interviews. Zusätzlich fanden Einzelbefragungen und Gruppendiskussionen mittels fachlich methodischer Reflexion und ein Erfahrungsaustausch mit den Mitarbeitern des Sachgebietes Übergangspflege des örtlichen Jugendamtes statt (vgl. BLÜML 1993: 8).

### **Ergebnisse**

Es wurde ein Modell zur professionellen Versorgung von Null- bis dreijährigen Kindern entwickelt, welches in der Organisation der unterschiedlich anfallenden Aufgaben und in der qualifizierten fachlichen Begleitung einer Übergangspflegestelle entsprach (vgl. BLÜML 1993: 93f.).

Das Modell etablierte sich sehr gut und es folgten im Anschluss in verschiedenen Städten weitere Projekte (‚Bereitschaftspflege der Stadt München 1994-1996‘, ‚Bereitschaftspflege der Stadt Mannheim‘ 1997-1998), die hier jedoch nicht näher beschrieben werden sollen. Anstoß gab dieses Projekt allerdings auch Jahre später für die Durchführung des

ebenso in diesem Kapitel beschriebenen bundesweiten Projektes zur Übergangspflege.<sup>39</sup>

Mit dem Publikationstitel *Seen but not heard? Addressing the needs of children who foster* führte PUGH (1996) eine kleine englische Studie mit leiblichen Kindern durch, in der sie die Rolle und die Bedürfnisse leiblicher Kinder in Pflegefamilien näher untersuchte. Ihre Hypothese war es, dass das Pflegeverhältnis zu einem gewissen Anteil durch Probleme von Bindung und Verlust geprägt sei, insbesondere manifestiert durch die multiplen Zu- und Abgänge von Kindern in der Übergangspflege.

### **Methode**

PUGH (1996) führte Leitfadenterviews durch, in denen sie neun leibliche Kinder und vier Pflegeeltern ausgewählt nach Alter, sozialem Hintergrund, ethnischem Hintergrund und Geschlecht gezielt befragte.

### **Ergebnisse**

Die befragten Pflegeeltern sahen die Vorbereitung der leiblichen Kinder auf die Aufnahme von Pflegekindern in ihrer persönlichen Verantwortung. Die leiblichen Kinder sahen das ähnlich:

I felt I had enough knowledge from what I'd been told by mum and dad [...] I think that a course would be giving kids too much responsibility. I don't think that's fair (PUGH 1996: 36).

Die Autorin kam zu ähnlichen Ergebnissen wie PART (1993) und bildete bei der Auswertung der Fragen nach angenehmen und unangenehmen Seiten des Zusammenlebens mit Pflegekindern die gleichen Hauptkategorien. Ein wichtiger Aspekt, der in vorherigen Studien nicht fokussiert wurde, beinhaltete die immer wieder wechselnden Rollen der leiblichen Kinder im Familiengefüge. Mal stellten die leiblichen Kinder die jüngsten Geschwister der Pflegekinder dar, mal befanden sie sich in der Mitte der Geschwisterreihenfolge und mal waren sie gefordert, die Rolle des Ältesten übernehmen. Dies zu bewältigen, stellte die Kinder vor eine

---

39 Eine ausführliche Beschreibung des Modells würde den Rahmen dieser Arbeit überschreiten, hier sei auf BLÜML (1993) verwiesen.

große Herausforderung (vgl. PUGH 1996: 38). Weiter führte die Autorin aus, dass die Kinder oft erster Ansprechpartner bei Problemen der Pflegekinder waren, eine sichtliche Überforderung:

A lot of the time kids tend to come to me first. If they've done something wrong or they want to ask a question, they'll come to me first to find out what the reaction is likely to be 'What 's [your mum and dad] going to say? Why haven't they shouted at me yet? [...] I can tell them how they work (PUGH 1996: 39).

Gerade in solchen Situationen sei eine Unterstützung und ein gegenseitiger Austausch wichtig, unter anderem eine der Forderungen, die PUGH (1996) in ihren Ergebnissen präsentierte:

It follows from an awareness of the crucial role played by foster carers' own children that the need for support and preparation of the whole family, not just parents, must be addressed" (PUGH 1996: 41).

Sie führte weiter aus, eine Identifizierung und Befriedigung der Bedürfnisse der leiblichen Kinder sei nicht einfach, aber sie zu vernachlässigen wäre fahrlässig, weil die leiblichen Kinder ebenfalls einen sehr großen Anteil am Gelingen des Pflegeverhältnisses haben. Das zeigen auch Ergebnisse vorhergegangener Studien.

Im Gegensatz zu PUGH (1996) befasste sich REED (1996) in ihrer englischen Studie mit dem Publikationstitel: *Fostering children and young people with learning disabilities* nicht mit der gesamten Gruppe von Pflegekindern, sondern mit Pflegekindern mit schweren Lernbehinderungen. Sie untersuchte, wie leibliche Kinder und Pflegeeltern mit den genannten Behinderungen umgingen.

## **Methode**

Es handelte sich um eine englische Studie, in der die Autorin 23 leibliche Kinder, neun männliche und 14 weibliche, im Alter von acht bis fast 20 Jahren aus 17 Pflegefamilien befragte, sechs Kinder waren hiervon Geschwisterpaare. Alle Kinder nahmen an diversen Gruppendiskussionen zum Thema Pflegefamilien teil. Zusätzlich wurden zwei junge leib-



liche Kinder allein zuhause interviewt. Die Auswahl der leiblichen Kinder erfolgte mittels Stichprobe durch alle der Pflegekinderagentur zur Verfügung stehenden Pflegefamilien. Neben den leiblichen Kindern befragte REED (1996) 16 Pflegeeltern mittels leitfadengestützten Interviews, in deren Familie ein bis zwei Pflegekinder lebten. An diesen Interviews, die im Haus der Pflegefamilie stattfanden, nahmen zum Teil auch die leiblichen Kinder teil (vgl. REED 1996: 37).

### Ergebnisse

Die Ergebnisse ähnelten den Untersuchungen von PART (1993) und PUGH (1996). Eine Besonderheit in der Beziehung der leiblichen Kinder zu den Pflegekindern ließ diese Studie allerdings erkennen. Die leiblichen Kinder waren viel empathischer und übernahmen mehr Aufgaben, zum Teil auch pflegerischer Art für die Pflegekinder.

Their contributions to caring ranged from staying in the same room as the fostered child while an adult carer was elsewhere preparing a meal, to taking full responsibility when adult carers were absent from the home (REED 1996: 37f.)

Interessant an den Ergebnissen war, negative Anmerkungen über die Tätigkeit der Pflegeeltern wurden ausschließlich von den weiblichen leiblichen Kindern geäußert. Der Grund lag möglicherweise an der Verantwortung für ein familiäres Miteinander, das häufig Mädchen aufgebürdet wird. Viele der befragten Kinder waren zudem zu jung, als dass sie in der Lage waren, sich viel außerhalb des Elternhauses aufzuhalten, was auch schon von POLAND & GROZE (1993) beschrieben wurde. Viele der leiblichen Kinder würden es begrüßen, mehr in den Hilfeprozess involviert zu werden. Sie argumentierten jedoch interessanterweise damit, ihre Eltern noch mehr unterstützen zu können:

We should be able to do more things [...] we need to be involved (REED 1996: 40).

Auf der anderen Seite wünschten sie sich aber auch, gehört zu werden und verlangten von den Sozialarbeitern, von diesen mehr persönliche Informationen über das Pflegekind zu bekommen.

Die Autoren kamen zu dem Ergebnis, dass die Unzufriedenheit über mangelnde Einbeziehung zum einen dazu führen sollte besser informiert zu werden um dem Pflegekind mehr helfen zu können und zum anderen das der Einfluss der Pflegerschaft auf die leiblichen Kinder stärker beachtet werden muss (vgl. REED 1996: 40).

Diese Studie konnte die Studienlage erweitern, weil sie schwer beeinträchtigte Pflegekinder thematisierte, die sich aufgrund ihrer Hilfsbedürftigkeit von weniger beeinträchtigten Pflegekindern unterschieden. Gerade in diesem Fall ist eine gute Begleitung der leiblichen Kinder, die sich oft aufopfernd um diese Kinder kümmern, durch Eltern und professionelle Dienste unerlässlich (vgl. REED 1996: 40).

In der englischen Studie von WATSON & JONES aus dem Jahre 2002 mit dem Publikationstitel: *The impact of fostering on foster carers' own children* untersuchten die Autoren im Kontext bisheriger Studien die Frage, wie das Leben als Pflegefamilie die leiblichen Kinder beeinflusste und welche Auswirkungen es auf sie hatte, positiv wie negativ.

### **Methode**

In ganz England wurden 423 teilstandardisierte Fragebögen mittels Stichprobe direkt von den Sozialarbeitern an die betroffenen Kinder verteilt. Dem Fragebogen ging eine Pilotstudie mit sechs leiblichen Kindern voraus. Befragt wurden die leiblichen Kinder dahingehend, was sie tatsächlich über das Leben in der Pflegefamilie dachten, über deren Einfluss auf das Familienleben und positive sowie negative Seiten des Daseins als Pflegefamilie. Von 423 verteilten Fragebögen konnten 116 ausgewertet werden, was einer Rücklaufquote von 27% entspricht.

### **Ergebnisse**

Altruistisch waren die Antworten zu der Frage nach den besten Aspekten des Lebens mit Pflegekindern:

- Neue Menschen kennenlernen und sich mit ihnen befreunden (20)
- Denen helfen die Hilfe nötig haben (10)
- Das Kind lachen sehen und glücklich sein (8)
- Dadurch selbst dankbar für das sein was ich im Leben erfuhr (1)
- Liebe schenken (1)

(vgl. WATSON & JONES 2002: 52f.).

Interessant ist hier die Aussage der Kinder, es habe zwar Gespräche durch Sozialarbeiter mit Pflegeeltern und Pflegekindern gegeben, sie selbst seien aber nie nach Problemen oder ihrem Befinden gefragt worden („*lack of notice*“, WATSON & JONES 2002: 53). Hier wurde deutlich, wie wenig die Kinder selbst im direkten Geschehen im Fokus der Beteiligten standen. Als belastend beschrieben die Kinder oft den hohen Grad an Verantwortung, den ihnen die Eltern in Bezug auf die Pflegekinder übertrugen, von leichten Babysitteraufgaben über Gesprächsbetreuung bis hin zu pflegerischen Tätigkeiten bei Beeinträchtigungen der Pflegekinder (vgl. REED 1996: 40). Hier stießen die Kinder oft an ihre Grenzen, wie sie berichteten. Daher forderten die Autoren im Fazit der Studie, die leiblichen Kinder mehr in den Vermittlungsprozess durch spezielle Literatur und/oder ein jeweils altersangepasstes Training einzubeziehen. Zudem wurde die Einrichtung von Hilfsgruppen vorgeschlagen, in denen die leiblichen Kinder sich mit Kindern in ähnlichen Situationen austauschen konnten, um ihre Befürchtungen, Ängste, Ressentiments und Verwirrung vorbringen zu können, ohne Repressalien zu erwarten (WATSON & JONE 2002: 54). ELLIS (1972), MARTIN (1993) und PUGH (1996) postulierten es ähnlich.

In ihrer mit dem Eva von Tiele-Winckler-Preis ausgezeichneten Diplomarbeit mit dem Titel: *Mama, warum müssen wir so viele Kinder haben?* widmete sich 2002 auch eine Deutsche, Beate Bürger, dem Thema leiblicher Kinder im Setting öffentlicher Ersatzfamilien. Sie schilderte in ihrer Diplomarbeit die Situation von leiblichen Kindern sozialpädagogischer Fachkräfte, die zusammen mit ihren Eltern in einer Wohngruppe einer Erziehungshilfeeinrichtung lebten. Sie beschäftigte sich mit der Bedeutung von Familie für die Entwicklung von Kindern und übertrug die dabei gewonnenen Erkenntnisse auf das Setting der ‚Familienwohngruppe‘.

## **Methode**

Im Rahmen der qualitativen Untersuchung dieser Arbeit führte sie narrative Interviews mit drei betroffenen Jugendlichen durch, die das Aufwachsen in diesem Setting aus ihrer Perspektive beschrieben.

## **Ergebnisse**

Alle drei Jugendlichen äußerten:

Das Familienwohngruppenleben ist für leibliche Kinder sehr schwer  
(BÜRGER 2002: 56).

Als Gründe wurden unter anderem das Teilen der elterlichen Zuwendung sowie die zur Anwendung kommenden strengen Regeln genannt, die nötig waren, um Struktur und Funktion der Familienwohngruppe im Alltag zu gewährleisten. Auch fehlte den Kindern die Spontanität, Ausflüge zu unternehmen oder einmal mit den Eltern alleine zu sein.

Die Kinder beschrieben auch Situationen der eigenen Überforderungen, wenn Ihre Eltern wiederholt um Verständnis für Maßnahmenkinder warben:

So schlimm kann es doch nicht sein! Nun stell dich doch nicht so an!  
(BÜRGER 2002: 56).

Eine für die leiblichen Kinder immer wiederkehrende Belastung bildete die Trennungsproblematik, wenn Maßnahmenkinder nach erfolgtem Beziehungsaufbau die Wohngruppe wieder verließen. Ein häufiger Wechsel über die Jahre und die Notwendigkeit, sich immer wieder mit neuen Kindern und deren Verhaltensweisen auseinandersetzen zu müssen, hinterließ bei den leiblichen Kindern Spuren. Diese führten zu einem vermehrten Rückzug (vgl. BÜRGER 2002: 57 f.). Der beschriebene Aspekt ist auch für meine vorliegende Dissertation von Relevanz, weil der Fokus ebenfalls auf Kinder in Übergangspflegefamilien gelegt wurde. Gerade diese Kinder erleben besondere Unruhe durch stetes Kommen und Gehen neuer Pflegekinder.

Eine weitere wichtige Rolle in diesem Setting spielten laut BÜRGER ältere leibliche Kinder, da sie ab einem bestimmten Alter auch erzieherische Verantwortung übernahmen:

Sie erbringen also neben ihren Eltern einen Anteil an der erzieherischen Leistung für die aufgenommenen Kinder und verdienen deshalb auch die Beachtung von Fachdiensten und Jugendämtern (BÜRGER 2002: 57f.).

Sie kommt somit zu dem Schluss, dass leibliche Kinder wichtige, aber

kaum beachtete Mitglieder des Systems sind. Das beschrieben auch schon ELLIS (1972), TWIGG (1994, 1995) und WATSON & JONES (2002).

In der explorativen kanadischen Studie von SWAN (2002) mit dem Publikationstitel *The experience of Foster Caregivers' children* ging die Autorin den Fragen nach, welche Probleme die leiblichen Kinder im Zusammenleben mit den Pflegekindern benannten, wie sie versuchten damit umzugehen und wie sich ihre Rolle innerhalb der Familie durch die Anwesenheit der Pflegekinder veränderte.

### **Methode**

SWAN (2002) führte offene Interviews mit 12 leiblichen Jugendlichen und Erwachsenen im Alter von 19 bis 30 durch. Des Weiteren fanden drei Fokusgruppen mit insgesamt 19 leiblichen Kindern von 12 bis 18 Jahren statt. Die Geschlechtsverteilung innerhalb der Fokusgruppen erfolgte gemischt (vgl. SWAN 2002: 453). Die Pflegefamilien, aus denen die leiblichen Kinder kamen, waren sehr erfahren und konnten auf bis zu 30 Jahre Tätigkeit als Pflegeeltern zurückgreifen. Sie nahmen sowohl Übergangspflegekinder als auch Vollzeitpflegekinder auf.

### **Ergebnisse**

Die leiblichen Kinder beklagten ebenso wie bereits in vielen anderen Studien einerseits den Verlust der Privatsphäre und das unangepasste Verhalten der Pflegekinder, andererseits aber auch das Gefühl von 'Verlust' und 'Verlassen werden' beim Abschied der Pflegekinder:

„sense of loss“, „to cope with the loss“ (SWAN 2002: 453)

Ein leibliches Kind äußerte sich ausführlicher:

They were gone and there was not going to be that daily contact, there wasn't going to be any contact at all [...] I cried when they left [...] there was a void and there wasn't any space or anywhere for me to express my feelings about the fact the kids aren't there [...] a decision is made and you have no say in that decision [...] (SWAN 2002: 454).

Hier fehlt laut Autorin der Einbezug der leiblichen Kinder und die Aufklärung über den möglicherweise nur kurzen Aufenthalt der aufgenommenen Kinder. Sie war wie schon POLAND & GROZE (1993) der Meinung, dass die leiblichen Kinder viel zu wenig auf das vorbereitet wurden, was sie mit den Pflegekindern erwartete:

The caregivers' own children are often ill prepared to cope with the particular difficulties presented by these children (SWAN 2002: 453).

Somit erlebten diese Kinder oft einen Doppel- bzw. Dreifachverlust, zunächst den der Privatsphäre und der Aufmerksamkeit der Eltern, und später den Verlust der Pflegekinder, wenn die leiblichen Kinder sich an diese gewöhnt hatten. Diese Situation war oft schwer zu ertragen, wie folgender Satz eines Jungen widerspiegelt, der nach der erlebten Veränderung durch die Pflegekinder gefragt wurde:

They're taking away a normal childhood (SWAN 2002: 454).

Der Wunsch nach Alltäglichkeit ist somit als ein wesentlicher Aspekt nicht außer Acht zu lassen und wird auch von REED (1996) ähnlich diskutiert.

Das Praxisforschungsprojekt **Bereitschaftspflege – Familiäre Bereitschaftsbetreuung (FBB)**, welches von Anfang 1998 bis Ende Juni 2001 am Deutschen Jugendinstitut durchgeführt wurde, verfolgte das Ziel, beim Aufbau eines Systems

kurzfristiger Betreuung von Kindern, das notwendigen Kriseninterventionen gerecht wird und eine kindgerechte, die Kinder möglichst wenig belastende Betreuungssituation in entsprechend geeigneten Pflegefamilien bereitstellt (LILLIG et al. 2002: 44)

mitzuwirken.

Es sollte unter anderem die Frage beantwortet werden, wie sich eine geeignete Form der Übergangspflege darstellt und welche Verfahren geeignet sind, qualifizierte Bereitschaftspersonen auszuwählen.

## **Methode**

Es wurden Daten von 963 Kindern/Jugendlichen aus 826 Familien in 52 Orten mittels Fragebogen bei Beginn der FBB, am Ende der FBB und ein Jahr nach Beendigung der FBB erhoben (vgl. SCHATTNER 2002a: 96ff.). Da es sich um ein sehr komplexes Projekt mit verschiedenen Studien handelte, werden hier nur die für die Dissertation thematisch relevanten Studieninhalte vorgestellt. Von besonderem Interesse ist eine im Rahmen des Projektes durchgeführte qualitative Untersuchung, bei der 22 Einzel- und Gruppeninterviews mit Betreuungspersonen, fünf Einzelinterviews mit leiblichen Kindern von Betreuungsstellen sowie die Ergebnisse der Gruppendiskussionen mit FBB-Beratungsfachkräften auf den Regionaltagungen inhaltsanalytisch ausgewertet wurden (vgl. LILLIG 2002: 277).

## **Ergebnisse**

Es wurden hier zunächst die Wahrnehmungen der Eltern der leiblichen Kinder dargestellt und im Anschluss die leiblichen Kinder selbst zu ihrem Erleben der Situation befragt. Die Unterschiede in der Wahrnehmung verdeutlichten weiteren Untersuchungsbedarf. So veranschaulichten Aussagen von Eltern wie

der leibliche Sohn macht gut mit (LILLIG 2002: 299)

oder

Sie [die Betreuungskinder] sind hier integriert, als wären sie unsere eigenen, solange sie da sind. Und da kann keiner sich davonmachen von der eigenen Familie (LILLIG 2002: 312),

welche Erwartungen an die leiblichen Kinder in diesem Setting gestellt wurden. Zusammenfassend stellten die Forscher fest, dass

die interviewten Betreuungspersonen diese Verknappung der Zeit und Aufmerksamkeit für die eigenen Kinder nicht als Belastung oder als Beeinträchtigung ihrer Be- und Erziehungsmöglichkeiten

sehen.

Sie schildern im Gegenteil das Aufteilen ihrer Zeit und Zuwendung zwischen eigenem und Betreuungskind als eher unproblematisch und als eine Frage der klaren Vereinbarung zwischen ihnen und den Kindern. Sie erleben ihre Kinder als durchaus belastungsfähig, grundsätzlich kooperativ und mit ausreichender Frustrationstoleranz in Bezug auf das Aufschieben eigener Bedürfnisse ausgestattet (LILLIG 2002: 313).

Die Sichtweise der Kinder stellte sich zum Teil anders dar. So wurden im Rahmen der Untersuchung fünf leibliche Kinder befragt, die alle der Meinung waren,

dass also ihre Eltern unterschiedliche Anforderungen an die beiden Kindersubsysteme stellen, aus denen Statusunterschiede resultieren. So kann es beispielsweise in Betreuungsfamilien üblich sein, von den eigenen Kindern die Mithilfe im Haushalt zu verlangen, von den aufgenommenen Jugendlichen nicht. Dies kann für die eigenen Kinder der Betreuungstellen zu Gefühlen der Überforderung und auf der moralischen Ebene zu einem Gefühl von Ungerechtigkeit und Ungleichbehandlung führen (LILLIG 2002: 317f.).

Ein Beispiel:

...dass sie natürlich eine Privilegstellung hatten, sie waren nicht das eigene Kind, sie waren auch nicht Gast, irgendwas dazwischen. So eine gewisse Distanz ist natürlich erst mal da. [...] Und von daher haben sie nie Konsequenz erlebt wie wir. Da hat man manchmal so im Jugendalter auch gedacht, das ist jetzt aber ungerecht. Warum ich dann? (LILLIG 2002: 318).

Die Empfehlung der Autoren für die Praxis lautete, dass überfordernde Rollenkonflikte, Abgrenzungsprobleme oder andere Bewältigungsschwierigkeiten der leiblichen Kinder von deren Eltern und dem FBB-Fachdienst achtsam wahrgenommen und reflektiert werden sollten. Sie stimmt den Ausführungen von PUGH (1996), SWAN (2002) und WATSON & JONES (2002) zu, für die ein ehrlicher Einbezug, eine fundierte Vorbereitung und stetige Begleitung der leiblichen Kinder das Gelingen des Pflegeverhältnisses sichern.



Auch SPEARS & CROSS sprechen in ihrer 2003 unter dem Titel *How do 'children who foster' perceive fostering?* publizierten englischen Studie den leiblichen Kindern eine besondere Rolle zu. Sie betonten des Weiteren, dass diese in der Lage sind, ein Pflegeverhältnis gelingen oder scheitern zu lassen und sprachen ebenso wie MARTIN (1993), SWAN (2002) und WATSON & JONES (2002) von „Risk factors“ (SPEARS & CROSS 2003: 38).

### **Methode**

Die Autoren begannen die Studie mit einer kleinen Fokusgruppe, bestehend aus leiblichen Kindern und Jugendlichen, um mit ihnen ihre Erfahrungen über das Leben in der Pflegefamilie auszutauschen. Aus dieser Fokusgruppe ergaben sich die Fragen für den teilstrukturierten Fragebogen, mit dem 20 leibliche Kinder aus Pflegefamilien im Alter zwischen acht und 18 interviewt wurden. Von den 20 interviewten Kindern waren vier männlich und 16 weiblich. Die meisten Interviews fanden persönlich in ruhiger Atmosphäre fern der Pflegestelle statt, einige Interviews konnten aus organisatorischen Gründen nur übers Telefon durchgeführt werden.

### **Ergebnisse**

Die meisten der Kinder (15 von 20) äußerten sich positiv zu ihrer Situation, 18 von 20 Befragten sahen aber auch negative Seiten, weil ihre Eltern zum Teil sehr gestresst waren und viel weniger Zeit für sie hatten. Sie wünschten sich teilweise mehr Austausch mit Gleichgesinnten und dem Sozialarbeiter. Fast 80 % der Befragten waren sehr stolz auf ihre Rolle:

You can help children who need a home to be treated well [...] It's rewarding to help others (SPEARS & CROSS 2003: 41).

Als beschwerlich betrachteten die Kinder wiederum die Erwartungshaltung ihrer Eltern und sie beschwerten sich ebenso über unterschiedliche Regeln, die gegenüber den Pflegekindern galten:

If I did what they did, I'd get grounded for the rest of my life [...] I have to be more strict and mature. [...] I don't want to be good all the time. It's a big responsibility (SPEARS & CROSS 2003: 42).

Interessant war eine Auflistung von Ratschlägen und Merksätzen, die aus den Interviews mit den leiblichen Kindern gewonnen wurde und die in bisher keiner der hier vorgestellten Forschungen so explizit ausgearbeitet wurde (vgl. SPEARS & CROSS 2003: 43f.):

- Wenn Du eifersüchtig bist pflege nicht
- Achte auf Dich selbst – sei wachsam
- Achte sorgsam auf jeden wertvollen Besitz
- Sag wenn Dir etwas nicht gefällt
- Hilf Deinen Eltern und hilf dem Kind bei der Lösung seiner Probleme
- Verhalte Dich gegenüber ihnen freundschaftlich
- Nähere Dich ihnen emotional nicht zu sehr, denn sie werden gehen
- Lästere gegenüber Deinen Freunden nicht über Pflegekinder
- Hilf anderen darin zu verstehen was Kinder durchgemacht haben bevor sie in eine Pflegefamilie gekommen sind
- Versuch mit ihnen auszukommen
- Habe einen eigenen Rückzugsraum
- Behalte keine Geheimnisse
- Manchmal musst Du die Pflegekinder ignorieren oder dich entfernen
- Begebe Dich nicht in Konflikte oder Kämpfe
- Falls Du ein Problem hast sondere Dich nicht ab, sondern sprich mit Jemandem
- Frag nach Hilfe, wenn Du welche brauchst
- Erzähl den Kindern nicht, dass Du alles unterstützt.

Die Autoren kamen auch bei dieser Untersuchung zu dem Schluss, dass die leiblichen Kinder ebenso wie die Pflegeeltern und Pflegekinder Unterstützung und Beratung brauchen und eine Gruppe ‚Gleichgesinnter‘ empfehlenswert ist, in der sie sich austauschen können und innerhalb derer sie verstanden werden:

Fifteen out of 20 of the young people said they would have liked more preparation (SPEARS & CROSS 2003: 40.)

Ein leibliches Kind brachte es auf den Punkt:

Tell them what it's really like (SPEARS & CROSS 2003: 43).

Ähnlich positionierten sich auch MARTIN (1993) und PUGH (1996) in ihren Studien, in denen die dort interviewten leiblichen Kinder verdeutlichten, wie wichtig ihnen eine gute Vorbereitung und der Austausch mit Gleichgesinnten ist.

CLINE kommt 2005 in ihrer englischen Studie mit dem Publikationstitel *Foster Parents' Children: Their thoughts on Fostering and the role they wish to play* zu ähnlichen Ergebnissen wie SPEARS & CROSS (2003).

### **Methode**

CLINE (2005) befragte mittels Fragebogen Pflegeeltern, leibliche Kinder und Sozialarbeiter. Der Fragebogen bestand aus einem Mix aus Likert<sup>40</sup> skalierten Aussagen und Freitextfelder, die später entsprechend kodiert und in Themenkomplexe kategorisiert wurden. Für Erwachsene und Kinder wurden unterschiedliche Fragebögen konzipiert. Diese wurden an zwei große Sozialdienste in England verschickt und von dort an die Eltern der leiblichen Kinder weitergeleitet. Eine Unterscheidung zwischen Vollzeitpflege und Übergangspflege erfolgte nicht, alle Pflegeformen inklusive Verwandtenpflege waren vertreten. Voraussetzungen zur Teilnahme war eine mindestens einjährige Erfahrung als Pflegefamilie und wenigstens drei Jahre alte Kinder.

### **Ergebnisse**

Die Rücklaufquote von 20% war relativ gering, 81 Pflegefamilien und deren leibliche Kinder sowie 14 Sozialarbeiter füllten den Fragebogen aus. Die Autorin stellte einen hohen Bedarf an Unterstützung und Austausch bei den leiblichen Kindern fest. Die folgende Tabelle 2 verdeutlicht die Ergebnisse.

---

40 Die Likert-Skala ist eine von Likert 1932 entwickelte Technik, mit der Einstellungen gemessen werden und welches auf Ratingskalen aufbaut. Aussagen zur verneinenden oder bejahenden Einstellung einer Person werden quantitativ durch die Summe der Einschätzungen ermittelt. (BORTZ & DÖRING 2006: 224).

Tabelle 2: Befragung zum Wunsch nach Einbindung in das Pflegeverhältnis

<b>Aussage</b>	<b>Pflege- eltern</b> n=37	<b>jüngere Kinder</b> n=19	<b>ältere Kinder</b> n=33	<b>Betreuende Sozial- arbeiter</b> n=14
a. Wir würden gerne Kinder anderer Pflegefamilien kennenlernen	54%	47%	61%	N/A
b. Wir würden gerne vor ihrer Ankunft mehr über die Kinder erfahren	68%	68%	64%	N/A
c. Wir würden gerne im jährlichen Hilfeplangespräch involviert werden	49%	N/A	52%	93%
d. Wir würden gerne mehr in die Entscheidungen eingebunden werden	43%	47%	55%	N/A

(vgl. CLINE 2005: 3)

Hier wurde insbesondere der Wunsch der älteren leiblichen Kinder deutlich, gleichgesinnte Kinder aus Pflegefamilien zu treffen um sich auszutauschen:

I will then have someone who understands to talk to about it (CLINE 2005: 3.)

Seitens der Kinder aller Altersgruppen bestand darüber hinaus der Wunsch, mehr Angaben über das aufzunehmende Kind zu erhalten, um so dessen Verhaltensweisen besser verstehen zu können. Die Autoren postulierten, wie unter anderem auch schon KAPLAN (1988), POLAND & CROZE (1993), SPEARS & CROZE (2003), wie wichtig die Partizipation der leiblichen Kinder am Gelingen des Pflegeverhältnisses ist.

Die Veröffentlichung von SINCLAIR aus dem Jahr 2005 mit dem Titel *Fostering now: messages from research* gab einen prägnanten Überblick über eine breite Palette von insgesamt 16 Forschungsprojekten, von denen einige hier beschrieben werden, und stellte die wichtigsten Auswirkungen für Politik und alle im Hilfesystem Beteiligten vor, aufbauend

auf den vielfältigen Erfahrungen und Ansichten von Pflegekindern, Sozialarbeiter, Pflegeeltern und Eltern vor.

### **Methode**

Der Autor analysierte 16 in England durchgeführte Forschungsprojekte mit dem Ziel, aus den Ergebnissen der Forschungsprojekte die wichtigsten Querschnittsthemen für die Zukunft des Pflegekinderwesens zu identifizieren. Die Ergebnisse im Fokus meines Forschungsthemas werden an dieser Stelle vorgestellt.

### **Ergebnisse**

Der Autor identifiziert vier hauptsächliche Querschnittsthemen:

1. Das Pflegekinderwesen wurde oft als isoliert betrachtet, aber es muss im Hinblick auf die Familienhilfe, Adoption und andere Dienste entwickelt werden. Daher ist eine stärkere Integration notwendig.
2. Die leiblichen Kinder sollten mehr in den Fokus gerückt werden.
3. Die Wissenschaft ist gefordert, mehr Studien und Untersuchungen zum Thema Pflegefamilie mit dem Fokus auf die leiblichen Kinder durchzuführen.
4. Die Unterstützung und Betreuung von Pflegefamilien und ihren leiblichen Kindern sollte verbessert werden (vgl. BERRIDGE 2005: 6).

SINCLAIR (2005: 77) kam ebenfalls zu dem Ergebnis, dass leibliche Kinder eine nicht unerhebliche Rolle für das Gelingen der gesamten Maßnahme spielen, er sprach sogar von „*Key influence*“, wie auch WATSON & JONES (2002: 49) („*KEY role*“) in ihrer Veröffentlichung. Diese Erkenntnis ist bekanntermaßen nicht neu, auch BLANDOW (1972), WIEMANN (1994), TEXTOR (1995), PUGH (1996) und NIENSTEDT & WESTERMANN (1998) bezeichneten die Rolle der leiblichen Kinder als überaus bedeutsam. Bei der Auswertung der untersuchten Studien beschrieb der Autor das Verhältnis von leiblichen Kindern und Pflegekindern weitgehend als gut und bezog sich dabei auch auf vorhergehende Studien wie z. B. WILSON et al. 2003. Problematisch allerdings seien, so der Autor, die auch schon bei POLAND & GROZE (1993), BÜRGER (2002) sowie SWAN (2002) erwähnten Aspekte

wie die Entstehung von Eifersucht und Ablehnung durch den Verlust an Aufmerksamkeit und persönlicher Habe:

...over jealousy, over the amount of attention given to a foster child, over sharing rooms or possessions, and the destruction or theft of property (SINCLAIR 2005: 78).

Interessanterweise ergaben die Ergebnisse der Studien kein eindeutiges Bild, ob es von Nutzen war, wenn eine Pflegefamilie leibliche Kinder hatte oder nicht:

Case studies and the comments of foster children suggest that these results reflect a mixed picture and that the presence of other children in a placement can cause difficulties but can also help (SINCLAIR 2005: 78).

Die einschlägigste und umfassendste Untersuchung zu diesem Thema nahm MARMANN im Jahr 2005 in seiner Dissertation mit dem Titel *Kleine Pädagogen über leibliche Kinder in familienorientierten Settings öffentlicher Ersatzerziehung für den deutschen Sprachraum* vor. Um erstmals verbindliche Begriffe einzuführen, entwarf er eine Typologie der familienorientiert arbeitenden Settings. Nach seinen Angaben entsprach die Zahl der leiblichen Kinder in Pflegefamilien sogar der Anzahl der Kinder und Jugendlichen in der Heimerziehung. Der Autor belegte aufgrund dieser hohen Fallzahlen die Notwendigkeit, den Mangel an Diskurs über die besonderen Sozialisationsaufgaben dieser Kinder in Forschung und Literatur endlich zu beenden (vgl. MARMANN 2005: 39).

### **Methode**

Die Untersuchung wurde als qualitative Studie angelegt, die Theorie wurde durch Induktion in vier Schritten generiert. Sie begann mit einer Analyse von drei Konzepten, gefolgt von drei retrospektiven Interviews mit leiblichen, nicht in das Setting hinein geborenen Kindern, deren Ergebnisse als dritter Schritt in einer fokussierten Gruppendiskussion mit vier (erst später in das Setting hinein geborenen) leiblichen Kindern erörtert wurden. In diesen Interviews mit den drei leiblichen Kindern

fragte er nach dem Erleben einer solchen Situation des Aufwachsens. Die anschließende Triangulation der Forschungsebenen (vierter Schritt) und der Einzelergebnisse ermöglichte es, die Redundanz der Daten zu verringern. Es wurde eine organisationsanalytische Perspektive eingenommen, um die allgemeinen Sozialisationsbedingungen für die leiblichen Kinder besser untersuchen und analysieren zu können.

### **Ergebnisse**

Alle drei Befragten lebten vorher mit ihren Eltern in einer gewöhnlichen Familienkonstellation und wurden in keinem der Fälle an der Entscheidung ihrer Eltern beteiligt:

Die Leiblichen Kinder müssen sich der Elternentscheidung unterordnen. Den Leiblichen Kindern wird die Rolle der Elternunterstützung zugeschrieben (MARMANN 2005: 85).

Die Befragten beschrieben, wie sich das Verhältnis zu den Eltern auf negative Weise veränderte:

Insbesondere die Beziehung zur Mutter veränderte sich negativ durch den Umstand, dass sie zwischen sich und ihre Tochter das Maßnahmekind positionierte. [...] Das Leibliche Kind fühlte sich von seinen Eltern ausgegrenzt und vernachlässigt (MARMANN 2005: 126).

Der Autor arbeitete überzeugend heraus, welche Probleme leibliche Kinder zu bewältigen hatten und wie sie es als tiefen Einschnitt erlebten, den die Eltern aber nicht wahrnahmen.

Eine junge Frau beschrieb folgende Situation:

Wir waren in der Schule und mein Vater holte Daniela ab und wir kamen nach Hause und Daniela war da und meine Mutter hatte also die Platzerteilung an unserem Tisch geändert, eigenmächtig geändert. Das hat mir nicht gefallen und ich denke, sie hat auch gemerkt, dass sie einen Fehler gemacht hatte. Das hätte sie wirklich nicht tun dürfen. Und dann wurde das Ganze wieder geändert und ich hatte wieder meinen alten Platz [...] Nein, nein, nein. Mein Vater ist geblieben. Mein Bruder ist geblieben. Ich

wurde umgesetzt auf einen anderen Platz. Ich habe sofort protestiert (MARMANN 2005: 94).

Dieses Beispiel verdeutlicht den berechtigten Anspruch der leiblichen Kinder an eine Partizipation im Familienalltag mit Maßnahmekindern. Nach Auswertung der Interviews stellte der Autor in einer Gruppendiskussion diese Ergebnisse drei leiblichen Kindern aus ehemaligen familienorientierten Settings öffentlicher Ersatzerziehung vor und diskutierte mit Ihnen über deren Aufwachsen. Die an der Gruppendiskussion Beteiligten waren in das bestehende Setting hineingeboren und kannten keine andere Familienkonstellation. Sie beurteilten die Situation ihres Aufwachsens in vielen Punkten anders als die zuvor interviewte Gruppe. Da die Kinder in die Familiengruppe hineingeboren wurden, konnten sie auf die Entscheidung ihrer Eltern keinen Einfluss einnehmen:

Die Familiengruppe war von Geburt an für die leiblichen Kinder deren normale Realität, die nicht diskutabel war. [...] Die Eltern wurden von den leiblichen Kindern wegen ihrer Entscheidung, Familiengruppen zu gründen nicht kritisiert, sondern eher wertgeschätzt (MARMANN 2005: 213).

Das Verhältnis zu ihren Eltern beschrieben diese Kinder viel positiver, gerade weil das Erleben der Situation in einem solchen Setting als Fakt angenommen wurde und damit auch nicht hinterfragt wurde:

Weil, das ist halt so, seit ich geboren wurde und das ist auch eigentlich kein Thema zwischen mir und meinen Eltern. Das ist halt deren Arbeit, und ich kenn's auch nicht anders. Ich hab' die noch nicht gefragt, warum sie das gemacht haben (MARMANN 2005: 230).

Als ein zentrales Ergebnis seiner Arbeit schreibt MARMANN (2005: 281):

[...] leibliche Kinder leben und arbeiten in der Regel, ohne an der dafür grundlegenden Entscheidung partizipiert zu haben, unter den Bedingungen einer familienorientierten Jugendhilfeeinrichtung in institutioneller Geschwisterschaft mit Maßnahmekindern, was Chancen und Risiken zum Persönlichkeitsaufbau eröffnet.



Zu ähnlichen Ergebnissen waren BIRTSCH et al. (1980) mehr als 20 Jahre früher ebenfalls gekommen. MARMANN (2005) kritisierte gerade, was hier seitens der Erzieher in der Untersuchung von BIRTSCH et al. (1980) als positiv beschrieben wurde, dass die Kinder bei Neuzugängen diejenigen sind, die als erstes Kontakt aufnehmen und somit als verlängerter Arm der Erzieher agieren. Auch HEIDBUURT (1995) bestätigte die Instrumentalisierung der leiblichen Kinder und die Tatsache, dass leibliche Kinder als verlängerter Arm der Pflegeeltern das Gelingen des Konstrukts Pflegefamilie sichern müssen.

MARMANN (2005) kommt zu dem Schluss:

[...] dass leibliche Kinder gehört und beteiligt werden wollen (MARMANN 2005: 281)

und bestätigt, was in der internationalen Literatur seit 20 Jahren postuliert wird, nun auch für den deutschsprachigen Raum.

Eine im Jahr 2007 veröffentlichte amerikanische Studie mit dem Publikationstitel *Addressing the Impact of Foster Care on Biological Children and Their Families* führten YOUNES & HARP durch. Sie hatte zum Ziel, aus der dualen Perspektive leiblicher Kinder und deren Eltern die Auswirkungen auf das psychische, pädagogische und soziale Wohlergehen der biologischen Kinder und ihre Beziehung zu Eltern und Geschwistern zu untersuchen

### **Methode**

Die Autorinnen führten mit 16 leiblichen Kindern aus zehn Pflegefamilien und ihren Eltern separate teilstrukturierte Interviews durch. Beiden Gruppen wurden in den Interviews die gleichen Fragen gestellt. Die Interviews wurden kodiert, um sie bei der Auswertung entsprechend zuzuordnen und analysieren zu können (vgl. YOUNES & HARP 2007: 28).

### **Ergebnisse**

Die Frage, ob die Eltern ihre Kinder in die Entscheidung, Pflegekinder aufzunehmen, einbezogen hatten, bejahten die meisten, eher untypisch im Vergleich zu anderen Studien. Die Intensität der Partizipation war laut den Interviewten abhängig vom jeweiligen Alter der Kinder. Einige der

Eltern waren allerdings selbst nicht im Detail darauf vorbereitet, was sie erwartete und konnten die Kinder daher nicht entsprechend vorbereiten. Eine Pflegemutter beschreibt das folgendermaßen:

The reality was a shock at first. I don't think we could have ever truly prepared them because we didn't know what was coming (YOUNES & HARP 2007: 29f.).

Hier zeigte sich, was auch schon POLAND & GROZE (1993) als wesentlich erachteten: Ein frühzeitiger Einbezug durch die Sozialarbeiter ist erforderlich, um realistische Vorbereitungen zu treffen. Den ‚Spagat‘ zwischen den verletzbaren Pflegekindern und den Bedürfnissen der leiblichen erlebten die Pflegeeltern als große Herausforderung („*major challenge*“) (YOUNES & HARP 2007: 30). Die leiblichen Kinder sahen das ähnlich und äußerten zum Beispiel, dass sie auf einmal damit zu kämpfen hatten, weniger bzw. keine Aufmerksamkeit mehr zu erhalten:

The girls needed a lot of attention and I wasn't getting any (YOUNES & HARP 2007: 30).

So waren die Ängste der leiblichen Kinder sehr groß, mit ihren Bedürfnissen zurückstehen zu müssen und Eltern und Aufmerksamkeit teilen zu müssen (vgl. SWAN 2002: 454). Die Pflegeeltern nahmen das weniger negativ wahr und sahen es eher als eine Möglichkeit zur Kompetenzentwicklungen an, wenn die leiblichen Kinder Verantwortung oder Rücksicht beweisen mussten und als gutes Vorbild fungieren sollten (vgl. MARMANN 2005). Diese Erwartungshaltung empfanden die Kinder jedoch oft bedrückend:

One child shared feeling, like an angel, good child, compared to the kids living at my house', becoming less dependent on parents and more productive (YOUNES & HARP 2007: 33).

Zusammenfassend kamen die Autorinnen zu dem Ergebnis, dass nach Auskunft der Pflegeeltern sich ihre leiblichen Kinder veränderten und

diese durch die Aufnahme von Pflegekindern vor eine große Herausforderung gestellt wurden:

The fostering process is bitter sweet and challenges the strengths of foster families and their biological children (YOUNES & HARP 2007: 37).

HÖJER untersuchte in ihrer schwedischen Studie von 2007 mit dem Publikationstitel *Sons and daughters of foster carers and the impact of fostering on their everyday life* die Auswirkungen auf die leiblichen Kinder der Pflegeeltern.

### **Methode**

Die Autorin nutzte in dieser Studie einen Methodenmix aus qualitativen und quantitativen Methoden, um unterschiedliche Aspekte des gleichen Problems zu untersuchen. Sie initiierte sowohl drei Fokusgruppen als auch drei Diskussionsgruppen. Die drei Fokusgruppen bestanden aus insgesamt 17 Teilnehmern, in denen die leiblichen Kinder dem Alter entsprechend eingeteilt wurden (neun bis 12 Jahre [sieben Kinder], 13-17 Jahre [sechs Jugendliche] und 18-25 Jahre [vier Erwachsene]). Diese drei Gruppen hatten zum Ziel, sich über ihre Erfahrungen als leibliche Kinder im Setting auszutauschen. Die drei Diskussionsgruppen wurden ebenfalls dem Alter entsprechend eingeteilt (elf - 14 Jahre [sieben Kinder], 15-17 Jahre [fünf Jugendliche] und 18-25 Jahre [vier Erwachsene]). Diese drei Gruppen hatten die Möglichkeit, wichtige, in den Fokusgruppen nur angerissene Themen ausführlicher aufzugreifen. Aus den Informationen der drei Fokusgruppen und der drei Diskussionsgruppen wurde der Fragebogen mit 60 Fragen entwickelt. 1067 Fragebögen wurden an Kinder und junge Erwachsene verschickt, 684 konnten ausgewertet werden. Die Rücklaufquote lag somit bei 64 %, das mittlere Alter der Teilnehmer war 18 Jahre. Zusätzlich wurden acht Interviews mit vier weiblichen und vier männlichen leiblichen Kindern durchgeführt, deren Alter zwischen 12 und 28 Jahren lag (vgl. HÖJER 2007: 74f.).

### **Ergebnisse**

Positiv überraschte, dass mehr als 41% der leiblichen Kinder das Verhältnis zu den Pflegekindern als ‚sehr gut‘, 34 % als ‚eher gut‘ bezeichneten und sogar 47 % von sich behaupteten, das Pflegegeschwisterkind

als ‚echten‘ Geschwisterteil anzusehen (vgl. HÖJER 2007: 76). Viele der Befragten beschrieben positive Effekte wie ein intensiveres Familienleben oder das Vorhandensein eines Spielkameraden. Viele benannten aber auch einschränkende Veränderungen, die mit der Aufnahme des Pflegekindes einhergehen. Die folgende Tabelle beschreibt die von HÖJER (2007) kategorisierten Statements der Veränderungen.

Tabelle:3: Kategorisierte schriftliche Aussagen zur Veränderung des Familienlebens durch Pflegeverhältnisse

<b>Experience of change</b>	<b>Jungs Jugendliche</b> n=150	<b>Mädchen Jugendliche</b> n=242	<b>Gesamt</b> n=392
Ich lebte stets mit Pflegegeschwistern - es gab keine Erfahrungen durch Veränderung	15	10	12
Neutral - weder positive noch negative Erfahrungen	13	10	11
Ambivalent - sowohl positive als auch negative Erfahrungen	12	12	12
Hauptsächlich positive Erfahrungen	12	9	11
Glücklich darüber ein (weiteres) Geschwister zu haben	2	6	4
Gewachsenes Vermögen zur Empathie und Toleranz	3	9	6
Eine lebhaftere Familie	6	9	8
Hauptsächlich negative Erfahrungen	15	15	14
Schlechte Beziehungen zu Pflegegeschwistern	5	5	5
Konflikte und eine negative Atmosphäre in der Familie	3	4	4
Es ist unmöglich Dinge zu tun die man vor dem Pflegeverhältnis tat (Ausflüge, Freunde treffen, andere soziale Aktivitäten)	4	8	6
Die Zeit mit den Eltern muss geteilt werden	8	3	5
Keine Meinung	2	1	2
<b>Total</b>	<b>100</b>	<b>100</b>	<b>100</b>
Angaben in Prozent			

(vgl. HÖJER 2007: 77)

Wie die Tabelle verdeutlicht, schilderten die Teilnehmer der Untersuchung trotz einer überwiegend bejahenden Einstellung zum Aufwachsen mit Pflegekindern gleichzeitig auch schwierige und störende Situationen, welche zu einem großen Teil auf frühere Erfahrungen der Pflegekinder an Vernachlässigung, Missbrauch oder Trennung zurückzuführen waren und durch die Verhalten und soziale Interaktionen beeinträchtigt waren. Dies vor allem, weil die Erfahrungen teilweise erheblich von denen der leiblichen Kinder abwichen:

It's hard to live with someone who isn't brought up in the same way as you are yourself. In my case, she has no upbringing at all (HÖJER 2007: 76).

Gerade die Verhaltensauffälligkeiten der Pflegekinder hatten laut HÖJER (2007) einen erheblichen Einfluss auf das Alltagsgeschehen in Pflegefamilien. Die leiblichen Kinder beschrieben ihre Eltern als kompetent und belastbar (HÖJER 2007: 80), im Gegenzug erwarteten diese Eltern die gleichen Eigenschaften von ihren Kindern:

The children were expected to cope; it was part of the 'fostering package', and therefore also part of everyday life [...] it may be taken for granted that their children consequently will be competent and resilient, able to cope with any strain connected to fostering (HÖJER 2007: 77f.).

Diesen Ansatz beschrieben im Laufe der Jahre schon diverse Autoren wie z. B. PUGH (1996: 37), REDDING et al. (2000: 439), LILLIG (2002: 318), YOUNES & HARP (2007: 31).

TWIGG & SWAN führten im Jahr 2007 mit dem Publikationstitel *Inside the foster family. What research tells us about the experience of foster carers' children* eine interessante englische Metaanalyse durch.

## **Methode**

Die Metaanalyse umfasste 14 Studien (neun publizierte und fünf unveröffentlichte) mit insgesamt 232 leiblichen Kindern im Alter von sieben bis 32 Jahren.

## Ergebnisse

Die Autoren der Metaanalyse kamen übereinstimmend zu dem positiven Ergebnis, dass sich leibliche Kinder durch das Aufwachsen mit Pflegekindern zu einfühlsamen, empathischen und hilfsbereiten Menschen entwickeln. Ähnliches hatten TWIGG & SWAN (2007) als Ergebnis benannt:

Fostering made me who I am today [...] and I like who I am; fostering made me responsible; fostering made me flexible (TWIGG & SWAN 2007: 50).

Andererseits fragten sich viele leibliche Kinder ob die positiven Erfahrungen den dafür gezahlten Preis wert waren, insbesondere den Verlust der Aufmerksamkeit durch die Eltern und das Verschieben ihrer Rolle im Familiengefüge. Die Autoren beschreiben dieses Gefühl als ambivalent, NUSKE (2006) brachte es bereits auf den Punkt:

Living within a contradictory experience (NUSKE 2006: 297).

Ein weiterer Aspekt, den die Autoren untersuchten, war der Einfluss des Settings auf die Entwicklung der Kinder. Sie stellten bei den Kindern eine frühere Reifung fest, die aber durchaus kritisch gesehen wurde (vgl. PUGH [1996: 37]; YOUNES & PUGH [2007: 31]). Die Autoren führten diese Frühreife zum einen auf die Notwendigkeit zurück, ihre Pflegegeschwister zu überholen, um eine ebenfalls pflegende und betreuende Rolle für sie einnehmen zu können. Zum anderen könnte auch die verstärkte Aufmerksamkeit den Pflegekindern gegenüber, die den leiblichen Kindern verloren ging, Grund dafür sein, dass diese vermehrt auf sich selbst gestellt waren und eine zunehmende Autonomie entwickelten (vgl. TWIGG & SWAN 2007: 54f.). Daran äußerten vor allem die älteren Kinder Kritik, die sich eine Partizipation innerhalb des Settings sehr wünschten. (vgl. ELLIS [1972]; KAPLAN [1988]; PART [1993]; POLAND & GROZE [1993] und WATSON & JONES [2002]).

THIELE griff 2009 in ihrer Dissertation mit dem Titel **Gelingende Hilfen in Pflegefamilien** einen zentralen Problembereich der Kinder- und Jugendhilfe auf.

THIELE warf die Frage auf, warum die Erlebnisse und Erfahrungen der Pflegeeltern weder in Forschungsarbeiten und Fachliteratur, noch in Fachdiskussionen angemessen thematisiert werden. In ihrer Arbeit rückte sie das Leben und Erleben einer Pflegebeziehung durch die Pflegeeltern ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Sie wollte erkunden, wie Pflegeeltern an ihren Aufgaben wachsen, welche Förderung und Unterstützung sie sich selbst wünschen und vor allem, wie sie sich selbst sehen. Die exakten Fragen, denen sie im Rahmen der Forschung nachging, lauteten:

Wie konstruieren Pflegeeltern bzw. Pflegefamilien ihre Wirklichkeit? Was kann man aus solchen retrospektiven Konstruktionen pflegefamiliärer Wirklichkeit lernen? Und schließlich: Was sind aus Sicht der Pflegeeltern Merkmale guter Qualität in der Pflegefamilienerziehung? (THIELE 2009: 8).

### **Methode**

In dieser Arbeit wurde zur Bestimmung, 'gelingender Hilfen in Pflegefamilien' ein rekonstruktiver Ansatz gewählt. Anhand von vier exemplarisch ausgewählten Forschungsarbeiten zwischen den Jahren 1972 und 2000 wurden die unterschiedlichen Ansätze zur Bestimmung des Erfolges von Pflegeverhältnissen kritisch betrachtet. Basierend auf einer einzelnen Forschungsstrategie, der 'Grounded Theory', wurde das Forschungsdesign beschrieben und Eckpunkte methodisch diskutiert. Sie führte zusätzlich 14 leitfadenerunterstützte Interviews mit Pflegeeltern durch und befragte dabei auch Pflegeeltern mit leiblichen Kindern. Die hier beschriebenen Ergebnisse beziehen sich nur auf die interviewten Pflegeeltern mit leiblichen Kindern.

### **Ergebnisse**

Die Aussagen aus den Interviews veranschaulichen, dass den Eltern die Herausforderungen nicht immer bewusst waren, denen leibliche Kinder in Pflegefamilien unterliegen:

Auch Frau Schmidt sieht erst später, dass sie ihre leibliche Tochter mit dieser Familienkonstellation fast überfordert. Das Kind befindet sich in dem Dilemma, einerseits nicht nur die Mutter teilen zu müssen und

gezwungen zu sein, das Geschwisterkind zu akzeptieren, sondern gleichzeitig auch therapeutische Funktionen zu übernehmen und eine bis in die Gegenwart verlängerte Abwertung zu ertragen (THIELE 2009: 118).

Viele Pflegeeltern sahen die leiblichen Kinder in der Pflicht, Teil des Ganzen zu sein und wiesen darauf hin, die aufgenommenen analog der leiblichen Kinder zu behandeln. Wie sich die leiblichen Kinder dabei fühlten, wurde seitens der Befragten nicht erwähnt:

Ich würde sagen, dass unsere Kinder integriert sind, weil wir noch zwei leibliche Kinder haben und die sind, ich würde sagen, die laufen nicht mit, sondern sie sind integriert. Die größeren Kinder haben Teil an den Projekt, es ist nicht sozusagen unsere Arbeit, sondern es ist Teamarbeit der Familie, würde ich so sagen (THIELE 2009: 61).

Hier nahm die Autorin Bezug zu MARMANN (2005), der bereits davor warnte, die Kinder zu kleinen Pädagogen zu instrumentalisieren. Auch den Aspekt von Konkurrenz und Verlust beschrieb THIELE (2009), der vor allem dann zu Tage tritt, wenn die Pflegekinder viel Aufmerksamkeit, Zeit und Beziehungsarbeit erforderten. Oft merkten die Pflegeeltern die Empfindungen der leiblichen Kinder und einen Rückzug viel zu spät. Eine Pflege Mutter berichtete:

Vivien, das ist die mittlere, die hat sich da total abgekapselt in der Zeit. Die hat nur noch bei uns gewohnt, aber gelebt hat die außerhalb der Familie, weil die, sie gar keine Rolle mehr gespielt hat. Das merkt man natürlich erst hinterher (THIELE 2009: 166).

Dieses Rückzug in sich selbst und die Tendenz, die Zeit außerhäusig zu verbringen, beschrieben auch KAPLAN (1988), REED (1996), MARMANN (2005) und NUSKE (2006), die davor warnten, diese Kinder aus dem Blick zu verlieren.

NUSKE führte 2010 in Australien in Anlehnung an ihre Dissertation eine qualitative Studie mit dem Publikationstitel *Balancing contradictions The experiences of biological children of foster families* durch.



## **Methode**

Die Autorin führte 22 teilstrukturierte Tiefeninterviews mit offenen Fragen mit leiblichen Kindern im Alter zwischen neun und 32 Jahren durch. Die Auswertung erfolgte analog der vier Kategorien:

- Teilen und Verlieren
- Sei verantwortlich und flüchte falls nötig
- Kümmernd und zurückweisend
- Herausschreiend und leise bleibend

(vgl. NUSKE 2010: 34).

## **Ergebnisse**

Wie schon Ergebnisse anderer Untersuchungen zeigten, spielte der Verlust von Aufmerksamkeit und exklusiver Zeit mit den Eltern eine große Rolle für die leiblichen Kinder. Sie trauten sich jedoch nicht, mit ihren Eltern darüber zu sprechen und gerieten so in emotionale Konflikte:

For some, this caused enormous emotional turmoil, at times resulting in them removing themselves physically or emotionally from the family in an attempt at self-protection against more loss or pain (NUSKE 2010: 34f.).

Des Weiteren fühlten sich die Kinder durch die hohe Verantwortung, sich ebenfalls um die Pflegekinder kümmern zu müssen, überfordert. NUSKE (2010) sah es als bewiesen an, dass die leiblichen Kinder zwischen der Verantwortung für die Pflegekinder und dem Drang aus dieser Familienkonstellation zu flüchten, hin- und hergerissen waren. Die leiblichen Kinder waren so oft ambivalent in ihrer Rolle als Sohn bzw. Tochter, fürsorgendes Geschwisterkind und Vermittler zwischen Eltern und Pflegekindern verstrickt:

I got thrust into the role of caretaker a lot and I tried to mediate between my parents too [...] it was a big ask and it caused a big rift between me and my parents (NUSKE 2010: 35).

Die leiblichen Kinder wollten gerne auch wieder gehört und mit ihren Bedürfnissen und Problemen wahrgenommen werden. Wie PUGH es

1996 in seiner Untersuchung mit dem Titel ‚Seen but Not Heard‘ passend geschrieben hat, werden die leiblichen Kinder im Stress des Pflegefamiliendaseins übersehen und müssen mit ihren von den Eltern oft als geringer eingestuften Problemen zurückstecken. Dies gelte es, so Nuske (2010), zu verhindern.

KINDLER et al. veröffentlichten im Jahr 2010 als **Handbuch Pflegekinderhilfe** Ergebnisse eines 2005 durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), das Deutsche Jugendinstitut (DJI) und das Deutsche Institut für Jugendhilfe- und Familienrecht (DIJuF) in Auftrag gegebenen Projektes, in dem Erfahrungen aus der gewandelten Praxis der Pflegekinderdienste erforscht und in einem Handbuch der Praxis zur Verfügung gestellt werden sollte.

### Methoden

Neben der Analyse und Auswertung der Entwicklungen des internationalen Forschungsstands zu Pflegekindern, also der Aufarbeitung der neueren wissenschaftlichen Erkenntnisse aus dem Ausland, sollte das Projekt Erkenntnisse gewinnen, wie in der Praxis der Pflegekinderhilfe das Wohl der Kinder in vielfältiger Art und Weise gefördert werden kann. Hierzu wurden standardisierte Fragebögen zur Strukturanalyse ausgewertet, Gruppendiskussionen mit Mitarbeitern ausgewählter Pflegekinderdienste, Mitarbeitern des Amtes für soziale Dienste und beteiligter Fachdienste durchgeführt und standardisierte Befragungen von Pflegeeltern, Pflegekindern und Herkunftseltern vorgenommen. Die im Folgenden skizzierten Ergebnisse stehen im Kontext der zu beforschenden Thematik.

### Ergebnisse

Die ersten Kapitel des Handbuches befassten sich mit den Grundlagen der Pflegekinderhilfe. Sehr anschaulich wird der Prozess des „*Doing family*“<sup>41</sup> (HELMING 2010: 227) beschrieben, der insbesondere in Pflegefamilien Begleitung und Unterstützung braucht. In weiteren Kapiteln

---

41 „Ansätze des ‚doing family‘ und des Verständnisses von Familie als Herstellungsleistung gehen auf pragmatistische Ansätze (symbolischer Interaktionismus, Ethnomethodologie, Theorien familialer Lebensführung, neuere Praxistheorien) sowie feministische Ansätze zurück“ (HELMING 2002: 227). Weiterführend siehe hierzu auch MORGAN (1999); DALZ (2003); LANGE (2009: 437-455); PETER (2012: 24f.); JURCYK (2014: 117-140).

spielten, wenn auch oft nur am Rande, leibliche Kinder von Pflegefamilien eine Rolle, indem sie von einigen Pflegekindern oder von den Müttern thematisiert wurden, ausschließlich jedoch in ihrer Rolle als wichtige Unterstützer und Vorbilder (s. u.). In der Studie selbst

...waren sie in der Konzeption nicht berücksichtigt; sie wurden deshalb weder im Interviewleitfaden noch als -partner berücksichtigt (SANDMEIR 2010: 483).

Leibliche Kinder der Pflegefamilie wurden im Handbuch zudem lediglich im Zusammenhang mit der Frage nach einer materiellen und emotionalen Gleichbehandlung von Pflegekindern und leiblichen Kindern genannt, die sich im Familienalltag immer wieder stellte. Deutlich wurde nach den Aussagen der Pflegeeltern, dass die leiblichen Kinder oft Kompromisse eingehen und Rücksichtnahme üben mussten.

Wir haben die (Pflegesohn und leiblichen Sohn) auch lang so als – so zwilingsmäßig behandelt. [...] Zu Anfang wollte ich es halt richtig machen, wollte immer gerecht sein und beide gleichbehandeln. Aber es ist, man muss schon auch auf die leiblichen Kinder bisschen kucken, wie es denen so damit geht. Denn die Pflegekinder sind doch immer sehr dominant, die haben doch sehr viel Aufmerksamkeit. Und die eigenen müssen zurückstecken (HELMING 2010: 240).

Leider wurde nicht weiter darauf eingegangen wie die leiblichen Kinder diese eingeforderte Rücksichtnahme erlebten und verarbeiteten, da sie in der Untersuchung nicht befragt wurden. Signifikant ist weiterhin, dass sowohl die Pflegekinder als auch die Pflegemütter

die leiblichen Kinder der Familie [thematisierten], und zwar vor allem in ihrer Rolle als wichtige Unterstützer und Vorbilder (SANDMEIR 2010: 483).

Die Autoren schrieben weiter:

In den Interviews wurde sehr deutlich, dass die Pflegekinder sich an den bereits dort lebenden Kindern orientierten und diese um Rat und Unterstützung fragten (SANDMEIR 2010: 490).

Des Weiteren kamen sie zu dem Ergebnis:

...die Pflegekinder können, durch den Milieuwechsel verunsichert, an der Reaktion der Pflegeeltern auf das Verhalten der leiblichen Kinder, Orientierung für das eigene Handeln gewinnen: Leibliche Kinder dienen ihnen als Vorbild; sie übernehmen eine Vermittlungsfunktion, leben im alltäglichen Miteinander familiäre Regeln und Normen modellhaft vor (SANDMEIR 2010: 492).

Durch die Nichtbeachtung der leiblichen Kinder in dieser Untersuchung kamen die Autoren zu dem Schluss,

eine wichtige Perspektive vernachlässigt zu haben (SANDMEIR 2010: 483).

Sie verwiesen auf MARMANN der 2005 in einer in Deutschland bis dato einmaligen Studie, leibliche Kinder befragte (SANDMEIR et al. 2010: 483).

Bei dem in Kap. 1 bereits erwähnten zweijährigen Projekt **Pflegekinderstimme** von REIMER (2011) widmete sich ein Teil der Studie auch leiblichen Kindern in Pflegefamilien. Das Projekt wurde in Kooperation zwischen der Universität Siegen (Forschungsgruppe Pflegekinder) und dem Verein PAN (Pflegeeltern und Adoptiveltern in Nordrhein-Westfalen) organisiert und durchgeführt (vgl. REIMER 2011). Ziel des Projektes war es, aufbauend auf Erfahrungen ehemaliger Pflegekinder, im Rahmen von Interviews neue Formen der Beratung und Qualifizierung von Pflegeeltern zu entwickeln und zu erproben und Empfehlungen und Arbeitshilfen für die Akteure des Pflegekinderwesens zu entwickeln. Pflegeeltern sollten dadurch angeregt werden, ihre Kompetenzen im Zusammenleben mit Pflegekindern – auch mit Kindern, welche besonders gravierende Belastungen und Behinderungen mitbringen – zu erweitern.

## **Methoden**

Methodisch war dieses Projekt in drei Stufen aufgeteilt. Zunächst wurden über 50 tiefenbiographisch narrative Interviews mit ehemaligen Pflegekindern geführt und verschriftlicht. Auf der Grundlage der Interviews wurde ein Klassifikationssystem von Belastungen und Ressourcen der Pflegekinder entwickelt, um im Anschluss in zwölf Workshops mit Pfl-

geeltern die Themen der Pflegekinder und das Material kennenzulernen und es in Bezug zu den Erfahrungen der Eltern zu setzen.

### **Ergebnisse**

Interessant war die Feststellung einer Ungleichbehandlung aus einer anderen Perspektive als sie LILLIG et al. (2002) beschrieb. Hier erlebten diese nicht die leiblichen Kinder, sondern die Pflegekinder. Sie äußerten, wie sensibel sie auf verschiedenartige Behandlungen seitens der Pflegeeltern reagierten und wie verletzt sie dadurch waren. REIMER (2011) benannte folgende Beispiele:

... wie regelmäßig Familienfotos mit und ohne Pflegekind gemacht wurden, wie leibliche Kinder der Pflegefamilie von Verwandten wertvollere Geschenke zu Weihnachten und zu Geburtstagen bekamen als die Pflegekinder, wie die Pflegekinder von Verwandten und Bekannten nicht zur Familie zugehörig gesehen und dies alles von den Pflegeeltern akzeptiert wurde (REIMER 2011: 61).

Weiter beschrieben die Pflegekinder, dass ihnen die leiblichen Kinder in vielen Situationen als Orientierung dienten und im späteren Jugendalter häufig bei Konflikten mit den Pflegeeltern vermittelten. Oft blieben sie auch über den Auszug hinaus verlässliche Ansprechpartner und Unterstützer (vgl. REIMER 2011: 119).

Als Quintessenz konnte festgehalten werden, dass leibliche Kinder eine:

...wichtige Rolle im Pflegeverhältnis spielen und [...] das die leiblichen Kinder in der Familie ihnen (den Pflegekindern) in zahlreichen Situationen als Orientierung dienten. Insbesondere im Übergang beobachteten viele Pflegekinder die leiblichen Kinder ganz genau und richteten ihr Verhalten an dem, was diese taten, aus (REIMER 2011: 119).

Hier wurde deutlich, welche Rolle viele leibliche Kinder freiwillig oder unfreiwillig übernahmen. REIMER (2011) kam zu dem Schluss:

obwohl die meisten Pflegedienste inzwischen davon überzeugt sind, dass die leiblichen Kinder in Pflegefamilien einen wichtigen Anteil an dem Gelingen von Pflegeverhältnissen leisten, werden sie bis heute noch ganz selten konzeptionell in der Betreuung berücksichtigt (REIMER 2011: 52).

Weiter führte sie aus:

Pflegefamilien und ihre Dynamiken sind nur zu verstehen, wenn auch die leiblichen Kinder ins Blickfeld genommen werden (REIMER 2011: 120).

Hier besteht dringender Handlungsbedarf, der schon in einigen der hier vorgestellten Studien als erforderlich angesehen wurde.

Eine recht aktuelle englische Studie von SUTTON & STACK (2013) mit dem Publikationstitel *Hearing Quiet Voices: Biological Children's Experiences of Fostering* ging der Frage nach, ob und wie leibliche Kinder von Pflegeeltern sich an die speziellen Bedingungen bzw. Erfahrungen in einer Pflegefamilien anpassen oder veränderten.

### **Methode**

Die Autoren befragten im Rahmen der Untersuchung sechs leibliche Kinder im Alter von 12 bis 18 Jahren, deren Eltern seit mindestens einem Jahr als Pflegeeltern tätig waren, fünf davon waren weiblich, ein Interviewter war männlich.

### **Ergebnisse**

Die Ergebnisse wurden in Beziehung zu diversen anderen Studien gesetzt und bewertet (ELLIS [1972]; KAPLAN [1988]; TWIGG [1995]; SINCLAIR [2003]; HÖJER [2007] und YOUNES & HARP [2007]). Die Autoren bestätigten die bisherigen Ergebnisse, auch hier sah sich die überwiegende Mehrheit der befragten Kinder als ein Teil des Hilfesystems, in dem sie tätig sind:

They saw themselves as active members that influence and are in turn influenced by their environment [...] It feels like you're actually being involved (SUTTON & STACK 2013: 602).

Die Kinder fühlten sich durch ihre Aufgabe bestätigt und gebraucht und behaupteten, sich aufgrund der Erfahrung empathische und problemlösungsorientierte Fähigkeiten angeeignet zu haben, gerade dann, wenn die Pflegekinder besonders problematische Verhaltensweisen zeigten. Die Autoren glaubten, dass die leiblichen Kinder innerhalb dieser Untersuchung eine zunehmende emotionale Intelligenz entwickelten und daher erfolgreicher schwierige zwischenmenschliche Beziehungen bewerkstelligen konnten (vgl. SUTTON & STACK 2013: 608). So war es auch nicht verwunderlich, dass von sechs Interviewten fünf planten, später ebenfalls Pflegekinder aufzunehmen. SUTTON & STACK (2013) konstatierten, dass dieses Familiengefüge nur funktionierte, wenn die leiblichen Kinder eine sichere Bindung zu den Eltern aufgebaut hatten und dadurch die elterliche Aufmerksamkeit besser mit den Pflegekindern teilen konnten. Darauf ist seitens der Eltern zu achten, dies erwähnte bereits THIELE (2009: 166).

SERBINSKI & SHLONSKY fassten 2014 in einer Metaanalyse mit dem Publikationstitel *Is it that we are afraid to ask? A scoping review about sons and daughters of foster parents* den derzeitigen Forschungsstand über leibliche Kinder zusammen.

## **Methode**

Aus über 5500 gesichteten Veröffentlichungen wurden 39 englischsprachige empirische Studien identifiziert<sup>42</sup>, in denen leibliche Kinder Gegenstand von empirischen Untersuchungen waren. Die Autoren fassten den derzeitigen Stand der Forschung zusammen und runden so den Teil des ausführlich beschriebenen ‚Stand der Forschung‘ der vorliegenden Dissertation ab.

Die Autoren verfolgten dabei drei Fragen:

1. Was sind die demographischen Merkmale der Söhne / Töchter?

---

42 In dieser Metaanalyse wurden sicherlich auch Studien verortet, die zuvor in diesem Kapitel genannt wurden. Einige Studien, die in diesem Kapitel vorgestellt wurden, wurden nicht einbezogen, weil nur englischsprachige Studien ausgewählt wurden (und keine deutschen), bzw. weil die Einschlusskriterien derart formuliert waren, dass einige Studien nicht benutzt wurden oder aus nicht bekannten Gründen nicht alle verfügbaren Studien bewertet wurden.

2. Wie und in welchem Umfang sind die Bedürfnisse, Gefühle und Meinungen von Söhnen / Töchtern als Entscheidung für die Pflegeeltern-tätigkeit berücksichtigt?
3. Was sind die Erfahrungen der Söhne / Töchter?  
(vgl. SERBINSKI & SHLONSKY 2014: 102)

Die Suchstrategie umfasste vier Hauptquellen:

1. Wissenschaftliche Datenbanken,
2. Hand-Durchsuchungen von Referenzlisten,
3. Google Scholar-Suche, und
4. der persönliche Austausch mit Pflegeelterninteressengruppen aus Nordamerika, Südamerika, Europa und Australien  
(vgl. SERBINSKI & SHLONSKY 2014: 102).

### **Ergebnisse**

Ein interessanter beschriebener Aspekt war, dass über diese Themen in

verschiedenen Ländern der Erde geforscht wurde, in Deutschland laut den Autoren jedoch nicht. 46 % der Forschungen sind Master- oder Doktorarbeiten (vgl. SERBINSKI & SHLONSKY 2014: 110). Über die letzten 40 Jahre lässt sich ein höheres Interesse an der Forschung leiblicher Kinder in Pflegefamilien erkennen, in jedem Jahrzehnt stieg die Zahl an Untersuchungen an (1980: 15 %, 1990: 35 %, 2000: 46 %). Die Altersspanne der leiblichen Kinder, die in den Studien beschrieben wurden, reicht von sieben bis 30 Jahre, das Geschlechterverhältnis war meist ausgeglichen. Die meisten der leiblichen Kinder äußerten sich in den untersuchten Studien zu der Beteiligung am Entscheidungsprozess für die Tätigkeit als Pflegefamilie dahingehend, meist von ihren Eltern über deren Entscheidung in Kenntnis gesetzt, nicht aber am Entscheidungsprozess beteiligt worden zu sein:



...they were informed by their parents that their family would be fostering, rather than including them in the decision-making process (SERBINSKI & SHLONSKY 2014: 110).

Viele der Befragten wünschten sich jedoch, Teil des Entscheidungsprozesses zu sein, und hätten gerne im Vorfeld ein Training oder eine Schulung besucht, um auf die kommenden Aufgaben vorbereitet zu sein (vgl. POLAND & GROZE 1993). Die Gefühle der leiblichen Kinder gegenüber dem Pflegekind beschrieben die Autoren nach Auswertung der Studien als vergleichbar mit einem Geschwisterkind als eine:

Mixture of positive and negative emotions (SERBINSKI & SHLONSKY 2014: 110).

Es gab insgesamt jedoch deutlich mehr kritische Aussagen über das gegenseitige Verhältnis. Insbesondere bemängelten die leiblichen Kinder, sich zu oft um ihre Pflegegeschwister kümmern zu müssen, oder ihre Spielsachen seien von den Pflegekindern zerstört und sie hätten ihr Zimmer teilen müssen, wodurch sie Rückzugsort und Privatsphäre verloren (vgl. STEINHAEUER et al. [1988] und PART [1993]). Die leiblichen Kinder waren zwar durchweg stolz auf die Tätigkeit der Eltern, gleichzeitig aber von diesen auch enttäuscht, bedingt durch die reduzierte Zuwendung und verringerte gemeinsame Zeit (vgl. TWIGG [1994]; HEIDBRUUT [1995]; TWIGG [1995]; REED [1996] und SWAN [2002]). Des Weiteren wünschten sich die leiblichen Kinder mehr Beachtung durch die Sozialarbeiter. Sie begründeten die mangelnde Unterstützung der Sozialarbeiter mit dem fehlenden Verständnis für ihre Situation als leibliches Kind in der Pflegefamilie (vgl. SERBINSKI & SHLONSKY 2014: 111).

Im Fazit beschrieben die Autoren den noch sehr explorativen Charakter des Forschungsstandes ‚Leibliche Kinder in Pflegefamilien‘ und schlossen mit dem Wunsch, die leiblichen Kinder mehr in den Fokus von Studien zu stellen und sie nicht als unbeachtete Randgruppe zu lassen:

We should not be afraid of asking the tough questions. Rather, we should be afraid of not asking them (SERBINSKI & SHLONSKY 2014: 112).

Gleiches beschrieb auch schon MARMANN (2005: 48) mit dem von ihm geprägten Begriff „*Forschungssplitter*“.

Aber wie auch schon ELLIS (1972), MARTIN (1993), PART (1993), PUGH (1996) und REED (1996) aufzeigten, können leibliche Kinder auch von dieser Erfahrung des Aufwachsens mit Pflegekindern profitieren, unter der Voraussetzung, es existiert eine Begleitung und Beratung um eben solche Überforderungen aufzufangen.

## 6.2 Zusammenfassung

Der Überblick über den derzeitigen Forschungsstand weist die vorwiegend im internationalen Raum bestehenden vereinzelnden Forschungsbereiche nach, trotzdem werden leibliche Kinder zum Teil nur als 'Forschungssplitter' wahrgenommen. Die Ergebnisse dieser Forschungen sind seit 1972 fast identisch und man muss sich fragen, warum die Praxis sich dieser Ergebnisse bis heute nicht angenommen hat. Die tendenziell positiv geäußerten Ansichten der leiblichen Kinder sollten ein wenig mit Vorsicht beurteilt werden, da, wie TWIGG (1994) und SUTTON & STACK (2013) richtig bemerken:

Biological children of foster-carers may overstate the positive aspects of fostering, as they do not want to be critical of their parents' choices (SUTTON & STACK 2013: 609),

sprich, leibliche Kinder wollen ihren Eltern mit negativen Aussagen nicht 'in den Rücken fallen'. Die bisherigen Studien zeigen weiter, dass leibliche Kinder im Setting der Übergangspflege eine fundamentale und wichtige Rolle einnehmen, da es oftmals zu einem geschwisterähnlichen Beziehungsgeflecht innerhalb der Familie kommt. Im Alltag stören vor allem Missgunst und Konkurrenz das Familiengefüge, gerade in Bezug auf die Zuwendung durch die Eltern, siehe MARSCHNER (1980), POLAND & GROZE (1993), NIENSTEDT & WESTERMANN (1998) und LILLIG et al. (2002). Zudem belasten die problematischen Vorgeschichten der Pflegekinder die leiblichen Kinder stark, zu nennen sind hier beispielsweise Missbrauch und Vernachlässigung. Mögliche Konsequenz ist die Trennung leiblicher Kinder von der Familie und die Ausbildung eines (pseudo-)autonomen Ver-

haltens. Oftmals wurde eine beschleunigte Individualentwicklung registriert (vgl. PUGH [1996: 37] und YOUNES & HARP [2007: 31]). Ebenfalls signifikant ist die Annahme einer erhöhten Resilienz und der Entwicklung von entsprechenden Ausgleichsstrategien (vgl. SUTTON & STACK 2013: 608). Eine Reihe von Studien belegt die Wichtigkeit einer verlässlichen Bindung der leiblichen Kinder zu den Eltern. Beschrieben wurde ebenfalls oft eine erhöhte Begabung der leiblichen Kinder zur Empathie und ein grundsätzlicher Hang zu sozialen Belangen. Übereinstimmend wird die Einbeziehung leiblicher Kinder als signifikant für den Erfolg der Übergangspflege-Maßnahme angesehen. (vgl. ELLIS [1972]; KAPLAN [1988]; PART [1993]; POLAND & GROZE [1993]; WATSON & JONES [2002] und SERBINSKI & SHLONSKY [2014]).

Hier wird die Schlüsselposition leiblicher Kinder deutlich und zeigt, diese sind bislang viel zu gering in der Forschung berücksichtigt worden.

### 6.3 Ausblick

Bezugnehmend auf die Thematik meiner Dissertation ist der Forschungsbedarf eindeutig. Die leiblichen Kinder müssen vermehrt gehört werden und ihre Wünsche und Anregungen in der Praxis Anwendung finden. Wie deutlich geworden ist, werden Forschungen über leibliche Kinder im deutschsprachigen Raum von Wissenschaftlern im Ausland nicht wahrgenommen („language bias“). Sogar MARMANN (2005) wird in der Metaanalyse von SERBINSKI & SHLONSKY (2014) nicht berücksichtigt. Des Weiteren gibt es im deutschsprachigen Raum keine Untersuchung, die sich mit leiblichen Kindern aus Übergangspflegefamilien befasst, alle bestehenden Studien beziehen sich auf Außenwohngruppen, Erziehungsstellen oder klassische Vollzeitpflegestellen. Im internationalen Kontext ist die Identifizierung, um welche Pflegeform es sich bei den Studien handelt, oft schwierig, da meist nur von ‚Foster care‘ gesprochen wird und Attribute wie ‚short term‘ oder ‚long term‘ oftmals fehlen. Siehe hierzu auch Kap. 7.2.8, in dem die Übergangspflege im internationalen Kontext näher betrachtet wird.

Meine Dissertation schließt eine Forschungslücke, indem sie sich explizit mit dem Erleben und dessen Auswirkungen leiblicher Kinder befasst, die in einer Übergangspflegefamilie mit multiplen Beziehungswechseln

aufgewachsen sind. Die Forderung von BLÜML in seinem Abschlussbericht im Jahr 1993 nach Beendigung des Projektes zum Nürnberger Modell findet hier nun seinen Anfang:

Hier könnte es insbesondere Ziel eines gesonderten Forschungsprojektes sein, die Wirkungen des mehrfachen Wechsels von Pflegekindern auf die eigenen Kinder zu untersuchen (BLÜML 1993: 72).

Dieser Aspekt, den BLÜML benennt, wird unter anderem Gegenstand der Untersuchung sein.



## 7 | Einordnung des Forschungsgegenstandes<sup>43</sup>

Im folgenden Kapitel wird die Bereitschaftspflege als Forschungsgegenstand thematisch betrachtet. Es werden Begrifflichkeiten diskutiert und rechtliche Grundlagen erläutert. Das Bremer Modell der Übergangspflege wird beschrieben, diesem System entstammen die Interviewpartner, und die Stellung der leiblichen Kinder in diesem Kontext wird vorgestellt. Zum Schluss wird die Bereitschaftspflege im internationalen Kontext betrachtet, bevor abschließend perspektivisch über Chancen und Risiken der Übergangspflege diskutiert wird.

### 7.1 Formen der Fremdunterbringung

Das Deutsche Jugendinstitut beschreibt drei verschiedene Hilfeformen im Pflegekinderwesen: Die Vollzeitpflege, die Kurzzeitpflege und die Bereitschaftspflege.

Zusätzlich existiert die Verwandtenpflege und die Erziehungsstelle sowie diverse länderspezifische Pflegeformen (vgl. WALTER [2003: 47]; KINDLER et al. [2010]), auf die an dieser Stelle nicht ausführlich eingegangen wird.

#### 7.1.1 Vollzeitpflege

Die Vollzeitpflege, in die Kinder oder Jugendliche vermittelt werden, ist eine zeitlich befristete oder auf Dauer angelegte Lebensform im Rahmen der Hilfen zur Erziehung (§27, §33, SGBVIII) und ist neben der Heimerziehung eine wichtige Option für den Verbleib der Kinder außerhalb ihrer

---

<sup>43</sup> In diesem Kapitel wird der Begriff Bereitschaftspflege verwendet, weil dies der ursprüngliche Begriff bei der Entstehung dieser Hilfeform war und sonst die folgenden Kapitel begrifflich verwirren. Im weiteren Verlauf der Arbeit wird dann wie eingangs beschrieben der Begriff Übergangspflege verwendet.

eigenen Familie (vgl. BIERMANN 2004: 599). Pflegeeltern übernehmen für die Kinder eine sogenannte soziale Elternschaft, die aber nicht mit den gleichen Rechten ausgestattet ist wie beispielsweise eine Adoption, da häufig die leiblichen Eltern das Sorgerecht oder Teile dessen weiterhin behalten respektive ein bestellter Amtspfleger bzw. Amtsvormund/Einzelvormund diese Aufgabe übernimmt. Dennoch stellt die Vollzeitpflege laut BIERMANN (2004)

...ein verbindliches, an definierte Bedingungen geknüpftes Leistungsangebot des örtlichen Trägers der Jugendhilfe [dar], dass sich nach dem erzieherischen Bedarf des Einzelfalles richtet; es soll auch das engere soziale Umfeld eines Kindes oder Jugendlichen einbeziehen und umfasst insbesondere die Gewährung pädagogischer und evtl. erforderlicher therapeutischer Leistungen (BIERMANN 2004: 599).

Es gibt, wie schon beschrieben, länderspezifische Sonderformen und Untergruppen. In Bremen wird die Vollzeitpflege in drei Gruppen unterteilt, die allgemeine-, heilpädagogische- und sonderpädagogische Vollzeitpflege. Zusätzlich besteht noch eine besondere Form der Vollzeitpflege für ältere Kinder und Jugendliche.

### *7.1.2 Kurzzeitpflege*

Die Kurzzeitpflege wird als eine Hilfe beschrieben, bei der ein zeitweiliger Ausfall der leiblichen Eltern bzw. Sorgeberechtigten durch beispielsweise Krankheit, berufsbedingter Abwesenheit oder gesundheitlicher Rehabilitation eine befristete Fremdplatzierung erfordert. Einschränkend darf keine Kindeswohlgefährdung vorgelegen haben (vgl. LILLIG et al. 2002: 13). Da die Rückkehr in die eigene Familie nach Ablauf der vereinbarten Zeit die Regel ist, wird die Maßnahme auf bis zu sechs Wochen begrenzt. Für diese Zeit übernehmen die Pflegeeltern die Versorgung und Erziehung des Kindes und helfen ihm, seine Bindungen an die Herkunftsfamilie aufrecht zu erhalten (vgl. BIERMANN 2004: 612).

### *7.1.3 Verwandtenpflege*

Die Verwandtenpflege ist weltweit die häufigste Pflegeform und somit wesentlich stärker vertreten als die institutionell geregelte Fremdpflege

(vgl. WIEMANN 2010: 3). BLANDOW & KÜFNER (2010) unterscheiden zwischen zwei Formen der Verwandtenpflege, die sich begrifflich aus dem amerikanischen durchgesetzt hat: Die informelle und die formelle Verwandtenpflege (vgl. BLANDOW & KÜFNER 2010: 745). Bei der informellen Verwandtenpflege können Verwandte und Verschwägerte bis dritten Grades laut §44 des SGB VIII (Kinder- und Jugendhilfegesetzes) Kinder aufnehmen und müssen die Aufnahme nicht dem Jugendamt melden. Voraussetzung ist das Einverständnis der Eltern bzw. Mutter, wenn diese die rechtliche Verantwortung innehat (vgl. BLANDOW & WALTER 2001: 2). Die formellen Verwandtenpflegeverhältnisse sind jene, welche eine Leistung nach §§ 27/ 33 SGB VIII erbringen. Es handelt sich um ein öffentliches Pflegeverhältnis, dem ein Antrag auf Hilfe zur Erziehung vorausgegangen sein muss.

#### *7.1.4 Erziehungsstelle*

Erziehungsstellen sind ein zusätzliches Angebot der stationären Kinder- und Jugendhilfe gem. §§ 27, 34 SGB VIII. Dabei handelt es sich um Familien, Ehepaare oder auch Einzelpersonen, die ein Kind langfristig in ihr eigenes Familiensystem aufnehmen. Als Besonderheit verfügt mindestens ein Elternteil über eine pädagogische Ausbildung und entsprechende Berufserfahrung.

Der Betreuerschlüssel in einer Erziehungsstelle liegt bei 2 zu 1, so dass maximal zwei Kinder und Jugendliche von einem Elternteil betreut werden können. Aufgenommen werden Kinder und Jugendliche, die durch andere pädagogische Maßnahmen nicht ausreichend gefördert und betreut werden können. Das pädagogische Angebot richtet sich speziell an solche Kinder und Jugendliche, deren Probleme in einem familiären Kontext grundlegender und effektiver bearbeitet werden können als in einer klassischen stationären Einrichtung wie der Heimerziehung. Diese Kinder zeigen häufig spezifische Verhaltensmuster auf die sehr individuell heilpädagogisch-therapeutisch geantwortet werden muss, wie es in einem stationären Rahmen oft nicht gewährleistet werden kann. Daneben handelt es sich auch oft um Kinder, bei denen eine enge Zusammenarbeit mit den leiblichen Eltern erforderlich und eine Rückkehr möglich ist.



### 7.1.5 Die Bereitschaftspflege

Die Bereitschaftspflege stelle laut BLÜML (1993) und auch STEEGE (2004) eine Sonderform der befristeten Vollzeitpflege dar und sei ein Angebot der Krisenintervention (vgl. BLÜML [1993: 4]; STEEGE [2004: 462]). LILLIG et al. (2002) hingegen äußert, dass die Bereitschaftspflege eben keine Sonder- oder Unterform der Familienpflege darstelle wie es zum Beispiel die Kurzzeitpflege, Dauer- oder Adoptionspflege seien, sondern ein explizites familiäres Angebot der Krisenintervention (vgl. LILLIG et al. 2002: 12). Alle Autoren sind sich aber darüber einig, dass sie dem Schutz und der Abklärung des Hilfebedarfs für Kinder und Jugendliche in drohenden oder akuten Gefährdungssituationen dient und somit ein wichtiges Instrument des Hilfeplanverfahrens<sup>44</sup> ist (vgl. BLÜML [1993: 4]; LILLIG et al. [2002: 12]; STEEGE [2004: 462]). Sie ist speziell für den Einsatz eines zeitlich begrenzten Übergangs bis zur Entscheidung für eine Reintegration in die Herkunftsfamilie oder eine Überleitung in eine geeignete Folgehilfe vorgesehen (vgl. STEEGE & SZYLOWICKI 1996: 181). Diese Inobhutnahme gilt für Minderjährige aller Alters- und Entwicklungsstufen, somit für Neugeborene, Kinder und Jugendliche<sup>45</sup> (vgl. BLÜML et al. 2003: 4).

## 7.2 Die Bereitschaftspflege als Forschungsgegenstand

Im Folgenden wird die Bereitschaftspflege näher betrachtet, Begrifflichkeiten diskutiert und das Bremer Modell der Übergangspflege vorgestellt, in welchem die in dieser Arbeit beschriebenen Übergangspflegestellen verortet waren. Zum Schluss wird ein kurzer Ausblick auf das amerikanische und englische Pflegekinderwesen gegeben, um die beschriebenen internationalen Studien besser einordnen zu können.

### 7.2.1 Die Geschichte der Bereitschaftspflege

In der Fachliteratur werden erste familiäre Formen der Notunterbringung von Kindern und Jugendlichen Anfang der 80er Jahren beschrieben und

---

44 Das Hilfeplanverfahren nach SGB VIII §36 dient der „Prüfung, Konkretisierung und Vereinbarung sozialrechtlicher Leistungsansprüche [...] Hilfeplanung dient als Prozess der regelmäßigen Überprüfung und Fortschreibung einer Hilfe zur Erziehung sowie der Innovation durch Kooperation“ (HELMING et al. 2010b: 122).

45 Im Folgenden gilt bei Nennung von Kindern in diesem Zusammenhang auch immer das gleiche für Säuglinge und Jugendliche.

wissenschaftlich thematisiert (vgl. BLÜML et al. 2003: 4). Grundlage dieser sozialkritischen Diskussion war die Tatsache, dass bis dato Kinder in Krisen bzw. Notsituationen fast ausschließlich in Heimen untergebracht wurden (vgl. FUCHS 2012: 37). Man begann auch als Folge der Hospitalisierung darüber zu diskutieren, Säuglings- und Kleinkinderheime zu schließen und Kinder statt in Heimen in speziellen Pflegefamilien unterzubringen,

weil gerade ein familienbezogener Lebensort spezifische Möglichkeiten bietet, solche Übergangssituationen im Sinne und zum Wohl der betroffenen Kinder und Jugendlichen angemessen zu gestalten (STEEGE & SZYLOWICKI 1996: 181).

ELGER hat bereits 1986 in seinem Artikel darauf hingewiesen, wie wichtig gerade unter pädagogischen Gesichtspunkten in der durchlebten Krisensituation eine hohe persönliche Zuwendung und Geborgenheit ist. Er spricht sich eindeutig für die Etablierung der Bereitschaftspflege als institutionelle Sonderform der Vollzeitpflege aus und beschreibt erste Erfahrungen von sogenannten Bereitschaftspflegestellen unter anderem in der Stadt Aachen aus dem Jahr 1981:

Alle bisher vorliegenden Erfahrungen sprechen dafür, dass die [...] (von der Jugendhilfe befürchteten) Belastungen (der Familien) entweder aufgrund des besonderen konzeptionellen Arrangements gar nicht in der erwarteten Form auftreten bzw. sich durch organisatorische Regelungen minimieren lassen (ELGER 1986: 58).

Hierin sieht ELGER (1986: 58):

die besondere Chance des Angebotes Bereitschaftspflegestellen.

Neben fachlichen Argumenten spielten aber sicherlich auch monetäre Aspekte eine Rolle. Bevor die rechtliche Grundlage durch die Neuregelung des Kinder- und Jugendhilferechts im Achten Sozialgesetzbuch im Jahr 1991 dafür geschaffen wurde, begann im Vorjahr das auf drei Jahre angelegte Modellprojekt ‚Kurzzeit Bereitschaftspflege‘ des Nürnberger Jugendamtes, gefördert vom Freistaat Bayern und wissenschaftlich

begleitet vom Deutschen Jugendinstitut München (DJI) (siehe auch Kap. 6). Mit der Einführung dieses Modells versuchte das örtliche Jugendamt

ein familiär sozialpädagogisches Betreuungsmodell zur Verfügung zu stellen, das einerseits dem spezifischen frühkindlichen Bedürfnis nach Nähe und Kontinuität entspricht, andererseits die erforderlichen fachlichen Standards sicherstellt und zudem – wichtig in Anbetracht der bereits 1989 angespannten Lage öffentlicher Haushalte – kostengünstiger ist als die entsprechende Betreuung in Heimen und gleichzeitig ein hohes Maß an fachlicher Abklärung der weiteren Lebensperspektive des Kindes bietet (BLÜML 1993: 9).

Im Jahr 2000 wurden bereits 10% der in Obhut genommenen Kinder und Jugendlichen bei Bereitschaftspersonen oder Bereitschaftsfamilien untergebracht (vgl. BLÜML et al. 2003: 4).

Da sich das Modell gut etablierte, folgten anschließend in verschiedenen Städten noch weitere Projekte (Bereitschaftspflege der Stadt München 1994-1996, Bereitschaftspflege der Stadt Mannheim 1997-1998). Nach Veröffentlichung der Projektergebnisse öffneten sich nach und nach größere Teile der deutschen Jugendhilfe für dieses neue Jugendhilfeangebot (vgl. LILLIG et al. 2002: 52).

Auch WALTER (2003), der an der Universität Bremen ein Projekt zur Bestandsaufnahme und strukturellen Analyse der Verwandtenpflege in der Bundesrepublik Deutschland durchführte, erhob im Rahmen dieses Projektes Daten über die Gesamtorganisation des Pflegekinderwesens. Als ein Ergebnis entwickelte er einen Strukturvorschlag zur Differenzierung des Pflegekinderwesens und stellte seine Vorstellungen über eine Übergangspflegeform vor. In diesem Zusammenhang wies er darauf hin, dass er eine Trennung von befristeten Pflegestellen und auf Dauer angelegten Pflegestellen für sinnvoll erachtete und forderte den Ausbau und methodischen Umbau, der, wie er sie nannte, ‚familiären Übergangsbetreuung‘ (vgl. WALTER 2003: 54).

Das Projekt ‚Bereitschaftspflege – Familiäre Bereitschaftsbetreuung‘, von 1998 bis 2001 bundesweit durchgeführt, wurde bereits im Kapitel 6 näher beschrieben. Es wurde vom DJI wissenschaftlich begleitet und vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend geför-

dert (vgl. LILLIG et al. 2002: 9ff.). Im Rahmen des Projektes sollten unter anderem die Frage beantwortet werden, welches geeignete Formen für eine Bereitschaftspflege sind, welche Verfahren angebracht sind und wie qualifizierte Bereitschaftspersonen ausgewählt werden können. Die Ergebnisse des Projektes und die anschließende Diskussion in Fachkreisen haben wesentlich dazu beigetragen, dass sich, gefestigt durch die gesetzlichen Rahmenbedingungen, die Bereitschaftspflege in Deutschland als familiäres Angebot der Krisenintervention etabliert hat.

### *7.2.2 Begrifflichkeiten: Von der Bereitschaftspflege zur Familiären Bereitschaftsbetreuung?*

Die Auseinandersetzung über eine einheitliche Sprachregelung dieser Inobhutnahme gem. § 42 SGB VIII ist bis heute aktuell, da sie in der Fachliteratur kontrovers diskutiert wird (vgl. STEEGE & SZYLOWICKI [1996: 181]; STEEGE [2004]). Die Autoren nennen Bezeichnungen wie Kurzzeitpflegestelle, Übergangspflegestelle, Gastfamilie, passagere Pflegefamilie, Standby-Familie sowie Bereitschaftspflegestelle und fordern, für Deutschland eine einheitliche Sprachregelung zu finden. BLÜML beginnt 1993 in seinem Abschlussbericht den Begriff ‚Bereitschaftspflege‘ in Frage zu stellen und begründet dies folgendermaßen:

In Anbetracht der ausgewiesenen Professionalität des Arbeitsgebietes schlagen wir vor, in Zukunft den eher für pflegerische Berufe und Tätigkeiten verwendeten Appendix ‚Pflege‘ in Mitteilungen und Veröffentlichungen zu unterlassen [...]. Da nach unserer Kenntnis auch in den gesetzlichen Regelungen der Begriff ‚Bereitschaftspflege‘ bislang nicht eingeführt wurde, scheint es uns vor seiner Einbürgerung sinnvoll, in Zukunft evtl. folgende Begriffe zu verwenden: Bereitschaftsbetreuung, Bereitschaftsbetreuungsstelle und Bereitschaftsbetreuungsfachkraft (BLÜML 1993: 97f.).

LILLIG et al. (2002: 9) ändern trotz der Anmerkungen von BLÜML den Begriff ‚Bereitschaftspflege‘ um in den Begriff der ‚familiären Bereitschaftsbetreuung‘. WALTER (2003: 54) hingegen betont, warum er den Begriff einer ‚familiären Übergangsbetreuung‘ einsetzt, während STEEGE (2004: 462) die Umbenennung von LILLIG et al. (2002) kritisiert. Der Autor wünscht sich

weitere Diskussionen und ist für die Beibehaltung des Terminus ‚Bereitschaftspflege‘. Er kritisiert LILLIG et al. (2002), die seiner Meinung nach ohne öffentliche Fachdiskussion eine Begriffsänderung vorgenommen haben:

Aufklärungsbedürftig bleibt noch, warum das DJI diese Strategie der Umorientierung der Bereitschaftspflege hin zur familiären Bereitschaftsbetreuung verfolgt. Auffällig ist, dass die Notwendigkeit einer Umbenennung und Neuausrichtung dieser Angebotsform so gut wie nicht diskutiert und erörtert wird, sondern gleichsam als Setzung quasi Autorität des DJI daherkommt (STEEGE & SZYLOWICKI 1996: 468).

Im Bremer Modell findet bis heute der Begriff ‚Übergangspflege‘ Anwendung (vgl. ERZBERGER & BLANDOW 2011: 15).

Hier drängt sich die Frage auf, warum man bezüglich der Begrifflichkeiten keinen Konsens findet. Im Folgenden stelle ich die am meisten verwendeten Termini kurz vor und begründe anschließend ausführlich meine Sprachregelung für die vorliegende Arbeit.

### **Bereitschaftspflege**

BLÜML (1993, 1995, 1997), WOHNLICH (1998), STEEGE & SZYLOWICKI (1996), STEEGE (2004), ROTERING & LENGEMANN (2004) und andere nutzen den Terminus der Bereitschaftspflege und begründen dies überwiegend damit, dass es bei der Entwicklung dieser Sonderform der Vollzeitpflege um ein Angebot für akute Krisensituation geht, welches im Rahmen einer Inobhutnahme (§ 42 SGB VIII) umgehend bereit zu stehen habe, quasi als Bereitschaftsdienst zur Pflege:

Es bedurfte einer vertraglichen Absicherung der ‚Bereitschaft‘ einer solchen Pflegestelle. Damit aber veränderte sich auch deren Status: Sie wurde – als ‚Bereitschaftspflegestelle‘ – zu einer anerkannten und institutionell abgesicherten Sonderform der Vollzeitpflege (STEEGE 2004: 465).

STEEGE (2004) hält daran fest, dass die Bereitschaftspflege als besondere Form der Vollzeitpflege erhalten bleiben muss und nicht, wie das DJI fordert, die Zuordnung zur Vollzeitpflege verliert. BLÜML (1993) schließt sich

nach Beendigung des Forschungsprojektes ‚Bereitschaftspflege – Familiäre Bereitschaftsbetreuung‘ der Forderung nach Umbenennung in ‚Familiäre Bereitschaftsbetreuung‘ an.

### **Familiäre Übergangsbetreuung**

WALTER (2003) möchte mit seiner Wahl des Begriffes die Erfordernis betonen, Übergänge qualifiziert zu gestalten. Er sieht das Moment der ‚Bereitschaft‘ nur als eine Begleiterscheinung an. Ein für ihn wichtiger Aspekt ist die besondere Qualifikation und die intensive Schulung und Begleitung der betreuenden Personen in diesem familiäres Setting (vgl. WALTER 2003: 54ff.). Dieser Begriff hat sich nicht durchgesetzt und erscheint außer bei WALTER (2003) nicht weiter in der Literatur.

### **Familiäre Bereitschaftsbetreuung**

LILLIG et al. (2002) begründet die Umbenennung des Begriffes ‚Bereitschaftspflege‘ in ‚Familiäre Bereitschaftsbetreuung‘ damit, dass das Wort ‚Pflege‘ der Leistung nicht gerecht wird, wenn die Kinder in Krisensituationen aufgenommen werden. Sie postuliert weiter eine Abgrenzung von der Sonderform der Vollzeitpflege und begründet das damit, dass

sich die Tätigkeitsmerkmale von Krisenintervention, Schutz und Clearing im Kontext von Diagnostik und Hilfeplanung von den spezifischen Merkmalen der Tages-, Kurzzeit- und Vollzeitpflege erkennbar unterscheiden (LILLIG et al. 2002: 9).

Sie führt weiter aus, dass der fachliche Anspruch an solche Betreuungsstellen gestiegen ist und durch die steigende professionelle Zusammenarbeit mit dem Jugendamt die Begrifflichkeit ‚Pflege‘ nicht mehr zeitgemäß ist. Die sich veränderten Tätigkeitprofile und Anforderungen einer Vollzeitpflegestelle unterscheiden sich nach Ansicht der Autorin wesentlich von der der familiären Bereitschaftsbetreuung, so dass die Wahl eines neuen Terminus unabdingbar ist (vgl. LILLIG et al. 2002: 9f.).

### **Übergangspflege**

Der Terminus Übergangspflege wird hauptsächlich in der Stadtgemeinde Bremen gebraucht. Dort findet das Bremer Modell Anwendung, siehe

Kap. 7.2.3. Der Begriff ist eine ‚rein bremische Wortschöpfung‘ (schriftliche Mitteilung Herbert Holakovsky 16. Juli 2014), die bewusst darauf abhebt, dass es sich bei dieser Pflegeform im Vergleich zu den seinerzeitigen Formen der Dauerpflege (allgemeine Dauerpflege/heilpädagogische Pflegestelle/Kurzzeitpflege) um eine vorübergehende befristete Pflegeform handelt, mit dem Ziel in ein dauerhaftes langfristiges System der Jugendhilfe zu überführen bzw. eine Rückkehr in die Herkunftsfamilie zu ermöglichen. Deshalb ist vom konzeptionellen Ansatz des Bremer Modells die Maßnahme auf bis zu sechs Wochen befristet und eine Verlängerung nur mit begründeter ausdrücklicher Zustimmung der Sachgebietsleitung bzw. der Amtsleitung vorgesehen. Diese Pflegeform war konzeptionell vorrangig für die Altersgruppe der Kleinkinder und für Kinder bis zur Pubertät vorgesehen. In der Praxis hat sich allerdings zusehends gezeigt, dass auch für ältere Kinder und Jugendliche im Rahmen der Notaufnahme die Übergangspflegestelle eine geeignete Unterbringungsform darstellt. Nach Meinung der Autoren des Bremer Modells fokussiert der Begriff ‚Übergangspflege‘ stärker die Situation des Kindes, der Begriff ‚Bereitschaftspflege‘ die der Pflegeeltern. Da aber die Kinder im Vordergrund stehen, erscheint aus fachlicher Sicht der Begriff ‚Übergangspflege‘ zutreffender und findet bis dato in Bremen Anwendung (schriftliche Mitteilung Herbert Holakovsky 16. Juli 2014).

Da meine Forschung sich auf das Land Bremen (Stadtgemeinde Bremen) beschränkt, werde ich in dieser Arbeit den in der Stadtgemeinde Bremen gebräuchlichen Begriff Übergangspflege verwenden. Zur Verdeutlichung, wie die Übergangspflege im Land Bremen historisch gewachsen und organisiert ist, wird nachfolgend das Bremer Modell der Übergangspflege vorgestellt.

### *7.2.3 Das Bremer Modell der Übergangspflege*

Im Folgenden wird das Bremer Modell der Übergangspflege zum besseren Verständnis vorgestellt und seine Entstehung näher beleuchtet.

#### *7.2.3.1 Historischer Abriss*

Die Stadtgemeinde Bremen hat rund 550.000 Einwohner, unter ihnen rund 87.000 Kinder und Jugendliche, und verfügt über eine lange Tradition in der Betreuung und Versorgung von Kindern und Jugendlichen im

Rahmen von Inobhut- und Notaufnahmen. Sowohl temporäre als auch übergangsweise Betreuungen im Sinne der Entscheidungsvorbereitung über einen angemessenen dauerhaften Aufenthaltsort zum Wohl des Kindes oder Jugendlichen gibt es in Bremen seit 1904. Zu dieser Zeit wurde mit der Gründung einer 'Zufluchtsstätte für Frauen und Mädchen' versucht, einen dauerhaften Aufenthaltsort für bedürftige Frauen und Mädchen bereitzustellen (vgl. BLANDOW & ERZBERGER 2008: 53). Im Zuge der Gründung des Bremer Jugendamtes entstand 1912 ein erstes kommunales ‚Aufnahme- und Beobachtungsheim für jugendliche Fürsorgezöglinge‘. 1925 musste es wieder geschlossen werden, da man den dortigen unerträglichen Situationen nicht Herr werden konnte. Bis zum zweiten Weltkrieg wurden noch diverse Heime eröffnet, die aber im Zuge des allgemeinen Arbeitsplatzverlustes durch den zweiten Weltkrieg geschlossen werden mussten. Ein nach dem Krieg 1948 gegründetes ‚Auffang- und Sichtungsheim für Mädchen‘ wurde im Jahr 1950 wieder geschlossen, weil sich

auch in ihnen das Zusammenleben von ‚leichteren und schwereren Fällen‘ nicht bewältigen ließ (BLANDOW & ERZBERGER 2008: 54.).

Bis weit in die 1970er Jahre hinein entstanden Aufnahme- und Beobachtungsheime, um Minderjährige in Notlagen aufzunehmen, die dort bis zur Klärung des Verbleibes untergebracht werden sollten. Aber aus unterschiedlichen Gründen, wie z. B. Heterogenität des aufgenommenen Klientels und Überforderung des Personals wurden viele der Einrichtungen wieder geschlossen. Das betraf meistens Heime, in denen gewaltbereite Jugendliche lebten und die von den dort arbeitenden Pädagogen nicht mehr fachlich adäquat gelenkt und betreut werden konnten. Was die Versorgung kleiner Kinder und Säuglinge betraf, wurden Anfang der 1970er Jahre neben den Heimen auch Kurzpflegestellen konzipiert, in denen es eher um eine befristete Unterbringung, z. B. wegen Erkrankung der Mütter/Eltern ging, als weniger um eine Inobhutnahme (vgl. BLANDOW & ERZBERGER 2008: 58ff.).

Im Jahr 1981 gab es erste Überlegungen zum Aufbau von Übergangspflegestellen



für Kinder und Jugendliche in ungeklärten Lebenssituationen, die schnell und vorübergehend untergebracht werden müssen und für Eltern, die sich unerwartet schnell von der Erfüllung ihrer Erziehungsaufgaben lossagen, die Durchführung nicht mehr leisten können oder zur Aufgabe gedrängt werden (BLANDOW & ERZBERGER 2008: 59).

Ende Oktober 1983 standen die ersten Übergangspflegestellen zur Verfügung, die zu Beginn hauptsächlich mit älteren Mädchen belegt wurden, die in den Heimen nicht aufgenommen werden konnten (vgl. BLANDOW & ERZBERGER 2008: 60).

Das 1984 neu geordnete Aufnahmeverfahren für Kriseninterventionen und Inobhutnahmen ist in seinen Grundzügen bis dato anerkannt. Das Verfahren der Notaufnahme und der entsprechende Zugang zum System wurden in der Dienstanweisung des Jugendamtes ‚Vorübergehende Hilfen für Minderjährige in Notlagen durch Unterbringung in Übergangspflegestellen und Notaufnahmeeinrichtungen‘ vom 28. März 1984 geregelt. In diesem Zusammenhang wurde der Vorrang der Unterbringung in einer Übergangspflegestelle vor einer Unterbringung in einer stationären Notaufnahmeeinrichtung festgeschrieben. Gleichzeitig wurde ein ‚Beratungsdienst Fremdplatzierung‘ eingerichtet, der auch für den Bereich der Notaufnahmen zuständig ist. Die Notaufnahme außerhalb der Dienstzeiten des Jugendamtes erfolgte durch die Polizei in die stationären Einrichtungen, die über entsprechende Aufnahmekapazitäten verfügten. 1984 verfügte das Land Bremen über 27 Belegstellen, davon sechs Plätze in Übergangspflegefamilien und die übrigen in Heimen. In den Anfängen des Bremer Modells wurden noch vermehrt Jugendliche in Obhut genommen, von 78 der 1985 in Obhut genommenen Personen waren lediglich 18 im Alter zwischen zwei und 14 Jahren, Säuglinge wurden damals nicht vermittelt (vgl. BLANDOW & ERZBERGER 2008: 60f.). Damit Kleinkinder und Säuglinge nicht mehr der Situation ausgesetzt sind, in ein Heim zu kommen und eben dort viel zu lange zu verbleiben bevor Perspektivklärungen stattfinden, sollte sich diese Situation ändern. Man wollte nun gezielter versuchen, geeignete und zur Aufnahme von Säuglingen, Kleinkindern und Schulkindern bereite Übergangspflegestellen zu finden. Im Zuge dessen wurde dem dringlichen Bedarf nachgegangen, die Zusammenarbeit zwischen den Übergangspflegestellen und den sozialen Dien-

sten besser zu koordinieren (vgl. BLANDOW & ERZBERGER 2008: 62). Das Kurzzeitpflegesystem wurde nun endgültig vom Notaufnahmesystem abgekoppelt, da ersteres nur zu Versorgungsgründen bei eindeutig vorgesehener Rückkehr in die Familie empfohlen war. 1989 gab es schließlich schon mehr als 20 Übergangspflegestellen, die damals schon viele Kinder aus der Übergangspflege in Vollzeitpflege aufnahmen, nebenbei aber zusätzlich als Übergangspflegestelle fungierten. In späteren Jahren wurde dieses Konstrukt vom Grundsatz her zunehmend ausgeschlossen, um den oft bindungsgestörten Pflegekindern keine weiteren Wechsel mit anderen Kindern zuzumuten (vgl. BLANDOW & ERZBERGER 2008: 64).

Zum Zeitpunkt der Inkraftsetzung des SGB VIII (KJHG) im Jahr 1991 hatte in Bremen noch die Dienstanweisung aus dem Jahr 1984 Bestand. Zum Erlass einer neuen, dem SGB VIII (KJHG) von 1991 angepassten Version, kam es erst im Jahr 1995.

Am neuen Gesetzestext (§ 42 Abs. 3 Satz 2 und 3 SGB VIII) orientiert, wird für Bremen eine freiheitsentziehende Unterbringung ausgeschlossen, sie ‚wird nicht angeboten‘. Zur Dauer bleibt die Dienstanweisung vager als die früheren. ‚Die Dauer der Inobhutnahme kann nicht pauschal festgelegt werden. Sie richtet sich nach der konkreten Situation, Krise und Gefährdung‘, soll allerdings ‚in der Regel‘ nicht über sechs Wochen hinausgehen. Es bleibt dabei, dass Verlängerungen bis zu zehn Wochen nur von Fallkonferenzen (an denen jetzt auch Übergangspflegestellen und Mitarbeiter/-innen aus Einrichtungen beteiligt werden sollen) gemäß Hilfeplan ausgesprochen werden können und darüber hinausgehende nur bei besonderen Problemen beim Finden einer Anschlusslösung mit Zustimmung der regionalen Abteilungsleitung (BLANDOW & ERZBERGER 2008: 67).

Im Jahr 2005 wurde mit Verabschiedung einer neuen Dienstanweisung der Versuch unternommen, das System der Notaufnahme mit stationären und Übergangspflegestellen neu zu ordnen und auf die Erfahrungen aus der Praxis – insbesondere im Hinblick auf die langen Verweildauern in den Notaufnahmesystemen – zu reagieren. Für den stationären Bereich wurde im Zuge dessen eine Trennung von Inobhutnahmen nach § 42 (Inobhutnahme von Kindern und Jugendlichen) und befristeter Unter-

bringung nach § 34 (Heimerziehung, sonstige betreute Wohnform), verbunden mit einer Pflegesatzabsenkung, vorgenommen. Dieses erschien unter rechtlichen Gründen und im Hinblick auf Kostenerstattungen durch andere Jugendämter erforderlich. Außerdem wurden die Verfahren der neuen Struktur des Amtes für Soziale Dienste mit seinen sechs Sozialzentren und der Zusammenführung der ‚Sozialdienste Kinder und deren Familien‘ und ‚Jugendliche und deren Familien‘ zum Sozialdienst ‚Junge Menschen‘ angepasst.

Die Zahl der Belegungen der Übergangspflege gingen monatlich um ca. zehn Kinder zurück und es war vom Grundsatz her Übergangspflegestellen nicht mehr erlaubt, gleichzeitig Dauerpflegekinder aufzunehmen. Dies führte dazu, dass einige Übergangspflegefamilien zugunsten eines Vollzeitpflegekindes ihren Dienst als Übergangspflegestelle quittierten. Andere Familien, die davon ausgingen als Übergangspflegestelle gut ausgelastet zu sein, kündigten bedingt durch den Rückgang zugewiesener Kinder ebenfalls ihre Arbeit auf (vgl. BLANDOW & ERZBERGER 2008: 73f.).

Zu Beginn des Jahres 2007 wurde durch die Einrichtung eines Kinder- und Jugendnotdienstes das Zugangsverfahren in das System der Notaufnahme dahingehend verändert, dass auch außerhalb der Öffnungszeiten des Amtes über einen Rufbereitschaftsdienst Kinder und Jugendliche durch Fachpersonal in Obhut genommen werden konnten und entsprechenden Notaufnahmeeinrichtungen bzw. ausgewählten Übergangspflegestellen zugeführt wurden.

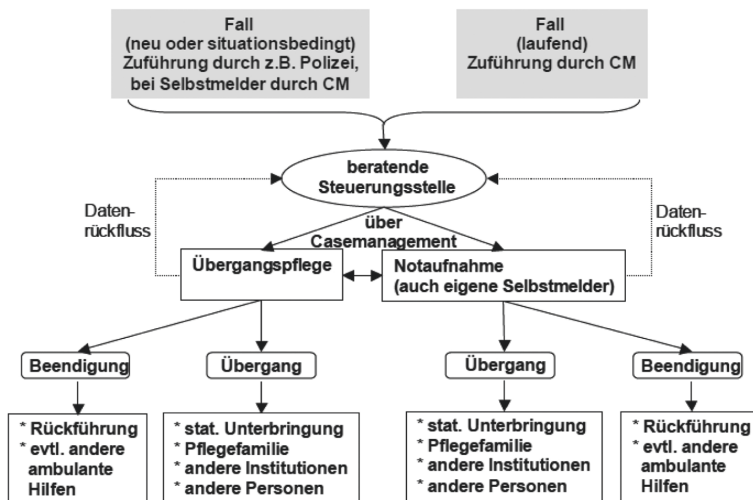
### **Zusammenfassung**

Der historische Hintergrund für ein dezentrales System, wie es heute vorherrschend ist, war das Scheitern des Versuches, die Kinder in zentralen Einrichtungen zu versorgen. Dies missglückte, weil die Institutionen außer Stande waren, mit der Heterogenität der Kinder und ihren individuellen Bedürfnissen, umzugehen (vgl. BLANDOW & ERZBERGER 2008: 73f.). Im Zuge der Dezentralisierung wurde das System der Übergangspflege etabliert. Im Laufe der Jahre gab es diverse, oft langatmige Reformversuche zur Optimierung des Systems, die allerdings oft von Sparmaßnahmen und durch politische Richtungswechsel geprägt waren. Eine verlässliche Perspektive und zeitnahe Planungssicherheit ist für diese Kinder elementar und bleibt bis heute die wichtigste Aufgabe der Übergangspflege.

### *7.2.3.2 Das Bremer Modell der Übergangspflege in seiner heutigen Form*

Das Bremer Modell der Notaufnahme (Inobhutnahme gem. § 42 SGB VIII) steht in der Stadtgemeinde Bremen auf zwei Pfeilern, den Übergangspflegestellen in der Zuständigkeit des freien Trägers der Jugendhilfe PiB Pflegekinder in Bremen gGmbH einerseits und einem dezentralen System für stationäre Inobhutnahmen mit sechs anerkannten freien Trägern der Jugendhilfe andererseits. Kinder und Jugendliche aller Altersgruppen (null bis zum vollendeten 17. Lebensjahr) werden in diesem System aufgenommen, wobei der Übergangspflege weiterhin Vorrang eingeräumt wird. Die Übergangspflege ist ein sogenanntes Laiensystem, in dem geeignete, qualifizierte Personen teilweise semiprofessionell in Obhut zu nehmende Kinder und Jugendliche aufnehmen. Die Steuerung der Inobhutnahme, die Zuweisung in Übergangspflegestelle oder stationäre Einrichtung sowie die eventuell erforderliche Beratung des Casemanagements erfolgt durch die Mitarbeiterinnen des Kinder- und Jugendnotdienstes. Die Durchführung der Inobhutnahme gem. § 42 SGB VIII erfolgt über den jeweils für den Fall zuständigen Casemanager des entsprechenden Sozialzentrums. Die Akquise, Schulung, Begleitung und Beratung der Pflegeeltern und die Überleitung des Kindes bzw. Jugendlichen in ein dauerhaftes Hilfesystem bzw. die Rückkehr in die Herkunftsfamilie obliegt dem Träger PiB Pflegekinder in Bremen gGmbH. Dieser ist auch für den Ausbau des Systems und die konzeptionelle Weiterentwicklung in Abstimmung mit der Fachabteilung ‚Junge Menschen und Familie‘ bei der Senatorin für Soziales, Kinder, Jugend und Frauen Bremen zuständig. Die Verweildauer in der Übergangspflege soll eine maximale Dauer von drei Monaten nicht überschreiten. In dieser Zeit soll der weitere Verbleib des Kindes geklärt werden (vgl. BLANDOW 2004: 175).

Abb. 4: Wege der Inobhutnahmen in der Stadtgemeinde Bremen



(BLANDOW & ERZBERGER 2008: 13)<sup>46</sup>

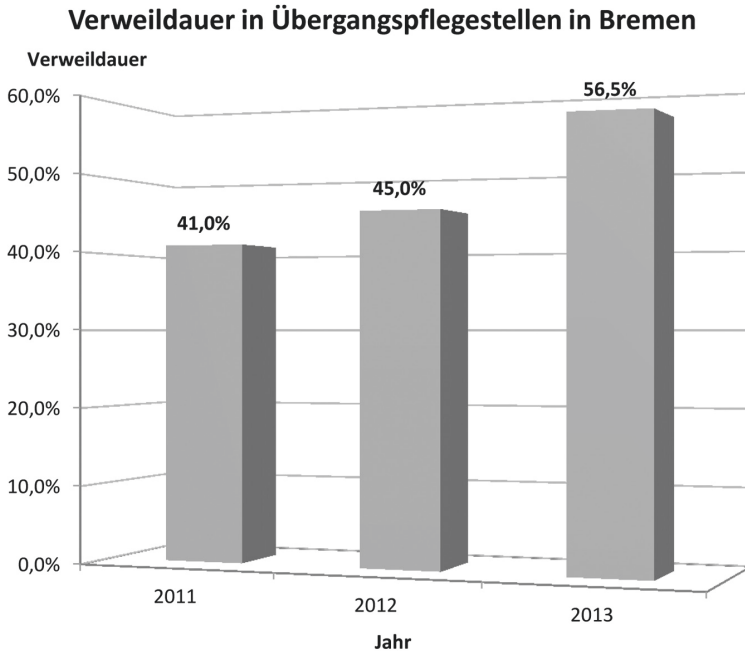
Seit Juli 2010 ist PiB mit der Anwerbung, Eignungsprüfung, Fachberatung, Unterstützung und Schulung von Übergangspflegestellen gemäß §§ 42 und 33 SGB VIII beauftragt. Der Schwerpunkt von PiB liegt darin, interessierte Familien und Einzelpersonen für die Übergangspflege zu qualifizieren und zu begleiten. PiB arbeitet eng mit der zentralen Steuerungsstelle des Amtes für Soziale Dienste zusammen, die organisatorisch am Kinder- und Jugendnotdienst angebunden ist und begleitet bei Bedarf auch die Umgangskontakte zwischen dem Kind und der Herkunftsfamilie. Die Pflegeelternschule in Trägerschaft von PiB ist zuständig für die Erstinformation, Qualifizierung und Supervision von Übergangspflegepersonen und bietet im Rahmen eines umfassenden Programms diverse Schulungen zu Pflegekind-spezifischen Themen an (vgl. PiB ÖFFENTLICHKEITSARBEIT 2011a: 57f.).

<sup>46</sup> Das CM in der Abbildung steht für Casemanager.

### 7.2.3.3 Die Bremer Übergangspflege in Zahlen

Für das Land Bremen, in denen alle Übergangspflegefamilien der interviewten leiblichen Kinder wohnten, liegen ebenfalls Zahlen für Kinder und Jugendliche vor, die in einer Übergangspflegefamilie leben. Hier sind ähnliche Tendenzen zu verzeichnen wie bei den bundesweiten Inobhutnahmen. Die Zahl der Kinder und Jugendlichen ist in den Jahren 2010 bis 2015 kontinuierlich gestiegen, von 109 (2. Halbjahr 2010), 241 (2011,) 238 (2012), 242 (2013) auf 258 im Jahr 2014 und 264 im Jahr 2015 (vgl. PIB ÖFFENTLICHKEITSARBEIT 2011a; 2012, 2013, 2014, 2015, 2016). Da aktuellere Zahlen nicht bekannt sind, beziehe ich mich hier auf BLOW (2004), der beschrieb, dass 60% aller (Dauer-)Pflegefamilien vor Aufnahme bereits leibliche Kinder haben. Eine Zahl, die bei Übergangspflegefamilien weitaus höher zu beziffern ist, da Mütter mit leiblichen Kindern zusätzlich Übergangspflegekinder aufnehmen, um so von zuhause aus arbeiten zu können (siehe auch Kap. 2.1.3) (vgl. BLOW 2004: 129). Ende 2014 arbeiteten 49 Familien mit 92 Plätzen als Übergangspflegestelle, somit sechs Pflegestellen und sechs Plätze mehr als noch 2013. Die Zahl der Kinder in Pflegestellen stieg von 238 im Jahr 2010 auf 264 im Jahr 2015 an. Die durchschnittliche Verweildauer der Kinder betrug 145 Tage. Besonders in der Altersgruppe der Null bis vierjährigen Kinder stieg die Verweildauer in der Übergangspflege massiv an und lag durchschnittlich bei 228 Tagen (7,6 Monate). (vgl. PIB ÖFFENTLICHKEITSARBEIT 2011a, 2015, 2016). Eklatant angestiegen ist über die Jahre der Anteil der Kinder, die mehr als drei Monate in der Übergangspflegestelle lebten, wie die folgende Abbildung verdeutlicht:

Abb. 5: Prozentualer Anteil der Kinder und Jugendlichen in Bremen, die länger als drei Monate in Übergangspflegestellen lebten



Quelle: Pib Öffentlichkeitsarbeit 2012; Pib Öffentlichkeitsarbeit 2013;  
Pib Öffentlichkeitsarbeit 2014

Die Aufenthaltsdauer variierte zwischen einem Tag und 785 Tagen (vgl. Pib ÖFFENTLICHKEITSARBEIT 2015: 103). Als Grund werden insbesondere die Dauer der Gutachtenerstellung und die Länge von erschwerten Hilfeplanprozessen genannt. Dies bestätigt, was schon BLANDOW & ERZBERGER (2008) feststellten,

...dass in Bremen [...] hier besonders viele Belegtage je Fall und je Minderjährigem in der Bevölkerung ‚verbraucht‘ werden, wobei dies zunächst weniger auf die Bereitschaftspflege zurückzuführen ist, mehr auf die

extrem über den anderen Städten liegende Verweildauer in den Einrichtungen. Für sie gilt nun allerdings, wie detailliertere Auswertungen über Bremer Belegzahlen zeigen, dass die langen Verweildauern primär auf jene Einrichtung entfallen, in der in Bremen ein Großteil der kleinen Kinder untergebracht wird (BLANDOW & ERZBERGER 2008: 40).

Auf die hohe Anzahl kleiner Kinder, bezogen auf die langen Verweildauern, wurde im Kap. 4.3.7 näher eingegangen.

#### *7.2.4 Gesetzliche Grundlagen der Bereitschaftspflege*

Da zum Zeitpunkt der Inkraftsetzung des SGB VIII (KJHG) im Jahr 1991 die Bereitschaftspflege noch nicht ins Blickfeld einer fachübergreifenden bundesweiten Diskussion geraten war, gab es keine klare Rechtsgrundlage für die Bereitschaftspflege. Erst Jahre später nach Beendigung erster Projekte zu dieser Thematik wie zum Beispiel dem Nürnberger Modell, begann die Diskussion um eine einheitliche Regelung der Bereitschaftspflege. Da die Rechtsgrundlage sehr komplex ist und sich sogar in einzelnen Jugendamtsregionen unterscheiden kann, wird hier nur ein kurzer Überblick zur Orientierung gegeben, um darzustellen, welchem gesetzlich geregelten Hilfetypus diese Hilfeform am nächsten steht (vgl. WIESNER 2002: 59).

In der 1992 in Deutschland in Kraft getretenen Kinderrechtskonvention der Vereinten Nationen werden Kindern besondere Schutz-, Beteiligungs- und Förderrechte zuerkannt, die aus einer grundlegenden Abhängigkeit von Erwachsenen resultieren (vgl. MEISSNER 2011: 10). Das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) und das Grundgesetz regeln in Deutschland die Kinderrechte. Die Kinder- und Jugendhilfe ist seit 1991 grundlegend im Sozialgesetzbuch VIII, auch Kinder- und Jugendhilfegesetz genannt (KJHG), verankert und löste das Jugendwohlfahrtsgesetz (JWG) von 1922 ab. WIESNER (2002) fasst es treffend zusammen, indem er sagt,

dass die Bereitschaftsbetreuung im Schnittpunkt zweier unterschiedlicher Aufgabenkategorien liegt, nämlich der Hilfe zur Erziehung und der Inobhutnahme. Erstere zählt systematisch zu den sog. Leistungen der Jugendhilfe (§ 2 Abs.2 SGB VIII), die zweite zu den sog. anderen Aufgaben (§ 2 Abs.3 SGB VIII) (WIESNER 2002: 59).



Somit gibt es für eine systematische Einordnung der Übergangspflege im SGB VIII gleichwohl zwei Anknüpfungspunkte:

Zum einen hat der Gesetzgeber in § 42 eine bundeseinheitliche Rechtsgrundlage für die Inobhutnahme als pädagogische Krisenintervention geschaffen (vgl. ROTERING & LENGEMANN 2004: 712). Die Entscheidung, ob ein Kind in Obhut genommen wird, obliegt dem jeweils zuständigen Jugendamt und ist ein Verwaltungsakt. Laut ROTERING & LENGEMANN (2004) handelt es sich bei einer Inobhutnahme nicht um eine Sozialleistung nach dem SGB, wie es zum Beispiel die Hilfen zur Erziehung sind,

sondern die Inobhutnahme ist eine der kurzfristigen Perspektivklärung dienende Krisenintervention und vom Rechtscharakter her eine sogenannte andere Aufgabe des SGB VIII (ROTERING & LENGEMANN 2004: 713).

Dabei soll die Dauer der Inobhutnahme entsprechend der pädagogischen Notwendigkeit so kurz wie möglich und so lange wie nötig sein. Als öffentlicher Träger der Jugendhilfe ist das Jugendamt verpflichtet, ein fachlich angemessenes Angebot der Inobhutnahme zur Verfügung zu stellen (§ 79 & § 80 SGB VIII), das sowohl vom Amt selbst, als aber auch von freien Trägern wie in Bremen von der PiB gGmbH, angeboten werden können (§ 76 SGB VIII). Bei der Inobhutnahme gilt nach § 87 SGB VIII eine von den sonstigen Hilfen des SGB VIII abweichende örtliche Zuständigkeit. Im Rahmen der Inobhutnahme geht die Versorgung des Kindes weit über die reine materielle Versorgung hinaus. Das familiäre Umfeld, in das das Kind aufgenommen wird, soll Ruhe, Sicherheit und emotionale Zuwendung gewährleisten. Laut WIESNER (2002) hat sich die Bereitschaftspflege, die ursprünglich als Ersatz für eine institutionelle Notaufnahme gedacht war und damit gesetzessystematisch als Form der Inobhutnahme (§ 42) einzustufen war, in ihrer tatsächlichen Ausgestaltung mehr oder weniger weit von der gesetzlichen Regelung der Inobhutnahme entfernt (vgl. WIESNER 2002: 59).

Als zweiter Anknüpfungspunkt greift § 27 SGB VIII als Hilfe zur Erziehung in Verbindung mit § 33 SGB VIII (Vollzeitpflege). Hier fungiert die Übergangspflegestelle als zeitlich befristete Erziehungshilfe in der Funktion als familienergänzende Pflegeform (vgl. STEEGE 2004: 465).

Im Bremer Modell findet oft eine Fortsetzung einer Inobhutnahme als befristete Übergangspflege nach § 33 SGB VIII statt (vgl. BLANDOW & ERZBERGER 2008: 35). Bis zum Zeitpunkt der Einleitung und Durchführung einer (Anschluss-)Hilfe erfolgt das vorausgehende Hilfeplanverfahren in der Regel im Rahmen der Inobhutnahme (§ 42 SGB VIII) bzw. der sich anschließenden befristeten Unterbringung (§ 33 SGB VIII). Die Inobhutnahme endet jedoch mit der Einverständniserklärung der Unterbringung des Kindes/Jugendlichen durch die sorgeberechtigten Personen bzw. durch den gesetzlichen Vertreter. Bis zur Umsetzung der Anschlusshilfe kann das Kind in der Übergangspflegestelle verbleiben.

Ein Beispiel aus dem Projekt zur ‚Familiären Bereitschaftspflege‘ (FBB) soll verdeutlichen, wie unterschiedlich die Inobhutnahmen in einzelnen Jugendamtsregionen geregelt sind.

In den im Rahmen des Projektes erhobenen Fällen wurden:

- 57 % der FBB-Fälle bis zu ihrem Abschluss nach § 42 SGB VIII (Inobhutnahme) durchgeführt.
- 7 % begannen unter § 42 und wechseln noch während der FBB in eine Hilfe zur Erziehung nach § 27 und 33 SGB VIII.
- 23 % der Fälle wurden während der FBB als eine Hilfe zur Erziehung auf der Grundlage von § 27, 33 SGB VIII (Vollzeitpflege) geführt.
- 13% machten keine entsprechenden Angaben (vgl. BLÜML 2002: 501).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass

zwischen der Hilfe zur Erziehung nach § 27 ff. SGB VIII und der Inobhutnahme nach § 42 SGB VIII [...] erhebliche Unterschiede im Hinblick

- auf die Rechtsgrundlage,
- auf die Ausgangssituation,
- auf die Position des Sorgeberechtigten,
- auf das Ziel der Maßnahme und
- auf die zeitliche Struktur bestehen (WIESNER 2002: 61).

Hier zeigt sich, dass die Bereitschaftsbetreuung – so wie sie heute praktiziert wird – nicht eindeutig der einen oder der anderen Hilfkategorie zugeordnet werden kann.

### 7.2.5 Anforderungen an die Bereitschaftspflege

Die Bereitschaftspflege ist wie keine der anderen Hilfesysteme von Widersprüchen und Gegensätzen geprägt. Privatheit und Offenheit, Hilfe und Kontrolle, Bindung und Trennung sowie reflektierte Handlungen und spontanes Tun müssen innerhalb der Familie geduldet oder geleistet werden (vgl. WIESNER 2002: 63). Laut STEEGE & SZYLOWICKI (1996) stellt die Bereitschaftspflege ein „trianguläres System“ dar, welches aus der Betreuungsstelle, der Herkunftsfamilie und dem Jugendhilfesystem besteht. Sie wird somit zu einer institutionell abgesicherten Form der Vollzeitpflege, deren Arbeitsleistung aber im privaten Raum des eigenen familiären Lebensumfeldes erbracht wird (vgl. STEEGE & SZYLOWICKI 1996: 184). Das bedeutet hohe Anforderungen für die Betreuungspersonen, denn sie stellen laut LILLIG (2002)

...ihren Lebensraum, ihre familiären und sozialen Beziehungen und -bindungen, ihre alltäglichen Gewohnheiten und Vorlieben, ihre sozialen und kommunikativen Fähigkeiten insgesamt als Setting zur Verfügung, um Kindern, Jugendlichen und ihren Familien, die Bewältigung von Krisen und Belastungen zu ermöglichen (LILLIG 2002: 277).

WOHNLICH (1998) beschreibt es ähnlich:

Bereitschaftspflegepersonen müssen mit Ambivalenzen leben können. Sie müssen Ansätze gegensätzlicher Natur wie Professionalität – Familie, Distanz, Nähe, Trennung – Bindung oder Fluktuation – Beständigkeit aushalten können (WOHNLICH 1998: 1).

Es gibt keine definierten Arbeitszeiten, die Betreuung erfolgt rund um die Uhr und die Zusammenarbeit mit den beteiligten Sozialdiensten und den Herkunftsfamilien ist oft anstrengend. Manche Jugendämter finden eine psychologische oder pädagogische Ausbildung der Betreuungskraft hilfreich, manche setzen sie sogar voraus. Jedoch erfolgt eine Qualifikation einer Betreuungsstelle meistens prozesshaft, durch wachsende Empirie und beständige fachliche Begleitung. Wichtige Grundhaltungen sind ein besonderes Interesse an Kindern und Jugendlichen, eine Offenheit für die Herkunftseltern und die Fähigkeit zur Abgrenzung. WIEMANN (1997)

schließt sich dem an, indem sie ausführt, dass Feinfühligkeit und die Fähigkeit, sich auf die Probleme des Kindes und dessen bisherige Bezugspersonen einzulassen, oft viel wichtiger sei als fachliche Kompetenzen. Außerdem sei es von immenser Bedeutung, dass die ganze Familie hinter der Tätigkeit der Übergangspflege stehen und sich im Klaren sein muss, welche Veränderungen der Familienkonstellation die Arbeit als Übergangspflegestelle mit sich bringt.

Durch den Spagat zwischen verständnisvollem Umgang mit den Kindern und nötiger Distanz zu ihnen bedarf es eines hohen professionellen Verhaltens seitens der Bezugspersonen innerhalb der Übergangspflegefamilie. Die leiblichen Kinder einer Betreuungsfamilie stellt die Bereitschaftspflegestelle vor eine besondere Sozialisationsbedingung, weil auch sie während des Aufenthaltes der in Obhut genommenen Kinder zu deren Betreuungspersonen und zu Vertrauenspersonen auf gleicher Entwicklungsebene wachsen, in der Folge entstehen Konflikte oder Verluste beim Weggang (vgl. LILLIG et al. 2002: 33f.).

Ein vielfach in der Literatur diskutierter und in der Rechtsprechung nicht ganz eindeutiger Aspekt ist das Fehlen eines ausdrücklichen Erziehungsauftrages, dieser obliegt dem Jugendamt. Dennoch lässt es sich nicht von der Hand weisen, dass in einer Bereitschaftspflegefamilie die Betreuungspersonen erzieherische Aspekte, wie zum Beispiel die Entwicklung und Gestaltung von Beziehungen, das Absprechen von Grenzen sowie das Angebot von Orientierungsmöglichkeiten, die dem Kind die Möglichkeit eigener Lebenserfahrungen gibt, durchführen (vgl. LILLIG 2002: 283f.). BLÜML (1993) weist in seinem Abschlussbericht zum Nürnberger Modell darauf hin, dass die Betreuungspersonen ferner die Fähigkeit besitzen sollten, Bindung und Trennung auszuhalten, sich immer wieder neu auf Kinder und ihren Charakter einzulassen und ebenso das Abschied nehmen zuzulassen (vgl. BLÜML 1993: 72). Oft stumpfen die leiblichen Kinder der Übergangspflegestellen bei häufigen Wechseln über Jahre ab und lassen Abschiedsgefühle gar nicht zu. Eine Übergangspflegemutter beschreibt das Verhalten ihrer Tochter infolge eines für sie selbst schwer erträglichen Abschieds von einem Säugling folgendermaßen:

Aber meine Tochter hat sich nur umgedreht und gefragt: „Und was gibt’s jetzt zu essen“ (SCHULZ 2012: 2).

Das Augenmerk seitens des Jugendamtes sollte stets auf eine zügige Perspektivklärung und Beendigung der Übergangspflege gerichtet sein, um die Aufenthaltsdauer eines solchen Settings zu reduzieren. Vor allem für die leiblichen Kinder einer Übergangspflegestelle können solch lange Verweildauern problematisch werden. WOHNLICH (1998) nennt hier einen maximalen Zeitraum von vier Monaten.

Danach beginnen besonders ältere Pflegekinder oft mit dem für alle anstrengenden ‚Kampf um den Platz in der Pflegefamilie‘. Dies kann unter Umständen zu Auseinandersetzungen und Ausgrenzungstendenzen seitens der Familienkinder führen (WOHNLICH 1998: 2).

Ähnliches beschreibt auch OELTJEN (1994: 44).

#### *7.2.6 Chancen und Risiken für die Übergangspflege*

Das System der Übergangspflege ist diffizil, da es viele Wechselwirkungen bedingt und somit auch Fehlerpotential birgt (vgl. LILIG et al. 2002: 58). STEEGE & SZYLOWICKI (1996) sehen die Übergangspflege nicht als eine einzelne, besondere Form der Hilfen zur Erziehung, sondern als Bestandteil eines Hilfeprozesses, in dem verschiedene Hilfeaspekte in strukturierter Abfolge zeitnah organisiert ineinanderfließen. (STEEGE & SZYLOWICKI 1996: 190). Die Betonung liegt hier auf strukturiert und zeitnah, um Übergangspflege als Chance für ein schnelles Hilfsangebot im Rahmen des SGB VIII zu nutzen. ZWERNEMANN (2011) sieht das ähnlich, für sie stellt sich die Realität aber oft anders dar. Die Gefahr, dass die

Bereitschaftspflege eine Möglichkeit des Verschiebebahnhofes und des Abwartens [ist], bis gerichtpsychologische Gutachten erstellt sind und Gerichtsentscheidungen getroffen werden,

stuft sie als sehr hoch ein. (ZWERNEMANN 2011: 5f.). Sie führt weiter aus, dass es oft Monate dauert, bis das Gericht eine Entscheidung trifft und der Jugendhilfeträger während dieser Zeit tatenlos abwarten muss. Die gesetzliche Regelung, dass innerhalb eines Monats Dekrete getroffen werden müssen, ist in den meisten Fällen unrealistisch und führt dazu, dass die Kinder monatelang in der Übergangspflege verbleiben, weil

man zum Beispiel auf Expertisen wartet. Vor allem für Säuglinge und Kleinkinder kann dies unter dem Aspekt der Bindungssituation prognostisch ungünstig bis schädlich sein, dies findet jedoch meistens keinerlei Berücksichtigung. SPANKE & PETRI (2014) beobachteten ähnliches und berichten, sowohl Pflegeeltern als auch Fachkräfte würden den Umstand bemängeln, dass hauptsächlich kleine Kinder viel zu lange in Übergangspflege verweilen und so aus befristeten Pflegeverhältnissen schleichend Dauerpflegeverhältnisse werden (vgl. SPANKE & PETRI 2014: 11). Das ist besonders unter dem Aspekt beunruhigend, als dass laut statistischem Bundesamt der Anteil der unter sechsjährigen Kinder, die in der Übergangspflegestelle leben, bei 50 % liegt. Die Zahl der Kinder unter drei Jahren stieg zwischen den Jahren 2005–2012 bundesweit sogar um 123 % auf 4.030 an, die der drei bis sechsjährigen um 111 % auf 2.553 (vgl. STATISTISCHES BUNDESAMT 2013a). Siehe hierzu auch Kap. 5.

Für das Land Bremen bestätigen BLANDOW & ERZBERGER (2008) die Aussage:

dass die Belegungszeiten in den meisten Fällen die vorgesehene Frist von sechs bis zehn Wochen – vor allem auch bei der Unterbringung von kleineren Kindern – überschreiten und dass beinahe die Hälfte der Pflegestellen zwei oder drei Minderjährige gleichzeitig aufnimmt. Tatsächlich gab es nicht nur ausnahmsweise Verweildauern von über einem Jahr (BLANDOW & ERZBERGER 2008: 68).

Diese Zahlen sind, wenn man die Abbildung 5 betrachtet, heute ebenso aktuell, wie sie BLANDOW & ERZBERGER (2008) bereits damals beschrieben. ZWERNEMANN (2011) fordert hier mehr Entschlossenheit zur Prognose und fordert dazu auf, bei diesen Kindern frühzeitig eine Perspektivklärung vorzunehmen. Sie geht sogar noch einen Schritt weiter und sieht eine Gefährdung im Entwicklungsverlauf eines Kindes, wenn das Empfinden des Kindes, das sich in der Übergangspflege bereits beheimatet hat, keine Berücksichtigung findet.

Eine Bereitschaftspflege ist dann eine Chance, wenn sie zur Klärung der Situation des Kindes benutzt wird. Sie ist dort eine Gefährdung für das Kindeswohl, wenn sie als Abstellgleis abgewertet wird, um gerichtliche

Entscheidungen abzuwarten. Der Jugendhilfeträger hat Prognosen zu wagen und hat Pflegeeltern darauf vorzubereiten, in der Anfangsphase mit Unsicherheiten zu leben (ZWERNEMANN 2011: 7).

### 7.2.7 Zusammenfassung

Für den noch sehr jungen Zweig der Übergangspflege als Sonderform der Vollzeitpflege gibt es bei genauer Betrachtung des Kinder- und Jugendhilfegesetzes, keine wirkliche Rechtsgrundlage (vgl. WIESNER 2002: 59). Wie die Ergebnisse des Forschungsprojektes ‚Bereitschaftspflege – Familiäre Bereitschaftsbetreuung‘ verdeutlichen, herrscht auch nach über 20 Jahren Übergangspflege in Deutschland in den einzelnen Jugendamtsregionen ein unterschiedlicher Umgang mit der Hilfeform der Übergangspflege, zum einen, was eine rechtliche Verortung angeht, zum anderen, was Vorbereitung, Betreuung und Begleitung der Übergangspflegfamilien betrifft.

Es wird, wie oben angegeben, deutlich, dass kein Hilfesystem so viele Gegensätze und Widersprüche in sich vereinigt:

- Privatheit und Öffentlichkeit,
- Hilfe und Kontrolle,
- Bindung und Trennung sowie
- reflektierte Entscheidung und spontanes Handeln

(WIESNER 2002: 63).

Die Gefahr, nicht zu wissen was die anderen tun, ist groß, so SEMMLER (2008: 117). STEEGE (2004) beschreibt dies ähnlich und bezieht sich auf die Ergebnisse von LILLIG et al. (2002):

Viele Aussagen und Einschätzungen, die sich im DJI-Forschungsbericht auf die Aufgabenwahrnehmung der Jugendämter im Kontext der Bereitschaftspflege beziehen, lassen erkennen, dass hier erhebliche Defizite, insbesondere bei der Diagnostik und Hilfeplanung und bei der Zusammenarbeit mit der Herkunftsfamilie bestehen. Defizite, die u. a. aus mangelnden personellen und institutionellen Ressourcen entstehen (STEEGE 2004: 468).

Um das zu verhindern, ist ein hohes Maß an fachlicher Kompetenz und persönlicher Belastbarkeit bei allen Beteiligten und Diensten impliziert. Somit sind alle an der Übergangspflege beteiligten dazu aufgerufen, sich der Verantwortung ihrer Position und Aufgabe bewusst zu sein und dementsprechend zu handeln. Man sollte versuchen, an einheitlichen Vorgehensweisen zu arbeiten, um für die im Fokus stehenden Kinder schnelle, adäquate perspektivorientierte Lösungen zu finden, die dann auch der Übergangspflegefamilie und den darin lebenden leiblichen Kindern Sicherheit geben. Wie REIMER bereits 2008 anmerkt und was auch für jüngere Untersuchungen gilt, gibt es vermehrt Evaluationsstudien, deren Ziel die Praxisentwicklung ist. Es gibt jedoch bislang keine Untersuchungen, die der Theorieentwicklung dienen (vgl. REIMER 2008: 27). Die vorliegende Dissertation wagt diesen Schritt.

### *7.2.8 Bereitschaftspflege im internationalen Kontext*

Um zu verdeutlichen, wie die Ergebnisse der im Kapitel 6 beschriebenen englischen und amerikanischen Studien zu interpretieren sind und um zu verstehen, wie das deutsche System der Übergangspflege im Pflegekinderwesen einzuordnen ist, macht eine Betrachtung im internationalen Kontext Sinn. Beispielhaft dafür werden Großbritannien und die USA mit deren Pflegekinderwesen kurz vorgestellt, wobei der Fokus aber auf die Übergangspflege gelegt wird.

Dennoch, so auch GASSMANN (2015: 47) ist es schwer internationale Studien zu vergleichen, geschweige denn deren Ergebnisse ins eigene Land zu transferieren.

#### **Großbritannien**

Großbritannien umfasst die vier Länder England, Nordirland, Wales und Schottland. Diese Länderallianz gilt als eine der wichtigsten Volkswirtschaften der Welt und ist in ökonomischer Sicht – und damit von ihrer sozialen Leistungsfähigkeit – mit Deutschland vergleichbar. Im Detail ergeben sich jedoch durch den Wandel in der Fürsorge von einem neoliberalen Ansatz der konservativ geprägten Thatcher- und Nach-Thatcher-Phase hin zu einem stärker differenzierten ökonomischen Ansatz im Sozialwesen Unterschiede (vgl. SELICK 2006: 79). Unter dem Begriff ‚New Labor‘ wird allgemein keine generelle Verschiebung des Sozialwe-



sens nach links verstanden, vielmehr hat sich die Regierung für eine dritte Variante eingesetzt: Die Mischung von staatlicher Monopolfürsorge und privatwirtschaftlicher Versorgung.

Sowohl in Großbritannien, als auch in anderen Ländern der Europäischen Union nimmt die Zahl der Heimunterbringungen ab und man versucht, diese Kinder in familiären Settings unterzubringen, sei es als Pflegefamilie auf Dauer oder als Übergangslösung in Krisensituationen nach Inobhutnahme (vgl. SELICK [1992: 7]; COLTON & HELLINCKX [1999: 41]). Wie jüngere Zahlen zeigen, hat sich die Anzahl der Kinder in Pflegefamilien über einen Zeitraum von 65 Jahren fast verdoppelt (vgl. SELICK 2006: 80) und liegt bis heute bei einem Anteil von 70-80 %, die übrigen leben in Heimen (vgl. BIEHAL 2007: 1). SELICK (1992) fasst den Inhalt von Studien zur Übergangspflege seit 1980 zusammen, sein Fokus liegt dabei auf der Unterstützung von Pflegefamilien; leibliche Kinder werden nicht erwähnt. Fast alle Studien sind dabei zeitlich und inhaltlich beschränkt und geographisch kleinräumig – sie betreffen nur eine Stadt oder einen Stadtteil. SELICK (1992) fasst zusammen, dass das Wissen in den 1980er und 1990er Jahren angewachsen ist, aber noch sehr von geringem Umfang bleibt. Er spricht in diesem Zusammenhang von der modernen Geschichte der Übergangspflege, bei der die Entwicklung von Unterstützungsmaßnahmen für Pflegefamilien in den Vordergrund rückt. Dieses liegt unter anderem auch daran, dass die Anzahl der Abbrüche von Pflegeverhältnissen ansteigt. Ebenso sollen vermehrte Fortbildungsmaßnahmen („Parenting Plus“ sowie „The Challenge of Foster Care“) in England Abbrüchen entgegenwirken. Zudem soll ein Regelwerk des Gesundheitsministeriums aus dem Jahr 1989 („The Children Act“) die Unterstützung der Übergangspflegstellen sicherstellen (vgl. SELICK 1992: 33ff.). Auch in diesen Maßnahmen werden leibliche Kinder nicht spezifisch erwähnt, lediglich auf das Verhältnis zwischen Pflegenden und Pflegekindern wird oberflächlich eingegangen.

HOPP (2010) verweist auf die Homepage einer gemeinnützigen Organisation für das Pflegekinderwesen in England, Wales, Schottland und Irland, „the Fostering Network“. Diese enthält eine Seite mit dem Namen „Söhne und Töchter“ ([www.fostering.net/sons-and-daughters](http://www.fostering.net/sons-and-daughters)<sup>47</sup>), die den

---

47 Letzter Zugriff am 16.12.2015.

leiblichen Kindern aus Pflege- und Übergangsfamilien (Foster Care) die Möglichkeit gibt, selbst zu Wort zu kommen (vgl. HOPP 2010: 3). Ein solcher Austausch ist wichtig und wurde auch in den Ergebnissen internationaler Studien (siehe Kap. 6) immer wieder als Ergebnis nach Befragung leiblicher Kinder gefordert, selten aber umgesetzt, zumindest nicht im deutschsprachigen Raum. Trotz dieses übergeordneten Sprachrohres und einheitlicher Trends und Muster ist das Pflegekinderwesen in Großbritannien jedoch im Detail so unterschiedlich wie die Länder selbst (vgl. SELLICK 2006: 81ff.). Wie oben bereits erwähnt sind die meisten Kinder in öffentlicher Obhut, also in Pflegefamilien untergebracht und diese wiederum sind zumeist durch lokale Behörden autorisiert worden und nicht durch private Dienste. Man unterscheidet differenzierter als in Deutschland zwischen Kurzzeitpflege, mittellanger Pflege, Dauerpflege und spezialisierter Pflege (vgl. BIEHAL 2007: 4). Der Auswahl und dem Training sowie der fortwährenden Unterstützung von Pflegefamilien kommt dabei eine zunehmende Bedeutung zu (vgl. COLTON & HELLINCKX 1999: 113), jedoch ist stets nur von den ‚Carers‘, also von den Pflegenden selbst die Rede und nicht vom Gesamtsetting einschließlich der leiblichen Kinder der Pflegefamilien. Zunehmend kommt es zur Verwandtenpflege. Die Fremdplatzierung in nicht-staatlichen Vertragseinrichtungen ist ebenfalls ein wachsender Sektor (vgl. SELLICK 2011).

## USA

Die USA sind nahezu zweieinhalb Mal so groß wie Westeuropa und haben eine Einwohnerzahl von über 280 Millionen. Die Bevölkerung ist dabei im Gegensatz zu Europa durch den Hintergrund eines Einwanderungslandes charakterisiert. Es erfolgt eine Durchmischung von Weißen (69 %), Latinos (13 %), Schwarze (12 %), Asiaten (4 %) neben weiteren Rassen (vgl. WEHRMANN et al. 2006: 87). Die aus der Bevölkerungszahl erwachsenden großen Fallzahlen und die vielschichtigen soziokulturellen Hintergründe machen die USA zu einem sehr interessanten Land im Hinblick auf die Entwicklung der Kurzzeitpflege. Die USA sind eine konstitutionell basierte, föderale Republik mit ausgeprägter demokratischer Kultur (vgl. WEHRMANN et al. 2006: 88). Damit einher geht der kapitalistische Grundgedanke, dass jeder seinen Beitrag zum eigenen Auskommen zu leisten hat. Die Regierung übernimmt über ein Sozialsystem die Versor-

gung jener Menschen, die nicht selbst für sich sorgen können, was durch die Große Rezession der 1930er Jahre noch verstärkt wurde. Heutzutage steht das amerikanische Sozialsystem im Konflikt zwischen zwei verschiedenen Kontroversen: Individualität und Institutionalisierung (vgl. COLTON & WILLIAMS [2006: 101]; WEHRMAN et al. [2006: 88]). Bei ersterer werden minimale staatliche Zuwendungen geleistet und das auch nur, wenn die regulären Ressourcen des freien Marktes und der Familie wegbrechen. Bei letzterem ist die Gesellschaft als Ganzes nach dem Prinzip verantwortlich, jedermann könne in die Lage geraten, Sozialleistungen zu benötigen (vgl. WEHRMANN et al. 2006: 88).

Das Pflegekinderwesen in den USA hat bereits kirchlich geprägte Vorläufer im 19. Jahrhundert, denn schon während der großen Einwanderungswellen wurden von New York aus zwischen 1854 und 1920 für etwa 100.000 Kinder Pflegestellen in den Staaten des mittleren Westens, des Westens und der Südstaaten eingerichtet. Das heutige Pflegekinderwesen fußt jedoch nicht auf diesen Vorgängern, sondern vor allem auf Dokumentationen von schwerwiegendem physischen Kindesmissbrauch in den 1960er Jahren, dem sogenannten „*Battered child syndrome*“ (WEHRMANN et al. 2006: 89). Hieraus ergab sich die Formulierung eines Kinderschutzgesetzes im Jahr 1974, dem bis 1999 noch sechs weitere Präzisierungen und Ergänzungen folgten. Das US-amerikanische Pflegekinderwesen fokussiert also ausdrücklich auf vernachlässigte und missbrauchte Kinder, eine Ausrichtung die zwischen 1977 und 1994 noch verstärkt wurde, was im steigenden Anteil an der Gesamtanzahl aller Sozialleistungen beziehender Kinder ersichtlich ist (1977: 45 %, 1994: 80 %; WEHRMANN et al. 2006: 91). Auch wenn die föderale Gesetzgebung in den USA die Rahmenbedingungen schafft, wird das Pflegekinderwesen innerhalb der einzelnen Bundesstaaten höchst unterschiedlich gehandhabt (vgl. WEHRMANN et al. [2006], SELICK [2011]). Nach der Jahrtausendwende war man bestrebt, die gesetzlichen Regelungen im Hinblick auf eine Minimierung der Langzeitpflege zu verändern. Eine Unterscheidung zwischen Kurzzeit- und Langzeitpflege ist in den USA demnach unüblich. Generell werden zu lange Pflegeverhältnisse als hinderlich angesehen, um den Übergang vom jugendlichen zum jungen Erwachsenen optimal zu gestalten, man zielt eher auf Adoptionen ab, um die Bindung zur Familie zu festigen (vgl. WEHRMANN et al. 2006: 95).

Zusammenfassend werden sowohl in den USA als auch in England Pflegeverhältnisse kritisch gesehen und daher auch die Verweildauern zum Teil minimiert. Zentral ist dabei eine verstärkte Diskussion über die emotionalen Schwierigkeiten und Verhaltensproblematiken, die sich aus Pflegeverhältnissen ergeben (vgl. COLTON & WILLIAMS 2006: 104).



## EMPIRISCHER TEIL



## 8 | Qualitative Forschung als Mittel der Wahl

Vor Beginn jeder wissenschaftlichen Untersuchung steht die Frage, mit welcher Methode sich das zu bearbeitende Thema adäquat erforschen lässt. Die qualitative Forschung eignet sich im Gegensatz zur quantitativen Methode besser, um die jeweiligen Lebenswelten ‚von innen heraus‘ darzustellen. Sie bietet dadurch die Möglichkeit, soziale Wirklichkeiten treffender darzustellen und den Blick auf die in diesen speziellen Lebenswelten vorherrschenden Deutungsmuster, Strukturmerkmale und Abläufe zu lenken. Sie gilt als fallorientiert und holistisch (vgl. FLICK et al. 2010: 13).

Bevor in den 1980er Jahren auch in Deutschland Lehrbücher zur qualitativen Forschung geschrieben wurden, ging der Blick in die USA, und qualitative Methoden wie offene Interviews, teilnehmende Beobachtung etc. wurden bezüglich ihrer methodologischen Ausgangspunkte erörtert und vom quantitativen Ansatz abgegrenzt (vgl. BOTZ & DÖRING 2006: 306). Mitte der 1980er Jahre wird dann auch die qualitative Sozialforschung trotz vieler Kritiker in Deutschland als etabliert betrachtet.

Das qualitative Forschungsfeld stellt sich als solches sehr komplex dar. Die Datenerhebungs- und Datenauswertungstechniken sind sehr vielseitig und teilweise unübersichtlich. Qualitative Sozialforschung daher kurz und knapp darzustellen erweist sich als schwierig und würde an dieser Stelle den Rahmen sprengen, ein kurzer Abriss soll lediglich die Verortung der vorliegenden Untersuchung aufzeigen. LÜDERS & REICHERTZ versuchten 1986 in ihrem Trendbericht das qualitative Feld etwas zu ordnen, indem sie in Anlehnung an die unterschiedlichen Ebenen empirischer Wirklichkeit drei Forschungsperspektiven entwickelten, die jeweils eine besondere Stufe der sozialen Wirklichkeit anvisieren und sie zum Objekt der Analyse machen (vgl. LÜDERS & REICHERTZ 1986: 92).

1. Der Nachvollzug des subjektiv gemeinten Sinns , wird als Perspektive zum Beispiel in der Biographieforschung eingesetzt



und soll die Aspekte des Individuums bezüglich der Wahrnehmung seiner sozialen Wirklichkeit erforschen.

## 2. Die Deskription sozialen Handelns

findet sich in Forschungen, bei denen es um soziales Handeln und soziale Milieus geht, um die Regeln des sozialen Handelns zu rekonstruieren.

## 3. Die Rekonstruktion von Strukturen

befasst sich mit Deutungs- und Handlungsmustern, die durch Anwendung von hermeneutischen Interpretations- und Rekonstruktionsverfahren generiert werden sollen (vgl. LÜDERS & REICHERTZ [1986: 92ff.]; LAMNEK [2010: 26ff.]). REICHERS (2007) hat diese drei Perspektiven um die der „Rekonstruktion von Deutungsarbeit“ ergänzt, dessen Ziel es ist, zu vergegenwärtigen, warum und vor allem weshalb, also aus welchem Sinnbezug, Menschen handeln (REICHERTZ 2007: 199).

Um es mit LAMNEK (2010) zu sagen, besteht das

Forschungsziel qualitativer Forschung darin, die Prozesse zu rekonstruieren, durch die die soziale Wirklichkeit in ihrer sinnhaften Strukturierung hergestellt wird (LAMNEK 2010: 30).

Klar erkennbar ist somit, dass der essentielle Unterschied zwischen qualitativen und quantitativen Methoden darin liegt, dass in der quantitativen Forschung die Unabhängigkeit des Forschers vom zum forschenden Objekt von höchster Bedeutung ist, in der qualitativen Forschung aber auch die subjektive Wahrnehmung des Forschenden berücksichtigt wird (vgl. FLICK et al. 2010: 14ff.). Damit ist die Arbeitsweise der qualitativen Forschung flexibler und umsichtiger nach außen und kann sich verstärkt den einzelnen Umständen eines Forschungsareals anpassen. Diese Zugänglichkeit und Anpassungsfähigkeit macht die qualitative Forschung zu einer praktischen Methode, die sich besonders für bis dato unerforschte Themenfelder eignet. Die durch qualitative Methoden gewonnenen Daten eignen sich zur Hypothesenbildung, quantitative Methoden dienen anschließend dazu, diese zu verifizieren oder auszuschließen.

HENNINGSEN (1981) beschreibt den Vorteil der qualitativen gegenüber den quantitativen Studien folgendermaßen:

Mit der autobiographischen Aussage haben wir einen ‚Angeklagten‘ vor uns, der spricht; mit dem empirischen Faktum haben wir es mit einem ‚Angeklagten‘ zu tun, der stumm ist. Der sprechende Angeklagte kann uns täuschen – zugegeben. Aber die Möglichkeit des getäuscht Werdens ist angesichts des stummen Angeklagten nicht geringer. ...Es ist dieses dialogstiftende Wesen der autobiographischen Aussage, das ihr für die Erziehungswissenschaft einen Wert verleiht, den das empirische ‚stumme‘ Faktum nicht haben kann (HENNINGSEN 1981: 31).

Für die vorliegende Forschung, in der es um die ‚Rekonstruktion von Erlebtem‘ und der ‚Erforschung der sozialen Wirklichkeit‘ geht, ist demzufolge die Methode der qualitativen Forschung indiziert. Die von FLICK (2010) geforderte Methodentransparenz ist ebenso gegeben wie eine Nachvollziehbarkeit, um eine entsprechende Praxisrelevanz vorweisen zu können. Dennoch, so FLICK (2010) gilt das Prinzip der Offenheit, welches besagt,

dass die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstandes zurückgestellt wird, bis sich die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die Forschungssubjekte gebildet hat (FLICK 2010: 124).

Was die geplante Theorieentwicklung angeht, so beschreibt es WIEDEMANN (1995) passend, indem er – sich auf GLASER & STRAUSS (1979) berufend – sagt, dass Theorien nützlich sein müssen und das sie nur dann nützlich sind, wenn sie nicht nur Daten abbilden, sondern ihnen auch eine Gestalt geben, zu neuen Erkenntnissen führen und auch weitere Fragen und Probleme aufdecken (vgl. WIEDEMANN 1995: 440). Diese gegenstandsnahe Theorieentwicklung ist die Leitidee der in dieser Untersuchung verwendeten Methode der Grounded Theory, auf die in Kap. 11.2 näher eingegangen wird.



## 9 | Offene Fragestellung

Wesentliches Merkmal einer Untersuchung nach der Grounded Theory Methode ist ein dynamisches Untersuchungsdesign, welches zulässt, dass die initiale Fragestellung sich im Verlauf des Forschungsprozesses jederzeit ändern kann und, wie STRAUSS (1998) betont, dem Forscher genügend Flexibilität und Freiraum geben muss, ein Phänomen in seiner Tiefe zu erforschen (vgl. STRAUSS 1998: 22). Dieses Vorgehen impliziert eine offene und weite Auswahl und Ausrichtung möglicher Thesen:

Die Fragestellung in einer Untersuchung mit der Grounded Theory ist eine Festlegung, die das Phänomen bestimmt, welches untersucht werden soll. Sie beinhaltet, was man schwerpunktmäßig untersuchen und was man über den Gegenstand wissen möchte (STRAUSS 1998: 23).

Da es sich in der vorliegenden Arbeit um eine explorative Studie handelt, wurden die Datenerhebung und die ersten Auswertungen entsprechend einer ‚Offenen Fragestellung‘ begonnen:

*Wie erleben leibliche Kinder das Aufwachsen  
im Setting der Übergangspflegefamilie?*

Diese offene Formulierung ermöglicht es von Beginn der Datenanalyse an frei zu bleiben für einen sich differenzierenden und verfeinernden Prozess. Wie BREUER (2010) richtig konstatiert, sind Wandlungen in der Fragestellung eine Folge reichhaltiger werdender Kenntnisse des Forschers über das Gegenstandsfeld (vgl. BREUER 2010: 55). Der Forscher kann das Beziehungsmuster der einzelnen Konzepte zunehmend entschlüsseln und nach ihrem Stellenwert hinsichtlich der Relevanz auf die Forschungsfragestellung ordnen. Dadurch erfolgt eine Verdichtung und Reduktion der Fragestellung bis zur letztendlich abschließenden Arbeitshypothese.

Wie sehr die Eingangsfragestellung dieser Arbeit im Laufe des Forschungsprozesses konkretisiert wurde und welche theoriegenerierende Arbeitsthese sich daraus ergeben hat, wird im Kap. 13 näher betrachtet.

## 10 | Die Datenerhebung

### 10.1 Das narrative Interview

Den Hauptteil der Gesamtuntersuchung stellt der Forschungsteil der (teil-)biographischen Interviews dar, einer Unterform des narrativen Interviews, die sich besonders zur Erhebung von Lebensgeschichten eignet. Diese bedient sich bei der Datenauswertung nicht einer einzelnen Methode, sondern es handelt sich um einen Forschungsansatz, in dem verschiedene Methoden angewendet werden. 1976 entwickelten Fritz Schütze und seine Mitarbeiter basierend auf den erzähltheoretischen Arbeiten von William Labov und Joshua Waletzki sowie den interaktionistischen Ansätzen von Leonard Schatzmann und Anselm Strauss das Erhebungsinstrument des narrativen Interviews (vgl. LOCH & ROSENTHAL 2002: 222). Mittlerweile gehört es im Bereich der qualitativen Sozialforschung und insbesondere in der Biographieforschung zu einem der bekanntesten Verfahren (vgl. LOCH & ROSENTHAL 2002: 221). Es

geht [es] im narrativen Interview darum, dass der Erzähler selbst seine biographische Darstellung in eine Ordnung bringt: Die Erzählung erfolgt entlang der selbst erfahrenen Abläufe und wird entsprechend der eigenen Logik, dem Thema oder der ‚Moral‘ der Lebensgeschichte, geordnet. Das geringe Maß an Vorstrukturierung stellt bereits eine Voraussetzung für die Hervorbringung neuer Erkenntnisse dar. Der Erzähler selbst stellt mit der Verknüpfung und Bewertung von Ereignissen Zusammenhänge her, die für den Forschungsprozess neue Perspektiven eröffnen (JAKOB 1997: 449).

Eine geeignete Methode sowohl zur Erfassung und Analyse von Lebenswelten und ihrer Sinndeutung zum Verständnis des biografischen Prozesses im Rahmen einer Lebensverlaufsforschung als auch zur Darstellung der subjektiven Wirklichkeitsdeutung der Erzählenden stellt das

Verfahren des autobiografisch-narrativen Interviews nach Fritz Schütze dar (vgl. SCHÜTZE 1983: 285f.). Ziel dieses autobiografisch-narrativen Interviews ist es, Erzählungen der gesamten Lebensgeschichte oder auch einzelner relevanter Episoden aus dem Leben der befragten Personen zu rekonstruieren. JAKOB (1997) beschreibt es ähnlich, ihr geht es bei der Erhebung und Auswertung solcher Interviews darum,

die Sinnkonstruktionen und Handlungen aus der Perspektive der handelnden und erleidenden Individuen zu erfassen und einer Analyse zugänglich zu machen (JAKOB 1997: 445).

LAMNEK (2010: 354f.) geht noch einen Schritt weiter und betont, wie wichtig es für den Forscher ist, während des Interviews in die Lebenswelt der betroffenen Menschen einzutauchen und so sollte eine angenehme Atmosphäre geschaffen werden, in der sich Interviewer und Interviewter wohl fühlen.

Beide, Forscher und Befragter, müssen eine Balance finden zwischen dem menschlichen Interesse und dem persönlichen Respekt, die bei solcher Thematisierung notwendig sind, und der sachlichen Erfüllung der Aufgabe des Interviews, Daten zu erheben bzw. zu produzieren (FUCHS-HEINRITZ 2009: 266).

Ich habe für die vorliegende Untersuchung die Form des narrativen Interviews gewählt, um dem Befragten die Chance zu geben, sich frei und auch zu nicht-antizipierten Aspekten zu äußern. So können zum Beispiel assoziative Stellungnahmen der Befragten zum Gesprächsgegenstand berücksichtigt werden (vgl. HOPF 2010). Da unerforschte Gebiete mit narrativen Interviews eher erschlossen werden können, weil sie eine vergleichsweise explorative Technik darstellen, sind sie für diese Untersuchung bestens geeignet. Indem meine Interviews nur eine gewisse Zeitspanne im Leben der Befragten berühren, handelt es sich bei meinen Interviews um teilbiographische, narrative Interviews, die einen bestimmten, und zwar den zu erforschenden Lebensabschnitt abdecken und nicht die gesamte Biographie betreffen.

Vor der Interviewführung steht die Formulierung einer offenen Forschungsfrage, die hier heißt:

*Wie erleben leibliche Kinder ihr Aufwachsen  
im Setting der Übergangspflege?*

Aus der Interpretation der geführten Interviews werden im Anschluss Arbeitshypothesen gewonnen, die die Forschungsfrage beantworten:

Damit gewährleisten narrative Interviews eine profunde Basis zur Entwicklung von empirisch geerdeten handlungstheoretischen Konzeptionen (LOCH & ROSENTHAL 2002: 221).

## 10.2 Der Ablauf des narrativen Interviews

SCHÜTZE (1983) vertritt die Annahme, dass Erzählungen eine inhärente, quasi natürliche Struktur aufweisen, die sich nur entfaltet, wenn man den Menschen ihre Geschichten erzählen lässt (vgl. HUSSY et al. 2013: 227f.). BUDE (2010) veranschaulicht es, indem er sagt:

Der Interviewer gleicht einem Mitreisenden auf der Zugfahrt, dem man sein ganzes Leben erzählt. Die Begrenztheit des Kontakts scheint die Bedingung für die besondere Wahrheitsfähigkeit dieser Beziehung darzustellen. Man vertraut dem [...] weiterziehenden Fremden, als welcher der Interviewer erscheint, Dinge an, die man einer nahe stehenden Person möglicherweise niemals sagen würde (BUDE 2010: 573).

Die Interviews der vorliegenden Arbeit orientieren sich an den drei Phasen, wie sie bei SCHÜTZE (1983: 285), JAKOB (1997: 450f.) sowie KÜSTERS (2009: 55ff.) beschrieben werden und nicht an den fünf Phasen, wie sie zum Beispiel LAMNEK (2010: 327) beschreibt. Die drei Phasen beginnen mit der Erzählaufforderung, gefolgt von der Haupterzählung und dem Nachfragen (immanent und exmanent).

Das narrative Interview stellt an den Interviewenden gewisse Anforderungen, denen dieser sich vor der Befragung gewahr werden sollte, um



Fehler zu vermeiden, denn ein Interview kann nicht wiederholt werden. Die Hauptaufgabe des Interviewers besteht daher darin, Narrationen aufrechtzuerhalten. Seine Haltung beschränkt sich überwiegend auf die

Basisarbeit der Intersubjektivitätsverbürgung (MAROTZKI 2006: 116).

Dem Befragten wird von Seiten des Interaktionsgeschehens im Rahmen des Interviews die Unabhängigkeit gegeben,

seine Erlebnis- und Gestaltungsperspektive wahrzunehmen, zu erleben und zu beschreiben (KÜSTERS 2009: 58).

Für den Befragten muss es interessant und wichtig sein, seine Lebensgeschichte zu erzählen, der Forscher muss dieses durch Erläuterung des Forschungsvorhabens noch verstärken.

### *10.2.1 Die Erzählaufforderung*

Eröffnet wird das narrative Interview mit dem Erzählimpuls, der mittels Eingangsfrage zur Erzählaufforderung gestellt wird. Dabei handelt es sich meistens um die im Vorfeld offen formulierte Forschungsfrage, in diesem Fall darum, wie der bzw. die Befragte das Aufwachsen als leibliches Kind in der Übergangspflegefamilie erlebt und wahrgenommen hat. Es handelt sich hier also um ein temporär abgegrenztes Prozessgeschehen. SCHÜTZE (1983) beschreibt es folgendermaßen:

Auf eine autobiographisch orientierte Erzählaufforderung (entweder zur gesamten Lebensgeschichte, oder zu sozialwissenschaftlich besonders interessierenden Phasen der Lebensgeschichte), folgt als erster Hauptteil die autobiographische Anfangserzählung, die – sofern sie zum Erzählgegenstand tatsächlich die Lebensgeschichte des Informanten hat und so verständlich abläuft, dass ihr der Zuhörer folgen kann – vom interviewenden Forscher nicht unterbrochen wird (SCHÜTZE 1983: 285).

GUDENUS et al. (2010: 300) konstatieren, wie wichtig es sei, dass die Beschreibung aus dem Blickwinkel desjenigen stammt, der sein Leben lebt. Durch die geltende Regel der Offenheit bei der Erzählaufforderung

ist gewährleistet, dass die Strukturierung der autobiographischen Darstellung dem Erzähler weitgehend selbst überlassen bleibt (vgl. JAKOB 1997: 450). An die Erzählaufforderung schließt sich, falls nicht schon im Vorgespräch geschehen, die kurze Information über den Gesprächsablauf an. Der Interviewte wird darüber informiert, wie sich der Interviewer verhalten wird, z. B. auch über das Schweigen des Interviewers während der Erzählung des Befragten (vgl. KÜSTERS 2009: 54). Sind keine weiteren Fragen offen, kann der Befragte mit seinen Erzählungen beginnen. Es erfordert allerdings Methodenkompetenz, Einfühlung und Geschicklichkeit, die Eingangssituation so zu gestalten,

dass über den erzählgenerierenden Impuls das Haupterzählpotential abgeschöpft werden kann (vgl. MAROTZKI 2006: 116).

### *10.2.2 Die Haupterzählung*

Die auf den Erzählimpuls folgende Haupterzählung wird seitens des Interviewers nicht durch Detaillierungsfragen unterbrochen. Vielmehr hat, so SCHÜTZE (1987):

Der Zuhörer [...] bei der einleitenden Aushandlung der Erzählkommunikation die Aufgabe übernommen, interessiert zuzuhören und den Erzähler nicht mit eigenen Thematisierungen zu unterbrechen. Eigenkommentierungen des Zuhörers laufen stets Gefahr, den thematischen Darstellungsfaden des Erzählers zu stören und deshalb werden sie von ihm während des Erzählvorgangs gewöhnlich nur verhalten formuliert (SCHÜTZE 1987: 188).

Meine Interviewpartner zeigten nach der Erzählaufforderung Bereitschaft, sofort in das Erlebte einzusteigen und fanden die Eingangsfrage meinerseits plausibel. Einige waren sich zunächst etwas unschlüssig, ob sie chronologisch beginnen sollten oder einfach mit der Begebenheit, die ihnen in gerade in den Sinn kam. Ist er der Erzählaufforderung nachgekommen und der Befragte mitten in seiner Erzählung, so obliegt laut GLINKA (2009: 12f.) die weitere Gestaltung seiner Erzählung, die sich häufig von den ersten Kindheitserinnerungen bis in die Gegenwart entwickelt, dem Erzählenden. Geforscht wird in diesem Schritt aktiv zuhörend.

Durch Blickkontakt und mimische Zustimmung wird der Interviewpartner animiert, seine Ausführungen fortzusetzen. KÜSTERS (2009) sagt es treffend, indem sie schreibt:

Der Interviewer muss erzählenregend schweigen. Darüber hinaus geht er mit den Emotionen des Erzählers mit: Er lacht mit dem Erzähler; er zeigt sich an traurigen Stellen ernst, verständnis- und teilnahmsvoll (KÜSTERS 2009: 58).

Keinesfalls darf sich der Interviewende zu bewertenden Kommentaren hinreißen lassen. Vorsicht ist geboten, wenn der Befragte ein vereinbartes Thema dauerhaft verlässt und sich auf sachfremde Erörterungen verlegt. Nach einigem Zuwarten, ob es sich nur um ein weiteres Ausholen handelt und der Interviewte wieder zum eigentlichen Thema findet, darf man intervenieren und den Befragten unterbrechen. Lange Pausen des Erzählers, die auch in meinen Interviews keine Seltenheit darstellten, müssen vom Interviewer ausgehalten werden, ohne dass dieser glaubt, die Rederolle übernehmen zu müssen. Dies stellt eine Verfahrensnotwendigkeit des narrativen Interviews dar, welche von der Alltagskommunikation besonders stark abweicht. Man darf als Interviewer nicht das Schweigen brechen. Sollte der Befragte zu lange schweigen, ist es erlaubt, den Redefluss mit einem Satz wie z. B. ‚Und wie ging es dann weiter?‘ wiederherzustellen. In meinen Interviews kamen die Befragten gut mit der vorgegebenen Kommunikationsstruktur zurecht und wussten nur manchmal nicht, wo sie mit ihren Erzählungen zuerst beginnen sollten, nachdem sie einmal angefangen hatten. Dies führte teilweise dazu, dass ein Interviewter eine Begebenheit beschrieb, sich dann aber an eine andere erinnerte und die zuerst begonnene nicht beendete. Meine Aufgabe war es an dieser Stelle, im Rahmen meiner Notizen diese entgangenen Erzählstränge für die Nachfragephase zu notieren. Ich war beeindruckt, wie offen meine Interviewpartner über ihre Gefühle sprachen und erstaunt über die vielfach geäußerte Bemerkung, dass sich die Befragten im Nachhinein noch nie Gedanken über ihre besondere Lebenssituation gemacht hätten, bestimmte emotionale Situationen verdrängt und selbst zum Teil mit Geschwistern bis heute nicht über das Erlebte gesprochen hätten. ROSENTHAL (2001) sagt hierzu:

Über Kognitionen, Gefühle oder Motive erfahren wir nicht losgelöst von der Handlungsgeschichte, sondern sie sind eingebettet in die Erzählungen biographischer Erlebnisse. Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen haben im Unterschied zu Argumentationen und Beschreibungen zudem den Vorteil, dass sie dem konkreten Handeln und damit auch dem Erleben in der Vergangenheit der erzählten Situationen näher stehen (ROSENTHAL 2001: 271).

Wenn die Eingangserzählung abgeschlossen ist, beendet der Erzähler mit einer Erzählkoda (z. B.: „So, das war’s: nicht viel, aber immerhin...“) seine lebensgeschichtliche Darstellung und kehrt sozusagen in die Gegenwart zurück. Erst im Anschluss daran können Nachfragen an den Interviewten gestellt werden.

### *10.2.3 Die Nachfragephase*

Mit der Nachfragephase des Interviews beginnt die dritte Phase des narrativen Interviews. Ich habe mich bei meinen Interviews beim Nachfragen an SCHÜTZE (1983: 285), JAKOB (1997: 450f.) sowie KÜSTERS (2009: 55ff.) orientiert. Beim immanenten Nachfragen setzt der Forscher an den Stellen an, an denen der Befragte seine Erzählung unterbrochen hat, evtl. schnell das Thema wechselte und somit im Kontext eine mangelnde Plausibilität herrscht. Die Nachfragen zielen darauf ab, weitere Erzählsequenzen zu generieren und folgen der Chronologie der Erzählung (vgl. JAKOB 1997: 450f.). Die Nachfragen beziehen sich meist auf angedeutete Lebensphasen bzw. angefangene, nicht beendete Sequenzen. Wichtig beim immanenten Nachfragen ist es, sich am Thematisierten zu orientieren und durch erzählgenerierendes Nachfragen neue Narrationen zu evozieren. Durch gezieltes Nachfragen konnte ich bei den meisten der Befragten einen erneuten Erzählstimuli platzieren und sie dazu anregen, meine Fragen zu beantworten.

Laut MAROTZKI (2006) setzt der immanente Nachfrageteil eine hohe Aufmerksamkeit und Konzentration seitens des Forschers voraus, da dieser sich teilweise bei seinen Nachfragen auf Dinge bezieht, über die der Interviewte 30 oder 40 Minuten vorher berichtete (vgl. MAROTZKI 2006: 116). Dem immanenten Nachfrageteil schließt sich die Phase des exmanenten Nachfragens an, in der Themen angesprochen werden können, die

vom Befragten bisher nicht erwähnt wurden, die aber aus der Sicht des Forschers interessant sein könnten. Die exmanenten Nachfragen können auch dazu genutzt werden, Bilanzierungen und Deutungen des Erzählers im Hinblick auf seine Lebensgeschichte zu ermitteln. Es geht hier laut SCHÜTZE (1983) um die

Erklärungs- und Abstraktionsfähigkeit des Informanten als Experte und Theoretiker seiner selbst. Die Nachfragen des interviewenden Forschers sollten am Beschreibungs- und Theoriepotential ansetzen, soweit dieses an autobiographischen Kommentarstellen nach der Schilderung von Ereignishöhepunkten oder nach dem Abschluss der Darstellung von bestimmten Lebensabschnitten, sowie an Stellen der Erläuterung situativer, habitueller und sozialstruktureller Hintergründe ansatzweise deutlich wird (SCHÜTZE 1983: 285).

Diese Phase wird in machen Literaturquellen (vgl. MAROTZKI [2006: 116]; LAMNEK [2010 328]) auch Bilanzierungsphase genannt, weil es darum geht, sich der eigenen Biographie auch argumentativ zu nähern. Der Interviewer bittet den Befragten um theoretisch-argumentative Stellungnahmen zu einzelnen Sachverhalten der Erzählung. Wichtig ist auch bei dieser Art des Nachfragens, die Aufmerksamkeit zuvor so lange wie möglich auf dem Erzählen zu legen, da, wenn erst einmal Beschreibungen und theoretisch-argumentative Äußerungen nachgefragt werden, eine Rückkehr in eine Erzählung meist schwierig ist (vgl. HERMANN'S 1992: 121).

Ist auch diese Befragung abgeschlossen, so beendet der Forscher das Interview konsensuell und achtet darauf, dass der Befragte in keiner belastenden Situation zurückgelassen wird. Es kann helfen, noch die Frage zu stellen, ob es etwas gäbe, was der Interviewte gerne erzählen möchte oder aber, mit einer guten Erinnerung an diese Zeit zu schließen. Ich habe zum Schluss meistens die Frage gestellt, welches denn rückblickend ihr jeweiliges schönstes Erlebnis mit einem Übergangspflegekind war. Diese Erinnerung hat bei den Befragten meistens ein Lächeln auf die Lippen gezaubert und sie waren in der Lage, eine nette Anekdote zum Besten zu geben. Danach habe ich das Aufnahmegerät ausgeschaltet.

#### 10.2.4 Zusammenfassung

In der qualitativen Biographieforschung werden empirisch einzelne Sinn- und Bedeutungsrelationen einer Biographie erfasst, sie ist Teil der qualitativen Sozialforschung. Als Ergebnis soll die Internstruktur sozialer Phänomene aus dem Blickwinkel der Interviewpartner nachempfunden werden, speziell die begreifende Rekonstruktion des Erlebten einer Person ist das Ziel. Hierzu eignen sich am besten narrative Interviews.

Die drei Teile des narrativen Interviews können pointiert so zusammengefasst werden: Es handelt sich insgesamt um ein Verfahren, mit dessen Hilfe das Haupterzählpotential, das ‚tangentielle Erzählpotential‘<sup>48</sup> sowie das Beschreibungs- und Theoriepotential des Informanten aktualisiert und sprachliche und parasprachliche Äußerungen generiert werden. Durch dieses Verfahren wird ein (Interaktions-) Text konstituiert, der die eigentliche Material- und Datenbasis darstellt (MAROTZKI 2006: 118).

Die Durchführung der Interviews hat mir sehr viel Freude bereitet und es war sehr interessant, zu erleben, wie sich die Interviewten öffneten. Sie berichteten über ihr Erleben, zu dem einige zuvor noch nie befragt worden waren und über das sie auch mit Freunden und Verwandten bisher wenig gesprochen hatten.

Für die sich anschließende Auswertung der Interviews nach erfolgter Transkription ist die Differenzierung zwischen tatsächlichen Ereignissen und im Interview rekonstruierten Ereignissen von zentraler Bedeutung:

Nicht die tatsächlichen Ereignisse werden erzählt, sondern die subjektiv verarbeiteten, erinnerten und rekonstruierten Ereignisse. Das Interesse der Forschung gilt daher weniger den Ereignissen selbst, als ihrer subjektiven Verarbeitung oder auch den verschiedenen Perspektiven, die in der Verarbeitung durch verschiedene Personen sichtbar werden (Hussy et al. 2013: 228).

---

48 Diesen Begriff beschreiben sowohl SCHÜTZE (1983: 283f.), als auch KÜSTERS (2009: 61).

### 10.3 Auswahl der Interviewpartner

In der qualitativen Sozialforschung lassen sich mehrere Verfahren zur Fallauswahl unterscheiden. Laut KLUGE & KELLE (1999) ist die Prüfung der Auswahl von Fragen, Interviewpartnern und Kriterien ein zentraler Punkt der Forschung (vgl. KLUGE & KELLE 1999b: 38 ff.)

GLASER & STRAUSS entwickelten 1979 das Verfahren des ‚Theoretical Sampling‘, das sich wegen seines freien Forschungsdesigns besonders für explorative Studien eignet, in denen noch sehr wenig über das Forschungsfeld bekannt ist. Es geht bei dieser Form der Sampleauswahl nicht um Repräsentativität sondern um typische Fälle. Daher werden keine Zufallsstichproben gezogen, stattdessen sucht sich der Forschende analog seines Erkenntnisinteresse die Fälle zur Befragung aus (vgl. LAMNEK 2010: 352). Dieses Verfahren wird auch „*Bottom-up-Verfahren*“ (Hussy et al. 2013: 195) genannt und hat zum Ziel, ein Phänomen in seiner ganzen Variabilität abzubilden. Die Datenerhebung und -analyse erfolgen hier simultan. Das bedeutet, die aus der Bearbeitung des ersten Falls gewonnenen Kategorien sind leitend für die Auswahl der nächsten Fälle, wobei hier nach dem Prinzip der minimalen und maximalen Kontrastierung vorgegangen wird (vgl. EGLOFF 2002: 65ff.). Der Prozess endet normalerweise, wenn eine ‚theoretische Sättigung‘ (siehe Kap. 11.3.5) erfolgt (vgl. MERKENS 2010: 294). Das Verfahren hat zwar den Vorteil, dass damit ein zu erforschendes Feld sukzessive in seiner maximalen Varianz erfasst werden kann, es ist allerdings sehr aufwendig und kann sich somit für eine einzelne Forscherperson als zu umfassend gestalten.

Das ‚selektive sampling‘, von Hussy et al. (2013: 196) auch „*Top-down-Verfahren*“ genannt, stellt eine arbeitsökonomischere Alternative dar, die die Fallauswahl vor der eigentlichen Datenerhebung bezogen auf die Merkmale der zu erhebenden Fälle festlegt, soll heißen, vor dem Feldzugang werden relevante Merkmale und Kombinationen definiert. Der Forscher muss somit bereits über ein Vorwissen verfügen und in der Lage sein zu entscheiden, welche Merkmale der Fälle für die Untersuchung relevant sind und wie groß die Stichprobe sein soll. Ziel dieses Verfahrens ist es, das Untersuchungsfeld in seinem Gefüge möglichst flächendeckend abzubilden. Es werden zwei Verfahren der bewussten Stichprobenziehung unterschieden, die Auswahl gewisser Falltypen und sogenannte

qualitativen Stichprobenpläne (vgl. Hussy et al. 2013: 196ff.). Der Nachteil dieses Verfahren ist die Gefahr, nicht alle möglichen Fälle eines Feldes zu berücksichtigen und somit typische Merkmale eventuell nicht zu entdecken. Es widerspricht dem Verfahren aber nicht, zu einem späteren Zeitpunkt weitere Daten zu erheben und so die Fälle in ihrer ganzen Ausprägung abzubilden (vgl. MERKENS 2010: 286ff.). Das in der vorliegenden Dissertation angewandte Verfahren ist eine Mischung aus beiden der hier vorgestellten Modelle, vor dem theoretischen Sampling wende ich allerdings die ökonomischere Version des selektiven Samplings an, dem qualitative Testungen zugrunde liegen. Methodisch erfolgt die Wahl der Befragten nach der minimalen und maximalen Kontrastierung, geleitet durch Literaturinformationen sowie meine eigenen bisherigen Fachtätigkeit. Folgende Gesichtspunkte habe ich dabei berücksichtigt:

- Alter der Interviewteilnehmer
- Alter bei Start der Übergangspflege Tätigkeit
- Geschlecht
- Dauer des Zusammenlebens in dem Setting
- Anzahl der Übergangspflegekinder mit denen der Interviewte zusammengelebt hat
- Anzahl der leiblichen Geschwisterkinder bzw. Einzelkinder.

Die Anzahl der durchzuführenden Interviews ergibt sich zum einen aus der Menge der zur Verfügung stehenden Interviewpartner und zum anderen aus der Auswertung der jeweiligen Interviews sowie der Möglichkeit der entsprechenden Kontrastierung zur Erreichung einer möglichst hohen ‚theoretischen Sättigung‘ im Rahmen der Forschungsmöglichkeiten. Wichtig ist, eine Datenmenge zu erhalten, mit der man vergleichen und Aussagen treffen kann. Aus den durchgeführten narrativen Interviews habe ich die Fälle gefiltert, die die Diversität des Forschungsgebietes aufzeigen. Schwerpunkt meiner Forschung war Bremen, da es in der Pflegekinderhilfe keine einheitliche Struktur gibt und somit eine geographische Eingrenzung sinnvoll erschien (vgl. WALTER 2004).

Meine Interviewpartner habe ich überwiegend mit Unterstützung des Pflegekinderdienstes PiB (Pflegekinder in Bremen), in dem in Bremen die Übergangspflege organisiert wird, gewonnen. Bei PiB bin ich über



einen sogenannten „Türwächter“ (HELPERICH 2009: 175) an meine Interviewpartner gelangt. HELPERICH (2009) sagt, eine solche Unterstützung könne zwar den Kontakt erleichtern, das Ergebnis könne allerdings durch Selektion seitens des Türwächters verzerrt sein. Um dem vorzubeugen, habe ich die Mitarbeiterin von PiB, die die potentiellen Teilnehmer identifizieren und ansprechen sollte, umfassend über mein Vorhaben in Kenntnis gesetzt. Von ihr erhielt ich dann die Telefonnummern der Interessierten. Der Erstkontakt zu meinen von PiB vermittelten Interviewpartnern fand über das Telefon statt. Einen weiteren Interviewpartner gewann ich über meine Tätigkeit als Hochschuldozentin, der sich per Zufall in einem persönlichen Gespräch als potentieller Interviewpartner herausstellte und sich zu einem Interview bereit erklärte. Keines der Interviewpartner wurde geboren, nachdem mit der Übergangspflege begonnen wurde, alle Interviewpartner waren bei Beginn der Übergangspflege mindesten vier Jahre alt.

Die Grundidee qualitativer Forschung, in Anlehnung an die Tradition der Chicagoer Schule (siehe Kap. 11.2), sieht eine Verzahnung von Datenerhebung und Datenauswertung vor. Bei GLASER & STRAUSS wird im Konzept der gegenstandsbezogenen Theoriebildung (Grounded Theory), die in der vorliegenden Arbeit in Teilen Anwendung findet, diese Verzahnung besonders deutlich:

Die Aktivität des Forschers verteilt sich zu unterschiedlichen Zeitpunkten des Forschungsprozesses in spezifischer Weise zwischen der Datenerhebung, der Konstruktion geeigneter Kategorien (Deskriptionssystem) und der Auswertung der Daten, die mit einem Theorieaufbau einhergeht (MAROTZKI 2006: 122).

Durch den von GLASER & STRAUSS als ‚theoretical sampling‘ bezeichneten Prozess der Datenerhebung (siehe Kap. 11.3.1) soll eine feldspezifische Theorie entwickelt werden. Die Frage, welche Daten als nächstes erhoben werden sollen, ist vom Stand des Forschungsprozesses abhängig, d. h. von den bisherigen Ergebnissen. Um eine sogenannte ‚theoretische Sättigung‘ zu erhalten, wird immer wieder überprüft, welche Daten erhoben werden müssen, um diese Sättigung zu erreichen (vgl. MAROTZKI 2006: 122). Somit wird die Verknüpfung zwischen Datenerhebung deutlich, wie

im folgenden Kapitel bei der Vorstellung der Grounded Theory vertieft wird.

Tabelle 4: Übersicht über die Interviewteilnehmer

Nr.	Name	Alter bei Beginn der U-Pflege	Dauer im Setting in Jahren	Anzahl der aufgenommenen Kinder (ca.)	ggf. Anzahl leiblicher Geschwister
1	Mark	11	7	5	2
2	Gele	8	16	90	1
3	Julia	4	17	95	1
4	Jan	4	16	70	-
5	Ben	11	6	30	2
6	Kati	9	6	30	2
7	Bettina	18	2	3	1
8	Guido	15	5	7	1

\* (anonymisiert)



## 11 | Das Datenmanagement und die Datenauswertung

Die Datenauswertung biographischen Materials ist je nach Forschungsschwerpunkt und Spezifizierung der Daten unterschiedlich. MAROTZKI (2006) unterscheidet in Bezug auf erziehungswissenschaftliche Biographieforschung deskriptiv-typologische, tiefen-strukturelle oder theoriebildende Ansätze (vgl. MAROTZKI 2006: 119). Inhaltlich geht es zunächst um die Einzelfallrekonstruktion der Biographie einer Person. Im Hinblick auf die jeweilige Fragestellung wird die Biographie aus dem Material sinnhaft rekonstruiert und interpretiert. Die biographisch erworbenen Erfahrungen, die das Welt- und Selbstbild konstituieren, werden rekonstruiert und in deskriptiver Weise festgehalten. Im interpretativen Schritt werden aus der Perspektive des Individuums dessen Handlungs- und Verhaltensweisen nachvollzogen und deren Sinnhaftigkeit interpretatorisch herausgearbeitet (vgl. MAROTZKI 2006: 120ff.). Bei deskriptiv-typologischen Methoden findet im Hinblick auf die Fragestellung eine thematische Rekonstruktion statt, wie sie beispielsweise die qualitative Inhaltsanalyse bietet (vgl. MAYRING [2010a]; MAYRING [2010b]). Aus soziologischer Perspektive sind Biographien Einzelfälle des gesellschaftlich Kennzeichnenden. Daher wird eine Typisierung als Forschungsergebnis favorisiert. Hierzu findet eine Interpretation charakteristischer Merkmale statt, deren Ergebnis eine empirisch begründete Typenbildung darstellt (vgl. KLUGE 1999: 108 ff.). Tiefenstrukturelle Methoden wie die objektive Hermeneutik versuchen in der bewusst generierten Biographie unbewusste Strukturen freizulegen, die als objektive Sinnstrukturen des Sozialisationsprozesses verstanden werden (vgl. GARZ 2010: 250 ff.) Theoriebildende Konzepte werden gegenstandsbezogen entwickelt und folgen in der Regel der Grounded Theory Methode, die bestrebt ist, durch kreatives Konstruieren von Theorien zu forschen, wobei zeitgleich eine kontinuierliche Datenkontrolle stattfindet. Aus meiner Sicht begründen diese Merkmale die exponierte Bedeutung dieser Methode für die gegen-

standsbegründete Theoriebildung (vgl. WIEDEMANN 1995: 440), die im Kapitel 11.3 detailliert beschrieben wird.

## 11.1 Die Transkription

Wenn Daten mit technischen Medien aufgezeichnet wurden, steht ihre Verschriftung als notwendiger Zwischenschritt vor ihrer Interpretation (FLICK 2010: 379).

Laut KOWALL & O'CONNELL (2010) dient ein Transkript dazu, die geäußerten Wortfolgen, prosodische Merkmale und parasprachliche Anzeichen zu dokumentieren, um Besonderheiten eines einmaligen Gespräches deutlich zu machen (KOWALL & O'CONNELL 2010: 438). BREUER (2010) geht in der Aussage noch einen Schritt weiter, indem er sagt, man könne ein Transkript nicht als schlichte Repräsentation eines Gespräches auffassen, sondern Transkribieren bedeute für ihn:

...ein Interaktions-/Kommunikationsereignis auf der Basis bestimmter Aufzeichnungs- und Erinnerungsspuren selektiv re-/konstruieren (BREUER 2010: 66).

Für die Transkription mündlicher Daten gibt es vielfältige Regeln, in der Literatur finden sich allerdings keine allgemeingültigen Standards. Bei den in der vorliegenden Dissertation durchgeführten teilbiographischen Interviews, in denen es um das 'Erleben' geht, ist meiner Meinung nach bei der Transkription sowohl ein besonderer Augenmerk auf den gesprochenen Inhalt zu legen als auch auf Intonation, den Grad der Lautstärke oder entsprechende Pausenlängen, wie auch schon BORTZ & DÖRING (2006) betonen:

Im Zweifelsfall sollte das Transkript lieber zu viele als zu wenige Informationen über den Gesprächsverlauf konservieren (BORT & DÖRING 2006: 312).

Der erhebliche Zeitaufwand der Transkription kann laut FLICK (2010) im Sinne einer Chance zur ersten intensiven Beschäftigung mit den Daten

als positiv und produktiv verstanden werden. Er sagt weiter:

Die Texte, die auf diesem Weg entstehen, konstruieren die untersuchte Wirklichkeit auf besondere Weise und machen sie als empirisches Material interpretativen Prozeduren zugänglich (FLICK 2010: 384).

Dem schließt sich BREUER (2010) an:

Wir halten die Verschriftlichungsprozedur keineswegs für eine ‚stumpfe‘ und ‚rein mechanische‘ Arbeit. Vielmehr ist sie mit intensiver Auseinandersetzung mit dem Untersuchungsmaterial verbunden bzw. kann in dieser Hinsicht genutzt werden: Man hört die Aufzeichnung immer wieder an, man beschäftigt sich mit der Datenfülle und vielen Details, fügt (interpretationshaltige) Interpunktionen hinzu, gewinnt ein Gespür für und Eindrücke von Stimmqualität, Gesprächsatmosphäre, Gesprächsdynamik und Personencharakteristik der Beteiligten, es entwickeln sich vielerlei themenbezogene Assoziationen und Ideen (BREUER 2010: 68).

Da ich mich der Meinung von FLICK (2010) und BREUER (2010) anschließe, wurden alle sieben Interviews von mir durchgeführt und anschließend mit Hilfe des Computerprogrammes F4 transkribiert. Die Verschriftlichung der Interviews vom Tonband wurde vollständig ausgeführt, soll heißen, der Sprechakt wurde so authentisch wie möglich wiedergegeben. Neben dem gesprochenen Inhalt wurden Satzabbrüche, Lachen, Gesten, Pausen und das Anheben und Senken der Stimme dokumentiert. Sämtliche Personen-, Orts- und Einrichtungsnamen wurden anonymisiert. Zu jedem Interview entstanden damit zwischen 31 und 45 Seiten an Text mit einer Anzahl von 12.474 bis 21.786 Wörtern.

## 11.2 Die Grounded Theory als qualitative Forschungsmethode

Die Grounded Theory Methodologie (GTM) bzw. ihre Weiterentwicklung ermöglicht es theoriegeleitet zu forschen aber dabei den Prozesscharakter der Forschungsgegenstände zu berücksichtigen und somit Resultate zu erzielen, die theoretisch begründet und praktisch verwendbar sind. Bei dieser Methode ist theoretisches Vorwissen mit dem Anspruch an einen

hohen Erkenntnisgewinn gekoppelt. Über die Methode der Grounded Theory<sup>49</sup> gibt es mittlerweile eine Fülle von Beschreibungen, so dass ein Hinweis auf die bestehende Literatur reichen könnte. Da aber, wie CORBIN (2002: 59) richtig beschrieben hat,

...sich keine zwei Forscher finden, die die Methode Grounded Theory auf dieselbe Weise anwenden,

ist es sinnvoll, diese Methode genauer zu betrachten und darzustellen, in welcher Form sie in der vorliegenden Arbeit Anwendung findet. Da unter dem Begriff divergierende Bedeutungsdimensionen subsumiert werden, wie z. B. ‚Grounded Theory als Methodologie‘, ‚Grounded Theory als Forschungsstil‘, ‚Grounded Theory als Methode‘ und ‚Grounded Theory als Ergebnis eines Forschungsprozesses‘ (vgl. SCHRÖER & SCHULZE 2010: 279 ff.), ist es sinnvoll darzulegen, auf welche Weise ich die Grounded Theory angewendet und umgesetzt habe (siehe Kap. 12)<sup>50</sup>.

Mit der Entwicklung der Grounded Theory erarbeiteten GLASER & STRAUSS (1967) eine umfangreiche Konzeption eines sozialwissenschaftlichen Erkenntnis- und Forschungsprozesses (vgl. BÖHM 2010: 475)<sup>51</sup>.

Der Titel, so sagt STRAUSS in einem Interview mit LEGEWIE & SCHERVIE-LEGEWIE aus dem Jahr 2004:

...zeigt schon, worauf es uns ankam: Nicht wie in den üblichen Methodenbüchern die Überprüfung von Theorie, sondern deren Entdeckung ‚aus den Daten heraus‘. Grounded Theory ist keine Theorie, sondern eine

---

49 In der deutschsprachigen Literatur wird die Übersetzung von ‚Grounded Theory‘ als ‚gegenstandsbegründete Theoriebildung‘ nicht verwendet, vielmehr wird heute fast ausschließlich der englische Begriff benutzt (vgl. z. B. Breuer [2010], HILDENBRAND [2010], MEY & MRUCK [2011]). Im Gegensatz dazu unterscheiden TRUSCHKAT et al. (2007: 333) zwischen dem Begriff Grounded Theory als Produkt der Forschung (GT) und dem methodischen Vorgehen mit dem Ziel eine Grounded Theory zu entwickeln (GTM), in der vorliegenden Arbeit wird dieses nicht weiter differenziert.

50 Auf die Bedeutungsdimensionen wird an dieser Stelle nicht näher eingegangen und auf entsprechende Literatur verwiesen wie z. B. SCHRÖER & SCHULZE (2010: 279 ff.).

51 GLASERS und STRAUSS‘ Ansätze waren nicht die ersten ihrer Art. Mit der Fragestellung, wie neue Theorien entwickelt werden können, haben sich vor den beiden bereits Philosophen und Wissenschaftler auseinandergesetzt (vgl. KLEINING 1995).

Methodologie, um in den Daten schlummernde Theorien zu entdecken (LEGEWIE & SCHERVIE-LEGEWIE 2004: 13).

Die Veröffentlichung von ‚The Discovery of Grounded Theory‘<sup>52</sup> durch GLASER & STRAUSS (1967) provozierte die sozialwissenschaftliche Forschungsgemeinde, da bis zu diesem Zeitpunkt ausschließlich durch Testen theoretisch abgeleiteter Hypothesen Erkenntnisse gewonnen wurden, aber deren alleinige Entdeckung als wissenschaftlicher Erkenntnisgewinn nicht ausreichte:

It was simply wrong to discover instead of verify (HÜLST 2010: 282).

Erst im Laufe der Jahre konnten sich GLASER & STRAUSS mit diesem methodischen Verfahren in der qualitativen Sozialforschung etablieren und die Grounded Theory stellt mittlerweile eine der weltweit verbreitetsten Vorgehensweisen sozialwissenschaftlicher Hermeneutik dar, selbst wenn schon kurz nach der Veröffentlichung im Jahr 1967 beide Autoren den Forschungsstil getrennt voneinander in zunehmend unterschiedliche Richtungen ausdifferenzierten (vgl. MEY & MRUCK 2007: 12). Bis heute gibt es neben GLASER & STRAUSS diverse Adaptionen (vgl. BÖHM et al. 2008) und Weiterentwicklungen wie z. B. die Münsteraner Schule (vgl. BREUER 1996, 2010).<sup>53</sup>

Das vielleicht wichtigste Charakteristikum der Grounded Theory ist:

...die ausdrückliche Repräsentation von Datenanalyse und Theoriebildung als praktische, interaktiv zu bewältigende Tätigkeit (STRÜBING 2008: 14).

Die Methode der Grounded Theory ist vorwiegend dazu gedacht, ein wenig bekanntes Forschungsfeld zu erschließen, indem theoretische

---

52 Die Originalausgabe von GLASER & STRAUSS erschien 1967 unter dem Titel ‚The Discovery of Grounded Theory – Strategies for Qualitative Research‘ beim Verlag Aldine de Gruyter, New York.

53 An dieser Stelle weiter darauf einzugehen würde den Rahmen der vorliegenden Arbeit überschreiten, hier sei auf BREUER (1996), MEY & MRUCK (2007), STRÜBING (2007), STRÜBING (2010) sowie BREUER (2010) verwiesen.



Konzepte und Modelle aus dem Feld selbst entwickelt werden. Sie nennt sich Grounded Theory,

...weil ihr Schwerpunkt auf der Generierung einer Theorie und auf Daten liegt, in denen diese Theorie gründet (STRAUSS 1998: 50).

Der permanente Vergleich ist in der Grounded Theory das zentrale Prinzip der Auswertung (vgl. CORBIN 2002: 68). In der Praxis bedeutet dies, dass sich in einzelnen Textpassagen zeigende Phänomene mit einem Kode benannt werden und dann systematisch nach anderen Textpassagen gesucht wird, die verwandte oder kontrastierende Phänomene aufweisen:

Durch diese Zuweisung werden Daten zu ‚Indikatoren‘ für ein dahinter liegendes Konzept, das durch den Kode bezeichnet werden soll. Im Zuge der weiteren Kodierarbeit und durch weitere Vergleiche sollen Kodes dann zu theoretisch relevanten Konzepten verdichtet werden, die ihrerseits im Zuge des Kodierens zu Kategorien werden (können), wobei am Ende der Kodierschritte eine Kernkategorie herausgebildet wird, die in zu definierenden Beziehungen zu allen anderen herausgearbeiteten Kategorien steht (MEY & MRUCK 2007: 25).

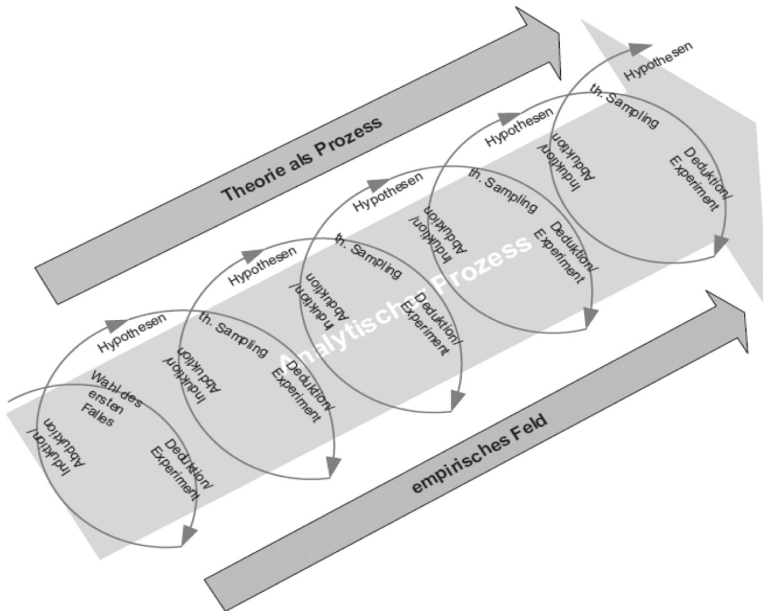
Man nennt dieses Vorgehen auch Konzept-Indikator-Modell, welches auf dem Induktionsprinzip basiert.<sup>54</sup>

Diese Zirkularität als zentrales Element im Forschungsprozess soll die folgende Abbildung verdeutlichen:

---

54 Methodenkritische Anmerkungen dazu finden sich bei KELLE (1997: 318).

Abb. 6: Iterativ-zyklische Forschungslogik der Grounded Theory



(KAMIN 2013: 23) in Anlehnung an STRÜBING (2004)

Für die Umsetzung der Grounded Theory bedarf es einer Anpassung der Methode an die forschungspraktischen Gegebenheiten, bei der gleichzeitig den Grundprinzipien der Methode Rechnung getragen werden muss (vgl. TRUSCHKAT et al. 2007: 234). Diese ist allerdings in ihrer Auslegung flexibel und nicht ausschließlich an die vorgegebene Entwicklung von GLASER & STRAUSS gebunden. Es existieren mittlerweile diverse Weiterentwicklungen der Grounded Theory, einer sogenannten „Second Generation“ (MEY & MRUCK 2011: 12).<sup>55</sup>

55 Vor dem Hintergrund der Fortentwicklungen der Methodenlehre der Grounded Theory ist allmählich der Eindruck entstanden, dass es richtiger wäre, von Grounded Theory Methoden in der Mehrzahl zu sprechen oder allgemein anzuerkennen, dass es diver-

Auf Modifikationen, die ich während meiner Anwendung der Grounded Theory Methode vorgenommen habe wie im Bereich des theoretischen Samplings, des axialen Kodierens und auch bei der Definition der theoretischen Sättigung, verweise ich explizit in den jeweiligen Kapiteln.

### 11.2.1 Glaser versus Strauss

Um zu verdeutlichen, auf welchen theoretischen Ansatz ich mich in der Arbeit beziehe, werde ich im Folgenden die wesentlichen Unterschiede von GLASER & STRAUSS skizzieren und herausarbeiten, warum ich mich für die Vorgehensweise von STRAUSS entschieden habe.

Die Genese des Konfliktes zwischen GLASER & STRAUSS ist nur in Kenntnis der Tatsache zu verstehen, dass die Autoren aus unterschiedlichen intellektuellen Traditionen stammen: STRAUSS als ein Verfechter des pragmatisch neu formulierten Interaktionismus, GLASER hingegen mit kritisch-rationalistischer Orientierung und methodischem Schwerpunkt auf der quantitativen Meinungsforschung (vgl. KROTZ [2005: 161]; MEY & MRUCK [2007: 23]; STRÜBING [2007: 160]).

Im Jahr 1990 kam es durch die Veröffentlichung des Buches ‚Basics of Qualitative Research‘ von STRAUSS & CORBIN zum öffentlichen Bruch zwischen GLASER & STRAUSS. GLASER tat seinen Unmut über die Weiterentwicklung des Forschungsstils in einer von ihm veröffentlichten Publikation mit dem Titel ‚Emergence vs Forcing. Basics of Grounded Theory Analysis‘ kund, wodurch ein ‚Autorenstreit‘ entbrannte. Das fachliche Zerwürfnis zwischen GLASER und STRAUSS soll ein kurzes Beispiel aus einem bei WARING (1995) abgedruckten Brief zwischen GLASER und STRAUSS verdeutlichen:

You write as if there were no Grounded Theory methodology and methods in the past, thus nothing to carefully contribute to. To repeat it another way: You wrote a whole different method, so why call it ‚Grounded Theory‘? It indicates that you truly have never grasped what we did, nor studied it to try to carefully extend it (WARING 1995: 338).

---

se Verfahrensvorschläge und Auslegungsversuche gibt. (Zu nennen sind unter anderem Juliet Corbin, Kathy Charmaz, Adele E. Clarke, Janice Morse und andere). Dies soll an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden, stattdessen verweise ich auf MEY & MRUCK (2011).

Bis zum Tod von STRAUSS im Jahr 1996 fanden die Autoren keine versöhnlichen Worte, auch wenn STRAUSS nicht aufhörte zu betonen,

I think [Barney Glaser] completely misreads how close we are in some of the actual analytic operations (zit. n. CORBIN 1998: 126).

MEY & MRUCK (2007: 101) schließen sich der Meinung von STRAUSS an, man könne trotz der Unterschiede bei beiden Varianten von der Grounded Theorie Methodologie sprechen. STRÜBING (2007) hingegen spricht von zwei grundverschiedenen Verfahren qualitativer Sozialforschung (STRÜBING 2007: 170), bemerkt aber hierzu:

...obwohl es deutlich gegensätzliche Positionen gibt, fehlt hier ein typisches Merkmal einer wissenschaftlichen Kontroverse: Weil Strauss öffentlich nie auf Glasers Polemiken geantwortet hat, ist es in der Folge nicht zu einem Austausch von Argumenten gekommen. Stattdessen haben sich zwei ko-existierende Richtungen der Grounded Theory etabliert, die beide das gleiche Label für sich beanspruchen (STRÜBING 2008: 66).

Die weitere Verbreitung und höhere Präsenz der Methodologie von STRAUSS und später von STRAUSS & CORBIN ist laut STRÜBING (2007: 20) auch dem Umstand geschuldet, dass die Publikationen der beiden eher ins Deutsche übersetzt wurden, als das Erstlingswerk von GLASER & STRAUSS von 1967. Da die Kontroverse GLASER versus STRAUSS und CORBIN erschöpfend in der Literatur dargestellt wird (z. B. HEATH & COWLEY [2004]; MEY & MRUCK [2007], STRÜBING [2007; 2008, 2010]), möchte ich an dieser Stelle die Aspekte verdeutlichen, warum ich mich in meiner Untersuchung an der Methodologie von STRAUSS & CORBIN orientieren möchte.

### *11.2.1.1 Kodierfamilie und Kodierparadigma*

Theoretisches Vorwissen sieht GLASER im Gegensatz zu STRAUSS kritisch. Aus diesem Grund entwickelte er eine Übersicht über theoretische Rahmenkonzepte, die zum axialen Kodieren genutzt werden können, die Kodierfamilien. Um ein möglichst offenes Herangehen der Forschenden an das zu untersuchende Material zu erreichen, schlägt er inhaltliche wie formale Kodierfamilien vor, die als

offene Liste weitgehend unverbundener soziologischer und erkenntnistheoretischer Konzepte fungieren (MEY & MRUCK 2007: 27).

GLASER unterscheidet dabei formale Kodierfamilien und benennt hier Begriffe wie Merkmalsausprägung, Verhältnis zwischen den Elementen, Typen, Wechselwirkungen und Schnittpunkte. Daneben setzt er inhaltliche Kodierfamilien wie kulturelle Phänomene, Selbstkonzept, Handlungsstrategien, sozialer Konsens, soziale Integration und grundlegende Einheiten sozialen Lebens. Der Forscher entwickelt mit Unterstützung dieser heuristischen Entwürfe theoretische Sensibilität und verwendet sie zur Strukturierung und weiteren Konzeptualisierung des Datenmaterials.

Nach STRAUSS & CORBIN (1996) hingegen benötigt man zur Entwicklung einer Grounded Theory ein Kodierparadigma. Mit diesem lassen sich Subkategorien einer Kategorie herausarbeiten, gegenüberstellen und konkretisieren, indem sie in geordneter Art auf Bedingungen, Zusammenhänge sowie Handlungs- und interaktionale Strategien als auch Konsequenzen verweisen (STRAUSS & CORBIN 1996: 78). Mit Hilfe dieser Suchheuristik werden die Kategorien daraufhin untersucht, ob es sich dabei

...um Phänomene, auf die das Handeln gerichtet ist, um kausale Bedingungen für diese Phänomene, um Eigenschaften des Handlungskontextes, um intervenierende Bedingungen, um Handlungs- und Interaktionsstrategien oder um deren Konsequenzen handelt (KELLE & KLUGE 2010: 64).

Die Aspekte des Kodierparadigmas sollen in den Daten gefunden und veranschaulicht werden, erst das verhilft einer Kategorie zu ihrer Dichte (vgl. MUCKEL 2007: 224). Das Kodierparadigma ist somit universell geeignet, soziale Phänomene miteinander in Beziehung zu setzen, weil es die wesentlichen Bestimmungsstücke einer Handlungstheorie enthält.

#### ***11.2.1.2 Theoretische Sensibilität als Schlüssel zum Feld***

GLASER & STRAUSS vertreten beide die Auffassung, dass die theoretische Sensibilität die Befähigung des Forschenden darstellt, aus den empirischen Daten heraus gegenstandsbezogene Theorien zu entwickeln. Die Auffassungen darüber, was genau unter theoretischer Sensibilität zu ver-

stehen ist und zu welchem Zeitpunkt des Forschungsprozesses sie anzuwenden ist, unterscheidet den Ansatz von GLASER & STRAUSS (vgl. TRUSCHKAT et al. 2007: 237).

Theoretische Sensibilität bedeutet somit die Verfügbarkeit brauchbarer heuristischer Konzepte, die die Identifizierung theoretisch relevanter Phänomene im Datenmaterial ermöglichen (KELLE 2007: 38).

GLASER hat 1978 der Thematik ein eigenes Buch mit dem Titel ‚Theoretical sensitivity: advances in the methodology of grounded theory‘ gewidmet. Was die theoretische Sensibilität angeht, nimmt GLASER eine eher puristische Position ein und beharrt auf dem Induktionsprinzip, welches wenig bzw. keinerlei Vorwissen und ebenso wenig Fachwissen zulässt (vgl. EGAN [2002]; MEY & MRUCK [2007: 32]). Sein Plädoyer für die theoretische Sensibilität beinhaltet die Forderung, sich nicht von vorneherein auf eine bestimmte theoretische Perspektive festzulegen, da dies die Erzeugung neuer Erkenntnisse aus dem empirischen Material einschränken würde. Das Vorhandensein von Vorwissen bezeichnet er als „*notwendiges Übel*“ (STRÜBING 2008: 58). In ‚The discovery of grounded theory‘ sind GLASER & STRAUSS diesbezüglich noch einer Meinung, in späteren Publikationen von STRAUSS (1998) bzw. von STRAUSS & CORBIN (1996) distanziert sich STRAUSS von GLASER und betont explizit die Bedeutung der theoretischen Sensibilität für den Prozess der Kategorienbildung. Diese beruht seiner Meinung nach auf der Fähigkeit,

nicht nur persönliche und berufliche Erfahrung, sondern auch die Literatur phantasievoll zu nutzen (STRAUSS & CORBIN 1996: 27).

Dabei zählt das Lesen von Literatur (Forschungsarbeiten, Fachliteratur, Biographien etc.) ebenso dazu wie die praktische und berufliche Erfahrung im Feld. Auch persönliche Erfahrungen wie in meinem persönlichen Fall beispielsweise dem Zusammenleben mit Pflegekindern als Lebenserfahrung und letztendlich auch der untersuchende Prozess als solcher stellen während des Forschungsprozesses einen zusätzlichen Bezugsort zur Erreichung der theoretischen Sensibilität dar. Dennoch verweisen STRAUSS & CORBIN darauf, im Vorfeld nicht zu viel Literatur zu sichten.

Erst wenn sich eine Kategorie als relevant erwiesen hat, sollten wir auf die Fachliteratur zurückgreifen (STRAUSS & CORBIN 1996: 33).

Sensitivität und Kreativität müssen laut STRAUSS & CORBIN (1996: 27 f.) durch Abstand des Forschers zum Datenmaterial ausbalanciert werden. Sie bezeichnen die Notwendigkeit, bei allem Instinkt für die Daten und die dort rekonstruierbaren theoretischen Beziehungen, die eigene Voreingenommenheit gegenüber den Daten zu überprüfen.

Das Vorwissen ist und bleibt eine Sensibilität für das Feld und zeichnet sich durch die Entwicklung heuristischer Konzepte, nicht durch festgefügte Erklärungsmodelle aus (TRUSCHKAT et al. 2007: 240).

Wesentlich ist es für die Nachvollziehbarkeit der Untersuchung, sich dieses Vorwissen, egal in welcher Form zu verdeutlichen<sup>56</sup>.

### ***11.2.1.3 Zusammenfassung***

Jeder Forschende ist nach den obigen Ausführungen somit in der Lage, durch unsorgfältigen Umgang mit der Verifikationsproblematik und unter Nichtbeachtung seines eigenen theoretischen Vorwissens die Ergebnisse seiner Forschungsarbeit zu verwässern oder gar zu verfälschen. Das Verfahren von STRAUSS bietet zur Vermeidung dieser Problematik eine erheblich stärkere Differenzierung und ist somit aufgrund der Logik im Forschungsprozess das von mir vorzuziehende Verfahren.

Was beide [Glaser und Strauss] eint, ist die Orientierung auf die praktische Brauchbarkeit der Untersuchungsergebnisse und die Idee, dass diese Brauchbarkeit nur durch eine enge und systematische Verbindung zwischen empirischen Daten und Theorie zu erreichen ist. Wo Glaser allerdings in Emergenzmetaphern verfällt, entwickelt Strauss ein dialektisches Verhältnis von Theorie und Empirie und kann damit die Existenz und den notwendigen Gebrauch von theoretischem Vorwissen schlüssig in sein

---

56 TRUSCHKAT et al. (2007) bezieht sich hier auf das Verfassen von Memos oder dem Forschungstagebuch. Auf beides wird im Kap. 11.3.3 und 11.3.4 näher eingegangen.

Verfahren integrieren, statt es – wie Glaser – durch die Hintertür theoretischer Kodes an die Daten herantragen zu müssen (STRÜBING 2008: 76).

Diese Zusammenfassung von STRÜBING (2008) ist meines Erachtens treffend. Ich kann mich als Forschende auf der einen Seite und als Pflegemutter auf der anderen Seite nicht davon freimachen, theoretisches Vorwissen zu besitzen, das ich entsprechend konstruktiv im Forschungsprozess einsetze. STRAUSS bezeichnet dieses Kontextwissen als „*Datenfundus*“ (STRAUSS 1998: 26). Er verlangt, dieses Kontextwissen auch entsprechend einzubringen, weil es zum einen die Sensitivität in der Theoriebildung erhöhe und zum anderen eine Vielzahl von Gelegenheiten eröffne, Vergleiche anzustellen, Varianten zu erschließen und das Verfahren des ‚Theoretical Sampling‘ anzuwenden.

Über diese Gründe hinaus eröffnete mir das Kodierparadigma als Suchheuristik einen für mich handlungsorientierteren und systematischeren Zugang, weswegen ich mich an der Grounded Theory Methode nach STRAUSS & CORBIN orientiere. Um es mit STRAUSS zu sagen:

Man muss die Methodologie an die Fragestellungen und die Randbedingungen anpassen. Seit Jahren supervidiere ich Forschungsarbeiten von Pflegekräften, das sind sehr praxisorientierte Fragestellungen, und da sind entsprechende Abstriche notwendig. Ich möchte überhaupt kein Purist sein, sondern ich möchte mit der Methode nützlich sein (LEGWIE & SCHERVIE-LEGWIE 2004: 15).

Obleich die Abweichungen in der faktischen Anwendung dieses methodischen Ansatzes gering sind, soll in dieser Dissertation existierende Vorbildung nicht ignoriert, sondern bewusst genutzt werden, um eine möglichst praxisnahe Theorie zu erzielen.

### *11.2.2 Chancen und Grenzen der Methode der Grounded Theory*

Der Forschungsstil der Grounded Theory eignet sich nicht,

in rascher, (für den Untersucher) gefahrloser, ‚effektiver‘ Weise (möglichst noch über Hilfskräfte) Daten einzusammeln, um sie dann unter



Verwendung etablierter Auswertungs- und Textproduktions-Routinen zu einer ‚flotten Publikation‘ zu machen (BREUER 1996: 88).

Die Grounded Theory Methode ist vielmehr zur Erschließung von Gegenstandsbereichen angebracht, über die erst gering entfaltetes Wissen vorliegt. Der Vorteil der Methode ist, dass man mit wenig Datensätzen (z. B. aus Interviews, Beobachtungen etc.) die Wirklichkeit abbilden oder zumindest begrenzte Ausschnitte sozialer Lebenswelten untersuchen kann, Ziel vieler qualitativer gerichteter Untersuchungen wie z.B. der vorliegenden Dissertation. Gewisse Unzulänglichkeiten der Daten können durch eine methodologisch angelegte direkte Realitätsanbindung und eine kontinuierliche Gegenüberstellung der Daten korrigiert werden und bei gründlicher Analyse zu einer gegenstandsgetreuen Theorie werden (vgl. GLASER & STRAUSS 2010: 208ff.).

Allerdings beeinträchtigt die Bezugnahme auf tautologischen (deduktiven) und kreativen (induktiven und abduktiven) Elementen innerhalb des Forschungsprozesses die Beurteilung einer so entwickelten Theorie, weil deren Zusammenspiel nicht vollständig rekonstruierbar ist. Das macht den Erkenntnisfortschritt bezogen auf die Systematisierbarkeit angreifbar gegenüber einem experimentellen Forschungsdesign (vgl. BREUER [1996: 23ff.]; MUCKEL [1997: 40]). Wichtig bei der Umsetzung, was gerade bei kleineren Qualifizierungsarbeiten nicht immer einfach ist, (siehe auch Kap. 11.6) ist das Arbeiten innerhalb einer Arbeitsgruppe (vgl. BERG & MILMEISTER [2007: 205]; MEY & MRUCK [2007: 34]).

Man entdeckt mehr im gemeinsamen – mündlichen Beschreiben von Texten, die Darstellung wird facettenreicher und dichter; und das dialogische Argumentieren – das Behaupten, Bestreiten, Bezweifeln, Begründen und Belegen – führt zu einer Differenzierung und Verdichtung von analytischen Abstraktionen, kontrastiven Vergleichen und theoretischen Modellen (REICHERTZ 2007: 413).

Aus diesem Grund sollte der Kodierprozess in einer Gruppe durchgeführt, ausführlich diskutiert und in andere Kontexte gestellt werden, um die Verallgemeinerung zu kontrollieren und den Kodierprozess mit alternativen sowohl quantitativen als auch hypothetisch-deduktiven Verfahren

anders zu betrachten (Methodenkanon der Sozialforschung). Nach BÖHM (2010: 484) ist die Grounded Theory von ihrer Eigenart her eine ‚Kunstlehre‘, die an Wissenschaftler spezielle Ansprüche in Bezug auf ihren Einfallreichtum stellt und andererseits vor deren erfolgreicher Anwendung eine Lernphase nötig macht. BÖHM (2010: 484) nennt die

zunächst befreiend wirkende Forderung, sich in den ersten Auswertungsphasen von bestehenden Theorien zu lösen und die Theorie aus den Daten erwachsen zu lassen

und resümiert, dass dieses vielen Wissenschaftlern zunächst schwer fällt. Nur bei transparenter und nachvollziehbarer Darstellung des forschungspraktischen Vorgehens und Reflexivität im Umgang mit der eigenen Forschungssubjektivität (siehe Kap. 11.5) lassen sich Grenzen innerhalb des Forschungsprozesses aufzeigen und in die zu entwickelnde Theorie integrieren (vgl. BERG & MILMEISTER [2007: 184]; HÜLST [2010: 296]).

### 11.3 Das Vorgehen nach der Grounded Theory

Als STRAUSS in einem Interview gefragt wird, was denn die zentralen Punkte der Grounded Theory seien, sagt er:

Erstens die Art des Kodierens. Das Kodieren ist theoretisch, es dient also nicht bloß der Klassifikation oder Beschreibung der Phänomene. Es werden theoretische Konzepte gebildet, die einen Erklärungswert für das untersuchte Phänomen haben. Das zweite ist das theoretische Sampling. Ich habe immer wieder diese Leute in Chicago und sonst wo getroffen, die Berge von Interviews und Felddaten erhoben hatten und erst hinterher darüber nachdachten, was man mit den Daten machen sollte. Ich habe sehr früh begriffen, dass es darauf ankommt, schon nach dem ersten Interview mit der Auswertung zu beginnen, Memos zu schreiben und Hypothesen zu formulieren, die dann die Auswahl der nächsten Interviewpartner nahelegen. Und das Dritte sind die Vergleiche, die zwischen den Phänomenen und Kontexten gezogen werden und aus denen erst die theoretischen Konzepte erwachsen. Wenn diese Elemente zusammenkommen, hat man die Methodologie (LEGEWIE & SCHRIEVE-LEGEWIE 2004: 13).

Diese zentralen Punkte werden in den folgenden Kapiteln vorgestellt.

### 11.3.1 *Das Theoretical Sampling*

Theoretisches Sampling meint den auf die Generierung von Theorie zielenden Prozess der Datenerhebung, währenddessen der Forscher seine Daten parallel erhebt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche Daten als nächste erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind (GLASER & STRAUSS 2010: 61).

Der Kerngedanke des theoretischen Samplings ist der ständige Vergleich, bei dem der Wissenschaftler durch eine graduelle Strategie geleitet wird und in koordinierter Weise mit dem Theoriebildungsprozess die Auswahl zusätzlicher Untersuchungspartner steuert. Dieses geschieht im Hinblick darauf, welche Person, welcher Fall oder welche Untersuchung bei der Reifung der Theorie nützlich sein könnte (vgl. BREUER [2010: 94]; CORBIN [2002: 67]; MUCKEL [2007: 216]; TRUSCHKAT et al. [2007: 247]).

Während des Forschungsprozesses erweist es sich häufig als sinnvoll, die Methode zu modifizieren und sich somit von der vormals feststehenden Systematik in kleinen Schritten zu entfernen. Daher erfolgte in meiner Arbeit bereits vor der Erhebung der Daten die Auswahl einer Gruppe von Erwachsenen, die als leibliche Kinder zusammen mit Übergangspflegekindern in einer Familie aufgewachsen sind. Zudem wurden die Befragten so ausgewählt, dass neben älteren auch jüngere Erwachsene befragt wurden und Personen verschiedenen Geschlechtes sowie Einzel- und Geschwisterkinder ausgewählt wurden. Dieser Ansatz ist damit eine Mischung aus Theoretischem Sampling und Selektivem Sampling, letztgenannte Methode ist so definiert, dass die Struktur der Stichprobe und deren Eigenschaften im Vorherein determiniert werden (vgl. EGLOFF 2002: 65).

Im Fall der vorliegenden Arbeit wurden, wie schon im Kap. 10.3 beschrieben, folgende Kriterien definiert:

- Alter der Interviewteilnehmer
- Alter bei Start der Übergangspflege Tätigkeit
- Geschlecht

- Dauer des Zusammenlebens im Setting
- Anzahl der Übergangspflegekinder, mit denen der Befragte zusammengelebt hat
- Anzahl der leiblichen Geschwisterkinder bzw. Einzelkinder

Dieses mag im Vergleich zum empfohlenen Vorgehen nach der Grounded Theory restriktiv erscheinen, bot mir jedoch die Möglichkeit, aus sehr ähnlichen Situationen stammende Menschen zu befragen und trotzdem kontrastiv zu arbeiten. Innerhalb dieser Gruppe konnte dann nach dem Theoretischen Sampling vorgegangen werden, so dass durchaus eine Fülle an Gegenüberstellungen möglich war.

### 11.3.2 *Das Kodieren*

Das Kodieren der Daten stellt beim Vorgehen nach der Grounded Theory einen essentiellen Schritt der Analyse dar. Durch diese Vorgehensweise werden

...die Daten aufgebrochen, konzeptualisiert und auf neue Art zusammengesetzt (STRAUSS & CORBIN 1996: 39).

Das Kodieren folgt nach der Durchsicht des Textes und nach der Identifizierung von Phänomenen (siehe auch Kap. 12). Sind Phänomene benannt, beginnt analog dazu der Kodiervorgang, das Konzeptualisieren der Daten. Ich möchte an dieser Stelle hervorheben, dass die Begrifflichkeiten wie Konzept, Kode und Kategorie und die entsprechenden Prozesse von den Autoren und ihren Übersetzern oft unterschiedlich definiert werden, so dass ich in meiner Arbeit Definitionen formuliere, wie ich diese Begriffe anwende, zumal die Übergänge zwischen Konzepten, Kodes und Kategorien im Prozess der Datenanalyse fließend sind.<sup>57</sup> Der kontinuierliche Vergleich ist in der Grounded Theory das zentrale Prinzip der Auswertung. Konkret bedeutet die, dass Phänomene, die sich in einzelnen Textstellen zeigen, mit einem Kode gekennzeichnet werden und gezielt nach anderen Textstellen gesucht wird, die ähnliche oder kontrastierende Phänomene

---

57 Ich verweise an dieser Stelle auf weiterführende Literatur, wie z. B. STRAUSS & CORBIN (1996); CORBIN (2002); MUCKEL (2007); BÖHM et al. (2008).

aufweisen. Wie wichtig gutes Kodieren ist, verdeutlicht STRAUSS (1987) mit der Aussage:

The excellence of the research rests in large part on the excellence of the coding (STRAUSS 1987: 27).

Die Grounded Theory Methodik in Anlehnung an STRAUSS & CORBIN verläuft in drei Schritten, die aufeinander aufbauen, dem offenen, dem axialen und dem selektiven Kodieren.

### 11.3.2.1 *Das offene Kodieren*

Das offene Kodieren, auch ‚Open coding‘ genannt, wird definiert als:

the process of breaking down, examining, comparing, conceptualising and categorizing data (STRAUSS & CORBIN 1990: 61).

Um die erwartete Datenflut einzugrenzen, bin ich durch festgelegte Suchbewegungen (siehe Kap. 12) von der Systematik des sogenannten offenen Kodierens abgewichen, daher nenne ich diesen Kodierprozess ‚halb-offenes‘ Kodieren. Für die Interviews meiner Arbeit bedeutet dieses, dass zunächst im Rahmen einer halboffenen Kodierung analog der Suchbewegungen auf der Grundlage kleiner und kleinster Textfragmente nicht-alterierte Verknüpfungen, Ideen und denkbare Skizzen zur Bedeutung und Interpretation des gesprochenen Wortes und der erlebten Handlung gesammelt wurden (vgl. CORBIN 2002: 60). Ziel des offenen Kodierens ist es, alle für die Forschungsfrage interessanten Phänomene im Datenmaterial mit einem Kode zu versehen.

Das offene Kodieren bestimmt die Anfangsphase der Forschung und besteht ebenfalls aus drei Schritten,

1. Konzeptualisierung der Daten
2. Kategorisierung
3. Elaborierung von Eigenschaften und Dimensionen der Kategorien<sup>58</sup>.

---

58 Im Kap. 12 werden diese Punkte nach der Grounded Theory Methode mit Beispielen näher verdeutlicht.

Ist das Datenmaterial in Konzepte gefasst, können diese in Kategorien, die mehrere ähnliche Konzepte zusammenfassen, eingeordnet werden:

Eine Kategorie ist ein auf höherer Ebene angesiedeltes, bzw. ein abstrakteres Konzept, das für das gemeinsame Element mehrerer, auf einem geringeren Abstraktionsniveau angesiedelter Konzepte steht und diese erklärt (CORBIN 2002: 59).

Den Kategorien können verschiedene Eigenschaften zugeschrieben werden. Die transkribierten Interviews werden danach Zeile für Zeile durchgesehen und theoriegenerierende ‚W-Fragen‘ gestellt:

- Was? (Worum geht es?)
- Wer? (Welche Personen?)
- Wie?, Wann?, Wie lange?, Wo?, Wieviel? (Intensitätsaspekte)
- Warum? (Begründungen)
- Wozu? (Welche Absicht?)
- Womit? (Welche Mittel).

Unterstützend zu den W-Fragen werden an dieser Stelle auch Techniken wie die sogenannte ‚Flip-Flop Technik‘ und das ‚Schwenken der roten Fahne‘ angewendet.<sup>59</sup>

### **11.3.2.2 Das axiale Kodieren**

Das axiale Kodieren wird beschrieben als:

a set of procedures whereby data are put together in new ways after open coding, by making connections between categories (STRAUSS & CORBIN 1990: 96).

---

59 Bei der Flip-Flop-Technik werden zentrale Konzepte auf den Kopf gestellt und nach kontrastierenden Kontexten gesucht. Das ‚Schwenken der roten Fahne‘ bedeutet eine Textstelle nach Signalen für Fragwürdiges und Ungewöhnliches zu durchsuchen. Siehe hierzu unter anderem auch STRAUSS & CORBIN (1996: 64 ff.); MUCKEL (2007: 345 ff.).

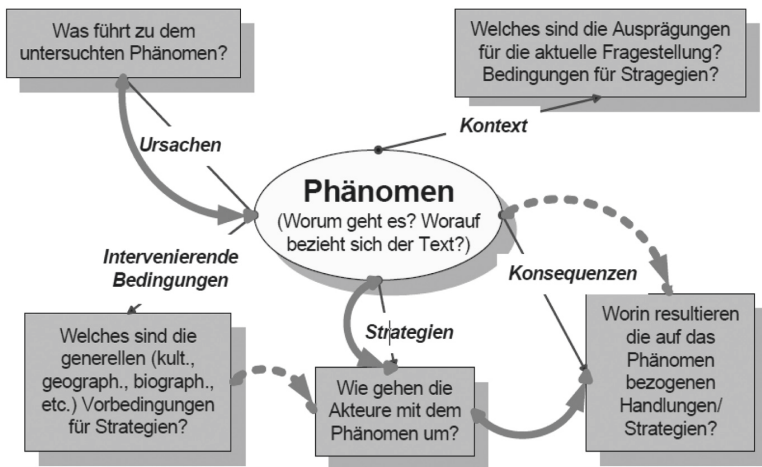
Das Wesen des axialen Kodierens ist es, integrativ und sehr kleinschrittig zu analysieren und auf diese Art und Weise ein optimal dichtes Beziehungsnetz aufzuzeigen. Auf die theoretische Analyse des Beziehungsnetzes folgen eine Phase der Präzisierung und anschließend die Herstellung der Relationen zwischen den Achsenkategorien und den formalen und inhaltlichen Aspekten der Konzepte. Im Rahmen des Kodierparadigmas wird eine vorläufige Kategorie analysiert, dabei wird ein Kode auf

- die kausalen Bedingungen
- die aktionalen / interaktionalen Strategien
- die Kontextvariablen
- die Konsequenzen

hin analysiert (vgl. STRÜBING 2010: 24).

Dieses Fragenschema erweitert STRAUSS später gemeinsam mit CORBIN noch um den Aspekt der ‚intervenierenden Bedingungen‘ (vgl. STRAUSS & CORBIN 1996: 78 ff.). Beim axialen Kodieren werden somit die logischen inhaltlichen Beziehungen zwischen den Kategorien detailliert analysiert, um daraus ihre hierarchische Anordnung zu rekonstruieren (vgl. HÜLST 2010: 287). Die Kategorien bleiben dabei bis zum Ende des Prozesses offen für Veränderungen und unterliegen einem ständigen Vergleich (vgl. MUCKEL 2007: 215).

Abb. 7: Kodierparadigma nach Strauss und Corbin<sup>60</sup>



STRÜBING (2010: 25), in Anlehnung an STRAUSS & CORBIN (1996: 78 ff.)

### 11.3.2.3 Das selektive Kodieren

Making it all come together – is one of the most difficult things of all, isn't it (STRAUSS & CORBIN 1996: 117).

Dieses Vorgehen ist unerlässlich, um die Kategorien und Subkategorien zu einer dichten Theorie zu integrieren. Durch das axiale Kodieren wurde dieser Schritt bereits vorbereitet, indem Bezüge zwischen Kategorien herausgearbeitet wurden. Beim selektiven Kodieren werden nun die Kategorien in Bezug auf eine Kernkategorie miteinander verknüpft, bis Kernkategorien entwickelt werden können, die den

60 Im Kap. 12 wird das Kodierparadigma anhand von Beispielen aus den Interviews dargestellt.



Erkenntnis eröffnenden Schlüssel zum Verständnis des interessierenden Phänomens und damit seiner Erklärung erhalten (HÜLST 2010: 288).

Der Forscher muss nun die Entscheidung treffen, unter welchem Gesichtspunkt er die konkreten Daten, Kategorien und Hypothesen ordnen will. Hierbei kann es sich um eine bereits existente Kategorie handeln, die sich beim selektiven Kodieren als zentrales Element der Zusammenführung darstellt. Es kann jedoch auch sein, dass keine der gegenwärtigen Kategorien das zentrale Thema in umfassender Weise abbildet. Hier muss dann dem zentralen Phänomen ein Name gegeben werden. Es geht also darum, als Extrakt die ‚Kernkategorie‘<sup>61</sup>, also das zentrale Konzept des theoretischen Modells, zu erfassen und alle weiteren Elemente des Modells um diesen logischen Mittelpunkt herum zu gliedern (MEY & MRUCK 2007: 25ff.). STRAUSS & CORBIN (1990) visualisieren es treffend, wenn sie schreiben:

The core category must be the sun, standing in orderly systematic relationships to its planets (STRAUSS & CORBIN 1990: 124).

Allerdings machen Kategorien allein noch keine Theorie aus. Sie müssen durch Aussagen darüber, in welcher Beziehung die Konzepte und Kategorien zueinander stehen, miteinander verflochten werden. Diese Beziehungsaussagen können im Datenmaterial vorhanden sein, müssen aber auch dann erst einmal als solche identifiziert werden (CORBIN 2002: 66).

Weder das Kodierparadigma noch die Phänomenbildung sollten dogmatisch und starr verwendet werden (vgl. CORBIN 2002: 65). Ihr Zweck bestand für mich in dieser Arbeit darin, mich zu unterstützen, damit die Analyse nach der Grounded Theory zu jeder Zeit ein fließender und kreativer Prozess bleibt.

---

61 Strauss & Corbin nennen dieses Vorgehen „*Story Line: The conceptualization of the story. This is the core category*“ (STRAUSS & CORBIN 1990: 116).

#### 11.3.2.4 Zusammenfassung

Die Analyse von Daten nach der Grounded Theory ist explorativ und durch die große Anzahl erforderlicher Entscheidungen vor dem Hintergrund einer in ihrer Gesamtheit geringen Anzahl von Regeln und Leitlinien hochkomplex. Außerdem ist die Analyse der Daten an das Thema, die Forschungsfragen sowie besonders an die zur Auswertung anstehenden Daten anzupassen. Bedeutsam in Bezug auf die Forschungskriterien ist eine Dokumentation des vernetzten und ergebnisoffenen Vorganges (siehe Kap. 12). Die Kodierung sollte von einer Gruppe von Forschern durchgeführt werden (siehe Kap. 11.6), damit die resultierenden Konzepte und Modelle eine breitere Objektivität erreichen. Die sich an der Vorgehensweise der Grounded Theory orientierende vorliegende Auswertung der Daten wird in den Kap. 12 und 14 umfassend dargestellt und begründet.

#### 11.3.3 Die Memos

Memos nehmen beim gesamten Vorgehen der Grounded Theory einen zentralen Stellenwert ein, sie kommen zum Einsatz, sobald sich wichtige Aspekte ergeben. Das Schreiben von Memos fördert die eigene Distanzierung von den Daten und hilft dabei, nicht nur eine beschreibende Arbeit anzufertigen. Bei den Memos muss darauf geachtet werden, dass auch die Kontextbedingungen der zugrunde liegenden Beobachtungen festgehalten werden, da sie hinsichtlich vorzunehmender Verallgemeinerungen und Verknüpfungen als wichtige Entscheidungshilfe dienen können (vgl. MEY & MRUCK 2011: 26 ff.). STRAUSS betont,

...dass es darauf ankommt, schon nach dem ersten Interview mit der Auswertung zu beginnen, Memos zu schreiben (LEGEWIE & SCHERVIE-LEGEWIE 2004: 14).

BREUER (1996) unterstreicht die Wichtigkeit der Memos, da diese seiner Meinung dem Prozess der Datenanalyse eine Struktur verleihen:

Der Schwerpunkt der Analyse liegt nicht [...] darauf, daß Massen von Daten erhoben und geordnet werden, sondern darauf, daß die Vielfalt

von Gedanken, die dem Forscher bei der Analyse der Daten kommen, organisiert werden (BREUER 1996: 24).

Es ist wichtig, dass der Forschende während des gesamten Forschungsprozesses Memos schreibt:

Er/sie hält alle zentrale[n] Arbeits- und Entwicklungsschritte im Kontext einer entstehenden Theorie fest (SCHRÖER & SCHULZE 2010: 279).

Speziell bei der vorliegenden Dissertation war die Anfertigung von Memos wichtig, da ich nicht so eng an eine Arbeitsgruppe angebunden war (siehe Kap. 11.6). Auch dienten sie dazu, zusätzlich zu den dreimonatlichen Diskussionen auf dem Doktorandenkolloquium an der Universität einen wissenschaftlichen Diskurs führen zu können.

Sowohl GLASER, als auch STRAUSS weisen den Memos eine essentielle Rolle zu. STRAUSS & CORBIN (1996) unterscheiden später drei Typen von Memos, den ‚Kode-Memo‘, den ‚Theoretischen Memo‘ und den ‚Methodenmemo‘ (STRAUSS & CORBIN 1996: 169 ff.). In den Kode-Memos werden die Ergebnisse des Kodierprozesses festgehalten, in der vorliegenden Arbeit aufgrund der besseren Übersichtlichkeit hauptsächlich in MAX-QUDA.

### Beispiel Kode-Memo

Kode-Memo Interview 3 vom 26.5.2014

Kategorie: ‚Verlusterfahrung‘

Eigenschaft Verlust von Aufmerksamkeit / Privatsphäre

Dimension:

„Kann die sich nicht mal nur um uns, um ihre eigenen Kinder kümmern?“ (I3: 353-354).

„So jetzt kümmer dich doch mal um mich und lass doch mal den Scheiß“ (I3: 849-850).

„Aber trotzdem sollen die nicht an meine Sachen gehen“ (I3: 270-271).

Die Befragte (Interview 3) gibt an, dass der Verlust von Aufmerksamkeit bei ihr zu Rückzug und Resignation geführt hat.

„Die hat ja eh keine Zeit, ich brauch gar nicht erst versuchen irgendwas zu erzählen“ (I3: 300-301).

„Okay, dann erzähle ich halt nichts mehr, weil interessiert ja sowieso niemanden“ (I3: 302-303).

Dieses Memo bezieht sich auf die genannten Textstellen und wurde im Stadium des offenen Kodierens geschrieben. Es deuten sich aber schon Hinweise auf das axiale Kodieren an<sup>62</sup>.

In den Theorie-Memos werden Ideen, Unklarheiten, Auffälligkeiten oder erste Erkenntnisse festgehalten.

### Beispiel Theoretisches Memo

Theoretisches Memo Interview 3 vom 26.5.2014

Der Verlust von Aufmerksamkeit in einer Lebensphase wie der Pubertät kann, wie die Befragte beschreibt, schnell zu Resignation und Rückzug führen. Es spielen Gefühle wie Eifersucht und Ohnmacht eine Rolle, Eifersucht darauf, dass die anderen Kinder die Aufmerksamkeit bekommen und Ohnmacht, Machtlosigkeit dies nicht ändern zu können und zusätzlich bei der Mutter auf Unverständnis zu stoßen, gerade auch, was die Einhaltung der vehement verteidigten Privatsphäre angeht.

„Wo meine Mutter gesagt hat: „Na j:a, aber du musst auch verste:hne, die sind so und so aufgewachsen und so“ (I3: 269-271).

Da lohnt es sich bei den folgenden Interviews näher zu betrachten, wie die Befragten den Verlust von Aufmerksamkeit empfinden und damit umgehen.

Die Methoden-Memos enthalten Handlungsanweisungen des Forschers, bezogen auf eine Auswahl von Fällen, methodisches Vorgehen, Vergleiche und weiter zu verfolgende Ideen (vgl. STRAUSS & CORBIN 1996: 169).

---

62 Die Memos sehen in den unterschiedlichen Stadien des Kodierprozesses unterschiedlich aus und nehmen in späteren Forschungsphasen vielschichtigere Formen an. Ich verweise zur weiterführenden Darstellung dieses komplexen Themas daher auf STRAUSS & CORBIN (1996) und CORBIN (2002).

## Beispiel Methoden-Memo

Methoden-Memo Interview 3 vom 26.5.2014

Das nächste Interview sollte ich mit jemandem führen, der älter war, als seine Eltern mit der Übergangspflege begannen und der nicht so viele Wechsel (Kinder) miterlebt hat, wie die anderen beiden Interviewten. Hier sollte ich dann noch mal verstärkt auf das Thema ‚Ankommen‘ und ‚Abschiede‘ eingehen, das wurde bis jetzt bei den ersten beiden Interviews nicht von selbst erwähnt, warum nur?

Zusätzlich empfiehlt sich das Verfassen eines Forschungstagebuchs, in dem der Forschungsprozess, Erfahrungen und Schwierigkeiten festgehalten werden, um den Lernprozess des Forschenden zu fördern (vgl. KROTZ [2005: 174]; FLICK [2010: 377]).

### *11.3.4 Das Forschungstagebuch*

Gute Ideen kommen uns in den merkwürdigsten Situationen, und es wäre absurd, wenn wir sie nur deshalb nicht registrierten, weil sie zum falschen Zeitpunkt auftreten (ALHEIT 1999: 14).

Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, ab der initialen Phase der Forschung ein Tagebuch über die Abläufe und Pläne anzulegen, und Ideen, die sich aus der Beschäftigung mit dem Forschungsgegenstand entwickeln, aufzuzeichnen.

...Ist die Entwicklung der Vorstellungen und Einsichten über die verschiedenen Phasen des Forschungsprozesses hinweg dokumentiert [...] so können die Wege und Irrwege des Lernens erschlossen werden (POSCH & ALTRICHTER 1998: 26).

Das Forschungstagebuch stellt sowohl eine introspektive als auch eine retrospektive Methode dar. Die Methode ist insofern introspektiv als das persönliche Gedanken, Emotionen und Beobachtungen ihren Eingang finden, und sie ist retrospektiv, da das Ausfüllen der Notizen in der Regel nach dem Erlebten bzw. Realisierten erfolgt. Die Einträge stellen dabei nicht nur eine Wiederholung des ‚objektivierte[n] Handelns‘ dar, weil sie mehr sind als ein Zeitplan der Geschehnisse, sondern beinhalten auch individuelle Gewichtungen des Wissenschaftlers (vgl. KLUTE 1996: 121f.).

Aus den genannten Gründen wurde von mir begleitend zu den Interviews ein Forschungstagebuch geführt. Ideen, Fragen und alle Gedanken, die mir im Zusammenhang mit dem Interview als wichtig erschienen, wurden stichwortartig notiert. Gerade Emotionen, die während der Interviews unter dem Aspekt auftraten, dass ich als Pflegemutter dem Thema näher bin als ein gänzlich unbeteiligter Interviewer, wurden notiert und sind anteilig in die Auswertung der Daten mit eingeflossen. Somit war das Forschungstagebuch für mich ein Ort der Selbstreflexion. Zusätzlich zu den Memos und dem Forschertagebuch erstellte ich zu jedem Interview ein kurzes Postskriptum, das die Durchführung des Interviews, die aufgetretenen Gefühle und das Verhalten des Interviewpartners wieder spiegeln. Auch gibt das Forschungstagebuch eine gute Übersicht über den Ablauf der Forschungsarbeit, ich habe das Forschungstagebuch deswegen zusätzlich nach Monaten untergliedert und konnte somit jederzeit meinen Fortschritt erkennen. Gerade bei der Grounded Theory macht es Sinn, die Einträge ins Forschungstagebuch zu einem späteren Stadium der Forschung nach Möglichkeit auch zusammen mit der Arbeitsgruppe erneut zu betrachten, um frühere Ideen, Annahmen und Vermutungen zu diskutieren und im Lichte neuerer Erkenntnisse zu analysieren. So können eigene Eindrücke über das Forschungsfeld, aber auch Emotionen wie z. B. Widerstände oder Vorlieben, wissenschaftlich bearbeitet werden. Besonders eine Durchsicht des Tagebuches mit großem zeitlichem Abstand lässt manchen Eintrag insignifikant erscheinen und einige Forschungsfragen haben sich zwischenzeitlich sogar beantwortet. Dieses ist jedoch in Kauf zu nehmen, denn diese

rückblickend betrachtet – wenig ergiebigen Daten ließen sich jedoch nicht vermeiden, denn die induktive Vorgehensweise gestattete es erst ex post, einigermaßen angemessene Urteile über die Relevanz und Fruchtbarkeit einzelner Gedanken aus einer – mitunter chaotischen – Fülle von Aufzeichnungen zu fällen (KLUTE 1996: 121).

### *11.3.5 Theoretische Sättigung versus Theoretische Hinlänglichkeit*

Was die Begrifflichkeit der Theoretischen Sättigung angeht, so sind sich GLASER & STRAUSS ziemlich einig (vgl. TRUSCHKAT et al. 2007: 252). Sie sprechen von der Theoretischen Sättigung, wenn

...keine zusätzlichen Daten mehr gefunden werden können, mit deren Hilfe der Soziologe weitere Eigenschaften der Kategorie entwickeln kann. Sobald er sieht, dass die Beispiele sich wiederholen, wird er davon ausgehen können, dass eine Kategorie gesättigt ist (GLASER & STRAUSS 1998: 69).

Charmaz (2006) definiert theoretische Sättigung als einen Zustand der Theorieentwicklung,

when gathering fresh data no longer sparks new theoretical insights (CHARMAZ 2006: 113).

DEY (1999: 116) bezeichnet den Begriff Theoretischen Sättigung als „*rather unfortunate*“ und begründet dieses damit, dass der Anspruch auf Vollständigkeit weder aus theoretischen Überlegungen Sinn macht noch aus praktischen. DEY schlägt daher vor, besser von ‚Theoretical Sufficiency‘ zu sprechen, um damit zu kennzeichnen, dass sich die Erkenntnisse bis zu einem für den Forscher stimmigen Ende des Kodierprozesses verdichtet haben. Nichtsdestotrotz kann dieser spezielle Zeitpunkt nur in der Vorstellung existieren:

A decision not to collect further data can be no more than a guess (DEY 1999: 117).

Diese Annahme gilt auf Grund der bewusst offen gehaltenen Fragestellung für die vorliegende Forschungsarbeit in besonderem Maße. Ich beziehe mich daher nicht auf den von GLASER & STRAUSS (1967) und STRAUSS & CORBIN (1996) verwendeten Begriff der ‚Theoretischen Sättigung‘, sondern auf den von DEY (1999) geprägten Begriff ‚Theoretische Hinlänglichkeit‘<sup>63</sup>. Da ich, wie in Kap. 11.3.2.4 beschrieben, eine materielle Theorie generiere, die sich auf ein bestimmtes empirisches Feld bezieht, ist mir eine Eingrenzung meiner Stichprobe möglich. Dennoch kann sich, wie

---

63 Siehe zu DEY' s Verständnis der Grounded Theory Methodologie auch dessen Beitrag in The SAGE handbook of grounded theory (DEY 2008: 167-190).

beim ‚induktivistischen Truthahn‘<sup>64</sup> eines Tages herausstellen, dass alles ganz anders bedingt ist als bisher gedacht.

Das Abschließen der Theorie-Entwicklung ist ein Akt der Entscheidung des Forschers. Es sind dafür verschiedene Gesichtspunkte bedeutsam: Neben Faktoren, die in den Rahmenbedingungen begründet sind (zeitliche und finanzielle Ressourcen v. a.), spielen bestimmte psychologische Aspekte der Interaktion von Forscher und Gegenstand eine Rolle, die man mit Begriffen wie Evidenzerleben oder Überzeugtsein bezüglich einer Modell-Lösung charakterisieren kann. Zu einem bestimmten Stand des Elaborierens der Theorie entscheidet sich der Wissenschaftler dafür (er muss sich irgendwann dazu entschließen), seine Analyse als (mindestens vorläufig) hinreichend und ‚fertig‘ zu betrachten und sie einer Öffentlichkeit zu präsentieren (BREUER 1996: 173).

#### 11.4 Computergestützte qualitative Datenanalyse

Qualitative Forschung unterliegt technischem Wandel. Seit Mitte der 80er Jahre haben sich die EDV-gestützten Verfahren bei der Analyse qualitativer Daten mit immens großen Schritten weiterentwickelt. Ende der 80er Jahre kamen die ersten Softwarelösungen auf den Markt, die sich bis heute rasant weiterentwickelt haben (vgl. KUCKARTZ [2007: 15]; FLICK [2010: 452]). Sie werden heute in vielen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen eingesetzt. Die Arbeit mit QDA-Software (Qualitative Datenanalyse-Software) ist keine einheitliche und explizit beschreibbare

---

64 „Der Truthahn fand am ersten Morgen auf der Mastfarm heraus, daß er um neun Uhr morgens gefüttert wird. Gleichwohl zog er, als guter Induktivist, daraus zunächst noch keine voreiligen Schlüsse. Er wartete, bis er eine große Anzahl von Beobachtungen gesammelt hatte, daß er um neun Uhr morgens gefüttert wird. Diese Beobachtungen machte er unter einer großen Vielfalt von unterschiedlichen Bedingungen, an verschiedenen Wochentagen, an warmen und kalten Tagen, an Regentagen und sonnigen Tagen. Jeder Tag brachte ihm eine neue Beobachtungsaussage. Schließlich war sein induktivistisches Gewissen beruhigt, und er kam zu dem Induktionsschluß ‚Ich werde jeden Tag um neun Uhr morgens gefüttert‘. – Leider stellte sich diese Schlußfolgerung in einer unzweideutigen Weise als falsch heraus, nämlich als ihm Heiligabend, anstatt daß er Futter bekam, der Hals durchgeschnitten wurde“ (BREUER 1996: 22).



Methode, vielmehr wird unter der Bezeichnung ‚Computergestützte Analyse qualitativer Daten‘ eine Vielzahl unterschiedlicher methodischer Vorgehensweisen subsumiert, die von der Grounded Theory über kategorienbasierte, inhaltsanalytische Verfahren bis hin zur Hermeneutik reichen (vgl. KUCKARTZ & RÄDIKER 2010: 353). Im Laufe des Forschungsprozesses einer qualitativen Forschung sammelt sich eine große Menge an aufgezeichneten Materialien an. Die Vielzahl an Interviewtranskripten, Memos, Kodennotizen, Forschungstagebüchern und weiteren Datenpaketen macht es erforderlich, den Texten eine sinnvolle Ordnung zu geben und den Zugriff auf die Daten gut zu organisieren.

Der Begriff ‚computergestützte qualitative Datenanalyse‘ hat sich in der derzeitigen Diskussion über EDV-gestützte Verfahren in der qualitativen Sozialforschung durchgesetzt, weil diese Programme im englischen Sprachraum als QDA-Software (Qualitative Data Analysis Software) bzw. CAQDAS (Computer Assisted Qualitative Data Analysis Software) bezeichnet werden (vgl. KELLE [2010: 488]; KUCKARTZ [2010: 9]). Eine solche Software ist recht flexibel und ermöglicht sowohl eine induktive als auch eine deduktive Kodierung von Texten. Diese Verfahren dienen, im Gegensatz zu Verfahren quantitativer Art, nicht der Analyse, sondern vielmehr der Strukturierung und Organisation von Textdaten, was die Begriffswahl leicht missverständlich erscheinen lässt. Als gesetzt gilt aber, dass

Software packages [...] simply cannot do mental work for you,

trotzdem erlauben sie, den Forschungsprozess besser nachzuvollziehen:

It extends the researchers mental capabilities to organise, to remember, and to be systematic (KONOPÁSEK 2007: 277).

Somit ist es bei der computergestützten qualitativen Datenanalyse im Gegensatz zur quantitativen Auswertung weiterhin der Forscher, der die Texte analysiert und nicht das Computerprogramm, dieses dient allein der Unterstützung (vgl. KUCKARTZ & GRUNENBERG 2010: 502):

Es ist der Anwender, der die Software für seine Zwecke einsetzen und handhaben soll, damit die Software die Aufgaben ausführen kann, die dem ausgewählten analytischen Ansatz entsprechen (FRIESE 2011: 463).

Das methodische Grundverständnis muss seitens des Forschers vorliegen. Auf die Frage, in welchen Fällen es sinnvoll sei, Computersoftware oder allein Schere, Papier und Klebstoff für die Analyse qualitativer Daten zu verwenden, verweisen KUCKARTZ & GRUNENBERG (2010) darauf, dass der Einsatz einer Software immer dann sinnvoll sei, wenn die zu analysierenden Texte einen Umfang erreicht hätten, bei dem man nicht mehr ohne Hilfe einer Suchfunktion oder eines Softwareprogrammes Textsequenzen wiederfinden könne (vgl. KUCKARTZ & GRUNENBERG 2010: 503).

In der vorliegenden Arbeit sind in sieben Interviews weit über 250 Seiten Textmaterial entstanden, die ohne eine Software nicht strukturiert und organisiert werden konnten. Die Verwendung einer entsprechenden Software erschien aus den genannten Gründen sinnvoll und wurde genutzt, um Unterschiede zu analysieren, Ähnlichkeiten und Beziehungen zwischen Textpassagen herzustellen, abstrakte theoretische Konzepte (analog der Grounded Theory) zu entwickeln und theoretische Annahmen anhand qualitativen Datenmaterials zu überprüfen (vgl. KELLE 2010: 491).

### **MAXQUDA als Software der Wahl**

Da der Analyseprozess mit QDA-Software in den meisten Fällen eine Form kategorienbasierter Auswertung darstellt, ist die Art und Weise des Vorgehens bei der Kategorienbildung von elementarer Bedeutung (vgl. KUCKARTZ 2007: 15). Gerade wenn wie in der vorliegenden Arbeit in Anlehnung an die Grounded Theory gearbeitet wird, bietet sich die Nutzung von MAXQUDA als Software an. MAXQUDA ist die Abkürzung für die Softwareanwendung MAX Qualitative Daten Analyse, die eine WinMax-Nachfolgeanwendung der von Udo Kuckartz entwickelten Software winMAX darstellt und seit 1989 auf dem Markt ist (vgl. FLICK 2010: 464).

Die Arbeit mit MAXQUDA systematisiert den Vorgang der Kodierung und das möglicher Konzepte. Von Vorteil ist, dass der Originaltext in einem Gesamtzusammenhang stets bestehen bleibt, bei der Auswertung nur die entsprechenden Textpassagen markiert und diesen ein Kode oder eine Kategorie zugewiesen wird. Bestehen bereits Kategorien, so können

Abb. 8: Darstellung der manuellen Kodierung und Kategorisierung vor Eingabe in MAXQUDA

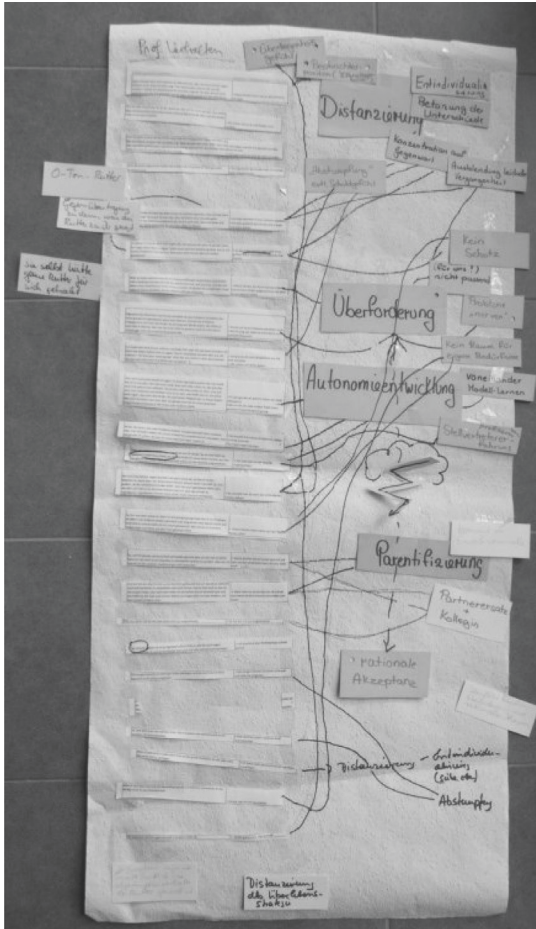
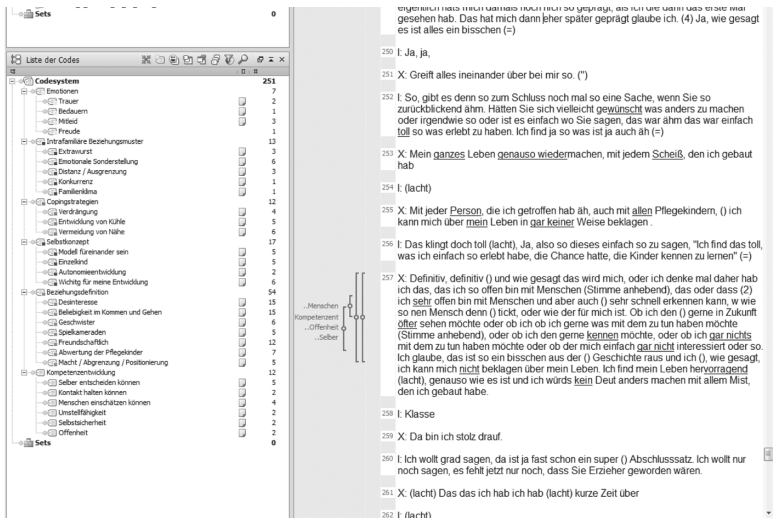


Abb. 9: Darstellung der manuellen Kodierung und Kategorisierung nach Eingabe in MAXQDA



diese aus einer Liste übernommen werden. Da die Nutzung der Struktur dynamisch ist, lassen sich später Sortierungen über Kategorien vornehmen und alle Textstellen, die einen Code oder eine Kategorie aufweisen, via Mausclick zusammenstellen. Zu jedem Code oder Kategorie können zudem Memos verfasst werden (siehe auch Kap. 11.3.3). Des Weiteren gibt es in MAXQDA Visualisierungsfunktionen der kodierten Textsegmente und Codes sowie eine lexikalische Suchfunktion. In der vorliegenden Arbeit wurde MAXQDA dazu genutzt, die enorme Datenmenge handhabbar zu machen, die Interviews miteinander zu verknüpfen und so aus den Kategorien der einzelnen Interviews übergeordnete Kategorien zu entwickeln. Somit konnten die in den fünf zur Auswertung herangezogenen Interviews vergebenen 60 Codes und 274 Subcodes sowie knapp 261 Memos überschaubar verwaltet und Zwischenergebnisse in verschiedenen Versionen abgespeichert werden. Die Nachvollziehbarkeit und Transparenz einzelner Analyseschritte war somit gewährleistet (vgl. KUCKARTZ [2007: 18 f.]; MEY & MRUCK [2011: 33]).

Die Arbeit an der Auswertung der erhobenen Daten implizierte immer wieder ein Zurück zur Papierversion mit Klebestift und Schneidebrett, um adäquat diskutieren und konstruktiv arbeiten zu können (siehe Abb. 8). Sämtliche Codes und Memos wurden erst in MAXQDA eingepflegt, nachdem sie im Vorfeld innerhalb der Arbeitsgruppe mittels Papierversion bearbeitet und diskutiert wurden. Dieser Schritt der ‚handwerklichen‘ Tätigkeit war sehr wichtig, um sich mit den Daten intensiver auseinander zu setzen und nicht in einen ‚Drag and Drop‘ Mechanismus zu verfallen.

Die Ergebnisse der Arbeitstreffen wurden in MAXQUDA eingepflegt, um in den im Laufe der Zeit entstandenen Versionen eine Entwicklung hin zur Theorie bzw. Typologie nachvollziehbar darstellen zu können.

### 11.5 Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess

Grundsätzlich steht der Forscher in wissenschaftlichen Arbeiten durch seine persönliche, personelle und soziale Prägung mit der Methode in einem bestimmten Verhältnis (vgl. BREUER et al. 2011: 427). In der Regel wird dieser Zusammenhang nicht konkret benannt, oder wie MRUCK & BREUER (2003: 2) es ausdrücken:

De nobis ipsis silemus (von uns selbst schweigen wir).

Damit stellt sich die Frage, warum es so schwer ist, im qualitativen Forschungsprozess für andere nachvollziehbar von uns selbst zu sprechen. Die Tatsache einer sozial und personell geprägten Verkoppelung von Forscher, Subjekt und Methode ist ein grundsätzliches Merkmal qualitativer Forschung.

ELIAS (2003: 128) formuliert dieses ähnlich:

Das Problem, vor dem Menschenwissenschaftler stehen, läßt uns nicht so einfach dadurch lösen, dass sie ihre Funktion als Gruppenmitglieder zugunsten ihrer Forscherfunktion aufgeben.

Aus diesem Grund wird die Methodik qualitativen Arbeitens oft als ‚weich‘ und unzuverlässig bezeichnet, da sie nicht identisch wiederhol-

bar ist. In diesem Zusammenhang ist die Anmerkung von MUCKEL (1996) bedeutend:

[...] dass wir niemals die Dinge an sich, sondern nur die Dinge, so wie wir sie erleben, das heißt wie wir sie konstruieren, erkennen [...] ist als Ausgangspunkt dafür geeignet, um die Aufmerksamkeit (der Forscherin) weg vom ‚Was‘ der Wirklichkeit hin zum ‚Wie‘ ihrer Konstruktion und den zum Teil personabhängigen Voraussetzungen dieser Strukturierung zu lenken (MUCKEL 1996: 62).

Die Bedeutung dessen, für sich und auch andere nachvollziehbar von unseren Vorahnungen, Gefühlen und Erleben im Forschungsprozess zu sprechen, bringt MRUCK (1999) in ihrer Dissertation auf den Punkt:

Weil sonst als ‚Logik des Gegenstandes‘, als ‚Merkmal von Objekten‘ erscheint, was vielfältigen Wahlen im Prozess des Forschens geschuldet ist (MRUCK 1999: 3).

Mit der Wahl einer wissenschaftlichen Methodik, so BREUER (1996), legt man sich in Bezug auf den ‚Modus‘ der Interaktion mit dem fokussierten Gegenstand fest (BREUER 1996: 9). Er geht sogar noch einen Schritt weiter und beschreibt den Forscher als einen Teil des Gegenstandes, der zur Untersuchung steht. Zur Begründung führt er an, dass

...wir es ganz überwiegend mit Phänomenen zu tun [haben], die – unter anderem – als Reaktion der Feldmitglieder bzw. der Beteiligten auf die Präsenz des Wissenschaftlers zustande kommen. Weiterhin treten Ereignisse am Forscher auf: personale, körperliche, emotionale, kognitive Resonanzen; evtl. auch durch den Feldkontakt evozierte interaktionale Prozesse in der Forschergruppe (BREUER 1996: 18).

So sind es sozialwissenschaftliche Daten, geprägt durch den Standpunkt bzw. die Perspektive der darstellenden Subjekte sowie die von Erfahrung unabhängige, mögliche bedeutungsmäßige Folgerung, die die praktizierten Präsentationsformen mit sich bringen (vgl. BREUER 1996: 27). Nicht zu vergessen sind die subjektiven Eindrücke und das einschlägige

Erleben des Forschers, das BREUER (2010) als „Resonanzen am eigenen Körper“ beschreibt (BREUER 2010: 52).

DEVEREUX (1992) sieht diese ‚Störung‘, wie er es nennt, positiv und regt dazu an, die Störungen des Forschers und die des Kontextgeschehens durch die Anwesenheit des Beobachters bezüglich ihrer positiven Erkenntnisheuristik zu nutzen:

Statt die Störung, die durch unsere Anwesenheit im Feld oder im Laboratorium entsteht, zu beklagen und die Objektivität von Verhaltensbeobachtungen in Frage zu stellen, sollten wir das Problem konstruktiv zu lösen und herauszufinden suchen, welche positiven Erkenntnisse - die sich auf anderem Wege nicht erhalten lassen – wir von der Tatsache ableiten können, daß die Gegenwart eines Beobachters (der dieselbe Größenordnung hat, wie das, was er beobachtet) das beobachtete Ereignis stört (DEVEREUX 1992: 304).

Dieser Meinung schließt sich auch BREUER (2010) an. In der Methode bzw. dem Forschungsstil der Grounded Theory, die hier in Ansätzen Anwendung findet, liegt eine für das hermeneutische Arbeiten charakteristische Konfliktfigur zugrunde, die Spannung zwischen Nähe und Distanz, zwischen Vertrautheit und Fremdheit (vgl. BERG & MILMEISTER 2007: 184). In seinem Buch ‚Angst und Methode in der Verhaltenswissenschaft‘ macht DEVEREUX erstmalig 1967 auf dieses Phänomen aufmerksam:

Der Verhaltensforscher kann die Interaktion zwischen Objekt und Beobachter nicht in der Hoffnung ignorieren, sie werde sich schon allmählich verflüchtigen, wenn er nur lange genug so täte als existiere sie nicht (DEVEREUX 1992: 19).

Er sagt weiter:

Nicht die Untersuchung des Objekts, sondern die des Beobachters eröffnet uns einen Zugang zum Wesen der Beobachtungssituation (DEVEREUX 1992: 19).

Deshalb sei nicht nur das Verhalten des Objekts zu bewerten und zu interpretieren, sondern auch die Störungen, die durch Existenz und Tätigkeit des Beobachters hervorgerufen werden sowie das Verhalten des Beobachters selbst. Eine wissenschaftliche Untersuchung muss mit dem komplexen Gefüge der Bedeutungen beginnen, in der die Daten integriert sind, dabei ist die Gegenübertragungsreaktion genauestens zu studieren und zu dokumentieren (vgl. SCHMIDT 2008: 48).

Aus diesem Grund sind meiner Meinung nach die Memos und das Forschungstagebuch wichtig, um Wahrnehmungen und Stimmungen zu notieren und sich gewahr zu werden, dass die Gegenübertragung ein steter Begleiter im Qualitativen Forschungsprozess ist. Diese Meinung vertritt auch MUCKEL (1996) indem sie schreibt:

Die Wahrnehmung solcher Gegenübertragungsphänomene setzt ein hohes Maß an Sensibilität für die eigene Person in Interaktion mit dem Gegenstandsfeld und den Phänomenen dort voraus. Die Entfaltung dieser Sensibilität braucht geschützte, nicht-öffentliche Orte (Forschungstagebuch, Forscherinnengemeinschaft, Memos). Solche Prozesse sind aufgrund ihrer Privatheit und Intimität nur begrenzt für Dritte zugänglich (MUCKEL 1996: 78).

Gerade weil ich als Pflegemutter nah an der beforschten Thematik stehe, ist es umso mehr von Bedeutung, sich dieser möglichen Gegenübertragung bewusst zu werden, oder DEVEREUX folgend:

In der Tat ist [...] das, was im Beobachter vorgeht, ein elementares Datum jeglicher Sozialwissenschaft: im weiteren Sinne seinen eigenen ‚Gegenübertragungs‘-Reaktionen als die eines spezifisch menschlichen Wesens (DEVEREUX 1992: 11).

Aus diesem Grund war für mich das Verfassen von Memos und Forschungstagebuch elementar (siehe Kap. 11.3.3 und 11.3.4). Ein weiteres wichtiges Instrumentarium zur Förderung von (Selbst-) Reflexivität stellten die Diskussionen mit der Arbeitsgruppe bzw. mit den Teilnehmern des Doktorandenkolloquiums an der Universität Siegen dar, die durch frische Assoziationen und Sichtweisen dabei halfen, das Forschungsfeld multi-



perspektivisch zu betrachten und ggf. vorhandene ‚blinde Flecken‘ zu entdecken und zu diskutieren (vgl. BREUER et al. 2011: 440).

## 11.6 Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens

In der Grounded Theory Methode wird die Subjektivität der Forschenden weder bestritten noch wird versucht, sie zu hemmen, genauer gesagt erlaubt gerade die Grounded Theory Methode als innovatives und hypothesengenerierendes Verfahren auch subjektive Ideen der Forschenden in den Verständnisprozess einzubeziehen. (vgl. MRUCK & MEY 1999: 295). Aus diesem Grund wird auf die Relevanz von Subjektivität und Reflexivität in der Konstruktion bzw. in der Generierung von Wissen hingewiesen (MRUCK & BREUER 2003: im englischen Abstract)<sup>65</sup>.

Die Auswertung der Daten analog der Grounded Theory Methode hat einen sehr starken kommunikativen Charakter und es empfiehlt sich, die Daten im Rahmen einer Arbeitsgruppe zu reflektieren, um der Subjektivität des Forschungsprozesses gerecht zu werden und

methodische Entscheidungen explizit auszuhandeln und festzulegen (BERG & MILMEISTER 2007: 304).

BARGFREDE et al. (2009) plädieren darüber hinaus für einen Prozess fachgerechter und kollegialer Einbindung durch Lehrende, Vorbilder und Mitforschende (BARGFREDE et al. 2009: 51f.). Bei den Arbeiten an meiner Dissertation war es während der Phasen des Forschens, Auswertens und Schreibens nicht immer möglich, der von MRUCK & MEY (1998: 288) beschriebenen „Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens“ zu folgen. Auch STRAUSS betont,

...dass Forschung nur als kommunikativer Prozess – und damit in einem Aushandlungszusammenhang – sinnvoll praktiziert werden kann. Die in der GTM zu leistenden Schritte – das konzeptuelle Arbeiten an Einzelfallmaterial, der kontrastive Vergleich unterschiedlicher Materialien und die

---

65 „The relevance of subjectivity and reflexivity in knowledge construction“ (MRUCK & BREUER 2003: im englischen Abstract).

darauf aufbauende Entwicklung theoretischer Modelle – können wesentlich effektiver in einer Arbeitsgruppe umgesetzt werden (MEY & MRUCK 2011: 34)<sup>66</sup>.

Realisieren ließ sich eine Arbeitsgruppe von drei bis vier Personen, die sich im Schnitt alle vier Wochen für drei Stunden trafen. Die Anleitung der Gruppe erfolgte durch die Promovierende, die diese Treffen vorbereitete und das jeweilige Ziel des Treffens festlegte. Die Treffen mit dem Betreuer fanden im Rahmen des Kolloquiums zwei Mal jährlich statt, Fragen wurden im Übrigen via E-Mail und Telefon geklärt. Die Projektwerkstatt fungierte gemäß den ihr zugedachten Aufgaben als Interpretationsgemeinschaft in der Auswertungsphase und es wurden ausgearbeitete Kodierungen, Kategorien und Kodierparadigmen erörtert, Gegenkodierungen vorgenommen und durch die Reflexion persönlicher Verbindung mit dem Thema eine größere Deutungsbreite erzielt (vgl. MRUCK & MEY 1999: 291). BERG & MILMEISTER (2007), denen ich mich anschliesse, gehen sogar noch einen Schritt weiter und sagen:

Darüber hinaus hat der Interpretationsdialog eine Bedeutung in Bezug auf das Interpretationstempo. Er verlangsamt das Festlegen auf Kategorien, macht deshalb den Weg dorthin sichtbarer, verhindert das Aufzwingen und ‚Durchboxen‘ von Konzepten und gibt der Konzeptgenerierung einen kommunikativen Nährboden (BERG & MILMEISTER 2007: 302).

Selbst wenn durch diese Form der Reflexion eigener Daten das Dilemma der nicht oder möglichst wenig kontaminierten Daten oder „*Rekonstruktionen*“ (MRUCK & BREUER 2003: 1) keineswegs vollständig lösbar ist, so bin ich mir dessen im Dialog mit der Arbeitsgruppe bewusst geworden und empfand die dort erfahrene Unterstützung als sehr hilfreich.

---

66 siehe dazu auch RIEMANN „Grounded theorizing als Gespräch: Anmerkungen zu Anselm Strauss, der frühen Chicagoer Soziologie und der Arbeit in Forschungswerkstätten“ (2011: 405-426).



## ERGEBNISSE



## 12 | Blick in die Forschungswerkstatt

Die Datenanalyse in Anlehnung an die Grounded Theory (vgl. STRAUSS & CORBIN [1996]; STRAUSS [1998] und CORBIN [2002]) erfolgt, wie im Kap. 11.2 ausführlich erläutert, nach dem Grundprinzip der Entwicklung eines kategorialen Deutungsrahmens für ein bestimmtes Untersuchungsphänomen. An dieser Stelle werden Daten von leiblichen Kindern, die in einer Übergangspflegefamilie aufgewachsen sind, anhand von Analysebeispielen kodiert. Dabei zeichnet sich ein gleichmäßiges Vorgehen ab, das von Beginn dieses Prozesses an unterstützend auf die spätere Entwicklung des Theoriekonzeptes wirkt. BERG & MILMEISTER (2007) erachten es als überaus wichtig, dass das Vorgehen innerhalb des Verfahrens jederzeit nachvollziehbar ist.

Der Weg der Wissensproduktion (im Falle von Arbeiten, die der Grounded-Theory-Methodologie zuzurechnen sind: von der Fragestellung zur Theorie) muss transparent und intersubjektiv nachvollziehbar bleiben. Daraus ergibt sich, dass die angewandten Verfahren möglichst genau beschrieben und so überdacht werden, dass sie nachprüfbar bleiben (BERG & MILMEISTER 2007: 304).

Diese Transparenz möchte das vorliegende Analysebeispiel verdeutlichen, das durchgehend an den Daten eines Interviews vorgenommen wurde. Im Zentrum steht dabei keine explizite Hypothese, die auf ihre Gültigkeit hin überprüft wird, sondern eine offene Frage. In diesem Beispiel ist dieses die in allen Interviews einführende Frage nach dem Erleben des Aufwachsens als leibliches Kind in der Übergangspflegestelle.

Um das Verständnis des Lesers zu fördern, möchte ich die Arbeitsschritte der Datenanalyse für jede Kodierart (offene, axiale und selektive) veranschaulichen, die auch während der tatsächlichen Datenanalyse in Anlehnung an die Methode der Grounded Theory erfolgt.

Folgende Begrifflichkeiten werden bei der Entwicklung einer gegenstandsbezogenen Theorie verwendet, auf die dann in Anteilen im Verlauf des Kapitels näher eingegangen wird.

Tabelle 5: Begriffe der Datenanalyse nach der Grounded Theory

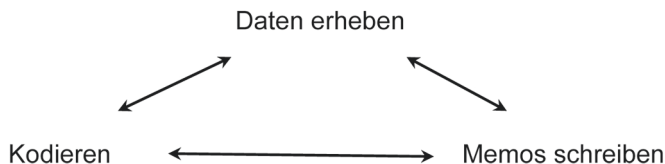
<b>Begriff</b>	<b>Charakteristik</b>
Textsegment	Ein Textsegment ist eine ausgesuchte Textstelle in den Daten, die eine Ausprägung eines Merkmals darstellt, welches durch den Kodiervorgang in der Textstelle sichtbar wird. Dies wird auch Phänomen genannt.
Kode	Ein Kode ist ein Begriff, mit dem ein Textsegment bzw. Phänomen benannt wird, um das vergleichbare Merkmal zu erfassen. Es wird dann gezielt nach weiteren Textstellen gesucht, die ähnliche oder kontrastierende Phänomene aufzeigen.
Konzept	Bezeichnungen oder Etiketten, die einzelnen Ereignissen, Vorkommnissen oder anderen Beispielen für Phänomene zugeordnet werden.
Kategorie	Auf einer höheren Abstraktionsebene werden mehrere Kodes vereint, präzisiert und zu einer Kategorie komprimiert. Die Kategorie ist somit einerseits die Präzisierung eines Merkmals, kann aber andererseits auch schon ein Konzept oder Teile davon erfassen.

Modifiziert nach STRAUSS & CORBIN (1996: 41)

Wie bereits im Kap. 11.2 beschrieben, handelt es sich bei der Auswertung von Interviews analog der Grounded Theory um einen zirkulären Prozess. Der Analyseprozess ist im Sinne des hermeneutischen Zirkels triadisch

und zirkulär zugleich (vgl. HILDENBRAND 2010: 33). Der Analyseprozess baut sich somit auf drei Säulen von gegenseitiger Abhängigkeit auf.

Abb. 10: Grounded Theory als triadischer und zirkulärer Prozess



(vgl. HILDENBRAND 2010: 34)

In der Praxis bedeutet dies, dass nach der Datenerhebung Material gesichtet wird, gefundene Textstellen anschließend Phänomenen zugeordnet werden und aus diesen Phänomenen Codes entwickelt werden (Kodieren). Aus den Codes werden daraufhin zunehmend übergeordnete Kategorien abstrahiert. Zu jedem Schritt des Forschungsprozesses werden dazu Memos geschrieben (siehe Kap. 11.3.3).

Sobald im darauffolgenden Interview weitere Kategorien erstmalig auftreten, erfolgt eine erneute Sichtung des zuvor bearbeiteten Materials hinsichtlich der neuen Kategorien im Sinne eines zirkulären Forschungsprozesses. Die Vorgehensweise bei der Auswertung ist in diesem Fall flexibel. Man kann sowohl mit einer ‚Zeile für Zeile‘ Analyse beginnen, als auch nach bestimmten Suchbewegungen oder Aspekten vorgehen (vgl. KUCKARTZ 2010: 80). Die Transkription, die der Auswertung voranging, habe ich bei allen Interviews selbst vorgenommen, um so den ersten intensiven Zugang zu den Daten zu erhalten (siehe auch Kap. 11.1).

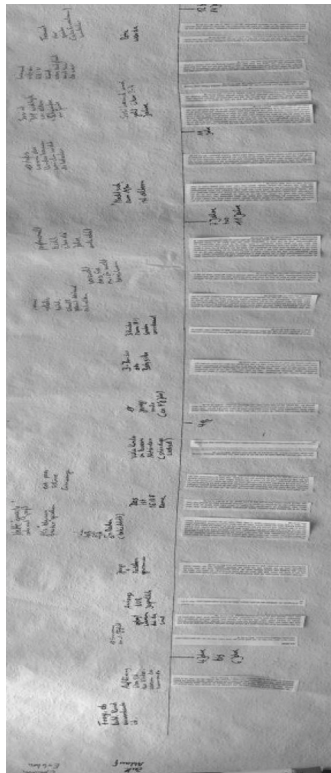
## 12.1 Zeitliche Ordnung und Erstellung einer Chronologie der Interviews

Um vor der konkreten Auswertung tiefer in das Interview einzusteigen und mir einen detaillierten und strukturierten Überblick über dessen Inhalt zu verschaffen, gliederte ich das Interview in Phasen, die sich an den



vom Interviewten präsentierten Ereignissen und dem damit verbundenen Erleben orientierten. Es folgte eine thematische Erschließung der Interviews, die ich als Überblick und Vorbereitung auf die Feinanalysen nutzte. Die herausgearbeiteten Textstellen wurden entsprechend markiert, ausgeschnitten und auf einer Tapetenrolle zeitlich geordnet und strukturiert. So ergab sich ein guter Überblick über alle Details, die der Befragte über einen gewissen Zeitraum zu erzählen wusste. Die zunächst nur auf Tapete befindliche Darstellung wurde anschließend verschriftlicht.

Abb. 11: Zeitliche Ordnung und Chronologie des 3. Interviews



Nach Erstellung des zeitlichen Zusammenhanges konnte mit der ersten Auswertung analog von Suchbewegungen begonnen werden.

## 12.2 Die Suchbewegungen

Eine mehr oder weniger präzise Forschungsfrage, hier

*Wie erleben leibliche Kinder das Aufwachsen  
im Setting der Übergangspflege?*

bildet den Ausgangspunkt der Kodierung und Kategorienbildung (siehe auch Kap. 11.3.2). Um die Suche nach Kategorien zu verfeinern und deren Ermittlung eine bessere Struktur zu geben, wurden bestimmte Suchbewegungen entwickelt und abschließend mit der Arbeitsgruppe diskutiert. Dass dieses Vorgehen ein zirkulärer Prozess ist, wird durch die Tatsache verdeutlicht, dass nach Auswertung des ersten Interviews zehn Suchbewegungen entwickelt wurden und nach dem zweiten Interview noch zwei weitere hinzukamen. Das bereits analysierte Interview wurde dahingehend noch einmal untersucht. Dieses Vorgehen veranschaulicht einmal mehr den Ansatz des zirkulären Forschungsprozesses analog der Grounded Theory (vgl. TRUSCHKAT et al. 2011: 366 ff.).

Alle Interviews wurden, sofern sinnvoll, nach folgenden Suchbewegungen analysiert, die ich hier in alphabetischer Reihenfolge vorstelle:

### *Abschiede der Pflegekinder*

In dieser Suchbewegung wurde nach Textstellen gesucht, in denen die Befragten über Situationen berichteten, in der die Übergangspflegekinder die Familie wieder verlassen, sei es, um zur Herkunftsfamilie zurückzukehren, in eine dauerhafte Pflegefamilie zu wechseln oder in eine Einrichtung zu ziehen.

### *Ankunft der Pflegekinder*

Mit dieser Suchbewegung wurden Textstellen verortet, in denen das Ankommen der Übergangspflegekinder näher beschrieben wird, das erste Kennenlernen, die ersten Kontakte und Gespräche oder Umstände wie z. B. die Frage, ob die leiblichen Kinder das Zimmer teilen mussten.

### *Der Vater*

In dieser Suchbewegung wurden die Textstellen dahingehend untersucht, in welchem Zusammenhang vom Vater gesprochen wird.

### *Die Mutter*

Diese Suchbewegung betrachtet die Mutter und die Belegstellen werden dahingehend ausgewertet, was die Befragten über die Mutter berichten.

### *Die Übergangspflegekinder*

Diese Suchbewegung versammelte alle Begebenheiten mit den Übergangspflegekindern während ihres Zusammenlebens, über die die befragten leiblichen Kinder berichten.

### *Einfluss der Übergangspflegekinder*

In dieser Suchbewegung wurden Textstellen markiert, die beschreiben, welchen positiven oder negativen Einfluss die Übergangspflegekinder auf die leiblichen Kinder hatten, z. B. welche Hobbies die Kinder teilten oder ob ein Kind zum Rauchen überredet wurde.

### *Erfahrungen aus prägenden Erlebnissen*

Bei dieser Suchbewegung ging es darum, Textstellen zu finden, in denen die Befragten schildern, welche Erfahrungen sie aus prägenden Erlebnissen im Zusammenhang mit dem Zusammenleben der Übergangspflegekinder gesammelt haben.

### *Geschwisterbeziehungen*

In dieser Suchbewegung werden alle Aussagen markiert, die die Interviewten über ihre leiblichen Geschwister äußern. Zu leiblichen Geschwistern gehören in diesem Kontext auch die Adoptivkinder, weil sie, anders als die Übergangspflegekinder, auf Dauer in der Familie verbleiben.

### *Professionelles Verhalten*

Diese Suchbewegung lokalisierte alle Textstellen, in denen die interviewten leiblichen Kinder sich nicht ihrem Alter entsprechend verhalten, sondern aufgrund der äußeren Bedingungen ein erwachsener wirkendes, zum Beispiel distanziertes oder altruistisches Handeln beschreiben.

### *Soziale Geschwisterschaft*

Diese Suchbewegung kennzeichnete Äußerungen der Befragten, in denen sie von den Übergangspflegekindern als ‚Schwester‘ oder ‚Bruder‘ sprechen, sie im Familiengefüge als solche wahrnehmen und mit leiblichen Geschwistern gleichsetzen.

### *Status als Einzelkind*

Diese Suchbewegung stand im Gegensatz zur Suchbewegung Geschwisterbeziehung, da es einen Interviewteilnehmer gibt, der keine leiblichen Geschwister hat und daher das Augenmerk in der Datenanalyse darauf gelegt wird, wann der Befragte seinen Einzelkindstatus besonders hervorhebt.

### *Zeigen von Emotionen*

In dieser Suchbewegung wurden alle Textstellen markiert, in denen die Befragten Gefühle äußern, sei es Wut, Trauer, Freude und ähnliche.

## 12.3 Textstellen, Phänomene und Kodes

Analog der oben genannten Suchbewegungen wurde das Interview mehrmals Zeile für Zeile durchgegangen und analysiert. Daraus ergaben sich für das hier beispielhaft vorgestellte dritte Interview 239 inhaltstragende Textstellen, aus denen 303 Phänomene identifiziert wurden. Konkret bedeutet dieses Vorgehen, dass Phänomene, die sich in einzelnen Textstellen zeigen, mit einem Kode (in diesem Interview 193) gekennzeichnet werden und anschließend gezielt nach anderen Textstellen gesucht wird, die ähnliche oder kontrastierende Phänomene aufweisen. Für das Beispielinterview bedeutet dieses Vorgehen, dass zunächst im Rahmen einer offenen Kodierung auf der Grundlage kleiner und kleinster Textfragmente nicht-alterierte Verknüpfungen, Ideen und denkbare Skizzen zur Bedeutung und Interpretation des gesprochenen Wortes und der erlebten Handlung gesammelt werden. Ziel dieses Kodierens war es, alle für die Forschungsfrage interessanten Phänomene im Datenmaterial mit einem Kode zu versehen.

### Beispiel:

„Also ich glaube jetzt nicht, dass wir härtere oder weniger harte Regeln gehabt hätten. Nö, das war eigentlich (2). Also ich habe nie das Gefühl gehabt, dass die irgendwie mehr dürfen oder weniger dürfen oder so“ (I3: 1060-1062).

Phänomen: Gleiche Regeln für alle

Kode: Familiäre Rechte

Das offene Kodieren läuft, wie schon im Kap. 11.3.2.1 beschrieben, in folgenden Schritten ab:

- Konzeptualisierung der Daten
- Kategorisierung
- Elaboration von Eigenschaften und Dimensionen der Kategorien

Bei der Konzeptualisierung werden die in den Daten vorkommenden Ereignisse klassifiziert und zu Konzepten zusammengefasst (Konzept-Indikator Modell, [MEY & MRUCK 2007: 25]).

Um im Weiteren das offene Kodieren zu veranschaulichen, soll an dieser Stelle ein Ausschnitt aus einem Interview (3) eingefügt werden:

I: „Hatten Sie die Informationen, hat Ihre Mutter erzählt aus welchen Situationen die kamen?“ (Interviewer: 837-838)

X: „Ja, meistens schon. Also am Anfang hat sie das natürlich sehr kindgerecht verpackt, und gesagt na ja, die Eltern so das klappt nicht so gut darum wohnt die jetzt, oder er oder sie jetzt bei uns. Und dann aber, als ich älter war, hat sie das schon schon erzählt. Ich fands halt auch immer schlimm auf jeden Fall, aber ich hab dann trotzdem oft nicht den Bogen bekommen zu sagen "darum akzeptiere ich jetzt alles, was die machen". Ich hab dann schon gesagt "okay, das war schlimm aber dann können die sich doch bitte jetzt mal Mühe bei uns geben." () Und das wie gesagt da fehlt mir glaube ich so ein bisschen die () psychologische Ader irgendwie zu sagen "ja das liegt daran weil das und das": also ich glaube ich war manchmal bestimmt ungerecht als Jugendlicher. Das ich einfach zu meiner Mutter gesagt habe "So jetzt kümmer dich doch mal um mich und lass doch mal den Scheiß." Ähm, ja, aber jetzt halt im Nachhinein würde ich so sagen am Anfang fand ich es irgendwie ganz ganz witzig und ganz gut. Ich mein es es macht einen ja jetzt in der Erfahrung auch nicht dümmmer. Also auch auch jetzt würde ich sagen ist schon irgendwie positiv,

dass man weiß, dass es so was gibt. Dass man auch weiß, dass nicht alles schön ist, dass man das auch früh gelernt hat vielleicht (Fazit) das nicht alles schön ist ähm. () Ja und dass man vielleicht auch einfach nicht so so naiv, was heißt naiv ist. Ich will ja nicht sagen, dass jetzt alle Kinder, die jetzt keine Pflegekinder zu Hause hatten ähm jetzt furchtbar naiv sind, aber ich glaube man hat da schon gewissen Entwicklungsvorsprung an der einen oder anderen Stelle. Ähm, dadurch, dass man sich mit vielen Personen arrangieren musste, mit vielen Situationen (was hat das mit ihr gemacht, wie hat sie sich verändert, was hat es ihr gebracht) arrangieren musste, viele schlimme Geschichten gehört hat. Also ich glaube, ich habe halt dadurch schon mehr erlebt als andere“ (I3: 840-862).

In diesem Ausschnitt konnten mehrere Konzepte gefunden werden:

1. Eifersucht (gegenüber den anderen Kindern)
2. Streit mit der Mutter
3. Verlust von Aufmerksamkeit
4. Verlust der Privatsphäre
5. Erfahrungsvorsprung
6. Realitätskonfrontation

In einem zweiten Schritt, der Kategorisierung, soll nun weiter abstrahiert werden. Konzepte, die sich auf dasselbe Phänomen beziehen, werden zu Kategorien wie in folgendem Beispiel zusammengefasst:

1. Kategorie: Emotionen
  - Eifersucht (gegenüber den anderen Kindern)
  - Streit mit der Mutter
2. Kategorie: Verlusterfahrung
  - Verlust von Aufmerksamkeit
  - Verlust der Privatsphäre
3. Kategorie: Kompetenzentwicklung
  - Erfahrungsvorsprung
  - Realitätskonfrontation

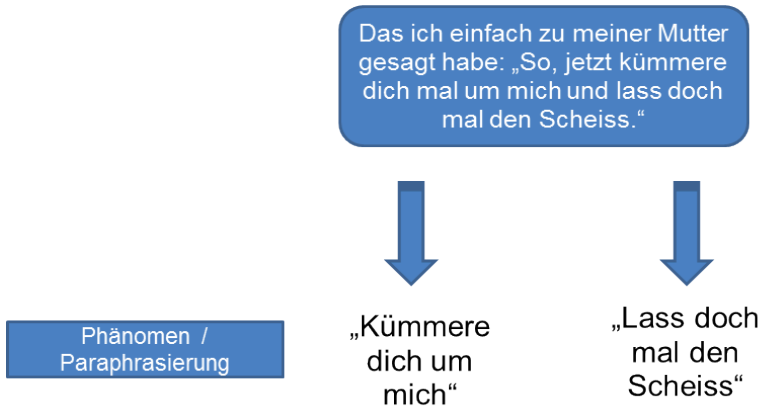
Die resultierenden Kategorien sind alle vorläufig zu betrachten und kön-

nen im weiteren Verlauf der Datenanalyse umstrukturiert, fallen gelassen oder weiterentwickelt werden.

Um das Vorgehen noch nachvollziehbarer zu gestalten, werden im Folgenden anhand einer Textstelle der Kodierprozess und die Kategorienbildung schematisch dargestellt.

Im Anschluss an die Identifizierung der Phänomene in den Textstellen

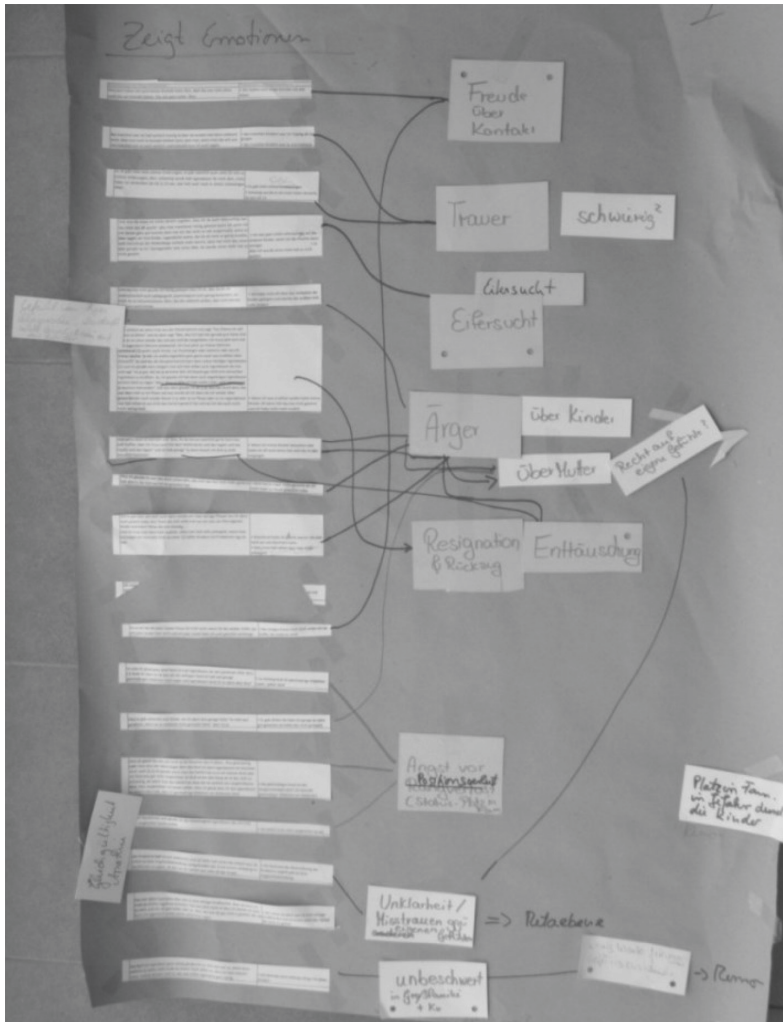
Abb. 12: Zuordnung von Phänomenen, Beispiel 1 (3. Interview)



konnte mit dem offenen Kodieren begonnen werden. Wie oben bereits beschrieben versteht man darunter, die für die Forschungsfrage interessanten Phänomene im Datenmaterial mit einem Code zu versehen. Diese Arbeit wurde von mir vorbereitet und im Rahmen der Arbeitsgruppe durchgeführt. Die Kodierung und auch gleichzeitige Kategorisierung fand, wie erwähnt, mit Papier, Kleber und Karteikarten statt. Die Daten wurden erst im Anschluss mit dem EDV-Programm MAXQDA<sup>67</sup> eingepflegt. Die folgenden Abbildungen veranschaulichen die Entwicklung von Codes

67 MAXQUDA ist eine Software für die qualitative Datenanalyse. In dieser Arbeit wurde mit der Version 11.1 gearbeitet (vgl. <http://www.maxqda.de/> [Stand 11.1.2015]).

Abb. 13: Kodierung der Suchbewegung ‚Zeigen von Emotionen‘ (Interview 3)





aus Textstellen und Phänomenen bis hin zur Kategorienbildung.  
Die Abbildung 15 verdeutlicht, dass aus einem Phänomen unterschied-

Abb. 14: Vom Phänomen zur Kategorie, Beispiel 1 (Interview 3)

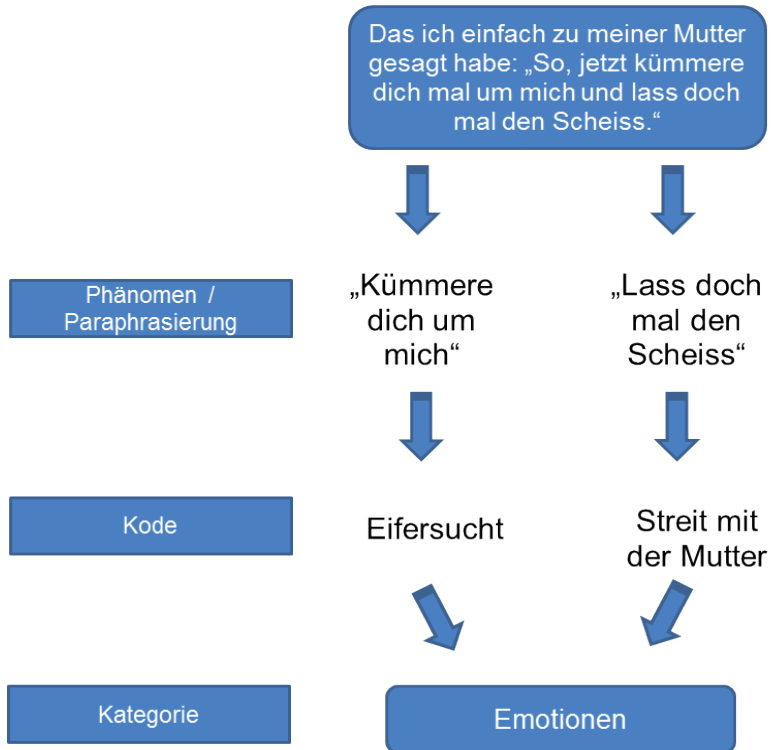
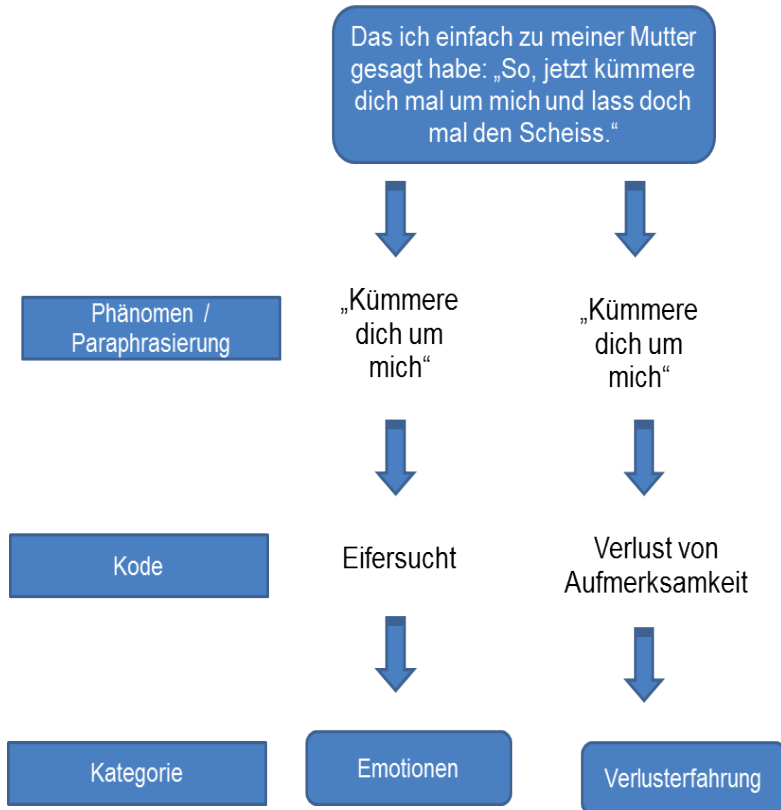


Abb. 15: Vom Phänomen zur Kategorie, Beispiel 2 (Interview 3)



liche Kodierungen und unterschiedliche Kategorien entstehen können.

Im letzten Schritt wurden nun die Eigenschaften und Dimensionen der Kategorien elaboriert, das heißt, die Kategorien können durch Eigenschaften und deren Dimensionen beschrieben werden. Hier soll zur Erläuterung ein weiterer Interviewabschnitt aus dem 3. Interview vorgestellt werden.

„I: Erinnern Sie sich da an konkrete Situationen? (Interviewer: 265)

X: [...] wenn man denen sagt: „So () geh nich in mein Zimmer (Stimme anhebend)“ dass das dann auch verstanden ist „geh nicht in mein Zimmer.“ Und dadurch glaub ich dann hat mir oft das Verständnis gefehlt immer zu sagen: „Ja, ach na gut, der kann da ja nichts für oder sie kann da ja nichts für weil das war ja alles so schrecklich.“ [...] Und das hat mich, glaube ich, häufig ziemlich geärgert [...] da gabs dann schon Situationen (2) ja, oder einfach wo wenn man aus der Schule kommt und sagt: „Hey Mama, ich will dir was erzähle.“ Und sie dann sagt: „Nee, also ich hab hier gerade g:ar keine Zeit, weil da ist schon wieder das und das und das vorgefallen, ich muss jetzt erst mal zum Jugendamt (Stimme anhebend), ich muss jetzt zur Polizei (Stimme anhebend) (2) wohin auch immer, zur Psychologin oder Lehrerin“, oder wo ich immer dachte ja toll, ich wollte eigentlich ganz gerne auch was erzählen, aber (flüstert). So und das die Situation kommt kam dann schon häufiger irgendwann (2) und ich glaube dann steigert man sich halt selber auch irgendwann da rein und sagt: „Na ja gut, die hat ja eh keine Zeit, ich brauch gar nicht erst versuchen irgendwann einfach dann zu sagen: „Okay, dann erzähle ich halt nichts mehr, weil interessiert ja sowieso niemanden“ (I3: 279-303).

Hier wird das Konzept ‚Mama hör mir zu, ich will dir was erzählen‘ zu einer weiteren Komponente der Kategorie ‚Verlusterfahrung‘. So könnte man sagen, dass die Kategorie ‚Verlusterfahrung‘ in dieser Phase zwei Eigenschaften hat:

Kategorie: ‚Verlusterfahrung‘

Eigenschaft:                   1. Verlust  
   2. Fehlendes Verständnis für die Kinder aus Sicht des leiblichen Kindes

Weiterhin kann man diese Eigenschaften in Untereigenschaften aufschlüsseln, was hier an der ersten Eigenschaft aufgezeigt wird:

Kategorie ‚Verlusterfahrung‘

Eigenschaft:                   1. Verlust  
 Untereigenschaft                   a. Verlust von Privatsphäre

- b. Verlust von Aufmerksamkeit
- c. Verlust von Zuwendung
- d. Verlust von familiären Rechten

Das Maß dieser Eigenschaften kann bezüglich ihres Grades, Zeitdauer oder Wiederkehr zum Beispiel als stark, selten, weniger, häufig u.a. aufgeteilt werden. Hier habe ich es für sinnvoll gehalten, das dimensionale Element der Kategorie durch Belegstellen aus den Interviews aufzuzeigen, um auf diese Weise näher am Ausgangsmaterial der Interviews zu sein, aus meiner Sicht essentiell für eine biographische Studie. So wird zum Beispiel das Ausmaß des Vermissens durch eine Aussage wie:

„aber so über die Jahre danach habe ich schon gemerkt, dass ich immer dachte ach wäre sehr schön, (2) wenn ich meine Mutter auch m:al für mich hätte (Stimme anhebend)” (I3: 250-252),

um einen zeitlichen und emotionalen Aspekt erweitert. Durch die Betonung der gesprochenen Wörter und des lauter bzw. leiser Sprechens wird die Aussage weiter untermauert.

Dieses in drei Schritten, d. h. der Konzeptualisierung, der Kategorisierung und dem Elaborieren von Eigenschaften und Dimensionen durchgeführte offene Kodieren findet in der Anfangsphase der Forschung als eine „*line by line*“-„Analyse“ statt, bei der jeder Satz Phrase bzw. jedes Wort auf ihre Aussage hin analysiert wird (WALKER & MYRICK 2006: 551).

Die Zahl der entwickelten Codes für das hier beschriebene Interview (3) belief sich auf 251 Codes, also knapp 100 mehr als ausgewählte Textstellen. Dies erklärt sich dadurch, dass einer Textstelle und einem Phänomen mehrere Kodierungen zugeordnet werden können (siehe Textbeispiel 2). Auch können, wie im Textbeispiel 1 zu sehen, unterschiedliche Codes dennoch in einer gemeinsamen Kategorie verortet werden.

Nachdem das erste Interview mit allen seinen Suchbewegungen ausgewertet wurde, ergaben sich daraus vorläufige Codes und Kategorien. Vorläufig deswegen, weil man sich nach Auswertung weiterer Interviews erneut dem Interview zuwendet und dann nach Gemeinsamkeiten aller Interviews sucht, Codes zusammenlegt und Kategorien umbildet und umbenennt. Dies macht den zirkulären Forschungsprozess in Anlehnung an die Grounded Theory deutlich (vgl. TRUSCHKAT et al. 2011: 372).

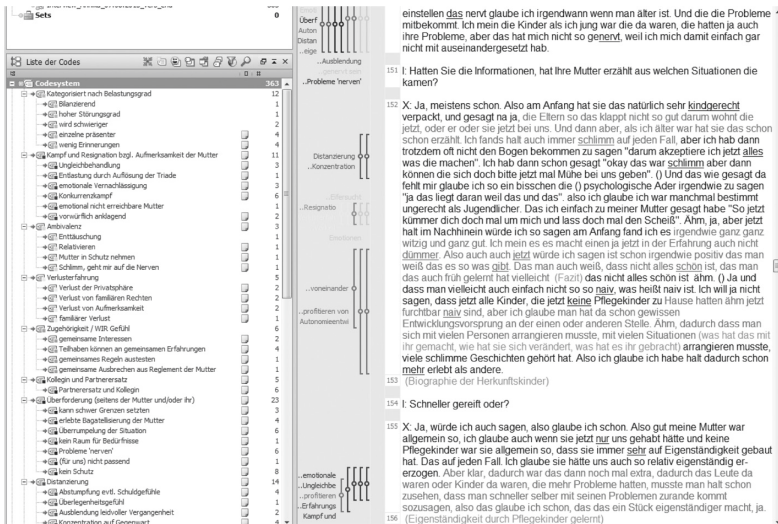
Auch wenn die zu einer Zeit entwickelten Kodierungen und Kategorien in ihrer Begrifflichkeit vielleicht noch holprig oder plakativ erschienen, so wurden sie zunächst belassen, um sie später im Gesamtkontext vergleichend mit den anderen Interviews zu strukturieren, zu präzisieren und ggf. anders zu benennen. Vier der verwendeten Interviews wurden analog dieser Vorgehensweise ausgewertet. Erst dann wurden sie in ihrer Gesamtheit betrachtet und in einen Kontext gebracht, das sogenannte axiale Kodieren, die restlichen drei Interviews wurden zur Bestätigung der Kategorien später hinzugezogen.

Der Einsatz von MAXQDA erfolgte in der vorliegenden Arbeit im Sinne von KUCKARTZ (2010: 64) als „*Two-step-Codieren*“ benannte Variante, weil sie das Arbeiten innerhalb der Arbeitsgruppe erleichterte. Wir gruppierten uns somit nicht alle vor einem Computer, um mittels „cut and paste“ (KUCKARTZ & GRUNENBERG 2010: 503) Texte zu markieren, sondern praktizierten wie im ‚Vor-Computer Zeitalter‘ ein Verfahren mit Hilfe von Schere, Klebstoff und Karteikarten, was uns innerhalb der Arbeitsgruppe viel mehr kreativen Raum gab. Dennoch war es sinnvoll und hilfreich, die Daten anschließend in MAXQDA einzugeben, weil ich in der Software die Interviews zusammenführen konnte und die Daten später durch die sogenannte „*Code and retrieval*“ Funktion (KUCKARTZ & GRUNENBERG 2010: 503) wiederfinden und gleiche Codes aus verschiedenen Interviews zusammenführen konnte.

Nachdem alle drei Interviews den ersten Kodierdurchgang durchlaufen hatten, begann ich mit dem axialen Kodieren und dem Zusammenführen von Codes und Kategorien zur Findung einer bzw. mehrerer Kernkategorien.

In einem fortgeschrittenen Forschungsstadium reduziert sich zunehmend die Anzahl neugewonnener Informationen, bis zuletzt keine neuen Aspekte gewonnen werden können und die Kategorien somit gesättigt sind. So konnten in dieser Studie nach dem fünften Interview keine neuen Informationen in Bezug auf die Kategorie ‚Verlusterfahrung‘ gefunden werden.

Abb. 16: Beispiele für die übersichtliche Darstellung der Codes und Kategorien in MAXQUDA



## 12.4 Das Axiale Kodieren bzw. Zusammenführen von Codes und Kategorien

Das axiale Kodieren wird beschrieben als:

A set of procedures whereby data are put together in new ways after open coding, by making connections between categories (STRAUSS & CORBIN 1996: 96).

Zum Ende des Prozesses wird eine Klassifikation von Konzepten erreicht, die eine höhere Ordnung auf abstrakterer Ebene von Konzepten darstellt. Das Vergleichen von Konzepten, die sich offenbar auf ein ähnliches Phänomen beziehen, wird komparative Analyse genannt. Eigenschaften und Dimensionen von Kategorien werden anschließend auf ihre Beziehungen untereinander untersucht und angeordnet. Mittels Kodierparadigmen

(siehe Kap. 11.3.2.2) werden die Kategorien miteinander in Beziehung gesetzt. In diesem Arbeitsschritt wurden sowohl in den Arbeitsgruppentreffen als auch durch mich in Einzelarbeit die Konzepte und Kategorien anhand des Kodierparadigmas angeordnet. Fehlende Elemente wurden ergänzt und durch iteratives, also wiederholtes Hinzuziehen weiterer Daten aus den Interviews und zusätzlich aus der Literatur verfeinert. Zwischen einzelnen Kategorien wurden fehlende Elemente identifiziert und benannt sowie nach Indikatoren für diese Konzepte in den Daten gesucht.

Diese Art der Analyse der Daten ist komplex und enthält nach STRAUSS & CORBIN (1996) vier Analyseschritte, die simultan durchgeführt werden:

1. Das hypothetische In-Beziehung-Setzen von Subkategorien zu einer Kategorie durch Aussagen, die die Natur der Beziehungen zwischen den Subkategorien und dem Phänomen bezeichnen – ursächliche Bedingungen, Kontext, intervenierende Bedingungen, Handlungs- und interaktionale Strategien, Konsequenzen;
2. Das Verifizieren dieser Hypothesen anhand der tatsächlichen Daten;
3. Die fortgesetzte Suche nach Eigenschaften der Kategorien und Subkategorien, und nach der dimensional Einordnung der Daten (Ereignisse, Geschehnisse, etc.), auf die sie verweisen;
4. Die beginnende Untersuchung der Variation von Phänomenen, wobei jede Kategorie und ihre Subkategorien mit verschiedenen Mustern verglichen werden, die durch Vergleich der dimensional Einordnung von Beispielen aus den Daten entdeckt wurden. Beim axialen Kodieren beziehen sich die Vergleiche, die man zieht, und die Fragen, die man stellt, auf diese hier aufgeführten Schritte (STRAUSS & CORBIN 1996: 86).

Dieses Kodierparadigma soll dazu beitragen, das untersuchte Phänomen hinsichtlich all seiner wichtigen Merkmale und deren Zusammenhänge zu analysieren. Das Kodierparadigma besteht aus folgenden Subkategorien, die sich um ein Phänomen bzw. eine Kategorie anordnen (vgl. STRAUSS & CORBIN 1990: 99 ff.):

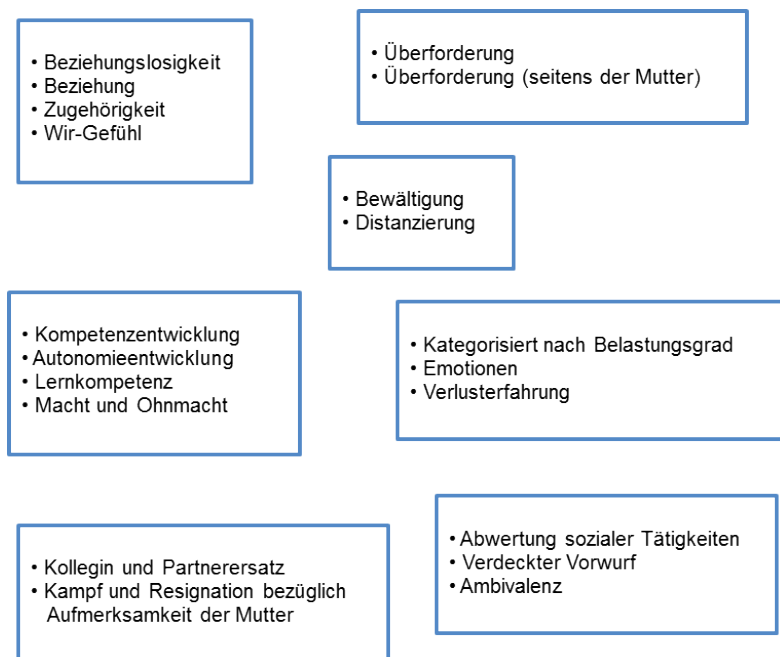
- a. die ursächlichen Bedingungen
- b. die intervenierenden Bedingungen

- c. die Kontextvariablen
- d. die aktionalen / interaktionalen Strategien
- e. die Konsequenzen

In einem Kodierparadigma kann somit ein komplexer analytischer Bezugsrahmen erarbeitet werden, indem die Kodierungen jeder Kategorie auf ihre Verknüpfung mit anderen Kategorien untersucht werden. Zur besseren Verdeutlichung wird dieser Vorgang in vereinfachter Weise dargestellt.

Die folgende Abbildung zeigt alle Kategorien (ohne Subkategorien) die im zweiten Interview entwickelt wurden. Sie stellen die Grundlage für die Entwicklung der Kodierparadigmen dar.

Abb. 17: Entwickelte Kategorien aus dem Interview 3





Die abgebildeten Kategorien wurden geclustert und in mehreren Arbeitsschritten wurden verschiedene Kodierparadigmen erstellt, bei denen immer ein anderes Phänomen (hier synonym für Kategorie nach STRAUSS & CORBIN) im Zentrum stand. Im Folgenden wird ein Kodierparadigma im Rahmen des axialen Kodierens vorgestellt. Es handelt sich um das Phänomen bzw. die Kategorie ‚Verlusterfahrung‘ aus dem dritten Interview.

Zunächst ist es wichtig, den Begriff des Phänomens ‚Verlusterfahrung‘ genau zu benennen, um zu veranschaulichen, welchen Sinn er in diesem Kontext hat. Verlust wird hier in Anlehnung an DRACUP & BREU (1978) definiert als das Wegnehmen eines Objektes, einer Person, eines Besitzes oder eines Ideals, das von der betroffenen Person als wertvoll und wichtig eingestuft wurde (vgl. DRACUP & BREU 1978: 212). Man kann Verlust nur dann erfahren, wenn Personen, Dinge oder Ideale dieses Bezugsrahmens von der Person überhaupt als wertvoll erlebt werden. Als Beispiel für ein Ideal sei zu nennen, dass die Befragte sich daran erinnerte, früher viel mehr Zeit mit den Eltern verbracht zu haben und eine höhere Aufmerksamkeit für Ihre individuellen Bedürfnisse genossen zu haben.

Im Folgenden wird das Kodierparadigma analog der Abbildungen 18, 19 und 20 erklärt.

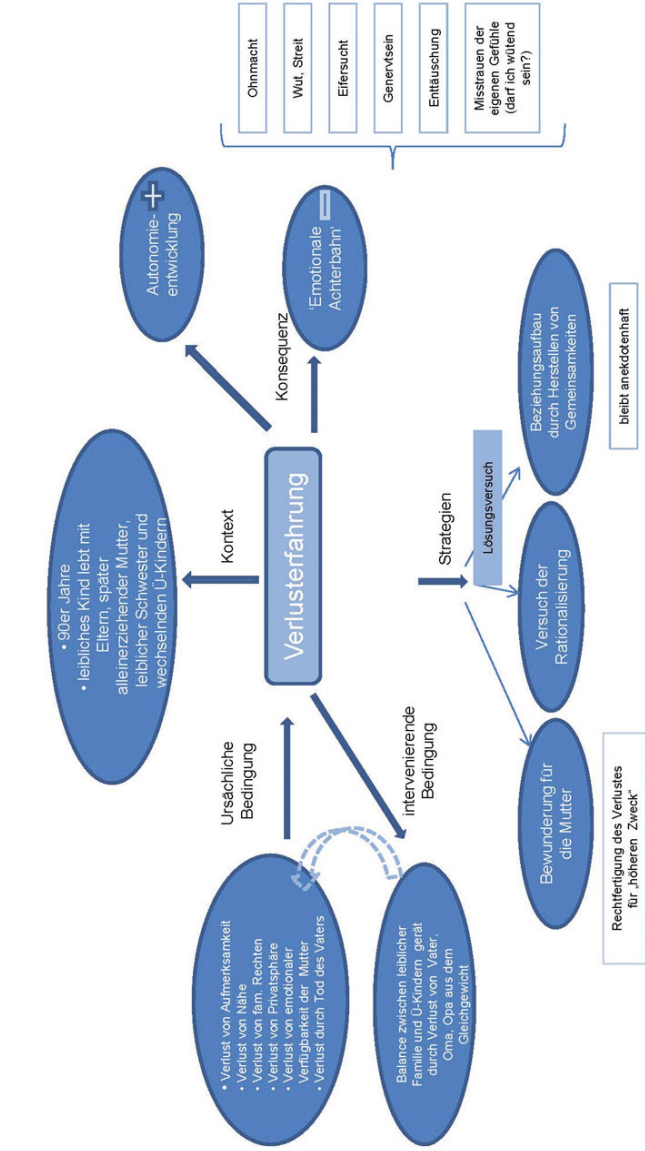
### *a. Die ursächlichen Bedingungen*

Beginnen möchte ich mit einem Interviewausschnitt (Interview 3):

„Hey Mama ich will dir was erzählen“ und sie dann sagt: „Nee, also ich hab hier gerade g:ar keine Zeit, weil da ist schon wieder das und das und das vorgefallen, ich muss jetzt erst mal zum Jugendamt (Stimme anhebend), ich muss jetzt zur Polizei“ (Stimme anhebend), (2) wohin auch immer, zur Psychologin oder Lehrerin oder wo ich immer dachte: „Ja toll, ich wollte eigentlich ganz gerne auch was erzählen aber...“ (13: 293-298).

Die ursächlichen Bedingungen stellen hier unterschiedliche Arten von Verlusten dar. Bezogen auf das Textbeispiel ist hier zunächst der Verlust der Aufmerksamkeit und der Verfügbarkeit der Mutter zu benennen, da diese bedingt durch die Aufnahme der Übergangspflegekinder nicht mehr in dem gewohnten Maße Zeit hat. Sie konzentriert ihre Aufmerksamkeit laut Aussage der Interviewten auf die Probleme und Auffälligkeiten der

Abb. 18: Kodierparadigma Interview 3, Kategorie Verlufterfahrung







Übergangspflegekinder. Dies führt dazu, dass die Interviewte in vielen Situationen vermehrt auf sich allein gestellt ist. Ein anderer Verlust wäre z. B. der Verlust von Privatsphäre durch das Teilen des Zimmers mit einem Übergangspflegekind:

„[...] meine Mutter das schon hin und wieder mal gemacht dass wir ein Zimmer teilen mussten“ (I3: 415-416).

Weitere Arten von Verlusten, die hier nicht weiter ausgeführt werden, sind:

- Verlust von Nähe
- Verlust von familiären Rechten
- Verlust von emotionaler Verfügbarkeit der Mutter
- Verlust durch Tod des Vaters

### ***b. Die intervenierenden Bedingungen***

Mit dem Begriff intervenierend werden verschiedene Bedingungen bezeichnet, die Aktionen und Interaktionen im Sinne eines dynamischen Prozesses positiv oder negativ beeinflussen.

Die intervenierenden Bedingungen verstärken in diesem Kodierparadigma die ursächlichen Bedingungen. Die Befragte beschreibt zunächst ihr Aufwachsen innerhalb einer glücklichen Großfamilie mit

„Jubel, Trubel, Heiterkeit“ (I3: 808),

in der sie mit den Eltern, der leiblichen Schwester und den Großeltern sowie ein bis zwei Übergangspflegekindern unter einem Dach lebte. Nach dem Auszug der Großeltern und dem Tod des Vaters kommt die Balance zwischen leiblicher Familie und Übergangspflegekindern aus dem Gleichgewicht. Verstärkt wird dieses Ungleichgewicht durch den Aufenthalt von zeitweise drei oder vier Übergangspflegekindern in der Familie, denen gegenüber die Mutter, die leibliche Schwester und sie selbst stehen. Dies verstärkt den Verlust und das früher empfundene Wir-Gefühl schwindet.

### ***c. Die Kontextvariablen***

Der Kontext wird definiert durch ein spezifisches Set von Eigenschaften und ihrer dimensional Ausprägung.

„Ja, ja, sie hat es ja insgesamt dann wahrscheinlich, gut ich bin jetzt 30, jetzt die letzten Jahre hat sie es nicht, aber sie hat es ja über (3) über deutlich über 20 Jahre gemacht, ja so ungefähr ja, (2) so 23 Jahre oder so so ungefähr. Und wie gesagt wenn man dann mal so Hochphasen waren wo vier Kinder gleichzeitig da waren (Stimme anhebend), das läppert sich dann schon“ (I3: 1119-1123).

„[...] mein Vater ist verstorben als ich dreizehn war und das heißt, sie war halt auch immer alleine, sozusagen ähm mit den Kindern, mit uns und den Kindern und so also sie hat jetzt auch keinen Partner gehabt, der bei uns gewohnt hat“ (I3: 1246-1249).

Hier beschreibt die Interviewte den Bezugsrahmen und verdeutlicht zum einen, dass sehr viele Kinder im Laufe der Jahre in der Familie lebten, zum anderen, dass die Mutter nach dem Tod des Vaters alleine für die leiblichen und die Übergangspflegekinder sorgte.

#### *d. Die aktionalen / interaktionalen Strategien*

Als Reaktion auf ein Phänomen wurden folgende Strategien entwickelt:

- **Bewunderung für die Mutter**

Die Befragte fühlt sich ungerecht behandelt und bemüht sich, dieses zu kompensieren, indem sie die Verlusterfahrung durch einen höheren Zweck zu rechtfertigen versucht:

„Also ich glaub bei ihr war das wirklich ja nicht nur Beruf, sondern auch Berufung“ (I3: 616-617).

Sie bewundert ihre Mutter für ihre Arbeit als Übergangspflegemutter:

„Also Hut ab vor meiner Mutter wie sie das immer so alles hingekriegt hat“ (I3: 762-763).

Die Tochter vermag es nicht, dem altruistischen Aspekt eigene Bedürfnisse entgegen zu setzen. Dafür erntet die Mutter von der Tochter Anerkennung und Bewunderung. Die Überhöhung der Tätigkeit wird seitens der Tochter als Strategie eingesetzt, um den Verlust der mütterlichen Aufmerksamkeit zu kompensieren.

- Rationalisierung, Reframing

Die Methode des Reframing geht auf de Shazer zurück (BANDLER & GRINDER 1985: 12). In der Anwendung der Methode des Reframings (positives Framing) wird ein Problem, ein Ereignis, eine Verhaltensweise usw. aus dem Bezugsrahmen genommen und in einen neuen gesetzt. Dies bedeutet, dass die eigene Wahrnehmung dazu die gewohnte Perspektive verlassen muss, um einen anderen Blickwinkel einzunehmen. Dadurch entsteht eine neue Sichtweise auf das Geschehen und eine neue Wirklichkeitsauffassung. Dies schafft die Möglichkeit einer Verhaltensänderung (vgl. BANDLER & GRINDER 1985: 13). Mit dem Reframing ist somit eine Art positive Umdeutung gemeint, indem z. B. die Interviewte umdeutet, dass die Mutter keine sei, die ihr selbst etwas wegnehme, sondern jemand, der anderen, in diesem Fall den Übergangspflegekindern, etwas gebe, auch wenn sie dabei selbst dann zu kurz kommt. Die Befragte versucht somit belastende Situationen durch einen neuen Blickwinkel zu kompensieren:

„Und sie hat das aber immer so ein bisschen gebraucht hat, um das äh ja vielleicht auch mit uns aufzuarbeiten, zu verarbeiten wie auch immer [...] Also weil mein Vater ist verstorben als ich dreizehn war und das heißt sie war halt auch immer alleine sozusagen ähm mit den Kindern und so“ (I3: 1244-1247).

Sie relativiert, ihre Mutter habe mit ihr die Probleme der fremden Kinder aufgearbeitet, zumal sie durch den Tod des Vaters auch keine erwachsene Person mehr zum Austausch hatte.

- Beziehungsaufbau durch Herstellen von Gemeinsamkeiten

Diese Strategie, das Entstehen eines Wir-Gefühls durch gemeinsame Erfahrungen mit den Übergangspflegekindern und dem Abgrenzen von der Mutter, gelingt der Interviewten nur in Ansätzen:

„Aber die kannte halt welche, die Pferde hatten und dann da bin ich dann so ein bisschen reingekommen. Das war so ganz schön irgendwie. Also da habe ich so das Hobby mitgenommen“ (I3: 1627-1628).

Des Weiteren werden auch Ansätze gemeinsamen Probehandelns gezeigt, die sie aber nicht vertieft, sondern die sehr oberflächlich und anekdotenhaft bleiben:

„Wie ein Pflegekind, auch ein etwas älteres Kind, mir das Rauchen beigebracht hat. Was ich dann glücklicher Weise auch wieder abgelegt habe (lacht). Ähm die hat halt geraucht irgendwie, war zwei, drei Jahre älter und ähm ja, die hat dann immer gesagt 'hier und ne und so und' das typisch wie man so zum Rauchen kommt“ (I3: 497-501).

Auffällig ist an dieser Stelle, dass die Befragte wenig dieser Lösungsversuche benennt.

#### *e. Die Konsequenzen*

Konsequenzen der durchgeführten oder unterlassenen Aktionen können vielfältig sein. So kann es sich zum Beispiel sowohl um Ereignisse als auch um Reaktionen anderer handeln. Konsequenzen, die hinsichtlich einer bestimmten Kategorie gefunden wurden, können zu einem anderen Zeitpunkt in einem anderen Zusammenhang zu kausalen Bedingungen werden. Das Interview beinhaltet viele Beispiele für gescheiterte Lösungsversuche und diverse unverarbeitete Emotionen. Es spiegelt Ohnmacht, Wut, Eifersucht sowie Enttäuschung wieder und die Befragte wirft die Frage auf, ob sie selbst diese Gefühle überhaupt hegen durfte. Diese Verlusterfahrung und das Erleben dabei lassen sich in der Konsequenz am besten als emotionale Achterbahn beschreiben, die all diese Empfindungen vereint.

#### **Konsequenz: emotionale Achterbahn und die daraus resultierenden Gemütsbewegungen**

##### • Ohnmacht

In vielen Situationen, die die Interviewte beschreibt, macht sich ein Gefühl von Ausweglosigkeit breit. Viele Entscheidungen wurden ohne ihre Beteiligung getroffen und sie hatte nie die Wahl aktiv daran teil zu haben:

„Das war eine Tatsache. [Anm. Autor: dass die Kinder kamen]. Also sie hat das natürlich mir versucht so ein bisschen schmackhaft zu verkaufen je nachdem was man da gerade gutes verkaufen konnte“ (I3: 423-424).



Hier wird deutlich, dass die Interviewte keinerlei Mitspracherecht bei der Aufnahme von Übergangspflegekindern hatte, sei es das Alter, das Geschlecht oder sonstiges betreffend.

- Wut, Streit

Im Interview wird deutlich, dass die Befragte oft sehr wütend war und auch während des Interviews entsteht der Eindruck, dass auch jetzt noch unterschwellig sehr viel Wut vorhanden ist, die durch Tonation und Lautstärke in der Sprache noch intensiviert wird:

„Das ich einfach zu meiner Mutter gesagt habe: "So jetzt kümmer dich doch mal um m:ich und lass doch mal den Scheiß (Stimme anhebend)“  
(I3: 848-850).

- Eifersucht

Die Eifersucht zieht sich wie ein roter Faden durch das Interview. Die Befragte erzählt, dass sie eifersüchtig war, weil sie von ihrer Mutter ständig mit den gleichaltrigen Übergangspflegekindern verglichen wurde und weil diese von ihr immer vorgezogen wurden, sobald es darum ging, sich um deren Anliegen und Probleme zu kümmern:

„Lag glaube ich auch an den Geschichten um andere Kinder, dass ich wahrscheinlich auch ein bisschen eifersüchtig war, dass sie sich damit so viel beschäftigt“ (I3: 1270-1271).

- Genervt sein

Das Genervt sein spiegelt auch eine Art Wut wieder, die sich hier ganz passend als kalte Wut beschreiben lässt, die ab und zu in der Befragten wieder hochsteigt, auch nach so vielen Jahren noch:

„Wenn man nach Hause kommt und eigentlich erst mal durchatmen will, am Esstisch sitzt und meine Mutter erzählt dann so ein Bart, was mit den Pflegekindern jetzt heute gerade war oder gestern [...] aber das nervt mich halt auch jetzt heute noch“ (I3: 1258-1261).

- Enttäuschung

Auch heute, so beschreibt es die Befragte, ist sie hin und wieder vom Verhalten der Mutter enttäuscht. Anlass hierzu bieten, und das hat sich in all den Jahren nicht verändert, weiterhin die Übergangspflegekinder:

„Wenn ich dann mal einmal im Monat da bin auf nen Kaffee, dass die dann auch Zeit hat. Und wenn dann so was kam wie "also, he du kannst natürlich gerne kommen zum Kaffee, aber ich muss noch mit dem telefonieren und das regeln und das regeln und das regeln" (I3: 331-334).

- **Misstrauen der eigenen Gefühle**

Die Befragte stellt sich immer wieder im Interview die Frage, ob sie überhaupt diese ganzen Gefühle wie beispielsweise die Eifersucht gegenüber den Übergangspflegekindern oder die Wut gegenüber der Mutter empfinden darf. Hier äußert sich sehr Doppeldeutiges, die Wut aus Sicht der Tochter gegenüber der Mutter steht konträr zur Bewunderung der Mutter als Heldin (siehe Strategie). Das verursacht bei der Befragten ein schlechtes Gewissen angesichts der eigentlich nicht erlaubten Wut und sie versucht, sich im Interview zu rechtfertigen:

„Und das hat mich - glaube ich - häufig geärgert, dass ich da, aber da bin ich wahrscheinlich auch pädagogisch, psychologisch nicht genug bewandert, um mich da so reinzusetzen" (I3: 286-288).

Abschließend wird deutlich, dass die Interviewte aus der emotionalen Achterbahn nicht herauskommt und somit auch kein positives Fazit über das Aufwachsen als leibliches Kind in der Übergangsfamilie geben kann:

„Man muss ja jetzt gar kein so konkretes Fazit ziehen, aber also würde mir auch schwer fallen. Also ich glaube, so wenn man mich fragen würde, am Anfang fand ich es überwiegend super und dann ist es halt irgendwann gekippt" (I3: 810-812).

## **Konsequenz abseits der emotionalen Achterbahn**

- **Autonomieentwicklung**

Etwas Positives kann die Befragte dennoch benennen. Sie beschreibt, dass sie durch den Verlust der Aufmerksamkeit und emotionaler Verfügbarkeit der Mutter, früh gelernt hat, selbständig zu werden:

„Dadurch, dass Leute da waren oder Kinder da waren, die mehr Probleme hatten, musste man halt schon zusehen, dass man schneller selber mit seinen Problemen zurande kommt sozusagen, also das glaube ich schon, dass das ein Stück eigenständiger macht, ja" (I3: 869-872).

## Erläuterung

Die Beziehungen der Kategorien und Variablen innerhalb des Kodierparadigmas sind um einiges komplexer als hier beschrieben, da es sich um lebendige Prozesse handelt, die rückgekoppelt sind und daher schwer in einem Fließtext darstellbar sind. Sie lassen sich nicht immer auf den ersten Blick in den Daten erkennen, hier dient die textliche Darstellung jedoch dazu, die Nachvollziehbarkeit meiner Vorgehensweise zu illustrieren.

Wichtig ist noch zu erwähnen, dass es bei der ständigen vergleichenden Analyse nicht nur um Gemeinsamkeiten, sondern auch um Unterschiede innerhalb der Kategorien geht, um später eine dichte, gesättigte Theorie zu erhalten. Dieses Prinzip nennen STRAUSS & CORBIN (1990):

The heart of grounded theory (STRAUSS & CORBIN 1990: 95).

Gerade bei umfangreichem Datenmaterial kann es vorkommen, dass zunächst mehrere Phänomene als zentral erscheinen und der Forschende entscheiden muss, worauf er den Fokus in der Untersuchung legen will.

Wie im nächsten Kap. 13 noch weiter ausgeführt wird, erreichten wir innerhalb der Arbeitsgruppe nach Erstellung der Kodierparadigmen einen Durchbruch, und mit einem Mal eröffnete sich uns ein ganz neuer Blickwinkel auf das Forschungsthema.

Das Rollenverhalten der Mutter beeinflusste in allen Interviews die Verarbeitung des Erlebten und zog sich wie ein roter Faden durch das gesichtete Datenmaterial. Mit Spannung verfolgten wir, wie sich das Netz an Daten um das Kernthema verdichtete. Besonders entscheidungsrelevant für das Kernthema ist es, inwieweit sich die anderen Kategorien der Untersuchung anhand des Kodierparadigmas um das ausgewählte Kernphänomen gruppieren lassen, also die Frage nach der Integrationskraft des Phänomens. Ein Kernthema wird sich umso deutlicher aus den verschiedenen Kategorien heraus kristallisieren, je verständlicher sich die einzelnen Kodierparadigmen um das Kernthema netzartig spannen lassen. Die Integrationskraft des Kernthemas entwickelt hierbei eine Eigen-dynamik, die den Deutungsaspekt der Daten im Sinne der ‚Grounded Theory als Forschungsprozess‘ weiterbringt. Letztendlich entwickelt sich

hieraus die Möglichkeit zur Aufstellung einer Hypothese, die folgendes beinhaltet kann:

Unter diesen Bedingungen (Auflistung) passiert das und das; während unter anderen Bedingungen das und das eintritt (STRAUSS & CORBIN 1996: 107).

Im letzten Schritt der Grounded Theory, schließt sich nun das selektive Kodieren an.

### 12.5 Das selektive Kodieren

Das axiale Kodieren bereitet durch die Entwicklung von Beziehungen zwischen den Kategorien das selektive Kodieren vor, bei dem nun die Kategorien und Subkategorien zu einer Theorie verdichtet werden sollen. In diesem Fall muss dem zentralen Phänomen ein Name gegeben werden. Wichtig dabei ist es, dass man sich für ein Leitthema entscheidet, auch wenn zwei Themen gleich wichtig zu sein scheinen:

It is essential however, to make a choice between them in order to achieve the tight integration and the dense development of categories required of a grounded theory (STRAUSS & CORBIN 1990: 121).

Der Forscher sucht aktiv nach diesem zentralen Leitthema, dem sich alle anderen Kategorien unterordnen. Er muss eine Entscheidung treffen, unter welchem Blickwinkel er die vorhandenen Daten, Kategorien und Hypothesen ordnen will. In meinem Fall konnte keine bereits bestehende Kategorie gefunden werden, die alle anderen Hauptkategorien thematisch umfasste. Aber es ließ sich ein immer wieder auftauchender roter Faden finden, der sich durch alle Interviews und Kategorien zog. Dies stellt nicht im engeren Sinne eine theoretische Zusammenführung in eine Kernkategorie nach der Grounded Theory dar, sondern soll zusätzliche Blickwinkel auf das Material eröffnen, die einen Transfer der Forschungsergebnisse in die Qualitätsentwicklung der Praxis Sozialer Arbeit erleichtern.

Alle Befragten thematisierten im Verlauf des Interviews mehrmals das Rollenverhalten der Mutter. Dieses Verhalten wurde oft ins Verhältnis gesetzt zur Bewältigung von erlebten Situationen.

### *Beispiele für mütterliche Rollen aus Sicht der leiblichen Kinder*

#### Interview 1

„Meiner Mutter gegenüber ja. Ähm, die war aber nur einfach überfordert, die konnte das auch tatsächlich nicht steuern und hat dann gesagt ‚jetzt stell dich mal nicht so an‘, und ‚ist halt nichts kaputt gegangen‘ oder ich weiß nicht was, aber das war eben auch so ne emotionale Geschichte, denn die haben halt da nichts zu suchen und dann sollen sie da auch nicht rein, aber das hat sie so nicht akzeptiert oder nicht (2) wirklich äh nachhaltig dann gesagt so, ne, ‚ihr habt jetzt eure eigenen Zimmer und das von Mark lasst ihr in Ruhe‘“ (I1: 552-559).

#### Interview 2

„Das ist eigentlich immer, hat sie immer halt versucht, alle gleich zu behandeln oder alle auf eine Stufe zu stellen“ (I2: 482-483).

#### Interview 3

„Wenn man aus der Schule kommt und sagt: ‚Hey Mama, ich will dir was erzählen‘ und sie dann sagt: ‚Nee, also ich hab hier gerade gar keine Zeit, weil da ist schon wieder das und das und das vorgefallen, ich muss jetzt erst mal zum Jugendamt (Stimme anhebend), ich muss jetzt zur Polizei‘ (Stimme anhebend) (2) wohin auch immer, zur Psychologin oder Lehrerin oder wo ich immer dachte ‚ja toll, ich wollte eigentlich ganz gerne auch was erzählen aber‘ (flüstert)“ (I3: 293-298).

#### Interview 4

„Ja, ich glaube auch da () das meine Mama ähm früher () glaube ich wollte, dass ähm sie vielleicht nicht sich so viel kümmern muss um die Pflegekinder [...] weil sie ja auch noch ihren kleinen Sohn zu Hause hatte. [...] das hat sie da schon immer ziemlich ziemlich bewusst gelenkt, was wir für Pflegekinder da haben“ (I4: 785-795).

### Interview 5

„Nein, Mama sagt, dass wir im Vordergrund stehen. Egal was ist, wir stehen vor den Kindern, weil wir Mamas leibliche Kinder sind“ (15B: 1312-1313).

Das selektive Kodieren beinhaltet somit zunächst nur die Erfassung verschiedener Rollenmuster. Die weiterführende Interpretation hinsichtlich des Kernthemas, bezogen auf jedes einzelne Interview, findet sich im 14. Kapitel.



### 13 | Konkretisierung der Fragestellung

Wie schon im Kap. 11.2. betont, konkretisiert sich die Forschungsfrage bei der Anwendung der Methode der Grounded Theory im Laufe des Forschungsprozesses. Auch in dieser Arbeit führte das offene und axiale Kodieren zur Verdichtung von Kategorien, was im Weiteren zur Fokussierung und Weiterentwicklung der Forschungsfrage und zur Entstehung der Arbeitsthese führte.

Nach ausführlicher Literaturrecherche und sichten vieler internationaler Studien zu der Thematik (siehe Kap. 6) wurde deutlich, dass die leiblichen Kinder, die in einem solchen Setting aufwachsen, viele Verluste<sup>68</sup> erleben, die es zu bewältigen gilt. Nachdem das erste Interview analysiert und die ersten Kategorien benannt wurden (siehe ausführlich im Kap. 12) zeigten sich auch hier vermehrt zu bewältigende Verluste seitens der leiblichen Kinder. Je mehr Interviews analysiert wurden, umso deutlich wurde die große Anzahl an Bewältigungssituationen, die die Kinder beschrieben. Auffällig war dabei, dass jedes Kind daraus sehr individuelle Entwicklungsmuster entfaltete (siehe Kap. 14).

Inhaltlich wurde die Fragestellung wie folgt konkretisiert, um die Daten noch einmal dahingehend zu analysieren:

*Wie bewältigten leibliche Kinder in Übergangspflegefamilien die erlebte Situation und welche eventuellen Kompetenzen<sup>69</sup> entwickeln sie daraus für sich?*

---

68 Hier beziehe ich mich begrifflich auf die Definition des Begriffes aus Kap. 4.4.2.

69 Als Kompetenzen werden beispielsweise Autonomieentwicklung, Sozialkompetenz, Selbstwertgefühl, Empathie, klare Grenzsetzung etc. verstanden, die im Ergebnisteil dieser Arbeit ausführlich unter dem Begriff Konsequenzen im Rahmen der Vorstellung der Kodierparadigmen diskutiert werden.



Bei der Entwicklung von Kodierparadigmen im Rahmen des axialen Kodierens kam es zu mehreren zentral erscheinenden Phänomenen und ich musste entscheiden, auf welches dieser Phänomene ich das Augenmerk legen wollte. Folgende Fragen waren für diese Entscheidung essentiell:

Was ist in diesem Untersuchungsbereich am auffallendsten? Was halte ich für das Hauptproblem? (STRAUSS & CORBIN 1996: 97).

Mit diesen Fragen konnten aus den Interviews folgende Auffälligkeiten extrahiert werden:

- die leiblichen Kinder wurden oft mit ihren Problemen allein gelassen
- die leiblichen Kinder gerieten aus dem Fokus der Eltern, die sich vermehrt um die Übergangspflegekinder kümmerten
- die leiblichen Kinder mussten ständig ihren Platz innerhalb des Familiensystems behaupten
- die Übergangspflegemütter stellten eine zentrale Rolle im Erleben des Aufwachsens in diesem Setting dar und die Väter wurden kaum genannt
- jeder Befragte schilderte viele Verlusterfahrungen.

Der letztgenannte Punkt ‚Verlusterfahrungen‘ zieht sich dabei wie ein roter Faden durch die genannten Auffälligkeiten. Da in den fünf Interviews die Befragten jeweils unterschiedlich mit Verlusten umgingen und dieses deutlich im Zusammenhang mit dem Rollenverhalten der Übergangspflegemutter stand, entwickelte ich folgende Arbeitshypothese:

*Die Verlusterfahrungen und deren Bewältigung stehen in Abhängigkeit zum Rollenverhalten der Übergangspflegemutter*

Diese These ist besonders beachtenswert, weil sie einen überraschenden neuen Blickwinkel eröffnet. Vor Beschäftigung mit dem Untersuchungsgegenstand bin ich davon ausgegangen, dass eine Integration der Übergangspflegekinder in den Familienverbund und eine Gleichbehandlung analog den leiblichen Kindern alle Beteiligten zufriedenstellt, d. h. die Mutter für beide Kinder die gleiche Rolle einnimmt. Dies ließ sich in Ansätzen

aus dem zuerst durchgeführten Interview<sup>70</sup> ableiten und spiegelte auch vielfach die Aussagen aus der Literatur wieder. Da sich in den weiteren Interviews diese Annahme jedoch nicht bestätigte und eher konträre Angaben folgten, begann ich diesen Aspekt näher zu untersuchen. Durch weitergehende Datenanalyse und die Entwicklung der Kodierparadigmen im Rahmen des axialen Kodierens zeigte sich zunehmend, dass die Situation der leiblichen Kinder in Abhängigkeit zum Rollenverhalten der Mutter steht.

Die Arbeitsthese wurde im Anschluss erneut modifiziert. Dieses bedingt eine Vorgehensweise, wie durch ALHEIT (1999) beschrieben: [In der Grounded Theory ist]

...ein methodisches ‚Misstrauen‘ in Bezug auf die Eingangserwägungen gegenüber wichtig. Freilich, nur wenn ich weiß, was ich erforschen will, kann ich mich von dem überraschen lassen, woran ich nicht im Traum gedacht hatte (ALHEIT 1999: 9).

Der zunächst gesetzte Forschungsfokus veränderte sich in der Phase der Auswertung somit zunehmend in eine Richtung, an die ich zu Beginn gar nicht gedacht hatte. Da, wie bereits erwähnt, alle Befragten sehr ausführlich über das Verhalten ihrer Mütter berichteten, sowohl in Bezug auf den Umgang mit den Übergangspflegekindern als auch auf das veränderte Verhalten der Mutter ihnen selbst gegenüber, erschien es als ein Themenschwerpunkt, der sich in jedem Interview wiederfand, gleich einem roten Faden.

Als kleiner Exkurs soll an dieser Stelle noch einmal verdeutlicht werden: das Verhalten der Mutter wird aus der Sicht des leiblichen Kindes geschildert und stellt somit eine subjektive Wahrnehmung desjenigen dar, der sich an Vergangenes erinnert. Im Rahmen der Semantik kann nur gezeigt werden, dass die Kinder das Verhalten der Mutter in einer bestimmten Weise empfunden haben, die hier objektiv gesehen nicht zu erfassen ist. Da aber das Erleben der Kinder im Fokus dieser Arbeit steht, werden die Wahrnehmungen und Empfindungen der leiblichen Kinder interpretiert und erhalten in diesem Kontext ihre Legitimation. Es wird auf diese Weise

---

70 In der Arbeit als viertes Interview nummeriert.

ein Zusammenhang hergestellt zwischen dem Verhalten der Mutter und zum einen der Frage, welche Rolle sie in der Interaktion mit dem leiblichen Kind einnimmt und zum anderen der Bewältigung bestimmter Erlebnisse während des Aufwachsens. Dies richtete den Fokus dieser Arbeit auf die Betrachtung, welche Rolle die Mutter bei der Betreuung der Übergangspflegekinder einnimmt. Ihr Verhalten lässt Rückschlüsse auf das Erleben der leiblichen Kinder zu, da sich in den ausgewerteten Interviews divergierende Rollenbilder seitens der Mutter fanden, die sich unterschiedlich auf das Erleben der Gesamtsituation und der Bewältigung des Gesamterlebens auswirkten. Diese sollen bei der Auswertung der Interviews näher beleuchtet werden (siehe Kap. 14). Zur Differenzierung der in den Interviews vorgefundenen Rollen der Mutter siehe Kap. 4.

Aus diesem Kernthema entwickelte ich folgende Arbeitsthese:

**Je souveräner zwischen der Rolle der Profimutter<sup>71</sup> und der Rolle der leiblichen Mutter<sup>72</sup> differenziert wird, desto sicherer und im Familiensystem integrierter fühlt sich das leibliche Kind**

Woran wird diese Arbeitsthese festgemacht?

Nach Analyse des dritten Interviews wurde deutlich, dass alle Kinder durch das Aufwachsen mit den Übergangspflegekindern Situationen erlebten, die bewältigt werden mussten. Es wurde offensichtlich, dass die Bewältigungsstrategien der leiblichen Kinder zum Teil nicht ausreichten, um das Erlebte zu verarbeiten. Aus diesem Grund ist es eine übergeordnete Instanz, also Mutter oder Vater, erforderlich, die bei der Bewältigung des Erlebten zur Seite stehen und die leiblichen Kinder damit nicht alleine lassen.

Um einen Theorie- Praxistransfer in dieser Arbeit sicherzustellen, ist es von Bedeutung, aus den gewonnenen Erkenntnissen dieser Forschung Handlungsempfehlungen für das Feld der sozialen Arbeit zu generieren (siehe Kap. 15.12). Auch werden sich Forschungsdesiderate aus dieser Arbeit ergeben, die im Kap. 15.9 diskutiert werden.

Vorab werden im Folgenden die Ergebnisse der Auswertungen vorgestellt.

---

71 Begriffsdefinition siehe Kapitel 2.1.5.

72 Begriffsdefinition siehe Kapitel 2.1.1.

## 14 | Darstellung der Ergebnisse

Aus den insgesamt sieben Interviews wurden fünf Fälle ausgewählt, die das Untersuchungsfeld in seiner Breite abbildeten und daher einer extensiven Interpretation unterzogen werden sollten. Diese Auswahl orientierte sich an ihrer Beziehung zum Untersuchungsfeld und folgte dem Prinzip der maximalen und minimalen Kontrastierung. Wie schon im Kap. 11. begründet, wurden nach einer Mischung aus theoretischem- und selektivem Sampling die Interviewpartner ausgewählt. In Relation zur Grounded Theory stellte sich die Frage, ob mit diesen fünf Fällen das gesamte Feld in seinen wesentlichen Ausprägungen erfasst wurde. Das Risiko signifikante Bereiche nicht zu erfassen, ließ sich minimieren, indem für die Auswahl bekannte Fakten zu den Interviewpartnern bei den Entscheidungen genutzt wurden.

Die Interviews hatten eine durchschnittliche Länge von einer bis einhalb Stunden und wurden auf Tonband festgehalten, anschließend vollständig transkribiert und anonymisiert.

Nach Ablauf jeder Befragung wurde ein kurzes Postskriptum angefertigt, welches den Verlauf des Interviews, die entstandenen Eindrücke und die eigene emotionale Befindlichkeit rekapitulierte und einen ergänzenden Beitrag für die anschließende Aufbereitungs- und Auswertungsarbeit lieferte (weitere Details zur Methodik siehe Kap. 10 und 11). Der Erzählimpuls der Interviews wurde stets gleich gewählt, die sich daraus ergebenden Gespräche verliefen jedoch individuell ganz im Sinne offener Interviews. Für dieses Vorgehen war es wichtig, sich jederzeit über die Grenzen dieser Methode im Klaren zu sein. Die besprochenen Themen betrafen persönliche Beziehungen, so dass das Bilden einer Vertrauensbasis mit den Befragten Voraussetzung für einen offenen Austausch darstellte. Gleichzeitig sollte bei dem Interviewer die Kompetenz des professionellen Zuhörens vorhanden sein, um dem Befragten genug Raum für das Erzählen zu lassen.

Wie schon im Kap. 12 und 13 dargestellt, ergab die Analyse der Interviews einen starken Zusammenhang zwischen dem Erleben der Interviewten und dem Rollenverhalten der Mutter. Bedingt durch die Aufnahme der Übergangspflegekinder veränderten sich die intrafamiliären Beziehungen, aber die Konsequenzen, die sich daraus für jeden einzelnen der Befragten ergeben haben, variierten stark voneinander. Auffällig war jedoch eine starke Verbindung zum Rollenverhalten der Mutter.

Auch veränderten sich zum Teil die Geschwisterbeziehungen durch die Aufnahme der Übergangspflegekinder, sie wurden inniger, distanzierter oder belangloser. Die folgenden Auswertungen der fünf ausgewählten Interviews sollen, gerade auch in der sich anschließenden Diskussion und Theoriegenerierung verdeutlichen, wie wichtig in der Übergangspflege das klar definierte Rollenverhalten der Mutter für ein normatives Aufwachsen der leiblichen Kinder ist.

#### 14.1 Einbettung der Interviewpartner in den historischen Kontext

Bevor im folgenden Kapitel die einzelnen Interviews vorgestellt und interpretiert werden, soll an dieser Stelle kurz der jeweilige zeitgeschichtliche Kontext dargestellt werden. Dies soll rein der Vorstellung damals vorherrschender Rahmenbedingungen, Einstellungen und Lebensstile dienen. Hierbei handelt es sich nicht um eine Interpretation derselben, da dies zum einen nicht im Zusammenhang mit der Forschungsfrage stand und zum anderen innerhalb des Interviews nicht explizit Thema war. Der jeweilige geschichtliche Kontext spiegelte sich aber in den Interviews so deutlich wieder, dass die Interviews nicht ohne eine historische Einordnung präsentiert werden sollten. In der späteren Diskussion der Ergebnisse wird der historische Kontext nicht explizit eingebettet, da für eine fundierte Interpretation desselben nicht genügend Anknüpfungspunkte in den Aussagen der Interviewten vorhanden waren.

Das Ende der 1960er und die 70er Jahre, in denen der erste Interviewpartner aufwuchs, waren geprägt von Umbrüchen in allen Lebensbereichen. Erstmals wurde mit Willi Brandt ein Sozialdemokrat Bundeskanzler, das Ende der Studentenbewegungen nahte und der Terror durch die Rote Armee Fraktion begann (vgl. SCHILDT [2001b: 11f.]; VINKE [2009: 89]). Das Fernsehen bot nur drei Programme und das Ansehen der ‚Tages-

schau' um 20 Uhr war obligatorisch in deutschen Familien. Facettenreiche Modetrends, inspiriert durch die Flowerpower-Bewegung bewegten die Menschen, Shopping hieß damals noch Einkaufen und wurde meist im ‚Tante Emma Laden‘ um die Ecke erledigt (vgl. WAHRING et al. 1984: 174f.). 1974 wurde Deutschland im eigenen Land Weltmeister und den Urlaub verbrachte man auf dem Campingplatz. Während in den 1960er Jahren Fußball, Schwimmen und Kegeln zu den favorisierten Freizeitbeschäftigungen gehörten, kamen ab den 1970er Jahren mehr und mehr Trendsportarten wie Basketball, Handball und Volleyball hinzu.

Durch den gesellschaftlichen Umbruch der 1968er Bewegung veränderten sich auch die Wertvorstellungen und das Weltbild vieler Frauen. Die Frauenbewegung machte es möglich, nicht mehr länger nur Hausfrau und Mutter zu sein, sondern sich beruflich mit den Männern auf gleicher Augenhöhe zu befinden. 1976 wurde überdies das erste Frauenhaus gegründet (vgl. SCHILDT [2001a: 36]; SCHULZ [2002: 229]; VINKE [2009: 92f.]).

Ebenfalls veränderte sich Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre auch das Erziehungsverhalten der Eltern und es entstanden neue Konzepte einer antiautoritären Erziehung (vgl. LIEBENWEIN & WEISS 2012: 160ff.). Deren Ziel war es, dem Kind einen möglichst großen Freiraum zu geben und die Übermacht der Eltern, Erzieher oder Lehrer aufzuheben. Auch in der Jugendhilfe wurde der Schwerpunkt darin gelegt, das System chancengleich zu gestalten und eine Ausschöpfung der Bildungsreserven für alle Kinder, aller sozialen Schichten, zu ermöglichen. Aus diesem Grund ging es darum, möglichst viele Kinder zur Korrektur ihrer Bildungsbenachteiligung in den Herkunftsfamilien und den Heimen, in Pflegefamilien unterzubringen (vgl. TRAPPER [2002: 33ff.]; BLANDOW [2008: 114]).

Die 1980er Jahre, die zwei der Interviewten erlebten, brachten mit der Gründung der Partei ‚Die Grünen‘ einen politischen Wendepunkt. Diese zogen 1983 erstmals in den Bundestag ein. Auch Greenpeace wurde 1980 gegründet, sie alle setzen sich mit unterschiedlichen Schwerpunkten für den Natur- und Umweltschutz ein (vgl. SCHILDT 2001b: 6f.). 1982 endete die sozial-liberalen Koalition, die Ära Kanzler Kohls begann, der den Weg zur Wiedervereinigung ebnet. Weiterhin wurden Atomkraftwerke gebaut, erst 1986 begann durch den Atomunfall von Tschernobyl, ein allmähliches Umdenken (vgl. VINKE 2009: 150f.). Retrospektiv betrachtete man

modisch die 1980er Jahre als ein ‚Jahrzehnt des schlechten Geschmacks‘ geprägt von Leggings, Schulterpolster und Vokuhila-Frisur. Mit ‚Wetten Dass...?‘ begann eine der größten Fernsehshows Europas, die lange Zeit das Familienbild des Samstagabends prägte und Millionen Menschen vor dem Fernseher vereinte. Seit Dezember 1985 läuft die ‚Lindenstraße‘ als erste Serie in Deutschland (vgl. SCHILDT 2001a: 39). Die ‚Neue Deutsche Welle‘ tat desgleichen im Radio. Der erste Computer, der nahezu in jedem bundesdeutschen Haushalt vorhanden war, ist der Commodore 64 (kurz C64). Er wurde ebenso wie der Walkman vor allem auch von vielen Kindern und Jugendlichen genutzt (vgl. VINKE 2009: 145; 160).

Im Jahre 1980 erfolgte eine Reform des Kindschaftsrechtes und bewirkte damit eine Veränderung des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern. Statt elterlicher Gewalt stand nun die elterliche Pflicht um das Kindeswohl im Zentrum der Öffentlichkeit (vgl. DEINERT 1995). Die Belange der Kinder und das gemeinsame Gespräch rückten mehr in den Fokus. In den politischen und gesellschaftlichen Debatten der 1980er Jahre erhöhte sich der Anteil sozialpolitischer Inhalte und das Problem gesellschaftlicher Verteilung unter knapper werdenden ökonomischen Ressourcen, gewann zunehmend an Bedeutung. Für das Pflegekinderwesen änderte sich durch den neuen Fokus auf die Herkunftsfamilie die Begrifflichkeit von der Ersatz- zur Ergänzungsfamilie mit neuen Herausforderungen an die Pflegefamilien (vgl. BLANDOW 2004: 56ff.).

Die 1990er Jahre waren politisch gekennzeichnet von den Folgen der Wiedervereinigung, dem Golfkrieg und den mehr an Bedeutung gewinnenden Umweltschutz. 1995 wurde die 35-Stunden-Woche für einen Großteil der Industrie eingeführt (vgl. STRAWE 1994: 2). Begriffe wie Generation X und Generation Golf setzten sich durch. Die Menschen beschäftigten sich mit Spielzeugen wie Tamagotchi und Daily Soaps unterhielten im Fernsehen. Kassetten waren aus den Kinderzimmern nicht mehr wegzudenken. Die CD, die ihren Ursprung in der elektronischen Datenverarbeitung hatte, fand immer mehr den Zugang in die Haushalte und verdrängte Anfang der 1990er die Schallplatte aus den Läden. Auch technisch veränderte sich in diesem Jahrzehnt einiges. Das Super Nintendo Entertainment System erschien 1992 in Europa und verkaufte sich weltweit über 46 Millionen Mal. (vgl. VINKE 2009: 160). Ebenfalls 1992 begann mit dem Start des digitalen Mobilfunks in Deutschland

eine neue Epoche im Kommunikationszeitalter. Auch die Nutzung des Internets verbreitete sich immer weiter. Musikalisch waren die 1990er Jahre geprägt von vollelektronischen Sets und Acts wie Techno, Hip Hop und Punk. Letzterer drang auch in Deutschland zunehmend in den Mainstream-Bereich vor. In der Mode war die Zeit zwischen 1990 und 2000 herausragend vielfältig (vgl. VINKE 2009: 145).

Die Kindererziehung dieses Jahrzehnts wandelte sich zur offenen Interaktion, d. h. Erziehung war nicht mehr in erster Linie elterliche Disziplinierung, sondern ein Prozess der Eigeneinsicht und der Einsicht in erzieherische Grundsätze. ECARIUS et al. (2011: 48) beschrieb dennoch weiterhin eine Disziplinierung in der Erziehung des Verhandeln. 1991 trat auch das Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) in Kraft und löste das seit 1961 geltende deutsche Jugendwohlfahrtsgesetz (JWG) ab. Dieses wurde als Paradigmenwechsel in der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland angesehen, da es auf Unterstützung und Hilfsangebote setzte (vgl. TRAPPER 2002: 228ff.). Das Gesetz führte im Pflegekinderwesen dahingehend zu Veränderungen, als dass sich die sozialpädagogische Familienhilfe als Unterstützungsangebot durchsetzt. Kinder kamen nur noch dann in Pflegefamilien bzw. Übergangsfamilien, wenn ambulante Hilfen scheiterten, was dazu führte, dass die Kinder durch das längere Verbleiben in der Herkunftsfamilie gehäufte Verhaltens- und Bindungsstörungen aufwiesen (vgl. BLANDOW 2012: 21ff.).

Das erste Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts stand im Zeichen des Terrors, der durch die Terroranschläge in New York City am 11. September 2001 eine bis dato nicht da gewesene Gewalt zeigte. Europa rückte als Konsequenz auf die wirtschaftliche Weltpolitik immer weiter zusammen. Am 1. Januar 2002 wurde der Euro als Bargeld eingeführt und löste die nationalen Zahlungsmittel als Währung ab (vgl. VINKE 2009: 200). Begriffe wie ‚Generation Y‘, die Wahl der ersten Kanzlerin, die Fußballweltmeisterschaft in Deutschland und die rasante technologische Entwicklung des Web 2.0 kennzeichnete dieses Jahrzehnt (vgl. LACKES & SIERPERRMANN 2015). Der Begriff Web 2.0 bezieht sich auf eine modifizierte Internetkultur mit innovativen Kommunikations- und Arbeitsformen wie beispielsweise den Plattformen Twitter und Facebook. Anfang des neuen Jahrhunderts löste die DVD als neue Generation in der optischen Speicherplattentechnologie den Videorecorder nahezu vollends ab. Das



Zeitalter der Smartphones begann 2007 mit dem iPhone, seit 2008 gab es für Smartphones Anwendungssoftware („Apps“), 2009 folgten Handys mit dem Betriebssystem Android, die sich rasant ausbreiteten (vgl. MAUERER & VILSBECK 2013: 9). Mit dem Messenger-Dienst „WhatsApp“, der ebenfalls 2009 auf den Markt kam, wurde die Telekommunikation revolutioniert, da man nun mittels „Apps“ Textnachrichten, Bild- Video- und Ton-Dateien sowie Standortinformationen zwischen zwei Personen oder in Gruppen austauschen konnte.

In der Erziehung setzt sich die Partizipation immer weiter durch. Kinder wurden in Deutschland zunehmend demokratisch erzogen. Schulen, Kindereinrichtungen, Sportvereine und Jugendprojekte setzten vermehrt auf eine liberale Kindererziehung und wollten die Kinder zu eigenständigen, kreativen und sozialfähigen Wesen erziehen (vgl. LIEBENWEIN & WEISS 2012: 165). SCHNEEWIND (2002) bewertet das Erziehungsmodell „Freiheit in Grenzen“ als Erfolgsmodell. Charakterisiert wird es durch Eltern, die die Bedürfnisse ihrer Kinder durch herzliches, bejahendes und helfendes Verhalten zufrieden stellen und dabei deren Individualität und Entwicklungsstand berücksichtigen. Flankiert wird dieser Erziehungsstil durch entwicklungsangepasstes Fordern, das Lern- und Entwicklungsanreize setzt. Es werden klare Grenzen gesetzt und begründet (vgl. SCHNEEWIND 2002: 213ff.). Ab dem 8. November 2000 wurde in Deutschland die Gewalt aus der Kindererziehung gesetzlich verbannt. Nach der neuen Fassung von § 1631 Abs. 2 des Bürgerlichen Gesetzbuches, die am 6. Juli 2000 vom Deutschen Bundestag verabschiedet und Ende September 2000 vom Bundesrat bestätigt wurde, haben Kinder ein Recht auf gewaltfreie Erziehung. Körperliche Bestrafungen, seelische Verletzungen und andere entwürdigende Maßnahmen sind unzulässig. LILLIG et al. (2002) setzten neue Akzente in der „Familiären Bereitschaftsbetreuung“, als dass diese Untersuchung, die erste dieser Größenordnung darstellte, die Fragen beantworten sollte, nach geeigneten Formen der Übergangspflege und nach Verfahren für die Auswahl qualifizierter Übergangspflegepersonen. Des Weiteren sollte ein System für Übergangspflege entwickelt werden, in dem eine kurzfristige Betreuung von Kindern aus Krisensituationen in geeigneten Pflegefamilien möglich ist (vgl. LILLIG et al. 2002: 44).

## 14.2 Interview 1, Mark: Meine Mutter war überfordert

„...meine Mutter war letztendlich auch eigentlich überfordert mit der ganzen Situation und mit den ganzen Kindern“ (I1: 296)

Mark war ein 54 Jahre alter Mann, der mit seinen beiden leiblichen Schwestern in einer Übergangspflegefamilie aufwuchs. Eine der Schwestern war sechs Jahre jünger als Mark, die andere vier Jahre älter. Sein beruflicher Werdegang war eher holprig, da er ohne Schulabschluss das Gymnasium verlies und auf der Abendschule seinen Hauptschulabschluss nachholte. Danach machte er eine Ausbildung zum Krankenpfleger und eine Weiterbildung zur Stationsleitung, die ihn zum Studium qualifizierte, welches er gerade absolviert. Er selbst war in zweiter Ehe verheiratet und hatte aus der ersten Ehe zwei erwachsene Kinder. Mark hatte noch einen Adoptivbruder, der im Alter von zwei Jahren aufgenommen und mit drei Jahren adoptiert wurde, Mark selbst war damals fast elf Jahre alt. Auf die Adoption folgten dann insgesamt vier weitere Übergangspflegekinder, die zum Teil später als Pflegekinder in der Familie verblieben.

Mark wuchs in den sechziger und siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts auf. 1969 nahmen seine Eltern das erste Kind auf. Es war von der Kultur, der technischen Entwicklung, der Art der Erziehung eine völlig andere Zeit als heute. Autoritäre Strukturen waren noch vorhanden, und autoritäre Erziehungsmethoden wurden auch noch in vielen Familien angewendet. In der Familie von Mark herrschte ein nicht so autoritärer Erziehungsstil wie im Freundeskreis der Eltern:

„Wir haben unsere Eltern als einzige in der Klasse mit mit Vornamen angesprochen und nicht Mama und Papa gesagt und (2) ähm hatten dann schon viele Freiheiten auch“ (I1: 584-586).

Seine Familie war sehr sozialdemokratisch orientiert und sozial engagiert, was später auch der Grund für die Aufnahme von Übergangspflegekindern war.

Mark kam aus einer Familie,

„[...] die sehr sozial schon schon immer engagiert gewesen ist, also ne sozialdemokratische Familie, äh, die also auch ähm (1) ja, immer irgendwo immer politisch aktiv gewesen ist und und sich in irgendeiner

Form entweder vereinspolitisch oder eben parteipolitisch engagiert hat” (I1: 66-69).

Seine Eltern nahmen das erste Kind auf, als er zehn Jahre alt war. Die Mutter hätte gerne zwei Jungen und zwei Mädchen gehabt, was der Grund dafür war, dass sich seine Eltern für die Aufnahme eines Jungens entschieden.

„Und ähm wir sind halt () drei leibliche Kinder aus der Familie und meine Eltern haben eben gesagt "ach eigentlich möchten wir zwei Jungs und zwei Mädchen haben wegen der ausgeglichenen Gerechtigkeit" (I1: 73-75).

Sein Vater war ganz klar der ‚Ernährer der Familie‘, seine Mutter übernahm die damals klassische Mutterrolle und kümmerte sich um die Kinder und den Haushalt. Im Laufe der Jahre wurde so zunächst ein Kind, der Jojo, adoptiert, später weitere Kinder in Übergangspflege aufgenommen, aus denen dann zum Teil Vollzeitpflegestellen wurden. Mark sprach sehr offen über die Zeit, die weit über 40 Jahre her war und hatte noch sehr klare Erinnerungen, vor allem daran, wie er sich in vielen Situationen fühlte. Er nahm kein Blatt vor den Mund, wenn er die Überforderung seiner Mutter beschrieb und seinen Wunsch, dass

„die Eltern hätten sich mehr um mich, die eigenen Kinder kümmern sollen” (I1: 325-327).

Da dies nicht passierte, zog er sich immer mehr zurück und war viel unterwegs, mehr als zuhause, beendete die Schule ohne Abschluss und zog früh von zuhause aus.

#### *14.2.1 Marks Erleben im Setting der Übergangspflege*

„...wenn sie das möchten, dann würden wir Ihnen empfehlen erst mal ein Pflegekind zu nehmen...” (I1: 85-86)

Die Eltern von Mark wünschten sich ein viertes Kind. Da durch gesundheitliche Einschränkungen der Mutter kein leibliches Kind mehr möglich war, entschlossen sie sich zur Adoption. Der Vater, der als Sozialdemokrat parteipolitisch sehr aktiv war, hatte Kontakte zum dortigen Kinderheim

und so bekamen sie ihr erstes Kind, den dreijährigen Jojo, zunächst als Pflegekind, um nach einiger Zeit zu entscheiden, ob sie das Kind auch wirklich adoptieren wollten:

„Da war er schon relativ alt, haben sie dann damals gesagt. Müsste man halt auch viel Zeit investieren. Das haben meine Eltern dann halt tatsächlich auch gemacht, speziell natürlich meine Mutter“ (I1: 92-94).

Mark war zu diesem Zeitpunkt zehn Jahre alt und empfand die Aufnahme des Kindes als großen Einschnitt in seine Privatsphäre, weil er sich mit dem Jungen ein Zimmer teilen musste. Gefragt wurden alle Kinder, ob sie damit einverstanden waren, dass ein Kind aufgenommen wurde:

„Ich bin zwar auch gefragt worden: „Bist du damit einverstanden, findest du das gut“, aber irgendwo hat man dann als Kind auch nicht so die Dimension und ähm eben drum hatte ich das noch mal gesagt, dieses soziale Engagement der Familie war halt da. Also man hat sich auch gar nicht getraut, ‚nein‘ zu sagen“ (I1: 112-114).

Die Kennlernphase im Heim hatte Mark nicht mitbekommen. Die Eltern führen immer alleine dorthin und brachten dann eines Tages das Kind mit. Er beschrieb, dass er den Jojo auf Anhieb nicht sympathisch fand:

„[...] War mir jedenfalls nicht so auf Schlach sympathisch“ (I1: 796-797).

Er begründete das damit, dass das Kind schon größer war und einen eigenen Ausdruck und Charakter besaß. Dadurch fehlte die spontane Sympathie für ihn. Im Laufe der Zeit verbesserte sich dieses Gefühl und die beiden verstanden sich gut. Nach ein paar Monaten stellten seine Eltern den Adoptionsantrag, dem recht schnell stattgegeben wurde.

„...ist okay das machen wir für die sechs Wochen...“ (I1: 147)

Die Mutter des Interviewten war im Kinderschutzbund sehr aktiv. Nachdem Jojo schon einige Zeit als adoptiertes Kind in der Familie lebte, wurde sie gefragt, ob sie weitere Kinder in Übergangspflege aufnehmen könne. Mark war mittlerweile knapp zwölf Jahre alt und seine Eltern mit den Kindern aus der kleinen Mietwohnung in ein eigenes Haus gezogen.

Er hatte wieder ein eigenes Zimmer, was ihm nach eigenem Bekunden zufriedener mit der Gesamtsituation machte.

Die Familie sollte nun ein sechs Wochen altes Baby einer Jugoslawin (Tommy) aufnehmen, die nach dem Mutterschutz wieder arbeiten musste und als alleinerziehende Frau nicht wusste, wo sie in der Zwischenzeit den Säugling unterbringen sollte. Die leiblichen Kinder der Familie wurden auch in diesem Fall gefragt, ob sie einverstanden waren, einen Säugling für ein paar Wochen aufzunehmen. Mark fand die Idee gut ein Baby aufzunehmen:

„Ich denke zu Anfang fand ich das eigentlich gut, weil eben auch so ein kleines Baby, selbst wenn man Kind ist, hat es ja was faszinierendes“ (I1: 525-527).

Mit der Zeit merkte der Interviewte aber, dass die Mutter sich nun noch weniger um ihn und seine Belange kümmerte:

„Und äh man merkt dann doch halt mit der Zeit, so jetzt fehlt doch wieder die Zeit von von der Mutter oder so und wie ich gesagt hab, mein Vater war eh wenig präsent“ (I1: 527-529), „[...] hat auch sehr viel für für uns, für meine Geschwister und für mich an an (2) vielleicht auch Aufmerksamkeit gekostet, das muss man einfach so sagen, weil der präsent ist, ja“ (I1: 196-198),

Er zog sich daher weiter zurück:

„Ich denke, dass das vielleicht ein halbes Jahr oder so gedauert hat, bis dann so die ersten Rückzüge einfach kamen“ (I:1 529-531).

Tommy integrierte sich im Laufe der Zeit gut in die Familie und blieb anders als zunächst angekündigt auf Dauer in der Familie. Die vereinbarten Besuchskontakte zur Rückführung hielt die Mutter nicht ein, so dass sich

„[...] dann halt im im Laufe der nächsten zwei, drei Jahre herausgestellt, dass er halt überwiegend bei uns geblieben ist und auch äh dann endgültig aufgewachsen ist“ (I1: 180-182).

Kurz nachdem Tommy als Säugling in die Familie kam, stellte sich heraus, dass die Mutter noch zwei weitere Kinder hatte, die nicht versorgt waren,

ein Mädchen und ein Junge. Die Eltern von Mark wurden gefragt, ob sie den Jungen, der Votan hieß, noch mit aufnehmen könnten. Den Jungen und das Mädchen wollte man trennen, weil sie sich nicht miteinander verstanden. Sie kam in eine andere Pflegefamilie, Votan wurde mit Tommy zusammen aufgenommen.

„...Votan war ne Katastrophe eigentlich...“ (I1: 863)

Votan war ein dreijähriger Junge, der keinerlei Erziehung genossen hatte und der innerhalb der Familie nicht beherrschbar war. Er war ziemlich aggressiv, auch der Mutter gegenüber, die der Situation laut Mark überhaupt nicht gewachsen war.

„Votan war ne Katastrophe eigentlich, weil der vom ersten Augenblick an so über Stühle und Bänke gegangen ist und überhaupt nicht (1) beherrschbar war, dass also meine Mutter dann auch hatte ein Nervenkostüm, was eigentlich gar keins mehr gewesen ist und weil äh eben mit vier eigenen Kindern, dem kleinen sechs Wochen alten oder acht Wochen war er dann ja vielleicht und dann den der da über Tische und Bänke ging. Das das ging also halt überhaupt gar nicht“ (I1: 863-868).

Nach drei Monaten wurde das Pflegeverhältnis mit Votan beendet und er kam zu einer anderen Pflegefamilie. Der Kontakt zu ihm, wie auch zu der Schwester, brach im Laufe der Zeit ab. Der Interviewte berichtete, mittlerweile in der Pubertät angekommen, dass er von der Situation mit den aufgenommenen Kindern immer mehr genervt war.

„...mein Zimmer, mein Reich, da hat keiner was zu suchen...“ (I1: 547-548)

Mark berichtete, dass er sich mit den Jahren immer mehr vom Familienleben distanzierte. Zunächst diente sein Zimmer als Rückzugsort und er war sehr ungehalten, wenn die anderen Kinder es betraten oder sogar etwas anfassten und kaputt machten:

„Ich glaub, mein eigenes Zimmer war mir wichtig und das wurde halt trotzdem, kleine Kinder rennen nun mal rum ne und die gehen halt überall dabei, so. Dann komm ich halt aus der Schule und da ist irgendwas da

durcheinander geworden, kaputt, und so das hat mir da nicht gefallen, das weiß ich" (I1: 536-539).

Er berichtete weiter, dass er mit seiner Mutter oft darüber stritt, dass er es nicht mochte, wenn die Kinder sein Zimmer betraten:

„...es gab ja immer wieder Stresssituationen mit ihr" (I1: 573-574).

Er stieß jedoch auf ziemliches Unverständnis seitens der Mutter, die solche Vorfälle bagatellierte. Mark schrieb das Verhalten der Mutter ihrer Überforderung zu, entschuldigte ihr Verhalten dennoch in keinsten Weise:

„[...] die war aber nur einfach überfordert, die konnte das auch tatsächlich nicht steuern und hat dann gesagt ‚jetzt stell dich mal nicht so an‘, und ‚ist halt nichts kaputt gegangen‘ oder ich weiß nicht was, aber das war eben auch so ne emotionale Geschichte, denn die haben halt da nichts zu suchen und dann sollen sie da auch nicht rein, aber das hat sie so nicht akzeptiert oder nicht (2) wirklich äh nachhaltig dann gesagt so, ne, ihr habt jetzt eure eigenen Zimmer und das von Mark lasst ihr in Ruhe. [...] sie konnte es nicht nachvollziehen, ne, das ich mich da so abgrenzen wollte" (I1: 553-569).

Als Konsequenz auf das Unverständnis der Mutter zog sich Mark immer weiter zurück.

„...man traf sich zu den Mahlzeiten, man traf sich sicherlich auch mal auf dem Flur..." (I1: 891)

Nach ein paar Jahren Pause, Mark war mittlerweile 15, nahm die Familie ein Geschwisterpaar auf, das aus einer desolaten Alkoholikerfamilie kam. Mark berichtete, dass auch hier die Familie dazu befragt wurde, er sich aber mittlerweile schon so weit aus dem Familienleben ‚ausgeklinkt‘ hatte, dass es ihm ziemlich egal war. Somit lebten sie zuhause zeitweise mit sechs Kindern. Die beiden aufgenommenen Mädchen waren sechs und acht Jahre alt und kamen aus einer ganz schwierigen Situation, in der die Ältere über Jahre schon parentifiziertes Verhalten zeigte und die Mutterrolle für die Schwester übernahm. Die Einbindung in die Familie

fiel den Kindern extrem schwer und die Kinder zeigten Verhaltensweisen, die die ganze Familie belasteten.

„Nach ner Zeit ist die Sigi in ne (2) ne ja viel jüngere Rolle zurückgefallen. Die hat also plötzlich wieder angefangen einzunässen, hat mit Kot geschmiert, und all solche Geschichten also (ringt ein bisschen um Fassung) (3) keine schönen Geschichten“ (I1: 259-262).

Mark berichtete, dass vor allem seine jüngere Schwester Laura unter dem Verhalten der beiden Schwestern litt, was immer häufiger zu Streitereien und Krisensituationen zwischen den drei Mädchen führte. Auch die Schwestern untereinander stritten immer häufiger, so dass das Zusammenleben der beiden Schwestern innerhalb einer Familie nicht mehr haltbar war und man sie trennen musste. Die jüngere, Sigi, blieb in der Familie und ‚berappelte‘ sich laut Mark ganz gut. Jutta, die Ältere, wechselte in eine andere Pflegefamilie. Mark selbst war nun schon fast 16 und suchte während deren Aufenthalt in der Familie nie den Kontakt zu den beiden Mädchen. Man lebte nebeneinander her und Mark zeigte kein Interesse, sich mit den Problemen und Erlebnissen der Mädchen näher zu befassen:

„Man traf sich zu den Mahlzeiten, man traf sich sicherlich auch mal auf dem Flur und hat da aber nicht miteinander geredet oder so sondern ist aneinander vorbeigegangen“ (I1: 891-892).

Über Abschiedssituationen, wie der Weggang von Votan oder Jutta sagte Mark:

„Ja wie gesagt, ich hab mich ja relativ weit rausgezogen auch und äh ich denke, dass es immer nen nen Stück Erleichterung gewesen ist“ (I1: 505-506).

**„...es hab keine Ruhe im Haus...“ (I1: 295)**

Als besonders belastend empfand Mark, dass es kaum noch Rückzugsmöglichkeiten innerhalb des Hauses gab:

„Es hab keine Ruhe im Haus. Nirgends, also es war immer irgendwo krise-lig, es gab immer irgendwo Streit“ (I1: 295-296).



Seine Mutter nahm er in dieser Situation als völlig überfordert wahr:

„Meine Mutter war letztendlich auch eigentlich überfordert mit der ganzen Situation und mit den ganzen Kindern“ (I1: 296-297).

Seinen Vater empfand der Befragte nicht als Hilfe, da dieser wenig zuhause war, zum einen durch seinen Beruf und seine politischen Aktivitäten, zum anderen aber auch, weil es ihm laut Mark, selbst zuhause zu unruhig war:

„Und hat irgendwann auch gesagt, dass ihm das eigentlich auch zu viel gewesen ist und er konnte das halt auch einfach nicht aushalten konnte zuhause, weil eben immer irgendwelcher Streit war, immer irgendwelcher Krach war und so“ (I1: 304-307).

Seine ältere Schwester zog einen Tag nach dem 18. Geburtstag aus. Mark selbst wäre auch gerne ausgebrochen und verbachte nun immer mehr Zeit außerhalb des Hauses, bei Freunden oder im Sportverein. Er beschrieb seine Gefühle dazu folgendermaßen:

„Ich wollte dann irgendwann auch raus, aber das äh (1) ich denke, das ist schon eine richtige belastende Situation einfach ist, auch für die leiblichen Kinder“ (I1: 463-464); [...] „Ne, ich hab mich dann halt auch da immer weiter zurückgezogen. Bin ganz viel aus dem Haus gewesen“ (I1: 580-581).

Auch die schulischen Leistungen wurden bedingt durch die ständige Abwesenheit von zuhause immer schlechter. Weder er noch seine leiblichen Geschwister machten Abitur:

„... es sind alles so mehr oder weniger abgebrochene Schulkarrieren dann gewesen“ (I1: 619).

Seine Eltern ermahnten ihn ab und zu doch mehr zu lernen und sich mehr auf die Schule zu konzentrieren und sagten:

„Ich sollte mich mal hinsetzen und lernen. Da hab ich gesagt: „Wie wie soll das hier gehen (2), funktioniert nicht“, ja, die anderen machen es doch auch. Mag ja sein, das sie das vielleicht besser konnten, aber mir war es zu laut“ (I1: 616-620).

Mark verließ die Schule ohne Abschluss und holte später an der Abend-  
schule den Hauptschulabschluss nach und begann eine Ausbildung. Auf  
die Frage, ob ohne die Pflegekinder in der Familie und mit mehr Ruhe, es  
in der Schule besser gelaufen wäre, konnte er keine Antwort geben, weil  
er sagte, dass er damals in der Situation ja nicht unzufrieden war, weil er  
die Freiheit hatte, tun und lassen zu können was er wollte. Von zuhause  
,auszubrechen' genoss er zu sehr, als die Forderung an seine Eltern zu  
stellen, für die Schule mehr gefördert zu werden.

**„...gleiche Situation eigentlich unter noch schlechteren Bedingungen  
als zu Hause...“ (I1: 406)**

In schöner Erinnerung waren Mark die Urlaube, in denen man immer alle  
Kinder, die gerade in der Familie wohnten, mitnahm. Man fuhr immer auf  
den gleichen Campingplatz nach D. Er genoss die Urlaube, vor allem bzgl.  
der Freiheiten, die so ein Urlaub mit sich brachte:

„Weil da hat man dann auch Freiheiten, kann rausgehen, kann sich ent-  
fernen und ähm (2), doch da ja. Da hat man dann noch andere Freunde  
vielleicht gefunden, die altersmäßig entsprechend gewesen sind und so“  
(I1: 413-416).

Er beschrieb auch schöne Momente, an die er sich im Urlaub erinnerte,  
zum Beispiel, wenn sie dort alle gemeinsam etwas unternahmen und die  
Gesamtsituation nicht so stressgeladen war. Für ihn ein wohltuendes  
Gefühl, für seine Mutter beschrieb er die Situation allerdings anders:

„Meine Mutter musste irgendwie auf zwei Gasherden Gaskochplatten da  
für Allemann kochen und so, also sie sagt auch im Nachhinein für sie ist  
das nie Urlaub gewesen“ (I1: 406-409).

**„...wir könnten ja sozusagen einen Spielkameraden für Jojo suchen...“  
(I1: 338-339)**

Als Mark und seine Schwester auszogen und nur noch Jojo, Tommy, Sigi  
und Laura im Haus wohnten, nahmen die Eltern ein weiteres Kind auf, um  
einen Spielkameraden für Jojo zu haben. Der Junge kam aus dem Heim  
und war schon 12 Jahre alt, ein sehr penibler und pedantischer Junge, der

sich weder mit Jojo, noch mit Tommy verstand. Er war und blieb Außen-seiter innerhalb der Familie und bemühte sich nicht, mit den Kindern in Kontakt zu kommen.

„Ist dann eigentlich weder mit mit Tommy, noch mit Jojo wirklich gut klargekommen“ (I1: 358-359).

Mark belastete diese Situation nicht weiter, weil er nur ab und zu am Wochenende seine Eltern besuchte. Verstehen konnte er aber nicht, dass seine Eltern noch ein weiteres Kind aufnahmen, gerade zu einer Zeit, in der in die Familiensituation ein wenig Ruhe eingekehrt war und sich alle mehr oder minder gut verstanden. Doch Torben, so hieß das Kind, blieb nicht lange. Er weigerte sich, mit in den jährlichen Urlaub zu fahren und wurde währenddessen in einer Wohngruppe untergebracht. Nach dem Urlaub sagte er zu Marks Eltern:

„Ich möchte gar nicht zurück, ich bleib lieber hier“ (I1: 363-364).

Danach haben Marks Eltern keine weiteren Kinder mehr aufgenommen.

„...ich bin ausgezogen und hab mich sechs Monate lang zuhause nicht gemeldet...“ (I1: 740-741)

Als Reaktion auf den jahrelangen Stress und den schon sehr früh begonnenen Rückzug, zog Mark entsprechend früh von zuhause aus. Vermisst wurde er in seinen Augen nicht, wie er berichtete:

„Ich bin ausgezogen und hab mich sechs Monate lang zuhause nicht gemeldet. (2) Und weil, ich bin über den Winter ausgezogen und zum Sommer das erste Mal wieder dagewesen. Und das war auch (2) normal in Anführungszeichen für meine Eltern (Stimme senkend), die waren so in diesem Stress der anderen Kinder.“ (I1: 740-744)

Er genoss diese Freiheit und sagte, dass in dieser Zeit alles interessant war, nur nicht die Schule.

„...die Freiheit die Freiheit, die war tolll. (Stimme anhebend), ne, so eine eigene Wohnung, ich bin dann in eine WG gezogen mit zwei Frauen zusammen und äh, wir hatten eigentlich jeden Tag irgendwelche Sachen

zu feiern und Spaß [...] da war, Eltern und zuhause war war in dem Augenblick echt nicht wichtig" (I1: 757-760).

Der Kontakt zu seinen beiden leiblichen Schwestern, von denen er sich auch zurückgezogen hatte, verbesserte sich nach dem Auszug. Nach den anderen Kindern erkundigte er sich in dieser Zeit eigentlich nie, weil es ihn nicht interessierte.

Auf die Frage, ob er sich selbst hätte vorstellen können auch Pflegekinder aufzunehmen, antwortet er:

„Ich habe ja auch zwei (leibliche Kinder) aber so jetzt mit Pflegekindern oder so, das hätte ich zum Beispiel nicht gemacht, einfach weil das das fordert halt tatsächlich ganz ganz viel oder oder fordert einen ja auch noch ganz anders. (6) Nee, also auch meine beiden Schwestern oder mein Bruder, der könnte es auch gar nicht, aber ähm auch die beiden, die haben nie darüber nachgedacht" (I1: 988-992).

Mit seinen Eltern sprach er nie wirklich über sein Erleben des Aufwachsens, das war ein Tabuthema, wie er sagte, dem viel ausgewichen wurde:

„... dann würde auch viel viel ausgewichen werden, das weiß ich, weil sie einfach auch der, sie haben ja alles versucht, ne, wie ich gesagt habe, sozialdemokratische Familie, sozial engagiert, wir machen halt was. Ja, aber es ist halt dabei auch v:iel verloren gegangen (4). Und diese (3) Selbstreflexion, Selbstkritik, (2) die ist nicht so so groß, weil es ja allen besser gegangen wär, als sonst wenn sie es halt nicht gemacht hätten" (I1: 675-679).

Er haderte nicht damit so aufgewachsen zu sein, resümierte aber:

„Das es einfach äh eben viele viel Ruhe aus der Familie halt auch rausgenommen hat, die dann nachher wirklich allen so ein bisschen gefehlt hat" (I1: 1009-1010).

Weiter sagte er:

„Das ist ne angespannte Situation immer gewesen, also auch auch auf Jahre lang angespannte Situation, eben weil vielleicht das auch räumlich nicht geeignet war so viele Kinder dann manchmal dann gleichzeitig zu

nehmen und und meine Eltern vielleicht auch einfach nich (2) wirklich dieses Standing, das dann dann auch durchzustehen und zu gucken wie wie gehts jetzt wirklich jedem Einzelnen damit und wie kriegen wir jeden Einzelnen mit, sondern das ist eigentlich immer mehr so die ganze Masse gewesen, die sich da so mitziehen lassen sollte" (I1: 1186-1193).

#### *14.2.2 Darstellung und Interpretation der Veränderung der intrafamiliären Beziehungen*

Wie im Kap. 3 bereits beschrieben und diskutiert, verändern sich intrafamiliäre Beziehungen durch Geburt oder Aufnahme von Kindern. Im Folgenden soll dies aus der Sichtweise des Interviewten dargestellt werden. Eine Besonderheit der Darstellung stellt hier das im Rahmen des axialen Kodierens entwickelte Kodierparadigma dar. Im Kodierparadigma (siehe auch Kap. 11.3.2.2) wurde das Phänomen ‚Veränderung der intrafamiliären Beziehung‘ in den Mittelpunkt gestellt, um so den Sinn von Ereignissen, die sich um dieses Phänomen gruppieren, zu erschließen, nach Zusammenhängen zu suchen und dabei an Alltagsheuristiken anzuknüpfen. Es geht hierbei nicht

um die Beantwortung der umfassenden Forschungsfrage, sondern um die Erklärung des Zustandekommens und der Konsequenzen eines bestimmten Ereignisses bzw., eines bestimmten Typs von Ereignissen (STRÜBING 2008: 27).

Vielmehr sollen die Zusammenhänge der Veränderung der intrafamiliären Beziehungen dargestellt, mit Textbeispielen belegt und diskutiert sowie interpretiert werden.

Abb. 21: Kodierparadigma Interview 1 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen

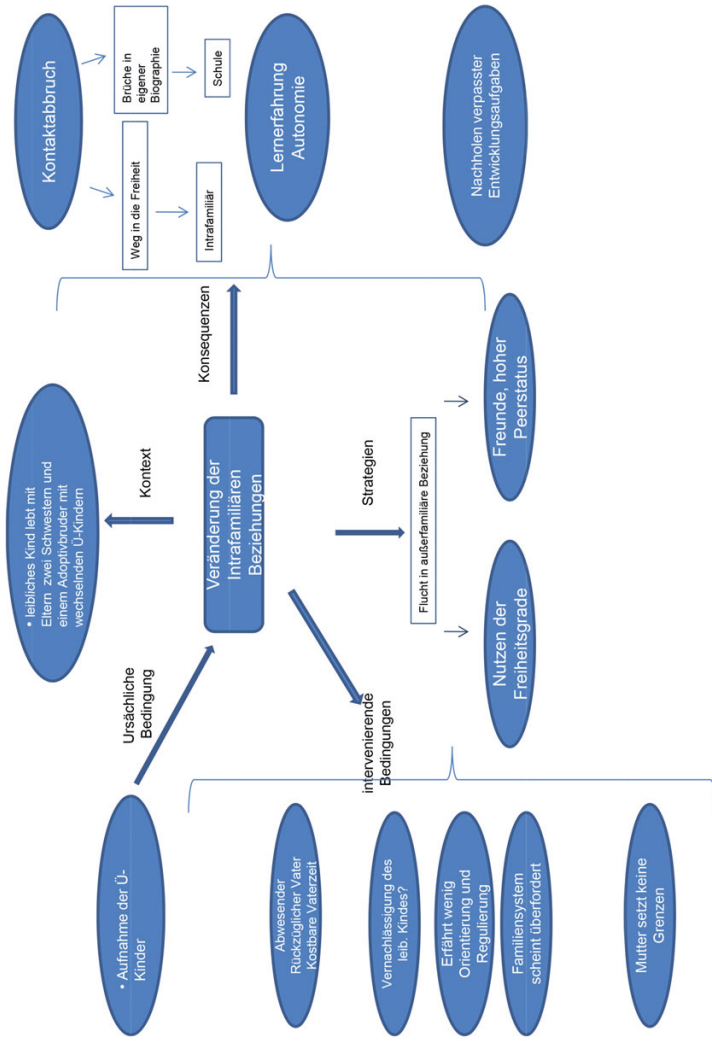


Abb. 22: Kodierparadigma Interview 1 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen

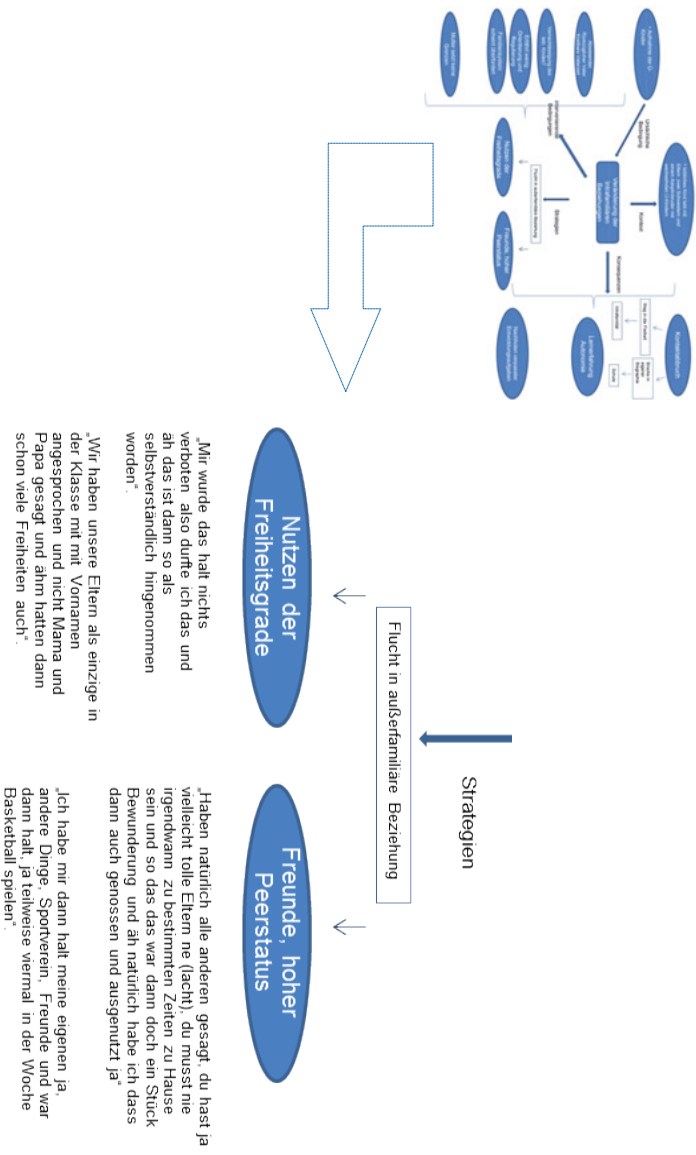
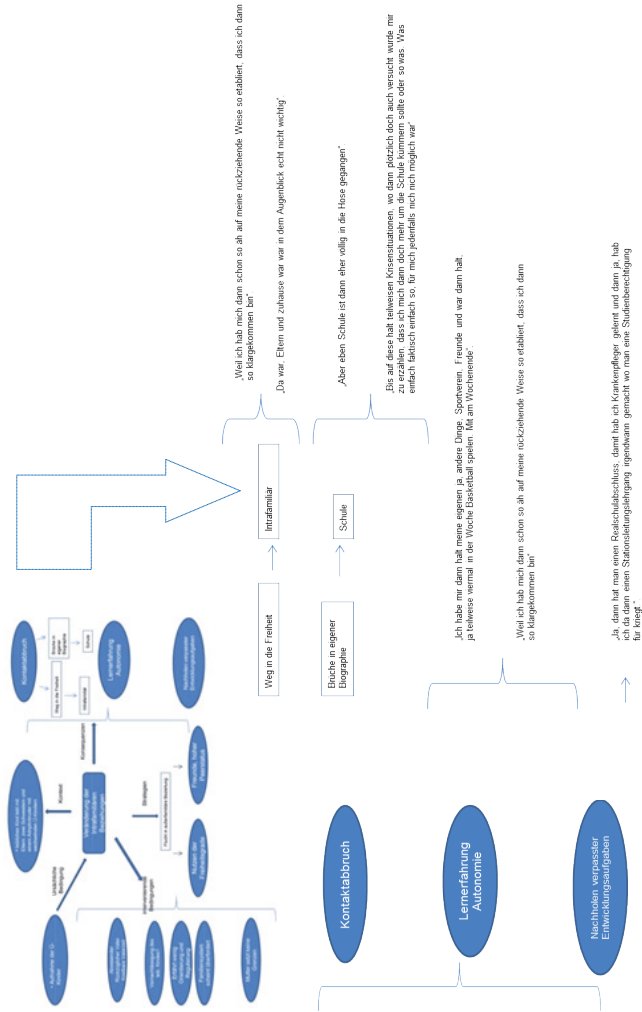


Abb. 23: Kodierparadigma Interview 1 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen





Der Begriff ‚intrafamiliären Beziehungen‘ wurde in diesem Kontext als Beziehungen, die sich auf zwei Personen innerhalb der gleichen Familie beziehen, also Beziehung zwischen Eltern und Kind sowie Geschwistern, definiert (vgl. ASENDORPF & BANSE 2000: 213). Betrachtet wurde hier zunächst der Kontext, in dem der Befragte aufwuchs. Als leibliches Kind mit einer älteren und einer jüngeren Schwester wuchs er behütet in einer Mittelschichtfamilie auf. Später kam ein Adoptivbruder hinzu, sowie zwei Pflegekinder und drei Übergangspflegekinder. Als Ursache der Veränderung der intrafamiliären Beziehungen wurde in diesem Kontext nur die Aufnahme der Übergangspflegekinder diskutiert, da hierauf der Fokus der Arbeit lag. Natürlich führte die Geburt der Geschwisterkinder ebenso zu einer Veränderung der intrafamiliären Beziehungen, wird an dieser Stelle aber nicht weiter thematisiert, das gilt ebenso für die folgenden Interviews.

Bis zur Aufnahme des ersten Kindes, Jojo, der später adoptiert wurde, lebte die Familie mit drei Kindern in einer Wohnung, in der sich die Schwestern ein Zimmer teilten und Mark sein eigenes kleines Zimmer hatte. Mit der Aufnahme des ersten Kindes, des damals sechs Jahre jüngeren Bruders Jojo, veränderte sich das Familiengefüge vor allem für Mark, der bis dahin ein eigenes Zimmer hatte und nun auf seine Privatsphäre verzichten musste:

„Und das hat dann schon ne ganze Menge verändert () innerhalb der Familie. Das hat da eben schon auch so angefangen, war halt ne vier Zimmerwohnung und ich hatte eigentlich ein kleines Zimmer und musste das dann plötzlich mit ihm teilen“ (I1: 104-106).

Die intervenierenden Bedingungen sind ein umfassenderer Satz struktureller Bedingungen, die ebenfalls die ergriffenen Strategien beeinflussen und sogar als Verstärker dienen können. Daher werden hier im Folgenden die Strategien benannt. Der Interviewte beschrieb zunächst, dass durch die Aufnahme der Kinder immer mehr Unruhe im Haus entstand und in seinen Augen seine Mutter zudem mit der Versorgung der aufgenommenen Kinder völlig überfordert war:

„Es gab keine Ruhe im Haus. Nirgends, also es war immer irgendwo kriselig, es gab immer irgendwo Streit, meine Mutter war letztendlich auch

eigentlich überfordert mit der ganzen Situation und mit den ganzen Kindern" (I1:295-297).

Durch die Überforderung verlor laut Mark die Mutter ihre damals schon recht selbstständigen und älteren Kinder aus den Augen. Sie schaffte es nicht, so der Befragte, weder den leiblichen, noch den aufgenommenen Kindern Grenzen zu setzen und klare Regeln zu definieren. Mark beschrieb, dass er tun und lassen konnte was er wollte, weil er aus dem Blick der Mutter geraten war. Das nutzte er für sich als Strategie, um der Situation etwas Positives abzugewinnen:

„Mir wurde das halt nich verboten, also durfte ich das und äh das ist dann so als selbstverständlich hingegenommen worden" (I1:1094-1095).

Bedingt dadurch, dass seine Mutter ihm so viel durchgehen ließ und er nach Hause kommen konnte wann er wollte, stieg sein Peerstatus weiter an und er wurde dafür sogar von seinen Freunden beneidet. Die, wie er es nannte, ‚Flucht‘ in außerfamiliäre Beziehungen stellte für ihn somit eine weitere Strategie dar, mit den Veränderungen der intrafamiliären Beziehungen umzugehen:

„Haben natürlich alle anderen gesagt, du hast ja vielleicht tolle Eltern ne (lacht), du musst nie irgendwann zu bestimmten Zeiten zu Hause sein und so das das war dann doch ein Stück Bewunderung und äh natürlich habe ich das dann auch genossen und ausgenutzt ja" (I1: 1086-1089).

Zusammengefasst führte zum einen die fehlende Ruhe in der Familie, zum anderen die laut Mark überforderte Mutter dazu, dass der Befragte sich lieber außerhalb des Hauses aufhielt als zuhause. Mark machte somit aus der Not eine Tugend, was als Konstruktion einer Strategie interpretiert werden kann. Er beschrieb in seinem Erlebten eine Vernachlässigungssituation, schaffte es aber, diese positiv vor seinen Freunden für sich zu nutzen, in dem er seine Freunde glauben ließ, seine Eltern hätten einfach einen laissez faire Erziehungsstil. Hier erscheint es, als wenn sich Mark die Situation schönredete, um selbige ertragen zu können. Als verstärkende intervenierende Bedingung zeigte sich hier ganz deutlich die Gesamtüberforderung des Familiensystems, aus dem sich nicht nur Mark

zurückzog, sondern auch sein Vater, der die Mutter mit der Gesamtsituation nach Ansicht von Mark im Stich ließ. Er sagte hierzu über seinen Vater:

„Also der war relativ viel zu der Zeit halt auch weg. Und hat irgendwann auch gesagt, dass ihm das eigentlich auch zu viel gewesen ist und er konnte das halt auch einfach nicht aushalten zuhause weil eben immer irgendwelcher Streit war, immer irgendwelcher Krach war und so“ (I1: 304-307).

Man kann hier vermuten, dass der Vater eine ähnliche Strategie ergriff, um sich der Situation zuhause zu entziehen, was in diesem Kontext eine intervenierende Bedingung im Sinne von defensivem Verhalten des Vaters für Mark darstellte. Wenn man diese Haltung mehrdimensional über mehrere Familienmitglieder betrachtet, beeinflusst das Verhalten des einen Familienmitglieds das des anderen Familienmitglieds. Jedes Verhalten eines Einzelnen an irgendeiner Stelle ist eine intervenierende Bedingung für den anderen. So stellte das Verhalten der überforderten Mutter an dieser Stelle ebenso eine intervenierende Bedingung dar, weil Mark erlebte, dass

„der da (Votan) über Tische und Bänke ging. Das das ging also halt überhaupt gar nicht [...] das der überhaupt nicht (1) beherrschbar war“ (I1: 864-868).

In ihrer Überforderung gefangen, war die Mutter nicht offen für die Bedürfnisse von Mark, er warf ihr direkt vor, es noch nicht einmal zu schaffen, dass die Kinder sein Zimmer nicht betraten. Sie bagatellierte dieses Bedürfnis, indem sie sagte, er sollte sich nicht so anstellen:

„Meiner Mutter gegenüber ja. Ähm, die war aber nur einfach überfordert, die konnte das auch tatsächlich nicht steuern und hat dann gesagt „jetzt stell dich mal nicht so an, und ist halt nichts kaputt gegangen oder ich weiß nicht was, aber das war eben auch so ne emotionale Geschichte denn die haben halt da nichts zu suchen und dann sollen sie da auch nicht rein, aber das hat sie so nicht akzeptiert oder nicht (2) wirklich äh nachhaltig dann gesagt: „So, ne, ihr habt jetzt eure eigenen Zimmer und das von Mark lasst ihr in Ruhe. So nich“ (I1:553-559).

Hier scheint ersichtlich, dass die ‚stets bemühte Mutter‘, wie der Befragte sie nannte, es bei Bemühungen beließ, wenig Grenzen setzte und somit auch Mark wenig Orientierung und Regulierung erfuhr. Sie verstärkte diese Situation sogar noch, indem sie Marks Wahrnehmungen und Emotionen bagatellierte und diese somit negierte. Dieses führte bei Mark, wie er sagt, zu einer Art innerer Migration, mit resignativen Tendenzen. Als positiv wurde in dem Kontext von Mark wahrgenommen, dass seine Mutter ein einziges Mal Grenzen setzte, indem Votan gehen musste:

„Es geht nicht“ (I1:484).

Mark reagierte mit Erleichterung:

„Ich hab mich ja relativ weit rausgezogen auch, und äh ich denke, das es nen nen Stück Erleichterung gewesen ist“ (I1: 505-506).

Diese Situation veranschaulicht noch einmal, wie erleichternd es aus Sicht des Interviewten war, wenn das Verhalten der Mutter Grenzen aufzeigte und diese tatsächlich in der Lage war, ein Machtwort zu sprechen, und daraufhin erst Votan und später Jutta die Familie verließen. Dies führte allerdings nicht zu dem von Mark eventuell erhofften Lerneffekt seitens der Mutter. Sie blieb nach Ansicht von Mark, auch über seinen späteren Auszug hinaus, bei einem unklaren Rollenverhalten und positionierte sich nicht eindeutig. Es ergaben sich für Mark ganz unterschiedliche Konsequenzen aus dem Erlebten. Zunächst war da natürlich die Flucht, er zog sehr früh, ohne einen Schulabschluss von zuhause aus, brach den Kontakt zu seinen Eltern ab und meldete sich Monate nicht, ohne dass es innerhalb seiner Familie wahrgenommen wurde. Es scheint, als war er bei seinem Auszug mit 16 Jahren wenig bealtert, sonst wäre so ein Kontaktabbruch sicherlich kaum erklärbar gewesen. Bezogen auf die Familie suchte er einerseits seinen Weg in die Freiheit und nahm andererseits Brüche in seiner Biographie in Kauf. Er floh ohne die Konsequenzen seiner Flucht bedacht zu haben und legte dabei dissoziales Verhalten und Risikoverhaltensweisen an den Tag. Dieses zeigte wie sehr das gesamte Familiensystem überfordert zu sein schien, wie folgende Aussage des Befragten verdeutlicht:

„Ich bin ausgezogen und hab mich sechs Monate lang zuhause nicht gemeldet. (2) Und weil ich bin über den Winter ausgezogen und zum

Sommer das erste Mal wieder dagewesen. Und das war auch (2) normal in Anführungszeichen für meine Eltern (Stimme senkend), die waren so in diesem Stress der anderen Kinder", „ I: (=) Dass es nicht aufgefallen ist?“ „Nö“ (I1: 740-748).

Er selbst beschrieb es wie ein Stück lang ersehnter Freiheit, endlich dem Chaos entflohen zu sein:

„Weil es einfach zu viel Stress war zuhause ne und die Freiheit und die Freiheit, die war toll. (Stimme anhebend), ne, so eine eigene Wohnung, ich bin dann in eine WG gezogen mit zwei Frauen zusammen und äh wir hatten eigentlich jeden Tag irgendwelche Sachen zu feiern und Spaß“ (I1: 757-760).

Die einzige Chance mit der Gesamtsituation fertig zu werden, sah er in der frei gewählten temporären Segregation vom Familiensystem.

„Weil ich hab mich dann schon so äh auf meine rückziehende Weise so etabliert, dass ich dann so klargekommen bin“ (I1: 1268-1270).

Des Weiteren nahm er, wie er sagte, durch den Kontaktabbruch in Kauf, Brüche in seiner Biographie zu erleben. Er beendete die Schule ohne Abschluss und wusste zunächst einmal gar nicht, wie es weitergehen sollte, bevor er später an der Abendschule seinen Hauptschulabschluss nachholte. Retrospektiv äußerte er:

„Kann man auch einfacher haben“ (I1: 1153).

Er betonte aber, dass er damals froh war, endlich ausgezogen zu sein. Positiv für ihn war, dass er diese vernachlässigten Entwicklungsaufgaben nachholte, eine Ausbildung begann und jetzt im Alter noch studiert, den Weg dorthin beschrieb er jedoch als steinig und mühsam.

Eine weitere Konsequenz war die der Autonomieentwicklung, ein Begriff, der nicht per se positiv besetzt ist. Marks Autonomieentwicklung entstand aus keiner freiwilligen Situation heraus. Er wurde quasi zur Autonomie gezwungen, weil die Eltern ihre Funktion als seine Erzieher und Unterstützer, so der Befragte, nicht erfüllten. Mark beschrieb, dass er selbstständig war, quasi selbstständig sein musste, weil die Eltern sich nicht ausreichend kümmerten und weil die Probleme und Bedürfnisse

der aufgenommenen Kinder immer schwerwiegender bzw. als wichtiger erachtet wurden als die von Mark. Seine Eltern verließen sich darauf, dass er sich schon zu helfen wüsste. Bis heute hadert er mit sich, ob er es hätte einfordern dürfen, was innerhalb der Familie stets ein Tabuthema war:

„Ich weiß immer gar nicht, kann man das sagen "die Eltern hätten sich mehr um mich, die eigenen Kinder kümmern sollen [...] Die haben sich das das war irgendwie, weiß nicht, ob es ein Tabuthema war oder so" (I1: 325-328).

Bis zum heutigen Tag wurde nie wieder über das Erleben des Aufwachens gesprochen. Bis heute, so der Interviewte, gäbe es keinerlei Selbsteinschätzung oder Reflexion über das damalige Handeln. Er meinte, es wäre allen Familienmitgliedern besser ergangen, wenn die Familie keine Übergangspflegekinder aufgenommen hätte, da man aber nicht darüber sprach, gilt es bis heute als erfolgreich:

„Ja, es ist ein, Tabuthema. [...] Und diese Selbstreflexion, Selbstkritik, die ist nicht so so groß, weil es ja allen besser gegangen wäre, als sonst, wenn sie es halt nicht gemacht hätten. Also ist es erfolgreich gewesen" (I1: 674-679).

In der Erzählung des Befragten klang die beschriebene Atmosphäre wie eine der Pseudoharmonie, in der man bestimmte, ggf. unangenehme Themen nicht ansprechen durfte und in der über bestimmte Themen bis heute nicht gesprochen wird. Innerhalb der Familie zu scheitern, scheint bei Mark bis heute ein Tabuthema zu sein. Indem er sich im Interview so offenbarte, verstieß er indirekt gegen Familienregeln, in denen keiner ein Hinterfragen des Erlebten zulässt. Das Interview war daher wahrscheinlich einer der wenigen Momente in denen er es auch so benennen konnte. Man hatte als Interviewer den Eindruck, dass er nach mehr als 30 Jahren, das erste Mal wirklich intensiv über das Erlebte sprach, was eine interessante Rückblende auf die Veränderung der intrafamiliären Beziehungen zu der Zeit zulässt.

### 14.2.3 Darstellung und Interpretation der Veränderung der Geschwisterbeziehungen

Da bei der Auswertung der Interviews festgestellt wurde, dass die Aufnahme von Übergangspflegekindern auch immer mit einer Veränderung der Geschwisterbeziehung einherging, wird an dieser Stelle darauf Bezug genommen. Dabei geht es nicht nur um die Geschwisterbeziehung von leiblichen Kindern, sondern auch um die von Adoptivgeschwistern, sowie in einem späteren Interview beschrieben, um soziale Geschwister. Der Interviewte wuchs mit einer vier Jahre älteren und einer sechs Jahre jüngeren Schwester auf, die wenig miteinander zu tun hatten, da die Ältere bereits im Alter von 18 Jahren auszog. Obwohl er, ebenso wie seine Geschwister, die Zeit nach der Aufnahme der Übergangspflegekinder als sehr belastend empfand, solidarisierten sich die Geschwister laut dem Befragten nicht gegen die Eltern, um mehr Aufmerksamkeit einzufordern.

„Die Eltern hätten sich mehr um mich, die eigenen Kinder kümmern sollen“ oder ich hab das auch nie eingefordert. (2), also meine Geschwister auch nicht“ (I1: 325-327).

Nur seine jüngere Schwester lehnte sich später gegen die Eltern und andere Kinder auf, was laut Meinung von Mark eher dem Grund geschuldet war, dass sowohl er, als auch seine Schwester sehr früh ausgezogen waren und seine Schwester zusehen musste, wie sie alleine mit den anderen Kindern und der Mutter zurechtkam:

„Mhm, also denn ich glaube weder meine ältere Schwester noch ich, haben haben dann wirklich eingefordert, das hatte ich ja schon gesagt, dass wir irgendetwas vermissen. Das hat sie (die jüngere Schwester) sehr laut und sehr deutlich gemacht“ (I1: 1023-1025).

Die Aufnahme der Übergangspflegekinder führte nach seiner Beschreibung jedoch nicht dazu, dass die Geschwister sich verbündeten oder näher zusammenwuchsen:

„Also wir haben uns nicht irgendwie jetzt plötzlich zusammen gerettet oder so, gesagt, ‚wir sind jetzt hier die Kinder und und das sind eigentlich ja, Pflegekinder andere oder so‘, das das haben wir nicht gemacht. Halt ich würd sagen relativ normales Geschwisterverhältnis“ (I1: 699-702).

Unter diesem Aspekt war es interessant, als Mark berichtete, dass seine kleine Schwester, die ja im ähnlichen Alter mit den aufgenommenen Kindern war und somit viel ‚näher dran‘ war als Mark und seine ältere Schwester, viel darunter zu leiden hatte, wie die anderen Kinder sich ihr gegenüber verhielten:

„Ja, meine jüngere Schwester die erzählt halt ab und zu auch noch, dass es ne ne total stressige Zeit für sie war“ (I1: 684-685) [...] „aber sie hat auch viel gelitten eben in diesen einzelnen Situationen“ (I1: 1016-1017).

Dennoch wurde sie nicht besonders behütet, es herrschte keine Solidarität unter den leiblichen Geschwistern, man hatte sich halt ‚normal‘ verstanden, mehr nicht, so der Befragte. Als Reaktion auf das Erlebte hatten nur die ältere Schwester und der Interviewte die Chance, früh die Familie zu verlassen, die kleine Schwester blieb zurück und musste sich nach Marks Einschätzung mit der Situation arrangieren und alleine klar kommen:

„Meine ältere Schwester ist auch frühzeitig ausgezogen. Mal überlegen, die war ein Tag nach dem 18ten Geburtstag, ja, die ist schnell raus. [...] Die Einzige, die dann länger geblieben ist, ist meine jüngere Schwester. Aber eben auch dadurch, dass sie denn gemeinsam groß geworden sind, die die Sigi und Tommy und sie“ (I1: 308-314).

Ganz interessant war, wie der Befragte seinen jüngsten Bruder Jojo beschrieb, den seine Eltern adoptierten:

„Der leibliche Bruder, jetzt der adoptiert leibliche Bruder“ (I1: 523).

Hier stellte sich für Mark die Frage, was ist eigentlich ein Bruder. Jojo wurde hier von einem Tag auf den anderen Tag zum ‚ab jetzt doch richtigen Bruder‘ und dabei entstand für Mark sowohl eine begriffliche als auch eine Gefühlsverwirrung, wie im Interview deutlich wurde. Mark fragte sich, muss ich den jetzt lieb haben, mehr als gestern? Es schien, als wenn Mark eine Definition suchte, wie plötzlich am Tag X Jojo dann sein Bruder war:

„Und damit ist dann mein jetziger Bruder halt in die Familie gekommen und war erst mal als Pflegekind da“ (I1: 90-91).



Der Adoptivbruder blieb in der Erzählung des Befragten der Einzige, bei dem er von ‚Geschwister‘ sprach, die anderen Kinder, die ebenso in der Familie aufwuchsen, differenzierte er:

„Da war nur noch Tommy da, also von den Pflegekindern und Jojo ja klar. Der war ja längst adoptiert“ (I1: 775-776).

Auffällig war die Tatsache, dass keines seiner Geschwister die Schule zufriedenstellend beendete, alle Geschwister bekamen Probleme, mit denen sie mehr oder weniger alleine fertig werden mussten:

„Es hat also keiner Abitur gemacht von uns, sondern es sind alles so mehr oder weniger abgebrochene Schulkarrieren dann gewesen“ (I1: 617-620).

Die Beziehung zu seinen Geschwistern sieht er bis heute sehr differenziert und relativiert sie zum Teil auch. Mit seiner älteren Schwester hatte er erst einen guten Kontakt, nachdem beide ausgezogen waren:

„Also meine ältere Schwester die hatte ne eigene Wohnung (Stimme anhebend), dann bin ich da immer hingefahren hab die dort besucht“ (I1: 964-965).

Interessanterweise nahm der Kontakt zu seiner jüngeren Schwester auch erst außerhalb des familiären Umfeldes zu, als auch sie auszog:

„Die jüngere Schwester, jetzt, vor 20 Jahren sicherlich angefangen, aber erst seit sie dann auch ausgezogen ist“ (I1: 711-713).

Nur der Kontakt zu seinem Adoptivbruder fand nicht außerhalb des familiären Umfeldes statt, da, so der Befragte, man zu unterschiedlich war und dadurch außerhalb von Familienfeiern keinerlei Kontakt pflegte:

„Und wir treffen uns jetzt logischerweise wenn Familienfeiern sind und so und das ja (3) Aber ansonsten führt der wirklich ein Leben, ein ganz anderes Leben auch“ (I1: 847-849).

Interessant war, dass beide Schwestern heute auf dem Grundstück der Eltern ihre Häuser bauten und dort mit ihren Familien leben. Mark war der einzige, der weiter entfernt in eine andere Stadt zog. Die heutige Nähe zum Elternhaus könnte einer der Gründe sein, so Mark, weswegen die ältere Schwester ihre Erlebnisse anders darstellen würde und „viel

beschönigen, denke ich" (I: 1366). Unter dem Aspekt, dass seine Schwestern ähnliche Erlebnisse wie Mark machten, ist diese Aussage sehr interessant und entspricht damit einer konstruktivistischen Sicht der Dinge. Versöhnlich gab er sich zum Schluss, indem er noch einmal beschrieb, in welcher Situation es sich für ihn nach Familie anfühlt:

„Ich bin der Einzige, der weggezogen ist, ähm hab aber schon regelmäßig Kontakt, zu meinen Schwestern zumindest, im Wesentlichen zu der Jüngeren. Und äh wenn ich da hinkomme ist es auch tatsächlich Familie" (I: 1312-1314).

Diese Stelle im Interview klang im Vergleich zu den anderen Interviewpassagen positiv-ausgleichend. Ihm war immer noch bewusst was Familie bedeutet und er konnte sich mit einem gewissen Abstand immer wieder darauf einlassen, sie zu besuchen.

#### *14.2.4 Darstellung und Interpretation des Rollenverhaltens der Mutter*

In diesem Abschnitt wird auf die schon im Kapitel 4.4.1 umrissenen Rollenerwartungen und Rollenverhalten der Mutter eingegangen. Zum einen wird beleuchtet, welche Rolle sie als Mutter der leiblichen Kinder aus Sicht des Interviewten einnahm und welche Rolle sie gegenüber den Übergangspflegekindern vertrat. Bis zur Aufnahme der Kinder, so der Befragte, empfand dieser das Aufwachsen als normal und behütet. Die Mutter sah sich, so Mark selbst, als Mutter mit Leib und Seele und hatte nicht den Anspruch arbeiten zu gehen:

„Sie hat natürlich nicht gearbeitet und war eigentlich äh die ganze Zeit da" (I: 297-298).

Sie wollte, so beschreibt es Mark, eher noch ‚mehr‘ Mutter sein, auch Mutter für aufgenommene Kinder. Zunächst einmal erfüllte sich der Wunsch eines Adoptivkindes und das Quartett an ‚leiblichen‘ Kindern war voll und die Mutter ging in ihrer ‚Mutterrolle‘ auf, auch wenn das Adoptivkind durch die Entwicklungsverzögerung vermehrt Aufmerksamkeit einforderte. Einen Plan, mit dem Kind umzugehen, hatte die Mutter laut Mark nicht:

„Das war mehr so wir integrieren ihn jetzt hier in in unseren Alltag und dann wird das schon irgendwie funktionieren" (I: 806-807).

Man könnte es aus heutiger Sicht naiv nennen, dies war aber vermutlich aus damaliger Sicht eine normale Annahme der Dinge. Mit der Aufnahme des nächsten Kindes bzw. Kinder wurde die Mutter ziemlich überrumpelt. Es war geplant, einen zehn Tage alten Säugling für sechs Wochen aufzunehmen, als plötzlich die Anfrage zur Aufnahme eines weiteren Geschwisterkindes hinzukam. An dieser Stelle begann, so der Befragte, schon die fehlende Grenzsetzung der Mutter, die sich überreden ließ, auch dieses Geschwisterkind aufzunehmen. Dieses Nachgeben und auch die Unfähigkeit, für sich keine klaren Grenzen zu setzen, zog sich nach Angaben von Mark durch die Zeit seines Aufwachsens. An dieser Stelle begann, so Mark, gefördert durch die fehlende Unterstützung des Vaters, die Überforderung der Mutter, weil

„das eigentlich auch zu viel gewesen ist“ (I1: 305).

Und dies geschah, obwohl der Vater die Aufnahme der Kinder mit initiiert hatte. Der Rückzug des Vaters ließ die Mutter allein mit der Situation zurück, der Befragte beschrieb es treffend:

„Und war halt auch allein. Da war kein anderer. Weil mein Vater war eben politisch aktiv“ (I1: 298-299).

Ein weiterer Grund der Überforderung war das nicht zu bändigende, zusätzlich aufgenommene Geschwisterkind. Hier beschrieb der Interviewte deutlich, dass die Mutter ihrer Verantwortung den anderen Kindern gegenüber, nicht mehr gerecht werden konnte:

„Mit vier eigenen Kindern, dem kleinen sechs Wochen alten oder acht Wochen war er dann ja vielleicht und dann den der da über Tische und Bänke ging. Das das ging also halt überhaupt gar nicht“ (I1: 866-868).

Hier schaffte es die Mutter eine lange Zeit nicht, klare Grenzen zu setzen und dem Ganzen zeitnah ein Ende zu bereiten, indem sie eine Lösung zugunsten des Familienfriedens fand und das Kind wieder abgab. Sie nahm, so der Befragte, in Kauf, sich, zum Wohle des aufgenommenen Kindes weniger um die leiblichen Kinder zu kümmern und registrierte kaum noch, dass diese sich immer weiter zurückzogen, vor allem Mark:

„Und äh man merkt dann doch halt mit der Zeit so, jetzt fehlt doch wieder die Zeit von von der Mutter oder so und wie ich gesagt hab, mein

Vater war eh wenig präsent.[...] Ich denke, dass das vielleicht ein halbes Jahr oder so gedauert hat, bis dann so die ersten Rückzüge einfach kamen (I1: 527-529).

Als es schließlich innerhalb der Familie nicht mehr funktionierte, musste Votan gehen. Mark erfuhr hier zum ersten Mal, dass seine Mutter Grenzen setzte und eine rationale Entscheidung traf, die er als sehr entlastend empfand. Die Mutter lernte jedoch nichts hieraus, so empfand es Mark, sondern ließ sich gerade mal zwei Jahre später erneut überreden, ein Geschwisterpaar aus einer ‚desolaten Alkoholikerfamilie‘ (I1:230) aufzunehmen. Auch hier wurde die Mutter ihrer Mutterrolle, wie der Befragte erzählte, dieses Mal gegenüber der jüngeren leiblichen Tochter, nicht gerecht. Mark hatte sie zu der Zeit bereits aus den Augen verloren. Sie ließ zu, dass Marks kleine Schwester unter dem Verhalten eines der aufgenommenen Kinder litt und reagierte viel zu spät, indem das Kind die Familie verlassen musste. Mark betrachtete dies aus der Ferne, beschützte aber auch nicht seine Schwester, sondern entzog sich der Situation durch Vermeidung, wie er beschrieb:

„Die haben sich dann nicht nur geprügelt (Stimme anhebend) ich weiß das da so einiges passiert ist. Ich hab das dann tatsächlich alles nicht mehr so richtig mitgekriegt (2) ähm, weil ich dann schon viel einfach außer Haus geblieben bin“ (I1: 270-273).

Bis zum Schluss schaffte es die Mutter nicht, sich in ihren beiden Rollen, der der Übergangspflegemutter und der der leiblichen Mutter, abzugrenzen. Sie schaffte es kaum, Mutter zu sein, reagierte, statt zu agieren und hatte, wie Mark zum Schluss richtig bemerkt:

„Nich (2) wirklich dieses Standing hatten das dann dann auch durchzustehen und zu gucken, wie wie gehts jetzt wirklich jedem Einzelnen damit und wie kriegen wir jeden, wenn auch nen Einzelnen mit, sondern das ist eigentlich immer mehr so die die ganze Masse gewesen, die sich da so mitziehen lassen sollte“ (I1: 1189-1193).

Die Unsicherheit und Unklarheit in ihren Rollen hatte starken Einfluss auf das Erleben des Aufwachsens in diesem Setting für den Interviewten und prägte ihn, so der Befragte, bis heute.

#### 14.2.5 Zusammenfassung und individuelles Fazit

Die Analyse des Interviews verdeutlicht ein überfordertes Familiensystem auf allen Ebenen, ausgelöst durch die Aufnahme der Übergangspflegekinder. Das vorgestellte Kodierparadigma der Veränderung der intrafamiliären Beziehungen zeigt, dass Strategien alleine nicht ausreichen, um zu positiven Konsequenzen zu führen. Zeit kann aber manchmal ein Faktor sein, um versöhnlich auf Erlebtes zurück zu blicken und ein Mancher kann auch genug Resilienz entwickelt haben, um Brüche in Biographien aufzufangen und verpasste Entwicklungen nachzuholen. Die Geschwisterbeziehungen der drei leiblichen Geschwister litten scheinbar unter der vernachlässigenden häuslichen Situation. Die beiden älteren Geschwister bauten zunehmend außerfamiliäre Beziehungen auf wie der Befragte berichtete und zogen sehr früh aus. Die jüngste Schwester wurde ihrem ‚Schicksal‘ überlassen, obwohl Mark wusste, wie sehr sie unter den Übergangspflegekindern zu leiden hatte und wie wenig Schutz sie von den Eltern bzw. der Mutter erfuhr. Die Mutter selbst scheint hier Opfer ihrer Überforderung gewesen zu sein und schaffte es weder, sich gegenüber den leiblichen Kindern, noch den aufgenommenen Kindern abzugrenzen oder sich klar zu positionieren, ihre Rollen zu definieren und den Kindern dadurch Sicherheit zu vermitteln. Sie konnte nicht innerhalb einer von ihr definierten Rolle agieren, sondern nur auf Verhalten von den Kindern reagieren und versank somit im Chaos, in das sie alle Familienmitglieder mit hineinzog:

„Ganz klar also, das ist ne angespannte Situation immer gewesen, also auch auch auf Jahre lang angespannte Situation“ (I1: 1186-1187).

#### 14.3 Interview 2, Gele: Wir wurden alle gleich behandelt

„...dass meine Mutter, glaube ich, immer drauf geachtet hat, dass wir so alle gleich behandelt sind und alle irgendwie das gleiche bekommen“ (I2: 114-115).

Gele war eine 34-jährige Frau, die mit ihrer Schwester, die ich ebenfalls interviewt habe, in einer Übergangspflegefamilie aufwuchs. Die Großeltern, die vorher mit der Familie in dem großen Haus gelebt hatten, zogen

aus als sie 13 war, ihr Vater verstarb, als sie 16 Jahre alt war. Bis dahin schätzte sie das Leben als Großfamilie, in der sie mit ein bis zwei Übergangspflegekindern lebte, seit sie ungefähr acht Jahre alt war. Um die Kinder zu versorgen, übte die Mutter nach dem Tod des Vaters die Übergangspflege beruflich aus. Die Befragte wuchs im Zeitalter der 80er Jahre auf, die geprägt waren von Selbstentfaltungstendenzen in der Erziehung. Sie blieb bis zu ihrem 23. Lebensjahr zuhause wohnen, besuchte ihre Mutter danach weiterhin noch gerne und viel und unterstützte diese bis zur Beendigung der Tätigkeit als Übergangspflegemutter regelmäßig bei der Betreuung der Kinder:

„Den habe ich dann ganz häufig abgeholt und mitgenommen, weil man schon gemerkt hat, dass sie halt nicht mit so kleinen jetzt überfordert ist, aber es sie schon sehr angestrengt hat, den ganzen Tag so einen vierjährigen Wirbelwind (lacht) halt irgendwie so zu haben“ (I2: 1455-1458).

Sie machte eine Ausbildung zur Physiotherapeutin und arbeitete in einer Frührehabilitation mit behinderten Kindern zusammen. Durch ihre Schwester, die ich als erstes befragte, war sie schon über die Grundzüge meines Vorhabens informiert. Da sie gerade vor einigen Wochen Mutter geworden war, wählten wir einen privaten Ort, an dem sie sich ggf. ungestört um ihr Baby kümmern konnte, sollte es während des Interviews aufwachen. Über ihre neue Rolle als Mutter kamen wir sehr schnell ins Gespräch und konnten eine sehr angenehme Gesprächsatmosphäre schaffen. Sie selbst erzählte, dass sie ungefähr acht Jahre alt war, als ihre Mutter anfang Übergangspflegekinder aufzunehmen und

„hat glaube ich so über hundert Pflegekinder so in den ganzen Jahren gehabt“ (I2: 198),

meinte Gele. Sie sagte noch, dass sie sich auf dieses Gespräch gefreut hat, um mir von ihrer Kindheit zu erzählen:

„Weil ich schon im ganzen diese Situation mit Pflegekindern eher als total schön und positiv, als ähm irgendwie als belastend oder anstrengend empfunden habe“ (I2: 1729- 1731).

Den Status einer Großfamilie genoss sie immer sehr, wie sie sagte:

„Ich glaube ähm ich bin eh jemand, der halt gerne irgendwie auf Menschen irgendwie zugeht und es irgendwie genossen hat, mehr Spielkameraden um mich herum zu haben und mehr Leute um mich herum zu haben“ (I2: 526-527).

Interessant fände sie es, zu erfahren, was denn ihre Schwester mir so alles erzählt habe, so Gele, denn die beiden hätten sich bis heute nie darüber unterhalten, wie die jeweils andere das Aufwachsen erlebte.

#### 14.3.1 Geles Erleben im Setting der Übergangspflege

„...ich kann mich wenig (Stimme anhebend) an die Zeit erinnern, wo wir halt nur zu zweit waren...“ (I2: 543-544)

Gele beschrieb in ihrem Interview eigentlich nur Szenen und Erlebnisse, die sie mit den Übergangspflegekindern erlebte. Wenig war ihr laut eigenen Angaben von der Zeit davor in Erinnerung, obwohl sie schon acht Jahre alt war, als ihre Eltern damit begannen Kinder aufzunehmen. Sie sagte selbst:

„Ich glaube an diese Zeit, wo wir ganz klein waren, ich weiß nicht warum aber da habe ich immer so weniger Erinnerungen“ (I2: 1412-1413).

Die Erinnerungen wurden mehr und konkreter, wenn sie an die erste Zeit mit den Kindern in ihrem Alter dachte.

„...weil meine eigene Schwester damals, da konnte ich noch nicht so viel mit anfangen...“ (I2: 44-45)

Mit ihrer Schwester, die vier Jahre jünger ist als sie, konnte Gele nicht viel anfangen. Sie wurde des Öfteren von ihrer Mutter gebeten, auf sie aufzupassen oder sie zum Spielen mit Ihren Freunden mitzunehmen, was sie bis heute in schlechter Erinnerung behielt:

„Da musste ich die mitnehmen und ich habe es gehasst, meine kleine Schwester halt irgendwie mitzunehmen“ (I2: 530-532).

Im Laufe der Jahre verbesserte sich das Verhältnis zwischen den Schwestern und heute haben sie ein sehr inniges Verhältnis zueinander, nur damals war der Altersunterschied, so Gele, einfach zu groß. Diese Situation veränderte sich für Gele, als die Mutter anfang, Kinder im Alter ihrer Schwester aufzunehmen.

**„...dass wir halt eher so Spielkameraden hatten...“**

Durch die Aufnahme von Kindern, die manchmal in ihrem Alter, meistens aber in dem Alter ihrer Schwester waren, hatten beide Spielkameraden und waren zunehmend voneinander unabhängig. Gele genoss diese Zeit, in der sie zuhause gleichaltrige Freunde zum Spielen hatte und je länger diese blieben, umso enger wurde das Band der Freundschaft, so Gele:

„Das waren wirklich wie (2), ja am Anfang wie wie Freunde und Spielkameraden aber hinterher, wenn die lange geblieben sind, wirklich wie wie Familienmitglieder“ (I2: 230-232).

**„...so in meinen Gedanken sind eigentlich immer, sind wir eigentlich immer ne Großfamilie gewesen...“ (I2: 548-549)**

Die Befragte beschrieb es als sehr schön, dass bei ihnen zuhause immer so viel Trubel herrschte und nennt sogar Freundinnen, die gerne zu ihnen nach Hause kamen, gerade, weil dort immer etwas los war. Eine Freundin, die Einzelkind war, beneidete sie scheinbar deswegen:

„Die hat mich glaube ich immer ein bisschen beneidet, dass ich so viele Geschwister habe (lacht) und auch immer neue Geschwister habe so in der Richtung (lacht), dass halt immer jemand anderes kommt“ (I2: 1364-1366).

In den ersten Jahren, in denen ihr Vater noch lebte und ihre Großeltern noch nicht ausgezogen waren, empfand sie das Leben als Großfamilie besonders angenehm:

„Ich fand es damals halt irgendwie immer schön, dass wir so eine große Familie waren. Wir haben ja teilweise drei oder vier Pflegekinder sogar gehabt in den Hochzeiten und dann waren wir mit sechs Kindern zuhause, das war eigentlich immer schon ne Hausnummer“ (I2: 82-85).



Auch die gemeinsamen Urlaube als Großfamilie blieben ihr in guter Erinnerung. Ständige Gesellschaft wurde zentraler Teil ihres Lebens mit Pflegekindern, was auch mit ihrem retrospektiven Empfinden beim Einzug in eine eigene Wohnung deutlich wurde:

„Das war so richtig, oben schon die Tür zugemacht und wusste es kommt keiner mehr und es ist keiner hier, das fand ich halt ähm ganz beängstigend am Anfang. Ich war ungerne ganz alleine, ich glaube weil ich das jahrelang kannte, dass halt immer jemand zuhause war und immer irgendwo ja Trubel um einen rum war“ (I2: 1004-1007).

„...eigentlich nie das ich Urlaub gemacht habe ähm nur mit mit meinen Eltern und meiner Schwester zusammen...“ (I2: 557-558)

Die Urlaube fanden ebenfalls als Großfamilie statt. Wer gerade als Übergangspflegekind bei ihnen lebte kam mit, oft auch Freunde der Kinder oder eine befreundete Familie. Meist ging es in den Centerpark, in dem gleich zwei oder drei Häuser nebeneinander gebucht wurden. Die Kinder verschwanden dann meist sofort zum Schwimmen und die Mutter folgte später mit einer „Versorgungsbox“:

„Wir waren eigentlich nie jetzt irgendwie nur ne ne Viererrunde, die irgendwie Urlaub gemacht haben, deswegen kenne ich das glaube ich nur, dass es halt immer Trubel ist und der VW Bus voll war“ (I2: 563-565).

Sie selbst beschrieb, dass ihre Mutter sich bei dem ganzen Trubel dennoch ein wenig Ruhe gönnen konnte, weil jeder im Urlaub mit anpackte, mit einräumte, beim Kochen half, den Tisch deckte oder das Geschirr spülte. Als die Kinder älter wurden, flogen sie mit der Mutter immer nach N., wo diese ein kleines Ferienhaus besaß:

„Meine Mutter die hat ein Haus in N. und die hat dann irgendwie, die war dann auch mit, also meine Mutter hat die dann auch alle Kinder dann halt mitgenommen, auch als wir hinterher größer waren immer nach N. mitgenommen. Die mussten dann alle mit in den Flieger und mussten mit nach N.“ (I2: 1612-1615).

An diese unbeschwerte Zeit erinnert sich Gele auch heute gerne zurück.

„...das hat unsere Mutter eigentlich uns immer erzählt. Was halt mit den Kindern ist...“ (I2: 1218-1219)

Die Interviewte erzählte, dass sie immer ungefähr wusste, warum die Kinder kamen, sich aber von näheren Informationen zu distanzieren suchte um diese, wie sie sagte nicht an sich ranzulassen:

„Ich glaube, dass ich unbewusst so ein bisschen ähm diese Sachen einfach von mir weggelassen hatte, weil ich da schon Angst vor hatte, was das vielleicht auslöst oder davon halt zu erfahren. Vielleicht war es für mich als Kind dann einfacher, das vielleicht auch gar nicht so an mich ranzulassen, was halt irgendwie mit den anderen Kindern passiert ist“ (I2: 1720-1724).

Sie äußerte Angst davor gehabt zu haben, mit den Informationen nicht umgehen zu können, wenn sie gewusst hätte, was diesen Kindern schlimmes widerfahren war. Aus diesem Grund versuchte sie, sich emotional von Inhalten zu distanzieren, weil ständig neue Kinder mit anderen Erlebnissen kamen.

„...bleiben ne Zeitlang hier und die gehn halt auch wieder...“ (I2: 295-296)

Auf die Frage, wie Gele das Ankommen der Kinder und auch die Abschiede erlebte, sagte sie, dass sie sich schon früh damit auseinandergesetzt hat, dass diese Kinder kommen, eine Zeit lang bleiben und dann auch wieder woanders hingehen:

„Also ich wusste halt immer, das ist ne Übergangslösung“ (I2: 241-242).

Sie beschrieb den Umstand, dass, so plötzlich diese Kinder auch kamen, um so ermüdend länger der Prozess dauerte, bis diese dann wieder die Familie verließen. Dieser Vorgang war sehr intensiv, wie sie beschreibt, wenn die Kinder woanders zu Probe wohnten, man sich gegenseitig besuchte und der Abschiedsprozess über einen längeren Zeitraum vollzogen wurde.

„Das hat man eigentlich viel mehr mitgekriegt ,eigentlich, weil es halt so ein Verlauf und so ein Prozess war, jemanden zu finden, der die Kinder

aufnimmt oder halt irgendwie ne Einrichtung zu finden" (I2: 1853-1855).

In Kontakt blieb sie mit den wenigsten Kindern, sie traf einige weiterhin in der Schule oder im Sportverein, legte es aber nicht darauf an, über einen längeren Zeitraum nach dem Auszug mit ihnen befreundet zu sein:

„Ich habe jetzt keine, glaube ich, wo ich sage, da habe ich halt irgendwie noch lange Jahre so wie ne Freundschaft oder so ein Kontakt zu gehabt“ (I2: 377-378).

Sie beschrieb es eher pragmatisch, kaum wenn ein Kind gegangen war, stand das Nächste auch schon wieder vor der Tür, was wenig Raum ließ, um als Familie zur Ruhe zu kommen:

„Das war dann so eine absehbare Zeit und dann war irgendwie schon der Nächste halt wieder da [...] also das war immer schon so, dass die mit dazugehörten, aber es war dann auch okay wenn sie halt irgendwie wieder gegangen sind“ (I2: 384-392)

„...die haben uns auch immer ganz viele Haustiere dagelassen...“ (I2: 1319)

Als die Befragte so elf oder zwölf Jahre alt war gab es eine Phase, in der viele Kinder mit ihren Haustieren bei ihnen einzogen, von Ratten über Mäuse, Hamster und Kaninchen sowie Vögel, alles war vertreten. Leider konnten die Kinder diese Tiere sehr oft nicht mit in ihr neues Zuhause, sei es eine Pflegefamilie oder eine Einrichtung, nehmen, so das laut Gele

„wir nicht immer nur viele Kinder, sondern auch noch eine halbe Zoo-handlung zuhause“ (I2: 1341-1342) hatten.

Eine Anekdote über eine Ratte, die handzahn wurde, war ihr besonders in Erinnerung geblieben:

„Also am Anfang konnte man die mit dem Bleistift immer nur kraulen, wir haben die dann so ein bisschen geschubbert am Hals und sie fand das ganz toll. Und wir haben die dann handzahn gekriegt. Ich weiß gar nicht, ob sie die mal irgendwo aus dem Zoohandel hatte oder ob sie die irgendwo eingefangen hatte, ob das ne wilde Ratte war, ich weiß das gar nicht genau. Aber die haben wir hinterher halt behalten“ (I2: 1330-1335).

**„...hat sie immer halt versucht, alle gleich zu behandeln oder alle auf eine Stufe zu stellen...“ (I2: 482)**

Gele beschrieb das Erziehungsverhalten der Mutter als sehr bemüht und berichtete, dass ihre Mutter sie, ihre Schwester und die Übergangspflegekinder immer gleich behandeln wollte. Es wurde auch bei den Weihnachtsgeschenken oder Geburtstagen nicht zwischen leiblichen und aufgenommenen Kindern unterschieden. Für Gele selbst war das in Ordnung wie sie sagte. Sie berichtete, dass ihre Schwester das nicht so gut fand:

„Sind wir alle immer gleich behandelt worden, so ne (1). Also auch so an Weihnachten weiß ich, dass das meine Schwester immer ganz erbst war“ (I2: 110-111).

Auch setzte sie sich in allen Belangen gleich stark für die leiblichen als auch für die aufgenommenen Kinder ein und machte keinerlei Unterschiede, ging zu allen Elternabenden, nahm an allen Ausflügen teil und wollte nicht, dass eines der Kinder das Gefühl hat ungerecht behandelt zu werden:

„Ich glaube das macht keine Mutter sich um das eigene Kind weniger zu kümmern als um die Pflegekinder und wenn sie uns halt ähm ja besonders behandelt hätte dann hätte es glaube ich ähm viel Ärger und viel Knatsch in der Familie gegeben“ (I2: 485-488).

**„...um uns musste man sich nicht so viel kümmern, wie bei den Pflegekindern...“ (I2: 547-549)**

Obwohl, wie Gele betonte, alle Kinder gleichbehandelt wurden, verdeutlichte sich im Verlauf des Interviews, dass der Betreuungsbedarf, den die Übergangspflegekinder hatten um einiges höher war, als der der beiden leiblichen Kinder. Die Probleme, sowohl in der Schule, als auch erzieherischer Art oder mit der Herkunftsfamilie vereinnahmten die Ressourcen der Mutter in einem deutlich größeren Maße als dieses die Belange von Gele und Julia taten. Sie brachte es auf den Punkt, wenn sie sagte:

„Wir haben das alles schon ähm ja mehr oder minder selbstständig gemacht und dann musste man halt nicht so noch hinterher und nicht so

aufpassen und sich nicht so viel drum kümmern, wie bei den Pflegekindern" (I2: 1817-1819).

Somit kam es ungewollt doch zu einem Aufmerksamkeitsgefälle zwischen den leiblichen und aufgenommenen Kindern. Das förderte zum einen die Selbstständigkeit der beiden leiblichen Geschwister, verlangte aber auch von ihnen oft alleine klar zu kommen. Das hatte sicherlich damit zu tun, so Gele, dass die Probleme mit den Pflegekindern im Laufe der Jahre größer wurden.

„...so im Laufe der Jahre sind sie halt schwieriger geworden...“ (I2: 393)

Gele äußerte, dass die Kinder in den ersten Jahren, in denen sie Kinder aufnahmen viel weniger Problemen zeigten, als später. Waren es zunächst eher vernachlässigte Kinder, kamen später zum Teil auch schon straffällig gewordene oder sexuell missbrauchte Kinder in die Familie, die viel mehr Auffälligkeiten zeigten:

„Und da meine Mutter immer die Anlaufstelle für alle war, die auch irgendwo (lacht) anders gescheitert sind und dann wieder zurück gekommen sind“ (I2: 352-353).

Viele der Kinder waren schwer in die Familie zu integrieren oder wurden bei der Polizei vermehrt aktenkundig. Die Mutter selbst, so beschrieb es Gele, war stets bemüht, diese Situation mit den Kindern gemeinsam zu bewerkstelligen:

„Es waren viele Kinder, die dann halt eher auch so ein bisschen ihr sehr viel Sorgen und sehr viel Kummer gemacht hat. Die hat sich da immer mit ganz viel Herzblut halt irgendwie reingehängt und ähm dann Abende da gesessen und gewartet bis die Polizei halt irgendwelche Kinder wieder von irgendwelchen Bahnhöfen eingesammelt und zurückgebracht hat“ (I2: 395-399).

Im Laufe der Jahre fiel es Gele auf, dass nicht nur sie es anstrengender mit den Kindern fand, sondern, dass auch zunehmend ihre Mutter darunter zu leiden schien:

„Fand ich halt immer ein bisschen ja anstrengend zu sehen auch, dass ähm meine Mutter da manchmal so ein bisschen drunter gelitten hat“ (I2: 393-394).

Auch beschrieb Gele, dass diese Kinder, die sich nicht in die Familie integrieren lassen wollten, das Familiensystem eher aus dem Gleichgewicht brachten:

„Weil die schon dieses Familien, diese Familienidylle halt sehr durcheinander gebracht haben“ (I2: 1287-1288).

Gele selbst empfand diese Situation als sehr belastend und schaffte es nicht, zu den Kindern ein gutes Verhältnis aufzubauen, als Konsequenz zog sie sich vermehrt zurück.

„...das meine Mutter sich Zeit für die genommen hat...(I2: 1147-1148)

Dadurch, dass die Kinder über die Jahre immer auffälliger und problematischer wurden und wie die Befragte sagte, ihre Mutter auch zunehmend die schwierigen Fälle bekam, zogen diese Kinder immer mehr Aufmerksamkeit auf sich, die den beiden leiblichen Kindern abgezogen wurde:

„Dass meine Mutter sich da halt ganz viel immer hinter geklemmt hat. Ähm mit den Leuten immer zu sprechen und zu telefonieren. Und da auch teilweise zu vermitteln und ähm zu gucken, wie man den Kindern am besten helfen kann und ähm das irgendwie aufzufangen, was da irgendwie passiert ist“ (I2: 1793-1796).

Dadurch wurde, so Gele, von ihnen schon sehr früh abverlangt, bestimmte Tätigkeiten, z.B. im Haushalt, selbst zu übernehmen, weil die Mutter dafür immer weniger Zeit hatte.

„...weil wir nie dieses Hotel Mama hatten...“ (I2: 588-589)

Gele beschrieb das im Nachhinein als positiven Nebeneffekt, dass sie so früh lernte, bestimmte Aufgaben im Haushalt selbst zu erledigen, z. B. ihr Zimmer selbst aufzuräumen und die Wäsche entsprechend in den Schrank zu legen:

„Ich glaube, dadurch bin ich oder sind meine Schwester und ich auch relativ schnell selbstständig geworden“ (I2: 587-589).

Sie beschrieb dieses auch im Zusammenhang mit dem Tod des Vaters, den sie hier das erste und einzige Mal erwähnte:

„Dadurch, dass mein Vater auch gestorben ist ja relativ früh ähm wir halt eigentlich so ein bisschen auch die (3) ja unsere Mutter da unterstützt haben“ (I2: 838-890).

„...diese gemeinsamen Mahlzeiten hat meine Mutter eigentlich auch immer so ganz wichtig empfunden...“ (I2: 802-803)

Die Mahlzeiten stellten innerhalb der Familie ein wichtiges Ritual dar. Alle Kinder kamen zusammen an den großen Tisch in der Küche und erzählten über das Erlebte des Tages:

„Das man mittags zusammen gegessen hat und abends essen, also diese gemeinsamen Mahlzeiten, hat meine Mutter eigentlich auch immer so ganz wichtig empfunden und so dass wenn halt sich wenigstens wenn man mittags oder abends zusammen alle an einen Tisch setzen ähm und auch am Wochenende“ (I2: 801-804).

Gerade dieses Ritual, so beschrieb es Gele, nahm sie aus der Zeit mit und findet es auch heute auch in ihrer eigenen Familie wichtig, gemeinsame Mahlzeiten einzunehmen.

„...dass wir halt schon so ein bisschen na ja unser eigenes Reich da unten hatten...“ (I2: 916-917)

Als Gele ungefähr 17 war, zog erst sie und später auch ihre Schwester in den Keller, der ebenso wie die Garage entsprechend ausgebaut wurde. Sie bekamen dort ihr eigenes Zimmer mit Bad, kleiner Kochnische sowie separatem Eingang, was sie als sehr positiv beschrieb. Gleichzeitig zogen die großen Übergangspflegekinder in die Wohnung der ausgezogenen Großeltern und bekamen dort ihren eigenen Rückzugsraum, mit Bad und gemeinsamem Fernsehraum. Die Mutter blieb mit den kleineren Kindern in der mittleren Etage und behielt sich vor, das Wohnzimmer auch

mal abends alleine zu benutzen. Die Mahlzeiten und andere Familienaktivitäten fanden wie gewohnt statt, aber jeder hatte nun, so Gele, sein eigenes Reich und einen Rückzugsort, der ihr in diesem Alter auch sehr wichtig war:

„Aber das war schon so jetzt, dass jeder so ein bisschen sein eigenes Reich hatte. Da hätte mich auch wahrscheinlich gestört wenn es halt zu eng gewesen wäre. Wenn ich so das Gefühl gehabt hätte da sitzen, also wir sind mit sechs Kindern und hat irgendwie keiner so ein bisschen so Freiräume“ (I2: 943-946).

**„...wollen Sie nicht vielleicht Pflegekinder aufnehmen?...“ (I2: 1560)**

Wie die Befragte bereits beschrieb, erstreckten sich die Abschiede meist über einen längeren Zeitraum bis eine Familie bzw. Einrichtung für das jeweilige Kind gefunden wurde. Manchmal passierte aber auch nichts dergleichen, die Kinder verblieben einfach in der Familie und Gele berichtete, dass ihre Mutter des Öfteren mal nachfragen musste, wie die Perspektivplanung des Kindes aussah:

„Also ich glaube manchmal hat meine Mutter angerufen und gesagt: 'So wir haben ja hier noch ein Pflegekind (lacht) passiert da noch mal irgendwann was [...] ich glaube manchmal haben die die schon sehr, nicht abgeschoben und bei uns geparkt, aber es war so nach dem Motto da sind sie jetzt erst mal und da gehts ihnen gut und da können wir sie jetzt auch erst mal lassen“ (I2: 1536-1541).

Dies führte oft dazu, dass die Kinder nicht, wie eigentlich in der Übergangspflege vorgesehen, für einige Wochen in der Familie lebten, sondern über ganz lange Zeiträume, was dann auch für die leiblichen Kinder schwierig wurde, wie Gele berichtet, weil sie dann schon über Spielkameran zu Freunden und später Familienmitgliedern wurden:

„Also wir haben viele Kinder wirklich über ganz große Zeiträume gehabt und nicht nur über ein paar Monate, sondern halbes Jahr bis nen Jahr oder auch teilweise noch länger“ (I2: 1541-1543).

Manche Kinder, die schon zu alt waren, um noch in eine andere Pflegefamilie zu wechseln, aber auch für eine Einrichtung ggf. nicht geeignet



waren, blieben oft so lange, bis sie eigenständig wohnen konnten:

„Das wir halt viele, wo gar keine Pflegefamilie mehr ähm ja gesucht werden oder ja gefunden wurden, weil man halt gesagt hat okay, dann bleiben sie halt so lange hier, bis sie halt selbstständig wohnen können“ (I2: 1930-1932).

So eine Situation empfand Gele als einfacher, da sie alle über den Verbleib informiert wurden, schwieriger wurde es da, wo man sich nur wunderte, warum die Kinder immer noch in der Familie waren.

„...wir haben so ein bisschen so Mama, Papa, Kind gespielt...“ (I2: 66-67)

Als Gele 19 war und immer noch zuhause wohnte, kam es vermehrt vor, dass ihre Mutter kleinere Kinder aufnehmen musste. Sie konnte nicht mehr so wie früher Wünsche über Alter und Geschlecht der Kinder äußern, sondern die Kinder, die kamen, musste sie aufnehmen. Vermehrt sah sich Gele nun in der Rolle, ihre Mutter mit den kleineren Kindern zu unterstützen, was sie, wie sie betont, aber auch immer gerne machte:

„So dass man dann eher schon so ein bisschen () naja nicht Erzieherrolle gemacht hat, aber als ich dann irgendwie erwachsen war, [...] das dann halt einfach schön ähm ja mit denen was zu unternehmen und mit denen halt irgendwie ja (1) den Nachmittag irgendwie so zu verbringen“ (I2: 50-54).

Sie erzählte von einem jüngeren Geschwisterpärchen, ein und drei Jahre alt, um die sie sich öfters kümmerte. Einmal hatten sie und ihr Freund die beiden mit zum Einkaufen genommen und sich wie eine kleine Familie gefühlt:

„Und das war irgendwie so das war fast wie unsere Kinder so am Anfang so ein bisschen. Wir haben so ein bisschen so (lacht) Mama, Papa, Kind gespielt“ (I2: 65-67) und gedacht „Ach wenn wir mal ne Familie haben“ (I2: 132).

Gele merkte aber auch, dass ihrer Mutter mit nun fast 60 Jahren, die Betreuung der jüngeren Kinder nicht mehr so leichtfiel und fühlte sich damit noch mehr in die Pflicht genommen, sie zu unterstützen:

„Und da hat man schon gemerkt, dass meine Mutter halt irgendwie mit so ganz Kleinen das schon ziemlich anstrengend für sie war so den ganzen Tag mit so einem kleinen Wuselwind und da wie auch schon irgendwie 60 oder Ende 50“ (I2: 1448-1451).

„...willst du nicht auch?!...“ (I2: 612)

Aus dieser Situation heraus und auf Grund der Tatsache, dass Gele ihrer Mutter des Öfteren bei der Arbeit mit den Kindern half nachdem sie mit 23 Jahren ausgezogen war, wurde sie von ihr gefragt, ob sie nicht auch Übergangspflegekinder aufnehmen wollte. Sie übernahm dann Urlaubsvertretungen für ihre Mutter und begann parallel eine Ausbildung. Der Gedanke, selbst Pflegekinder, aber in Vollzeitpflege aufzunehmen, ließ sie nie ganz los, ist aber derzeit kein Thema, weil sie gerade selbst ein Kind geboren hat:

„Also ich habe ja jahrelang selber doch überlegt Pflegekinder irgendwie aufzunehmen, weil meine Mutter immer gesagt hat: 'Willst du nicht auch?!' Und ähm, ich wollte immer erst ein eigenes Kind haben, ich weiß nicht warum, ich hab immer gedacht, ich möchte erst irgendwie ein eigenes Kind“ (I2: 610-614).

Gele äußerte den Wunsch, später nicht nur leibliche Kinder zu haben, um die sie sich kümmern kann, sondern aufgenommene Kinder, die es nicht so gut im Leben hatten.

„Das ich immer das Gefühl habe, ich müsste mich um die kümmern, die halt nicht so viel Glück hatten oder halt ja weniger schöne Familienverhältnisse hatten als wir das irgendwie damals hatten“ (I2: 622-624).

„...ich war ungerne ganz alleine...“ (I2: 1006)

Als Gele 24 Jahre alt war, trennte sie sich von ihrem Freund, mit dem sie vorher zusammenwohnte und bezog ihre erste eigene Wohnung. Sie beschrieb, wie ungerne sie alleine zuhause war und wie sie diese Stille, die sie dort umgab, als beängstigend empfand:

„[...] das erste Mal so eine eigene Wohnung hatte wo halt niemand war und auch niemand kam, fand ich das ganz gruselig“ (I2: 1002-1004).

Sie war es jahrelang von zuhause aus gewöhnt, dass immer jemand da war, man immer mit jemandem sprechen konnte. Nun saß sie alleine in ihrer Wohnung und musste erst einmal lernen, mit der Stille umzugehen:

„Das war so richtig, so oben schon die Tür zugemacht und wusste es kommt keiner mehr und es ist keiner hier, das fand ich halt ähm ganz beängstigend am Anfang“ (I2: 1004- 1005).

Dieses Empfinden führte dazu, dass sie sich sehr oft noch bei ihrer Mutter aufhielt und ihr bei der Arbeit mit den Kindern half.

„...bin dadurch geprägt worden, dass ich so ne sehr soziale Ader habe...“ (I2: 615-616)

Rückblickend dachte Gele, dass sie durch das Erlebte dahingehend sozialisiert wurde und daher später auch einen Beruf wählte, in dem sie viel mit anderen Menschen in Kontakt sein kann. Dass sie jetzt in ihrem Beruf mit Kindern arbeitet, hat, so Gele, sicherlich etwas mit den Erlebnissen und der Prägung in ihrer Kindheit zu tun:

„Bin dadurch geprägt worden, dass ich so ne sehr soziale Ader habe und mich halt immer um alle kümmern möchte, (lacht) denen es halt irgendwie schlechter geht oder die es halt nicht so gut haben wie ich, und das ist glaube ich, schon so aus dieser Zeit der der Pflegekinder halt irgendwie entstanden“ (I2: 615-619).

„...also ich glaube, so im Nachhinein finde ich das ähm das eher noch bewundernswerter, als ich das irgendwie als als Kind empfunden habe...“ (I2: 1803-1804)

Abschließend und rückblickend sagte sie, dass sie aus heutiger Sicht, auch aus der Perspektive einer Mutter, die Arbeit ihrer Mutter mit anderen Augen sieht und es ihr noch mehr bewusst geworden ist, was ihre Mutter die Jahre über leistete:

„Im Nachhinein bewunder ich meine Mutter, wie sie das immer alles geschafft hat (lacht). Haushalt und Kinder und alles so unter einen Hut zu bringen“ (I2: 85-87) [...] „Ich glaube als Kind war das irgendwie so normal halt, es sind Kinder da und das ist halt so. Ich glaub, so rückblickend jetzt

würde ich sagen das es halt schon so eine Aufgabe war, die ähm (3), die halt einfach viel Kraft und Energie gekostet hat" (I2: 1804-1807).

### *14.3.2 Darstellung und Interpretation der Veränderung der intrafamiliären Beziehungen*

Die Auswertung der Veränderung der familiären Beziehung wird in der Beschreibung des zweiten Interviews ebenso am Kodierparadigma vorgestellt und analog dessen beschrieben.

Abb. 24: Kodierparadigma Interview 2 Kategorie: Veränderung der Intrafamilialen Beziehungen

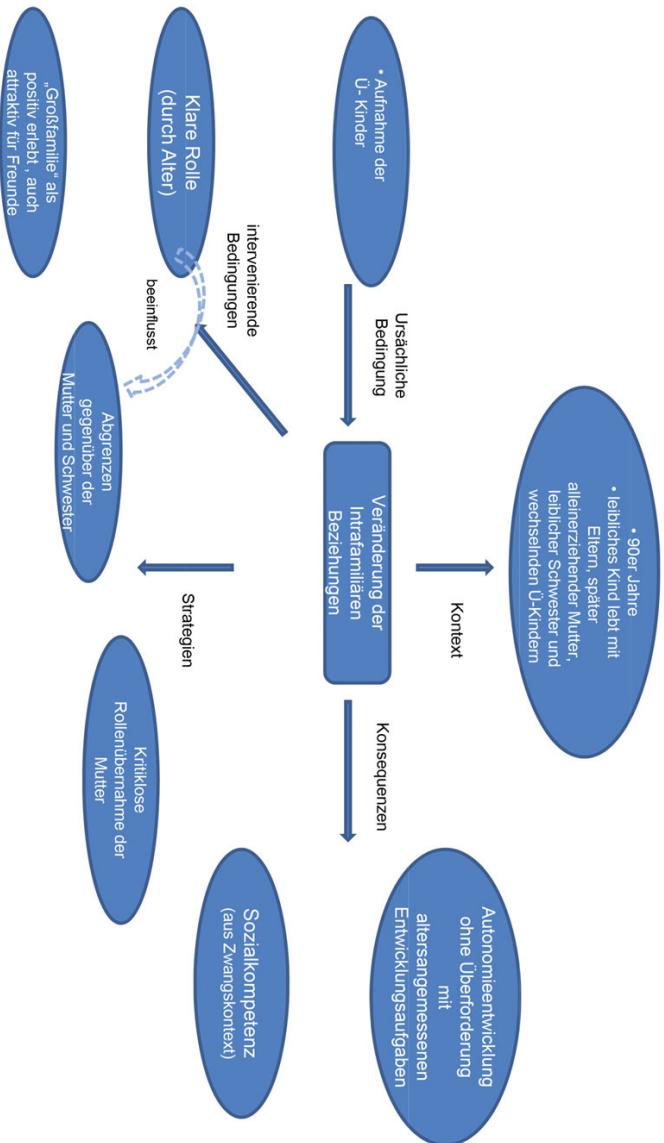


Abb. 25: Kodierparadigma Interview 2 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen

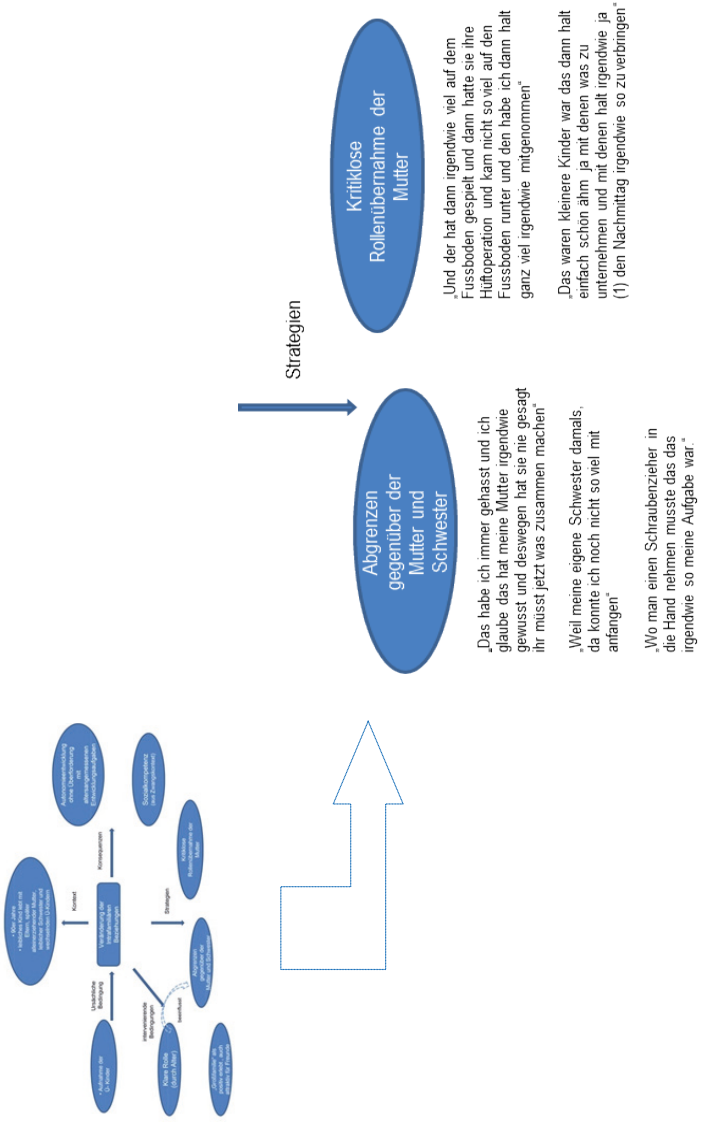
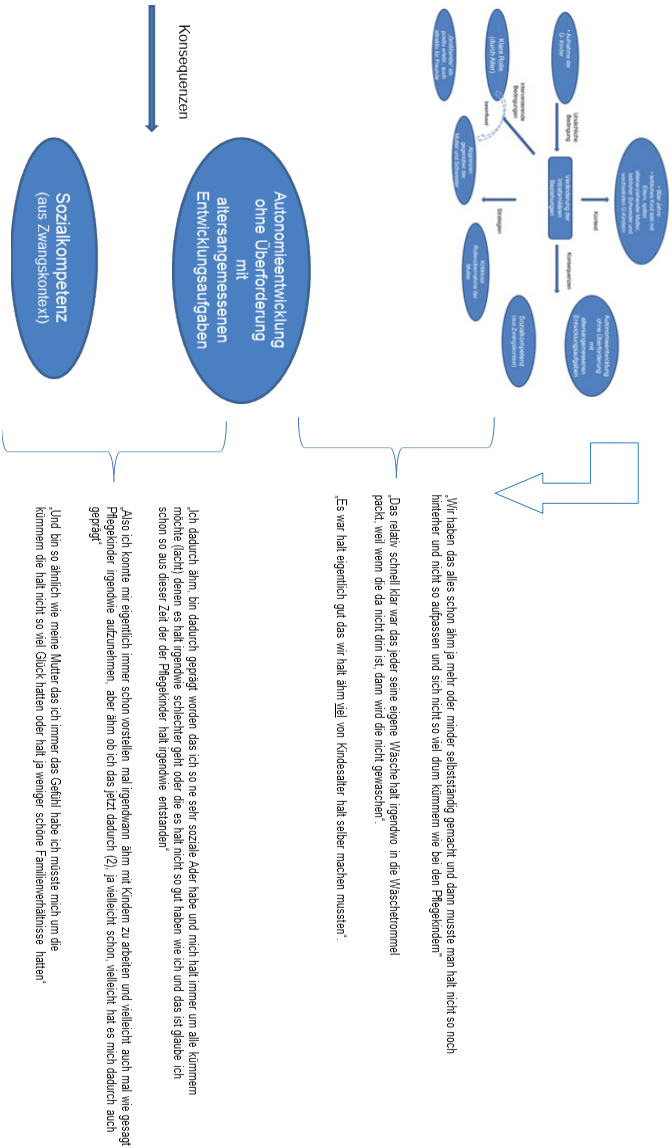


Abb. 26: Kodierparadigma Interview 2 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen



Die ursächlichen Bedingungen sind in allen Interviews die gleichen, da es um das Aufwachsen in der Zeit nach der Aufnahme von Übergangspflegekindern in die Familie geht. Der Kontext (Abb. 24: Kodierparadigma Interview 2 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen) beschreibt eine Familie, die zunächst aus drei Generationen bestand, die unter einem Dach eines Mehrfamilienhauses lebten, die Großeltern, die Eltern und die vier Jahre jüngere Schwester, die ebenfalls interviewt wurde. Einige Jahre später zogen die Großeltern aus und der Vater verstarb als die Befragte 16 Jahre alt war. Bedingt durch ihr Alter, sie war acht, als die Mutter die ersten Kinder aufnahm, betrachtete sie nach eigenen Aussagen die Übergangspflege schon damals mit Abstand. Die Befragte grenzte sich als Strategie zunächst gegenüber der jüngeren Schwester ab und versuchte, auch gegenüber der Mutter ihren eigenen Weg einzuschlagen. Sie hatte beispielsweise keine Lust auf ihre jüngere Schwester aufzupassen und verbalisiert das in mehreren Sequenzen des Interviews auch ganz deutlich. Sie setzte sich gegenüber der Mutter durch, was sie, bedingt durch ihr Alter auch klar äußern konnte:

„Das habe ich immer gehasst und ich glaube, dass hat meine Mutter irgendwie gewusst und deswegen hat sie nie gesagt ihr müsst jetzt was zusammen machen“ (I2: 539-541).

Gele nahm hier, in Bezug auf die kleine Schwester, eine deutlich distanzierte Rolle ein und stellte klar, ‚Mama ich pass nicht auf‘. Seitens Gele stellte dies eine Strategie dar, sich gegen die Mutter durchzusetzen und sich dadurch selbst wieder zu entlasten. Sie grenzte sich ab, ohne das System Familie verlassen zu müssen, weil die Mutter gegenüber ihrer Schwester ihre Abgrenzung respektierte. Auf der anderen Seite zeigte die Mutter ihr, dass sie bei der Versorgung der aufgenommenen Kinder gebraucht wurde. Die Unterstützung der Mutter scheint hier aus Sicht von Gele der Preis dafür zu sein, dass sie nicht auf ihre Schwester aufpassen musste. Dies ist umso verwunderlicher, als dass es in vielen Familien mit mehreren Kindern üblich ist, dass ältere Geschwister auf die Jüngeren aufpassen und es in diesem Fall seitens der Mutter nicht eingefordert wird. Bedingt durch ihr Alter tauschte sie sich zwar ganz anders mit der Mutter aus, sie diente ihr dadurch aber auch als Unterstützung und verlängerter Arm, ohne es bewusst wahrzunehmen:



„Ja waren das natürlich immer viel jüngere Kinder, so dass man dann eher schon so ein bisschen naja nicht Erzieherrolle gemacht hat“ (I2: 50-51).

Auf Grund der Tatsache, dass die Kinder kommen und gehen, sah sie die Zuwendung der Mutter zu den anderen Kindern nicht als Konkurrenz, anders als es beispielweise bei einem weiteren leiblichen Geschwisterkind gewesen wäre:

„Das war dann so eine absehbare Zeit und dann war irgendwie schon der Nächste halt wieder da“ (I2: 384-385).

Die Mutter wurde von der Befragten für ihre Tätigkeit bewundert, da es eine Tätigkeit war, die viel Kraft abverlangte.

„...eine Aufgabe war, die ähm (3), die halt einfach viel Kraft und Energie gekostet hat“ (I2: 1806-1807),

Sie verhält sich auch heute noch solidarisch und ihr kam kein negatives Wort über die gewesene Zeit über ihre Lippen. Während der ganzen Zeit konnte Gele immer frei entscheiden, ob sie mit den Übergangspflegekindern spielen wollte oder nicht, auf sie aufpassen wollte oder nicht. Gezwungen wurde sie nicht, es wurde, so Gele, einfach zur Selbstverständlichkeit:

„Mit denen man halt nicht so gut zurecht kam, hat man halt weniger gemacht so, dann hatte man halt seine eigenen Freunde“ (I2:509-510).  
[...] „Ja waren das natürlich immer viel jüngere Kinder so dass man dann eher schon so ein bisschen naja nicht Erzieherrolle gemacht hat“ (I2: 50-51).

Zwischenzeitlich versuchte sie sich, gerade auch als sie älter wurde, ein bisschen abzugrenzen.

„Ich glaube da waren auch viele Kinder, die halt auch jünger waren und da hat mich das ja nich mehr so interessiert, aber da bin ich irgendwie meine eigenen Wege gegangen“ (I2: 259-260).

Das Aufwachsen in der Großfamilie erlebte sie selbst als sehr positiv und wurde von ihren Freundinnen um die vielen Kinder, die dort mit ihr aufwachsen beneidet. In diesem Kontext stellt das eine weitere intervenierende Bedingung dar:

„Ich habe auch viele viele Freundinnen gehabt, die das, glaube ich, auch immer ganz toll bei uns zuhause fanden, dass wir so eine große Familie hatten“ (I2: 1354-1356).

Diese Tatsache bestärkte sie darin, diese Familienkonstruktion gut zu finden und nicht näher zu hinterfragen bzw. in Frage zu stellen:

„Ich fand es damals halt irgendwie immer schön, dass wir so eine große Familie waren“ (I2: 82-83).

Dadurch, dass sie, als sie älter wird anfang, die Mutter bei ihrer Tätigkeit zu unterstützen und nach dem Auszug sogar ihre offizielle Urlaubsvertretung war, entwickelte sie als Konsequenz aus diesem Kontext heraus schon früh eine hohe Sozialkompetenz:

„Wenn meine Mutter dann irgendwie mal weggefahren ist, habe ich dann zuhause gesessen auf die aufgepasst“ (I2: 273-275).

Die Übernahme dieser unterstützenden Rolle folgte der Strategie, in der Gele die Tätigkeiten der Mutter von Anfang an übernahm. Dies schlug sich dahingehend nieder, dass sie einen sozialen Beruf ergriff. Die Vermutung ist naheliegend, dass es sich bei der Berufswahl um eine unbewusste Wahl des bekannten Sozialisationskontextes handelt. Sie selbst sah darin eine Verbindung zu den Erlebnissen während des Aufwachsens:

„Bin dadurch geprägt worden, dass ich so ne sehr soziale Ader habe und mich halt immer um alle kümmern möchte (lacht) denen es halt irgendwie schlechter geht oder die es halt nicht so gut haben wie ich und das ist glaube ich schon so aus dieser Zeit der der Pflegekinder halt irgendwie entstanden“ (I2: 615-619).

Wichtig ist, an dieser Stelle zu verdeutlichen, dass sie die Unterstützungsaufgaben zwar freiwillig machte, aus ihren Erzählungen aber schon deutlich wird, dass sie, als die Ältere der Geschwister, der Mutter zur Hand ging, vor allem als ihr Vater starb und ihr so die Rolle der ‚Unterstützerin‘ der Mutter zukam. Sie übernahm teilweise vor allem die Rolle der Mutter als diese in späteren Jahren, nach einer Hüftoperation, nicht mehr so belastbar war. Hier war Gele sofort zur Stelle und kümmerte sich:

„Und der hat dann irgendwie viel auf dem Fußboden gespielt und dann hatte sie ihre Hüftoperation und kam nicht so viel auf den Fussboden runter und den habe ich dann halt ganz viel irgendwie mitgenommen“ (I2: 1451-1453).

Man bekam bei Geles Erzählungen das Gefühl, sie wäre mit der Mutter ein gutes Team, vielleicht auch, weil sie für sich einen positiven Nutzen aus der Situation ziehen konnte. Sie wurde oft gelobt und fühlte sich auf diese Weise kompetent. Auch bewundert sie bis heute ihre Mutter für ihre Tätigkeit:

„Im Nachhinein bewundere ich meine Mutter, wie sie das immer alles geschafft hat. Haushalt und Kinder und alles so unter einen Hut zu bringen“ (I2: 85-87).

Eine weitere Konsequenz, die sie selbst als sehr positiv bezeichnete, ist die frühe Selbstständigkeit, die sich aus dem Zusammenleben mit den Übergangspflegekindern ergab. Durch das Leben als Großfamilie musste jeder mit anpacken und einen Teil an Arbeit z. B. im Haushalt übernehmen, weil, wie die Befragte sagte,

„wir nie dieses Hotel Mama hatten“ (I2: 589-599).

Die Autonomieentwicklung wurde hier nicht als Bruch und als Zwang gesehen, sondern viel positiver, sie empfand es gut, relativ früh selbstständig geworden zu sein. Sie verdeutlichte hier zwar auch, dass die Mutter sich viel um die anderen Kinder kümmern musste, weil diese bedürftiger waren als sie und ihre Schwester, sah darin aber kein Aufmerksamkeitsdefizit, sondern es überwog der positive Effekt auf die eigene Entwicklung:

„Wir haben das alles schon ähm ja mehr oder minder selbstständig gemacht und dann musste man halt nicht so noch hinterher und nicht so aufpassen und sich nicht so viel drum kümmern wie bei den Pflegekindern“ (I2: 1815-1819).

Hier könnte man interpretieren, dass sie sich schon mit der Rolle der Mutter identifizierte und so diese Arbeiten übernahm. Die Wäsche wurde beispielsweise nicht gewaschen, wenn sie nicht vor der Waschmaschine lag,

so Gele. Diese Aussage klang nicht nach Üben und Anleiten, sondern nach ‚mach es selbst, sonst macht es keiner‘. Um hier ihre Mutter zu rechtfertigen und zu verteidigen drückte sie diese Tatsache als positiv aus. Ob sie es wirklich immer so empfand, beschrieb sie nicht. Dieses durchweg positive Beschreiben des Erlebten seitens der Interviewten, erscheint hier auffällig. Hier stellt sich die Frage, warum sie nicht mit einer Silbe erwähnte, dass es z. B. auch mal schwer war, dass die Kinder anstrengend waren, dass es laut war und sie sich nach der Aufmerksamkeit der Mutter sehnte. Diese Anmerkung muss an dieser Stelle so stehen gelassen werden, da sie nicht durch weitere Gespräche mit Gele vertieft und ggf. belegt werden kann.

Reibung und Rebellion sind in der Adoleszenz wichtige Punkte, die die Befragte im Interview nicht beschreibt. Wenn man nach Entwicklungsaufgaben der Identität geht, dann ist gerade in der Pubertät beispielsweise das Abgrenzen von der Mutter wichtig. Sie bleibt diesbezüglich in ihren Ausführungen eher zurückhaltend, wirkt angepasst, unkritisch und blass. Sie beschreibt sich und ihre Mutter eher als Team. Aus dem Grund wird die Zuhörer:in den Eindruck nicht los, dass hier nicht alles gesagt wurde, aber mehr Interpretation lassen die Daten an dieser Stelle nicht zu. Interessant ist auch die Tatsache, dass sie sich mit ihrer Schwester nie über das Erleben des Aufwachsens ausgetauscht hat (siehe Kap. 14.4), was ich verwunderlich finde.

### *14.3.3 Darstellung und Interpretation der Veränderung der Geschwisterbeziehung*

Die Befragte wuchs als ältere Schwester von zweien auf. Die Bindung zu ihrer Schwester, die heute recht gut ist, wie sie beschrieb, war nicht immer eng. Durch den Altersunterschied hatten die Schwestern wenige Gemeinsamkeiten und die Befragte empfand die Schwester eher als ‚Klotz am Bein‘, auf den man aufpassen musste:

„Das hat sie mit meiner Schwester früher immer gemacht da musste ich die mitnehmen und ich habe es gehasst, meine kleine Schwester halt irgendwie mitzunehmen“ (I2: 530.532).

Da die Mutter bewusst Kinder aufnahm, die annähernd im Alter der jüngeren Schwester waren, hatte diese nun Spielkameraden und Gele konnte

für sich selbst entscheiden, ob sie mit ihnen spielen wollte oder nicht. Die Beziehung der Geschwister distanzierte sich, laut Gele, dadurch weiter, weil sie keine gemeinsame Spielebene mehr fanden:

„Ja zum spielen war die mir noch zu klein“ (I2: 46-47).

Die Befragte erinnerte sich kaum an Situationen, wie z. B. Urlaube, die nur sie und ihre Schwester mit den Eltern verbrachten, immer waren andere Kinder dabei, so dass sie auch nie darauf angewiesen war, sich mit ihrer Schwester auseinander zu setzen:

„Eigentlich nie, dass ich Urlaub gemacht habe ähm nur mit mit meinen Eltern und meiner Schwester zusammen“ (I2: 557-558).

Sie durfte meistens eine Freundin mitnehmen und war somit unabhängig davon, sich mit ihrer Schwester beschäftigen zu müssen:

„Ich habe eine Freundin aus der Schule gehabt, die immer mitgefahren ist“ (I2: 560-561).

Indirekt hemmte die Aufnahme der Kinder und die ‚Versorgung‘ der jüngeren Schwester mit Spielgefährten die gemeinsame Zeit als Geschwister, Die Gleichbehandlung durch die Mutter gegenüber ihren leiblichen Töchtern und den Übergangspflegekindern empfand Gele als schön und normal, ihre jüngere Schwester hingegen beschrieb sie als ungerecht:

„Sind wir alle immer gleichbehandelt worden, so ne (1). Also auch so an Weihnachten weiß ich, dass das meine Schwester immer ganz erbst war (lacht), wobei sie es, glaube ich, jetzt nicht zugibt, aber dass die halt immer das gleiche gekriegt haben wie wir und halt die eigenen Kinder nicht nich m:ehr oder besondere Dinge gekriegt haben, so dass meine Mutter, glaube ich, immer drauf geachtet hat, dass wir so alle gleich behandelt sind und alle irgendwie das gleiche bekommen“ (I2: 110-115).

So waren die Schwestern in vielen Dingen, wie Gele bestätigt, verschieden. Auch was die spätere Berufswahl anging, schlugen die Schwestern völlig unterschiedliche Richtungen ein. Während die Interviewte, wie dargestellt, eher einen sozialen Beruf wählte, um viel mit Menschen Kontakt zu haben, entschied sich die Schwester einen Bürojob:

„Meine Schwester hat zum Beispiel ja eine deutlich andere berufliche Schiene gewählt, die ist da ähm ja ins Wirtschaftsrechtliche halt gegangen und die ist ja Personalreferentin. Das wäre halt nie mein Ding“ (I2: 657-659).

Ein einziges Mal schien so etwas wie ein ‚Wir-Gefühl‘ aufzukommen, als Gele berichtete, dass, beide als Teenager, zunächst Gele und später ihre Schwester in den Keller zogen und dort ihre Zimmer hatten. Dies ist auch der einzige Moment in dem sie beschrieb, dass sie sich zurückzog. Diese Aussage vermittelte ein Wir-Gefühl, was ansonsten im Interview nie direkt geäußert wurde:

„So, dass wir halt schon so ein bisschen na ja unser eigenes Reich da unten hatten genau“ (I2: 916-917).

Zusammengefasst wurde aus den Erzählungen Geles deutlich, dass sich die Befragte von ihrer jüngeren Schwester abgrenzte, deutlich machte, wie wenig Gemeinsames zu finden war und wie wenig sie mit ihr anfangen konnte. Sie stellte Julia gegenüber klar, dass sie für sie nicht als Babysitter zu Verfügung stand, obwohl sie auf die anderen Kinder, wie beschrieben, gerne aufpasste. Die Geschwisterbeziehung wurde von der Interviewten nicht als Bereicherung dargestellt, sie verstehen sich heute zwar gut, aber erst nach knapp zehn Jahren Auszug von Zuhause. Die Zeit, die sie gemeinsam mit Pflegekindern zusammen erlebten, brachte sie einander nicht näher. Erst jetzt, wo Gele ein Kind hat und die jüngere darüber nachdenkt, ebenfalls ein Kind zu bekommen, versteht man sich, so Gele, gut, da eine gemeinsame Interessensbasis vorhanden ist. Dieses lässt die Interpretation zu, dass es durchaus Konkurrenzgefühle um die knappen Ressourcen der Mutter gab, als beide noch zuhause wohnten, die aber nicht offen ausgetragen wurden.

#### *14.3.4 Darstellung und Interpretation des Rollenverhaltens der Mutter*

Aufschlussreich war hier, dass bereits die Befragte die Rolle der Mutter klar beschrieb, als Mutter für alle Kinder. Sie sagte, sie war für alle Kinder ‚die eine Mutter‘, die sich bemühte alle gleich zu behandeln und keine Unterschiede machte:

„Also sie hat sich um alle immer irgendwie gleich gekümmert, ist zu allen Ausflügen halt von der Schule irgendwie mit, zu allen Elternabenden irgendwie mit hin, ähm und das war eigentlich nie so, dass ich das Gefühl hatte da ähm werden wir zurückgestellt oder da sind wir auch deutlich bevorzugt“ (I2: 474-477).

Die Befragte empfand diese Mutterrolle als schön, es störte sie nicht, dass die Mutter sich den Übergangspflegekindern gegenüber nicht anders verhielt, keine andere Rolle einnahm:

„Ich glaube, das macht keine Mutter, sich um das eigene Kind weniger zu kümmern, als um die Pflegekinder und wenn sie uns halt ähm ja besonders behandelt hätte, dann hätte es glaube ich, ähm viel Ärger und viel Knatsch in der Familie gegeben“ (I2: 485-488).

Die Mutter setzte die Übergangspflegekinder ihren leiblichen Kindern somit gleich. Es ist sehr interessant, dass Gele dieses Rollenverhalten der Mutter als richtig und wichtig erachtete, um gegenüber den anderen Kindern keinen Unmut aufkommen zu lassen. Wie schon beschrieben, adaptierte sie ja selbst das Rollenverhalten der Mutter und wurde zu ihrer ‚Unterstützerin‘. Interessant war, dass sie die aufgenommenen Kinder im Interview kaum als Geschwister bezeichnete, es aber völlig in Ordnung fand, wenn diese genauso behandelt wurden wie sie selbst und ihre Schwester, quasi als leibliche Kinder bzw. soziale Geschwister. Dies stellt vom Empfinden her eine große Herausforderung dar, akzeptieren zu können, über Jahre hinweg genauso behandelt zu werden wie 100 Übergangspflegekinder, die kommen und gehen.

Auffallend war, dass die Mutter von Gele und Julia gar nicht zu bemerken schien, dass sie nur eine Rolle innehatte, die der Mutter für alle. Sie schien nicht darüber nachzudenken, ob es den Kindern mit einer Abgrenzung gegenüber der Rolle als leiblicher Mutter und Übergangspflegemutter bessergegangen wäre. Die Mutter selbst fühlte sich laut Gele mit dieser einen Rolle nicht überfordert, sondern im Gegenteil, sie bekam die Kinder, die in anderen Übergangspflegefamilien bereits gescheitert waren:

„Da meine Mutter immer die Anlaufstelle für alle war, die auch irgendwo (lacht) anders gescheitert sind und dann wieder zurückgekommen sind“ (I2: 352-354).

Gele empfand für ihre Mutter große Bewunderung, wie sie die Übergangspflege all die Jahre über bewerkstelligte und sagte:

„Im Nachhinein bewunder ich meine Mutter, wie sie das immer alles geschafft hat Haushalt und Kinder und alles so unter einen Hut zu bringen“ (I2: 85-87).

Gele unterstützte sie dabei anstandslos. Sie selbst bestätigte im Interview oft, wie positiv sie das (Rollen-)Verhalten der Mutter fand. Was die Übergangspflegekinder anging, wurde sie zur rechten Hand der Mutter. Diese wiederum fand in all den Jahren für sich selbst nie eine von ihr klar definierte Rolle als Übergangspflegemutter, sondern übernahm die Mutterrolle für alle Kinder.

#### *14.3.5 Zusammenfassung und individuelles Fazit*

Retrospektiv beschrieb die Befragte ihr Aufwachsen als Gewinn, als Gewinn sozialer Kompetenz und früher Selbstständigkeit. Sie empfand das Aufwachsen in einer Großfamilie mit ‚Jubel, Trubel und Heiterkeit‘ als etwas sehr Schönes. Auffällig war dabei allerdings, dass sie über 23 erlebte Jahre des Aufwachsens in der Übergangspflege nicht ein einziges negatives Wort verlor. Ihre durchweg positive Darstellung erschien an einigen Stellen fragwürdig und dem Interviewer erschien es, als wenn sie andere Gedanken und Gefühle an diese Zeit nicht zulassen würde. Mit ihrer Schwester verband sie während des Aufwachsens nach eigenen Angaben wenig, was sicherlich in Anteilen dem Altersunterschied geschuldet war. Interessant war, dass sie sich während des Interviews kein einziges Mal die Frage stellte, wie wohl ihre Schwester (die auch interviewt wurde) das Aufwachsen erlebte bzw. wie sie es empfand. Sie selbst schaffte es als Strategie, sich teilweise gut abzugrenzen (gegenüber der Schwester und einigen Kindern) umso anscheinend gut für sich zu sorgen, um nicht im Sog von 100 ‚Geschwisterkindern‘, die alle gleich behandelt wurden, unterzugehen. Gele selbst schaffte es aber nicht, sich gegenüber ihrer Mutter ausreichend zu distanzieren, gerade in der Pubertät, sondern bildete mit ihr ein Team. Geles Mutter hingegen definierte sich rein über die Mutterrolle und setzte somit die Beziehung zu den Übergangspflegekindern der Beziehung der leiblichen Kinder gleich. Sie war sich der zeitlichen Begrenzung des Verbleibens der Kinder zwar bewusst, behandelte



diese aber dessen ungeachtet wie ihre leiblichen Kinder. Welche Auswirkungen das auf die Übergangspflegekinder hatte kann aufgrund der einseitigen Datenlage hier nicht diskutiert werden, könnte aber ein interessanter Aspekt weiterer Untersuchungen sein (siehe Kap. 15.9).

#### 14.4 Interview 3, Julia: Ich hätte meine Mutter gerne für mich

„...ach wäre sehr schön, wenn ich meine Mutter auch mal für mich hätte“ (I3: 251-252).

Julia war eine 30-jährige Frau, die mit ihrer vier Jahre älteren Schwester, die ich ebenfalls interviewt habe, in einer Übergangspflegefamilie aufgewachsen ist. Sie lebte bis zum elften Lebensjahr mit ihren Eltern, der älteren Schwester und den Großeltern, sowie mit bis zu vier Übergangspflegekindern in einer Art Drei-Generationenhaus. Die Aufnahme der Kinder sowie der zwischenzeitliche Verlust der Großeltern in jungen Jahren veränderten ihre Lebensumstände stark. Hinzu kam, dass der Vater verstarb, als sie 13 Jahre alt war und ihre Mutter fortan alleinerziehend blieb. Den Unterhalt verdiente sich die Mutter durch die Betreuung von Übergangspflegekindern. Julia selbst zog mit 18 Jahren aus, als sie mit der Ausbildung und Studium begann. Nach dem Studium lebte sie erneut vom 24. bis zum 25. Lebensjahr zuhause. Derzeit arbeitet sie als Personalreferentin.

Ihre Geschichte begann im Alter von vier Jahren, als ihre Mutter, die bisher zuhause als Schneiderin berufstätig war, anfang, Übergangspflegekinder aufzunehmen. In den ganzen Jahren, so Julia, waren es etwa 100 Kinder, die zwischen ein paar Wochen und drei Jahren bei ihnen lebten. Sie fasste an mehreren Stellen des Interviews die Zeit mit den Pflegekindern als eine schöne Zeit zusammen und gab an, dass sie auch davon profitiert habe. Sie sagte aber auch, die Zeit mit den Kindern sei zu Hause immer stressiger geworden, je älter sie wurde:

„Also ich habe jetzt ein paar sehr positive Erinnerungen, so ich sag mal mit ner Hand voll Kinder, wo ich ja wirklich viel und eng und lange und () also das möchte ich auch irgendwie nicht missen. Also es gab sicherlich mal Zeiten, wo ich dann also gesagt hätte, es wäre gut gewesen, wenn sie es vielleicht nicht gemacht hätte“ (I3: 450-454).

Des Öfteren sprach sie mit Hochachtung von der Tätigkeit der Mutter, Pflegekinder aufzunehmen und meinte selbst, sie würde das keine drei Monate durchhalten. Im Laufe des Interviews wurde sie in der Retrospektive aber positiver gestimmt und behauptete:

„Ich würde dann halt schon halt ja aber irgendwas langfristiges oder so könnte ich mir jetzt irgendwie auch vorstellen. Also das das finde ich eigentlich auch ganz witzig. So selber die Entwicklung, dass ich das jetzt gar nicht so abwegig finde. Also diese Übergangspflege würde ich nicht machen, aber alles, was längerfristig ist oder für immer, das ja“ (I3: 930-933).

#### 14.4.1 *Julias Erleben im Setting der Übergangspflege*

„...das war eine Tatsache...“ (I3: 423)

Zu den Anfängen der Übergangspflege äußerte sie sich auch auf Nachfrage kaum. Sie meinte, so um die vier Jahre alt gewesen zu sein, als das erste Kind kam, auf jeden Fall sei sie schon im Kindergartenalter gewesen. Auf die Frage, ob ihre Mutter sie in die Entscheidung mit eingebunden habe, Pflegekinder aufzunehmen, sagte sie, es sei „eine Tatsache“ gewesen. Die Mutter habe schon versucht, den beiden Schwestern diese Tatsache

„schmackhaft zu verkaufen, je nachdem, was man da gerade gutes verkaufen konnte, entweder gleich alt oder keine Ahnung, ne, aber das war schon schon schon Tatsache. Das war schon so“ (I3: 424-426).

Sie sagte weiter, dass ihre Mutter nun eben diesen Beruf erwählt habe und gerne Kinder aufnahm, weil sie sich als sehr belastbar sah. Sie und ihre Schwester mussten sich mit diesem Beruf arrangieren, den die Interviewte auch als Berufung der Mutter beschrieb. Da sie in einem großen Haus mit mehreren Generationen unter einem Dach lebten, entschloss sich die Mutter, bis zu zwei Kinder zusätzlich aufzunehmen.

„...an die ersten Pflegekinder kann ich mich besser erinnern...“ (I3: 58)

Julia berichtete, dass sie sich an die ersten Pflegekinder besser erinnern könne, „als irgendwann an Mittlere.“ Sie begründete es damit, dass diese Kinder die Ersten waren und sich hierdurch einprägten. Diese Kinder sind ihr „gefühlte in guter Erinnerung“, wohl auch, weil diese damals einige Jahre älter waren als Julia und sie immer ganz niedlich fanden. Auch hatten sie mehr Lust, sich mit ihr zu beschäftigen, als ihre leibliche Schwester, die vier Jahre älter war. Diese empfand es laut Aussage von Julia eher als lästig, sich mit der kleinen Schwester abgeben zu müssen. Hingegen fanden es die Pflegekinder

„glaube ich ganz spannend, eine kleine Schwester zu haben und sie zu bespassen“ (I3: 344-345).

Die Mutter klärte die Geschwister über den Grund der Aufnahme der Pflegekinder kindgerecht auf. Julia betonte dabei aber auch zu sagen, dass sich die Mutter

„jedes Kind andrehen ließ, selbst wenn es gerade nicht in die Familie passte, weil sie nicht nein sagen konnte“ (I3: 259-260).

Mit Eintritt in die Schule änderte sich das Aufnahmeverhalten der Mutter, die von da an versuchte darauf zu achten, dass die Kinder ungefähr im gleichen Alter wie Julia waren, um als ‚Spielkameraden‘ für sie zu fungieren. Anfangs war sie davon begeistert, im Laufe der Jahre änderte sich das aber grundlegend.

Ganz besonders in Erinnerung ist Julia die gemeinsame Einschulung mit einem zu dieser Zeit in der Familie lebenden Pflegekind geblieben:

„An die Erste an die ich mich richtig gut noch erinnern kann, weil mit der wurde ich halt auch zusammen eingeschult und da gibst halt auch noch Einschulungsfotos und so, das ist Vera“ (I3: 70-72).

Das Mädchen lebte nach der Einschulung noch einige Monate in der Familie und die beiden gingen zusammen zur Schule. Das ist eine der wenigen Stellen im Interview in der Julia von ‚enger Freundin‘ oder ‚Schwester‘ spricht. Zu kaum einem anderen Kind stellte sie einen so engen Bezug:

„Es gibt halt so herausragende, wie halt die Vera“ (I3: 96).

„...als ich jünger war hat meine Mutter noch sehr viel Wert auf das Kennenlernen gelegt...“ (I3: 1356-1357)

Wie schon beschrieben bevorzugte die Mutter gleichaltrige Kinder. Diese sollten Spielkameraden für Julia sein und dadurch die Mutter entlasten, sie selbst wurde nach eigenen Aussagen dazu nie gefragt. Die ersten Jahre fand sie das noch unterhaltsam:

„Am Anfang hab ich es ja freiwillig gemacht, mich mit denen beschäftigt und gespielt“ (I3: 1143-1144).

Später im Teenageralter wurde ihr das zu anstrengend und es gab deswegen zunehmend Streit mit der Mutter. Über die Verweildauer der Kinder in der Familie sagte Julia, dass diese in den Anfängen noch um einiges länger war als im späteren Verlauf. Sie erinnerte sich an ein iranisches Geschwisterpärchen, Sarah und Jesse, die als Flüchtlingskinder quasi schon in Dauerpflege bei Ihnen wohnten, obwohl der Status als Übergangspflegestelle nie geändert wurde. Nach knapp zwei Jahren verließen die Geschwister die Familie, um für drei weitere Jahre in eine andere Pflegefamilie zu gehen, bevor sie wieder zurückkehrten. Sie blieben bis ins Jugendalter, um dann in ein betreutes Wohnen zu wechseln. Sie beschrieb Sarah als Freundin, die auch während der Zeit, in der sie in der anderen Pflegefamilie lebte, mit ihr in Kontakt blieb, da sie von der dritten bis zur sechsten Klasse die gleiche Schule besuchten. Über Vera und Sarah sagt sie:

„Das waren so die Highlights“ (I3: 179-180).

In solchen Situationen kam es oft vor, dass zusätzlich zu den dort auf Dauer lebenden Pflegekindern, noch weitere Übergangspflegekinder aufgenommen wurden. Manchmal lebten neben Oma und Opa bis zu sechs Kindern im Haus. Diese Zeiten hatte die Interviewte in guter Erinnerung.

„Das fand ich irgendwie ganz witzig, glaube ich so. Also das war so, wenn dann wirklich so sechs, acht Leute an einem Tisch saßen so, also mit halt meinem Vater, meiner Mutter und so, das war schon irgendwie ganz witzig. [...] Das war dann irgendwie eher wie so eine witzige Großfamilie. Aber da kann ich mich an nichts negatives erinnern“ (I3: 680-685).

Sie empfand diese Zeit mit „*Jubel, Trubel, Heiterkeit*“ (I3: 808) als sehr witzig und genoss es, immer jemanden zum Spielen oder Ärgern zu haben. An die meisten der vielen Kinder, die während der Zeit bei Ihnen wohnten, hatte sie keinerlei Erinnerung mehr. In späteren Jahren wurden der Mutter die Belastungen mit den vielen Kindern zu groß und sie nahm nur noch maximal zwei Kinder auf. Von den Eigenarten und Problemen der Kinder bekam Julia in den ersten Jahren wenig mit, weil es sie nicht interessierte:

„Die hatten ja auch ihre Probleme, aber das hat mich nicht so genervt, weil ich mich damit einfach gar nicht mit auseinandergesetzt hab“ (I3: 833-834).

Sie berichtete, dass im Laufe der Zeit die Probleme und Auffälligkeiten, mit denen die Kinder kamen, massiver wurden. Ihre Mutter nahm zunehmend die problematischen Kinder auf, da sie laut Julia bei den Sachbearbeitern als belastbar galt. Dies führte aber auch zu einer zunehmenden Belastung der leiblichen Kinder, die Julias Meinung nach, von der Mutter nicht realisiert wurde. Ein paar Mal musste sich Julia nun auch ihr Zimmer teilen, was sie zunächst noch gerne tat. Im Jugendalter empfand sie dies aber zunehmend als einen Eingriff in ihre Privatsphäre:

„Bei den Letzten, weil da war ich ja schon ein bisschen älter irgendwie, kann ich mich erinnern, dass ich das dann irgendwann nervig fand“ (I3: 408-409).

„...kann die sich nicht mal nur um uns, um ihre eigenen Kinder kümmern?...“ (I3: 353)

Mit der Pubertät begann sich die Situation in der Familie zu verändern. Ihr Vater starb, als sie 13 Jahre alt war, wie sie sagt „*in einem schwierigen Alter*“ (I3: 245).

Die nun häufiger wechselnden Übergangspflegekinder begannen sie zunehmend zu stören und sie hatte keine Lust mehr, sich auf die wechselnden Probleme der Kinder einzustellen. Sie war der Meinung, dass die sich nun in einer sicheren Umgebung befindenden Kinder lernen müssten, mit ihren Problemen fertig zu werden und diese nicht immer auf andere

Personen zu projizieren. Julia beschreibt als Gefühl, das ihre Mutter das anders gesehen hätte und um Verständnis für die Kinder warb:

„Konkrete Situationen waren dann immer so Sachen wo wo irgendwelche Sachen aus meinem Zimmer weggekommen sind, wo ich mich tierisch aufgeregt habe und wo meine Mutter gesagt hat: „Na ja, aber du musst auch verstehne, die sind so und so aufgewachsen und so“ aber ich hab gesagt: „Aber trotzdem sollen die nicht an meine Sachen gehen, so Punkt.“ Also, ich habe da manchmal nicht so richtig verstanden, dass man das nicht lernen kann“ (I3: 267-272).

Solche Situationen fielen der Interviewten schwer, wie sie sagt. Sie wurde eifersüchtig auf die mit Problemen belasteten Kinder, die fast die ganze Aufmerksamkeit der Mutter auf sich zogen. Auch störte sie zunehmend die Vergleichbarkeit mit den gleichaltrigen Kindern:

„Also gleichaltrig oder zwei drei vier Jahre jünger ähm, das fand ich dann irgendwann ein bisschen doof, weil (3) ja ich glaube wenn man das Gefühl hat so so ein kleines Kind oder ein Kind was gar nicht vergleichbar ist läuft einem den Rang ab ist das nicht so schwierig, als wenn man das Gefühl hat okay das ist wirklich ein vergleichbares Kind. Also vergleichbar mit einem selber. Also ich glaub, dass ich das irgendwann so empfunden hab, dass ich gleichaltrige Mädchen am blödesten fand“ (I3: 603-609).

Sie versuchte dieses Gefühl mit ihrer Mutter zu kommunizieren, traf aber auf taube Ohren, weil ihre Mutter sagte, es sei ihr Beruf und sie lasse sich da nicht einreden. Julia zog sich nach eigenen Aussagen zunehmend zurück und es kam häufiger zu, Streit mit der Mutter, in dem sie schon mal sagte:

„So, jetzt kümmer dich doch mal um mich und lass doch mal den Scheiß“ (I3: 849-850).

Je älter sie wurde, umso mehr störte laut Julia die Unruhe im Haus und die Tatsache, dass die Mutter den Fokus ihrer Meinung nach zu sehr auf die Pflegekinder legte. Sie musste daher früh lernen, mit ihren eigenen Problemen zurecht zu kommen, weil ihre Mutter ihr dabei nicht half, da diese in Julias Augen die Probleme der Pflegekinder als größer und wichtiger erachtete.

„...aber eigentlich ist das ein ganz netter...“ (I3: 1314-1315)

Sie ärgerte sich, wie sie erzählte, auch verstärkt darüber, dass ihre Mutter sich jedes Kind „*andrehen*“ ließ und dann noch versuchte, dieses den leiblichen Kindern als „*problemfrei*“ zu verkaufen:

„Das ist da und so ein bisschen Drogen und das und das aber eigentlich ist das ein ganz netter“, wo ich immer denke ‚mhm eigentlich sind die alle ganz nette Kinder‘ (lacht). Ähm, wenn sie aber so, ich meine das waren ja auch welche die sind aus () fünf Heimen rausgeflogen. Und wenn sie dann erzählt: „Der war da“, (Stimme anhebend) dann hat das nicht so gut geklappt und der war da, aber eigentlich ist das ein ganz netter“ (I3: 1313- 1317).

Für solche Aussagen der Mutter fehlte ihr, so Julia, jedes Verständnis. Sie ärgerte sich nach eigenen Angaben über die Aufnahme bestimmter Kinder und empfand diese oft als unpassend. Julia sagte, ein achtjähriger Junge wäre da manchmal besser gewesen als ein siebzehnjähriges Mädchen.

Den Kontakt zu den anderen Kindern mied sie zunehmend und kümmernte sich weniger um sie. Ihre Mutter ließ sie mit diesem Verhalten gewähren, weil sie, so Julia, ahnte, dass ihre Tochter dieses Verhalten nicht ändern würde. Julia sagte, wenn sie die Kinder sympathisch fand, war das Verhältnis „*recht freundschaftlich*“ (I3: 1417). Bei manchen, zu denen sie keinen Draht hatte, war ihr Verhalten entsprechend distanzierter. Sie wollte mit keinem Kind näher in Kontakt bleiben, weil, wie sie sagte, „*es ja immer mehr wurden*“ (I3: 312) und sie in dem Alter auch viel zu sehr mit sich beschäftigt war. Rückwirkend betrachtet empfand sie sich in dieser Zeit als sehr jähzornig.

„... ach wäre eigentlich schön, wenn ich meine Mutter auch mal für mich hätte...“ (I3: 251-252)

Der Wunsch, die Mutter möge mal ihre ganze Aufmerksamkeit der Tochter widmen, wurde ab ihrem 15. Lebensjahr immer größer, so Julia. Sie legte immer weniger Wert darauf die neuen Pflegekinder kennenzulernen und war dankbar, wenn ihre Mutter das respektierte und sie nicht

ständig bat, die Kinder mit zum Reiten oder Eis essen mitzunehmen. Sie beschrieb, wie sie in diesen Jahren schneller eigenständig wurde, weil sie ihre Probleme alleine bewältigen musste:

„Dadurch das Leute da waren oder Kinder da waren, die mehr Probleme hatten, musste man halt schon zusehen, dass man schneller selber mit seinen Problemen zurande kommt sozusagen, also, das glaube ich schon, dass das ein Stück eigenständiger macht, ja“ (I3: 869-872).

Die Konflikte mit der Mutter wurden dadurch aber nicht weniger und es kam zunehmend zum Streit. Auf der anderen Seite beschrieb sie, dass sie durch das Aufwachsen mit den oft problematischen Kindern auch viel lernte und sah darin im Nachhinein einen Vorteil. Sie sagte:

„Aber ich glaube, man hat da schon nen gewissen Entwicklungsvorsprung an der einen oder anderen Stelle. Ähm, dadurch, dass man sich mit vielen Personen arrangieren musste, mit vielen Situationen arrangieren musste, viele schlimme Geschichten gehört hat. Also, ich glaube, ich habe halt dadurch schon mehr erlebt als andere“ (I3: 857-860).

Nachgeahmt oder gelernt hatte Julia ihrer Meinung nach durch die Pflegekinder kaum etwas. Ein Pflegekind ritt gerne und brachte sie so dem Reitsport näher, so dass sie später sogar ein eigenes Pferd besaß. Sie lachte, als sie daran dachte, von einem Pflegekind zum Rauchen verführt worden zu sein, dieses habe sie aber recht schnell wieder aufgegeben.

Julia beschrieb sich in vielen Situationen als unemotional. Vergleichend mit ihrer Schwester, der sie eine große Empathie zuschrieb, sah sie sich eher als nicht so verständnisvoll:

„Und dadurch glaub ich dann, hat mir oft das Verständnis gefehlt, immer zu sagen 'ja ach, na gut, der kann da ja nichts für oder sie kann da ja nichts für weil das war ja alles so schrecklich“ (I3: 281-284).

Interessanterweise galten zuhause nach ihren Angaben für alle die gleichen Regeln. Dennoch fühlte sie sich oft ungerecht behandelt, weil die Mutter, vermehrt auch in den späteren Jahren, um Verständnis für die Probleme und das daraus resultierende Verhalten der Pflegekinder warb. Julia wünschte sich damals sehnlichst, dass ihre Mutter sich einmal so für sie eingesetzt hätte, doch das blieb ihrem Empfinden nach aus:



„Wenn ich etwas erzählen wollte mit Schulproblemen und ähm, dass das Pflegekind kam mit Schulproblemen, dass die dann definitiv vorgegangen sind, gefühlt zumindest, weil ich ja nicht so wirklich schlimme Probleme hatte. Also damals fand ich die natürlich schlimm meine Probleme, aber die waren ja nicht so wirklich schlimm. Also ich hab ja nun weiß nich niemandem das Fahrrad in der Schule geklaut oder so, also von daher waren dann die Probleme halt immer schlimmer und ich hatte halt schon das Gefühl, dass da schon so eine Ungleichbehandlung stattgefunden hat“ (I3: 651-658).

Julia glaubte, dass ihre Mutter diese Missachtung ihrer Probleme damit versuchte zu entschädigen, indem sie sich bis ins Erwachsenenalter die Mühe machte morgens mit ihr aufzustehen um mit ihr zu frühstücken. Sie fand es als Jugendliche, wie sie sagt, „*ziemlich bekloppt*“ und wollte eigentlich morgens lieber ihre Ruhe. Aber sie hatte das Gefühl, dass die Mutter wenigstens morgens die Zeit mit der Tochter verbringen wollte, wenn sie sich tagsüber schon nicht kümmern konnte.

„Sie hat sich halt schon noch Mühe gegeben das irgendwie vielleicht irgendwie wieder auszugleichen. Das sie vielleicht an manchen Stellen nicht so präsent war“ (I3: 795-797).

**„... das hätte ich also noch besser gefunden, wenn meine Mutter so Babys oder Kleinkinder nimmt...“ (I3: 515-516)**

Als Julia 17 Jahre alt war, nahm ihre Mutter für ein paar Monate ein kleines Baby auf. In dieser Zeit entspannte sich die Situation, weil der Druck der Vergleichbarkeit zum Pflegekind nicht mehr gegeben war. Julia kümmerte sich gerne um den Jungen, ging viel mit ihm spazieren oder spielte mit ihm. Das machte ihr Spaß und sie wünschte sich, dass ihre Mutter viel häufiger kleine Kinder aufnehmen würde. Sie sagte, sie könne den Kleineren viel besser ‚verzeihen‘, weil es halt Kleinkinder seien. Wenn Jugendliche bei ihr etwas kaputt machten, hatte sie dafür kein Verständnis. Laut Julia fand die Mutter die Kleinkinder allerdings zu anstrengend und sagte, sie könne mit älteren Kindern besser umgehen. Der Einfluss der Mutter darauf welche Kinder kamen, wurde laut Julia über die Jahre zunehmend geringer. Sie fand, dass ihre Mutter

„halt das genommen hat, was was kam und das war dann schon manchmal ja nicht richtig passend. Ich glaube, ein achtjähriger Junge wäre da besser gewesen, als ein siebzehnjähriges Mädchen“ (I3: 635-637).

Da es der Beruf der Mutter war, wie diese ihr gegenüber stets betonte, ließ diese sich auch nicht im Geringsten davon abbringen. Im Interview erzählte Julia wenig von Abschieden oder beschrieb kaum Situationen in denen die Kinder ankamen. Sie sagte, es geschah oft, dass Kinder gebracht wurden, als sie noch in der Schule war oder für nachmittags angekündigt wurden:

„Man wird dann vormittags da angerufen und gesagt: „So nach der Schule holen wir das Kind dann direkt zu Hause raus und dann kommst zu ihnen“ (I3: 1309-1310).

Zu Beginn hätte sich das noch schlimmer angefühlt, so Julia, irgendwann habe sie sich dann daran gewöhnt, weil sie ja wusste, dass Übergangspflegekinder aus akuten Notsituationen kommen.

„... hey Mama ich will dir was erzählen ...“ (I3: 293-294)

Die Enttäuschung darüber, dass Julia nach ihrem Empfinden mit ihren Problemen und Erlebnissen bei der Mutter auf taube Ohren stieß, zog sich durch das ganze Interview. Der Frust darüber verstärkte sich zunehmend am Ende der Schulzeit. Die Mutter benutzte, Julias Empfinden nach, immer häufiger Vorwände, wie wichtig die Geschehnisse und Erlebnisse der anderen Kinder waren und gab ihr zu verstehen, dass sie für Julia gerade gar keine Zeit habe. Hier resignierte Julia zunehmend:

„Wenn man aus der Schule kommt und sagt: „Hey Mama, ich will dir was erzählen“ und sie dann sagt: „Nee, also ich hab hier gerade gar keine Zeit, weil da ist schon wieder das und das und das vorgefallen, ich muss jetzt erst mal zum Jugendamt (Stimme anhebend), ich muss jetzt zur Polizei“ (Stimme anhebend) (2) wohin auch immer, zur Psychologin oder Lehrerin' oder wo ich immer dachte, 'ja toll, ich wollte eigentlich ganz gerne auch was erzählen, aber (flüstert). So und das die Situation kommt, kam dann schon häufiger irgendwann (2) und ich glaube, dann steigert man sich halt selber auch irgendwann da rein und sagt 'na ja gut, die hat ja

eh keine Zeit, ich brauch gar nicht erst versuchen irgendwas zu erzählen'. So, ich glaube, ich hab dann auch angefangen, irgendwann einfach dann zu sagen: „okay, dann erzähle ich halt nichts mehr, weil interessiert ja sowieso niemanden“ (I3: 293-303).

Interessant war auf der anderen Seite, dass ihre Mutter verstärkt anfang die Probleme und Geschehnisse, die sich durch die Kinder ansammelten mit bei Julia und ihrer Schwester zu besprechen. Die Befragte sagte sie glaube, dass die Mutter dadurch versucht habe, ihre Probleme zu verarbeiten. Julia beschrieb, dass sie das damals als sehr belastend empfand und dachte:

„Ja ist is auch alles schlimm so, aber ich könnte auch was von mir erzählen in der Zeit“ (I3: 1243-1244).

Im Nachhinein versuchte sie eine Erklärung dafür zu finden, warum ihre Mutter das Erlebte bei ihren Töchtern aufarbeitete.

„Also weil mein Vater ist verstorben als ich dreizehn war und das heißt sie war halt auch immer alleine sozusagen ähm mit den Kindern, mit uns und den Kindern und so also sie hat jetzt auch keinen Partner gehabt, der bei uns gewohnt hat. Vielleicht wäre das auch anders gewesen, wenn sie äh einen Lebenspartner gehabt hätte, der da mit drin gewohnt hätte in dem Chaos, dann hätte sie das vielleicht mit dem auch aufarbeiten können“ (I3: 1246-1251).

Auch beschrieb Julia, wie sie gegenüber den Pflegekindern immer weiter abstumpfte. Sie interessierte sich nicht dafür, was aus den Kindern wurde und hatte kein Bedürfnis, deren Karrieren zu verfolgen. Das problematische Verhalten der Kinder berührte sie nicht weiter, weil sie sich gar nicht mehr damit beschäftigte:

„Das ist so ein bisschen so, wenn dann der Dritte durch Fenster abhaut, denkt man halt ja, mal gucken, ob der wiederkommt oder nicht“ (I3: 1000-1002).

„... das interessiert mich nicht ...“ (I3: 1221)

Nach dem Studium lebte Julia für einige Monate wieder zuhause. Sie erlebte auch diese Zeit als belastend, weil ihre Mutter sie erneut mit den Problemen der in der Familie lebenden Pflegekinder konfrontierte, was sie selbst aber gar nicht wollte. Sie sagte, dass sie sich nach einem langen Arbeitstag nichts sehnlicher wünschte als ein bisschen Ruhe. Stattdessen forderte ihre Mutter, so Julia, Aufmerksamkeit für die Probleme anderer Kinder ein:

„Das ist dann halt schon, wenn man nach Hause kommt und eigentlich erst mal durchatmen will, am Esstisch sitzt und meine Mutter erzählt dann so ein Bart, was mit den Pflegekindern jetzt heute gerade war oder gestern und wen sie wieder getroffen hat und wer gerade da war und wo ich dann denke, das interessiert mich nicht“ (I3: 1264-1267).

Am meisten nervte, so Julia das Verhalten der Mutter in den Zeiten, in denen sie nicht mehr zu Hause wohnte und nur zu Besuch kam:

„Und wenn ich dann halt mal da war, äh ich dann auch erwartet habe, wenn ich dann mal einmal im Monat da bin auf nen Kaffee, dass die dann auch Zeit hat. Und wenn dann so was kam wie ‚also, he du kannst natürlich gerne kommen zum Kaffee, aber ich muss noch mit dem telefonieren und das regeln und das regeln und das regeln‘ und ich hab gesagt ‚äh, dann brauch ich dich ja nicht besuchen kommen“ (I3: 331-335).

Die Interviewte beschrieb es als sehr enttäuschend, stets das Gefühl zu haben an zweiter, dritter oder vierter Stelle zu stehen, und das erst, wenn die Probleme der anderen Kinder gelöst waren, für ihre Bedürfnisse Zeit war. Sie betonte auf der anderen Seite aber stets die Hochachtung vor der Mutter, die sich der schweren Aufgabe stellte, über 20 Jahre Pflegekinder aufzunehmen. Sie selbst schloss das für sich über Jahre kategorisch aus:

„Würde mir nie sozusagen fremde Leute ins Haus holen, [...] wenn Kinder, dann eigene“ (I3: 940-941).

Heute, so sagte sie, denke sie anders darüber und könne sich vorstellen Kinder in Vollzeitpflege aufzunehmen oder zu adoptieren, Übergangspflege wäre aber keine Option für sie.

„Es wäre jetzt nicht meine erste Wahl, (Stimme anhebend) also die erste Wahl wären eigene Kinder aber () ich würds halt nicht ausschließen“ (I3: 967-968).

Julia zog im Interview ein positives Fazit. Es habe schöne Erinnerungen gegeben, die sie nicht missen möchte. Es gab auch Zeiten, in denen ihr die ganzen Kinder zu viel wurden. Aus diesem Grund, habe sie die Erinnerung an so viele Kinder 'verdrängt'. Auch wenn sie gelegentlich eines der Kinder wiedergetroffen habe, fand sie das für den Moment ganz nett, hätte aber nie daran gedacht Telefonnummern auszutauschen oder in Kontakt zu bleiben.

Sie schloss das Interview mit den Worten:

„Ich mein, es es macht einen ja jetzt in der Erfahrung auch nicht dümmer. Also auch auch jetzt würde ich sagen ist schon irgendwie positiv, dass man weiß, dass es so was gibt“ (I3: 851-853).

Damit war das Interview beendet.

#### *14.4.2 Darstellung und Interpretation der Veränderung der intrafamiliären Beziehungen*

Mit Julia interviewte ich die kleine Schwester der unter 14.3.1 vorgestellten Gele.

Abb. 27: Kodierparadigma Interview 3 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen

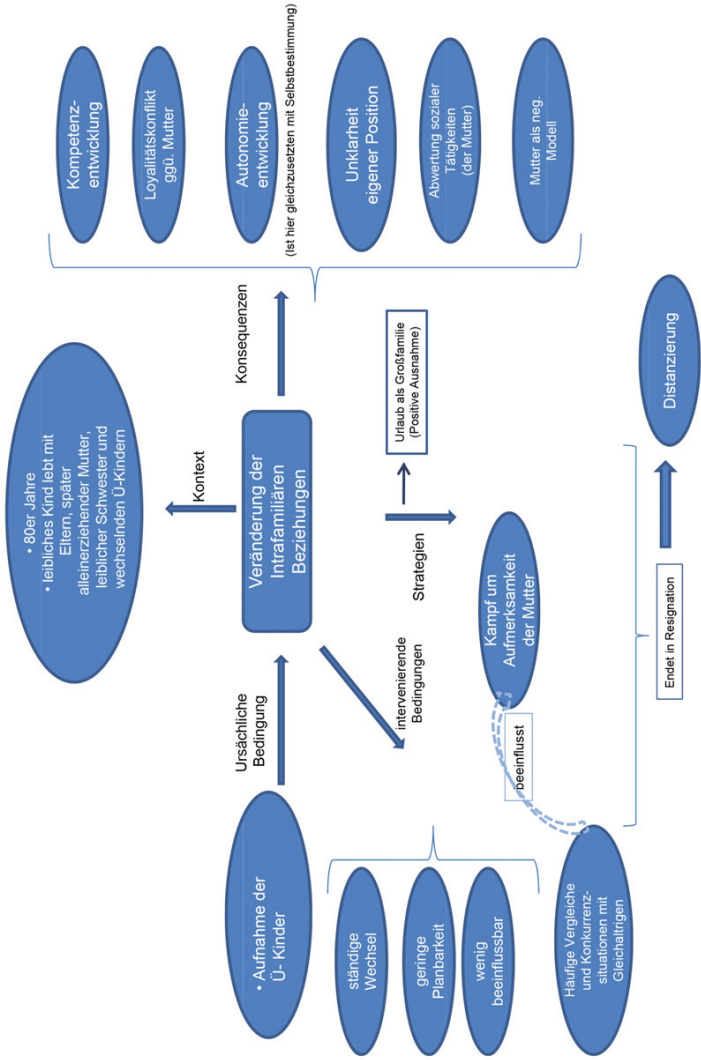


Abb. 28: Kodierparadigma Interview 3 Kategorie: Veränderung der Intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen

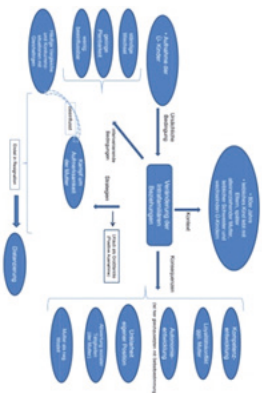
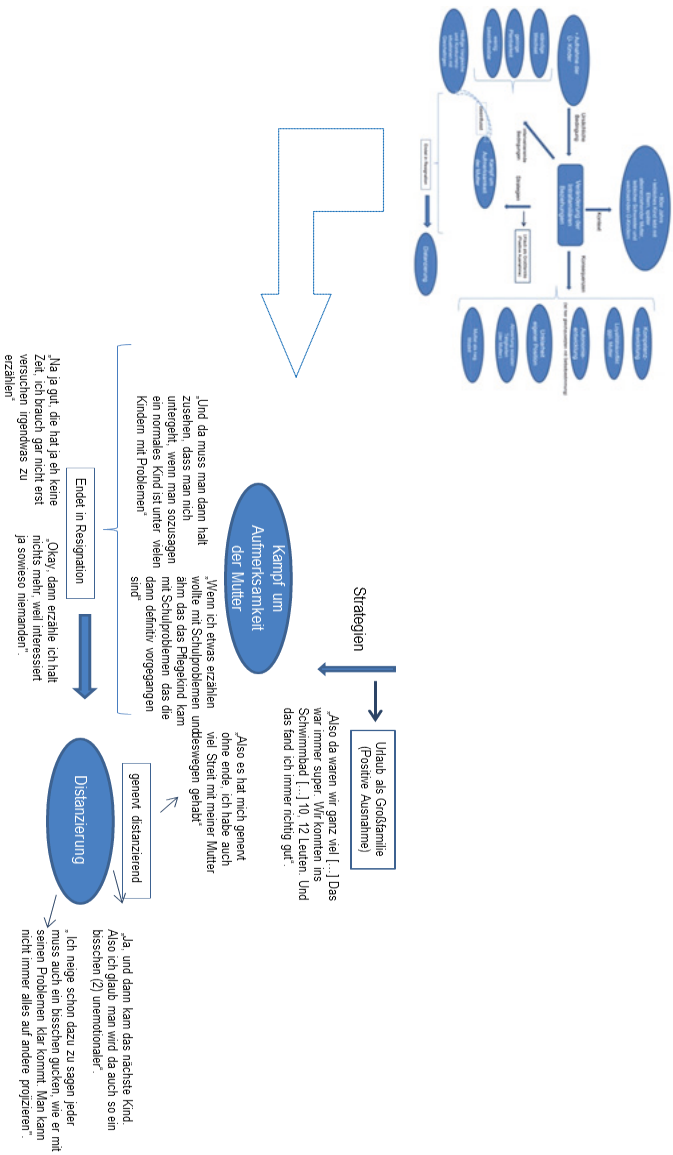
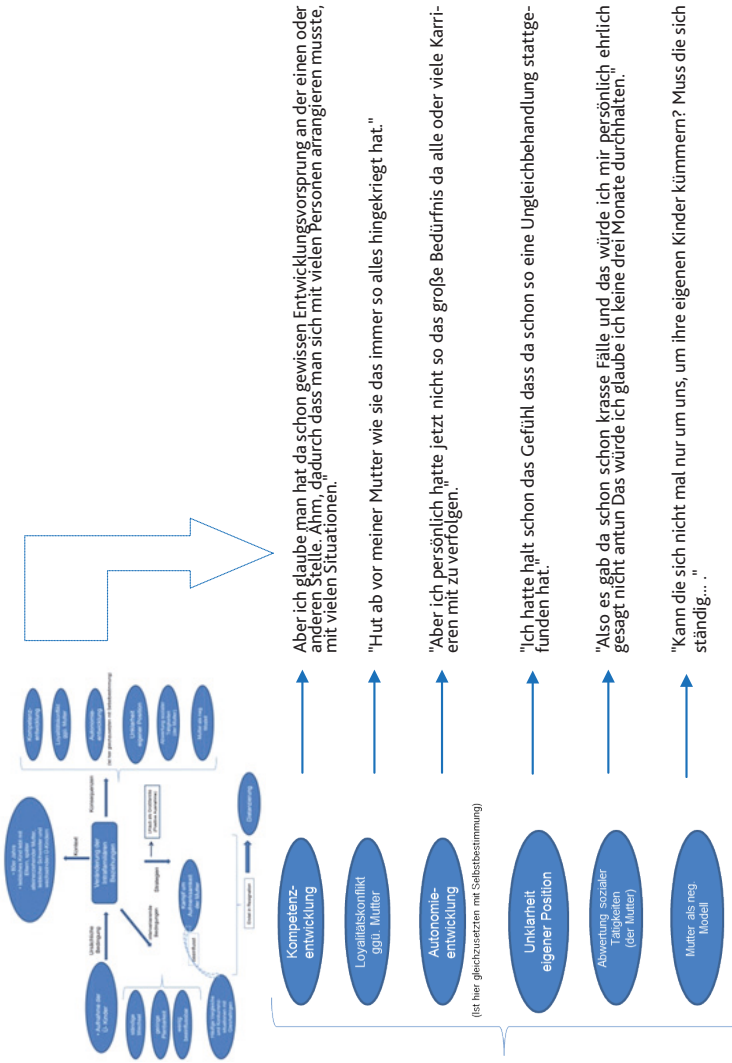


Abb. 29: Kodierparadigma Interview 3 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen





Die ursächlichen Bedingungen, ebenso wie der Kontext, waren in diesem Interview mit dem aus Interview 2 identisch. Julia lebte zunächst mit Eltern, Großeltern und Schwester, später mit alleinerziehender Mutter und Schwester im Familienverbund. Sie war vier Jahre alt, als ihre Mutter begann Übergangspflegekinder aufzunehmen und 13 Jahre alt, als ihr Vater verstarb. Da die Mutter sehr stark darauf achtete, dass die aufgenommenen Kinder zum einen Mädchen und zum anderen im gleichen Alter der Befragten waren, hatte sie zwar immer Spielkameradinnen, aber auch immer jemanden, mit dem sie verglichen wurde und der mit ihr in Konkurrenz um die Aufmerksamkeit der Mutter stand. Diese Situation störte sie in jungen Jahren nicht, mit dem Schulbeginn zunehmend mehr:

„Also ich glaub, dass ich das irgendwann so empfunden hab, dass ich gleichaltrige Mädchen am blödesten fand“ (I3: 608-609).

Dem Kampf um Aufmerksamkeit seitens der Mutter stellte sie sich über Jahre täglich aufs Neue. In der Analyse des Gespräches war es interessant zu betrachten, wie die Befragte fortwährend nach einer Lösung und einem Ausweg aus dem Konflikt suchte. Dabei musste sie nach eigener Aussage an mehreren Fronten kämpfen. Zum einen, weil die Zeitreserven der Mutter begrenzt waren und nun immer mehr Kinder um diese konkurrierten, zum anderen, weil sie ständig mit den gleichaltrigen Mädchen, mit denen sie sich auch gelegentlich ihr Zimmer teilen musste, verglichen wurde. Das beschrieb Julia als sehr belastend. Der tägliche Kampf stellte für sie die einzige Strategie dar, mit der sie glaubte, die Aufmerksamkeit der Mutter erlangen zu können. Laut der Befragten empfand sie es immer als etwas anderes, wenn kleine Kinder in der Familie lebten und, wie sie sagte, „*einem den Rang ablaufen*“.

„Aber im Nachhinein war glaube ich die Schwierigkeit irgendwann das ich mich nicht vergleichen lassen wollte“ (I3: 643-644).

Julia war zu Beginn der Übergangspflegetätigkeit der Mutter zu jung, um sich gegenüber den aufgenommenen Kindern abgrenzen zu können und ihre Bedürfnisse zu verbalisieren, das tat sie erst in späteren Jahren. Der Wunsch nach Individualität seitens der Befragten wurde in diesem Kontext sehr deutlich. Zudem war Julia enttäuscht, da sie empfand, dass den anderen Kindern seitens der Mutter viel mehr Interesse entgegenge-

bracht wurde. Sie fühlte sich dadurch ungerecht behandelt und zurückgesetzt:

„Deren Probleme waren halt immer schlimmer und ich hatte halt schon das Gefühl, dass da schon so eine Ungleichbehandlung stattgefunden hat“ (I3: 657-658).

Bedingt durch die häufig wechselnden Pflegeverhältnisse herrschte in der Familie ein ständiges Kommen und Gehen. Diese Tatsache verstärkte als eine **intervenierende Bedingung** Julias Strategie des Kämpfens:

„Wenn man dann mal so Hochphasen waren, wo vier Kinder gleichzeitig da waren (Stimme anhebend), das läppert sich dann schon“ (I3: 1121-1123).

Die Strategie des Kämpfens um die Beachtung der Mutter veränderte sich durch die zeitliche Dimension. Gab sich die Befragte zu Beginn noch kämpferisch:

„Und da muss man dann halt zusehen, dass man nich nich untergeht“ (I3: 372-373),

resignierte sie im Laufe der Zeit zusehends:

„Ja gut, die hat ja eh keine Zeit, ich brauch gar nicht erst versuchen, irgendwas zu erzählen“ (I3: 300-301)

und zog sich nach eigenen Angaben schließlich zurück:

„Also ich war dann viel mit mir beschäftigt“ (I3: 1486).

Julia erzählte von Ihrer Trauer und Wut, weil sie den Kampf um die Aufmerksamkeit der Mutter verloren hatte und resignierte, weil sie dem ständig vorherrschenden Konkurrenzkampf mit dem Übergangspflegekind ausgeliefert war. Eine andere Strategie als Rückzug wählte sie in dieser Situation nicht und sie beschrieb auch keinen Widerstand gegen ihre Mutter. Dennoch gab sie aber nicht lautlos auf, sondern stritt sich im Laufe der Jahre zunehmend mit der Mutter:

„Also es hat mich genervt ohne Ende, ich habe auch viel Streit mit meiner Mutter deswegen gehabt“ (I3: 878-879).

Ihre Wut brachte sie, wie folgend, lautstark zum Ausdruck:

„Kann die sich nicht mal nur um uns, um ihre eigenen Kinder kümmern?“  
(I3: 353-354).

Eine weitere mögliche Strategie wäre gewesen, sich mit den Übergangspflegekindern anzufreunden und zu verbünden, um so dann zumindest gemeinsam die Aufmerksamkeit zu erhalten. Diese Strategie wählte sie aber nicht, sie erwähnte im Gespräch lediglich beiläufig ein Kind, das Verbindungen zu einem Reiterhof hatte und Julia so zum Reiten brachte:

„Die kannte halt welche, die Pferde hatten und dann da bin ich dann so ein bisschen reingekommen“ (I3: 1627-1628).

Insbesondere der Urlaub als Großfamilie veränderte die Alltagssituation. Im Urlaub waren oft andere Familien mit ihren Kindern dabei und einzelne Kinder fielen da nicht mehr auf, die Strukturen waren aufgelöster und die Vergleichbarkeit spielte keine Rolle:

„Also da waren wir ganz ganz viel [...] und am besten noch ne befreundete Familie irgendwie auch noch mit mit ihrem Kind oder Kindern und dann wirklich mit 10, 12 Leuten“ (I3: 728-733).

Diese Urlaubsinseln stellten Momente dar, die so etwas wie einen alternativen Entwurf dafür gaben und der Befragten eine Idee vermittelten, dass sich ihre Alltagssituation auch anders gestalten könne als die reale Situation Zuhause. Die Befragte erhoffte sich laut eigener Aussage, diese positiv erlebte Urlaubssituation in den Alltag zu übertragen, aber es gelang Julia nicht. So blieb ihrer Meinung nach nur der Rückzug als Konsequenz, den sie wie folgt schildert:

„Wenn man aus der Schule kommt und sagt: „Hey Mama, ich will dir was erzählen“ und sie dann sagt: „Nee, also ich hab hier gerade g:ar keine Zeit weil da ist schon wieder das und das und das vorgefallen, ich muss jetzt erst mal zum Jugendamt (Stimme anhebend), ich muss jetzt zur Polizei“ (Stimme anhebend) (2) wohin auch immer, zur Psychologin oder Lehrerin oder wo ich immer dachte 'ja toll, ich wollte eigentlich ganz gerne auch was erzählen aber' (flüstert). So und das die Situation kommt, kam dann schon häufiger irgendwann (2) und ich glaube dann steigert man sich halt selber auch irgendwann da rein und sagt, na ja gut, die hat ja eh keine

Zeit, ich brauch gar nicht erst versuchen, irgendwas zu erzählen. So, ich glaube, ich hab dann auch angefangen irgendwann einfach dann zu sagen 'okay, dann erzähle ich halt nichts mehr, weil interessiert ja sowieso niemanden" (I3: 293-303).

Als Konsequenz auf das Erlebte beschrieb die Befragte eine Kompetenzentwicklung, die sich aus der Situation ergab. Die Kompetenzentwicklung wird hier definiert in Anlehnung an РОТН (1971: 180), der zwischen Sach-, Selbst- und Sozialkompetenz unterscheidet. Die Mutter schien, wie Julia beschrieb, sie durch nicht altersentsprechende Anforderungen zu überfordern:

„Aber ich glaube, man hat da schon gewissen Entwicklungsvorsprung an der einen oder anderen Stelle. Ähm, dadurch dass man sich mit vielen Personen arrangieren musste, mit vielen Situationen arrangieren musste, viele schlimme Geschichten gehört hat" (I3: 857-861).

Des Weiteren erzählte sie, dass sie oft alleine mit ihren unbeachteten Problemen zurechtkommen musste und keinerlei Hilfe und Unterstützung erhielt. Dies machte sie eigenständiger und selbstständiger:

„Dadurch, dass Leute da waren oder Kinder da waren, die mehr Probleme hatten, musste man halt schon zusehen, dass man schneller selber mit seinen Problemen zurande kommt sozusagen, also, das glaube ich schon, dass das ein Stück eigenständiger macht, ja" (I3: 869-872).

Auch beschrieb die Befragte, dass sie selbstbestimmter wurde. Durch die häufigen Auseinandersetzungen mit ihrer Mutter, die laut Julia einfach kein Verständnis für ihre Situation aufbrachte und ständig die Übergangspflegekinder verteidigte, entschied die Befragte selbst, zu wem sie noch Kontakt haben wollte und zu wem nicht. Ihre Mutter respektierte dieses Verhalten:

„Als sie merkte, dass ich vielleicht auch von mir aus nicht mehr so viel Wert auf das Kennenlernen lege, ähm hat sie das dann auch nicht mehr so vorangetrieben" (I3: 1357-1359).

Teenager benötigen in der Adoleszenz Reibungspunkte und kritische Auseinandersetzung, die die Befragte, wie sie beschrieb so nicht erlebte.

Ihrer Wut gegenüber der Mutter machte sie zwar in Streitigkeiten Luft, die Mutter selbst aber bot scheinbar kein standhaftes Gegenüber, an dem sie sich reiben konnte, was ihre Wut noch erhöhte. Für Julia stellte dieses Vorgehen dennoch sicherlich eine Form der Bewältigung dar, um die bestehende Situation nicht klaglos hinzunehmen. Dabei zeigte sie der Mutter auch ihr Unverständnis dem ihrer Meinung nach unangepasstem Verhalten der Kinder auf, das sie für sich so nicht akzeptieren konnte:

„Ich fands halt auch immer schlimm auf jeden Fall, aber ich hab dann trotzdem oft nicht den Bogen bekommen zu sagen darum akzeptiere ich jetzt alles was die machen. Ich hab dann schon gesagt, 'okay das war schlimm aber dann können die sich doch bitte jetzt mal Mühe bei uns geben“ (I3: 843-846).

Dies verbalisierte sie deutlich, auch auf die Gefahr, hin als unsozial eingeschätzt zu werden:

„Ich glaub, ich würde jetzt nicht sagen, dass ich unsozial bin, aber ich glaube schon, ich neige schon dazu zu sagen "jeder muss auch ein bisschen gucken, wie er mit seinen Problemen klar kommt. Man kann nicht immer alles auf andere projizieren“ (I3: 384-386).

Eine weitere Konsequenz dieser Familienverhältnisse war die Unklarheit ihrer eigenen Person und ihrer Rolle innerhalb der Familie wie sie erzählte. Durch die gleichaltrigen, vergleichbaren Kinder entstand quasi eine Situation des ‚doppelt gedachten Kindes‘. Sogar auf dem Einschulungsfoto war sie nicht alleine abgebildet, das Kind neben ihr teilt bis heute den Platz mit Julia:

„Mit der wurde ich halt auch zusammen eingeschult und da gibst halt auch noch Einschulungsfotos“ (I3: 70-72).

Solche Situationen verdeutlichten, wie schwer es die Befragte scheinbar hatte bzw. sie diesbezüglich verunsichert war. Es war sehr interessant, wenn Julia im Interview über ihre Mutter sprach. Viele Aussagen spiegelten einen klaren Loyalitätskonflikt gegenüber der Mutter wider. Einerseits war da vieles, was sie belastete, andererseits schien es eine Gefahr zu sein ihre Mutter vielleicht ganz zu verlieren, wenn sie gerade dieses so anprangerte. Hier erschien sie in ihrem Verhalten ambivalent, was sich

durch die vorliegende Datenlage allerdings nicht ausreichend begründen lässt.

Trotz Anerkennung der Leistung ihrer Mutter ging sie im Gespräch noch einen Schritt weiter und stellte diese Form der Tätigkeit für sie als ein Modell dar, das sie bis heute nicht akzeptieren, geschweige denn für gut befinden konnte und für sich selbst nicht infrage käme:

„Hochachtung bei meiner Mutter, dass die das so () also, das würde ich () glaube ich keine drei Monate durchhalten“ (I3: 992-994) [...] „das würde ich mir persönlich, ehrlich gesagt nicht antun“ (I3: 991-992).

Hier könnte man sich die Frage stellen ob Julia ihre Erlebnisse mit den Übergangspflegekindern nicht verarbeitet hat.

#### *14.4.3 Darstellung und Interpretation der Veränderung der Geschwisterbeziehung*

Wie schon ihre Schwester Gele, beschrieb auch Julia den Altersunterschied von fast vier Jahren als hinderlich für gemeinsame Interessen und ein Gefühl von Verbundenheit und Solidarität:

„Also ich habe ja ne Schwester, die ist auch toll, aber die ist vier Jahre älter, da macht man nicht mehr unbedingt so viel miteinander“ (I3: 339-340).

Das höhere Alter ihrer Schwester trug ihrer Meinung nach dazu bei, dass diese mehr Abstand zu den aufgenommenen Kindern hatte:

„Ich habe das Gefühl immer gehabt für sie ist es einfacher, weil sie vielleicht schon vier Jahre älter is irgendwie da ne Runde distanzierter“ (I3: 375-377).

Auf der anderen Seite, so die Interviewte,

„hat sie sich, mehr mehr gekümmert und eingebracht, als ich es gemacht hab“ (I3: 1577-1578).

Julia gibt an, sie halte sich selbst nicht für so sozial engagiert und pädagogisch wissbegierig wie ihre Schwester. Dies führte ihrer Meinung nach dazu, sich weniger einzubringen.

„Ja, die ist glaube ich einfach (3) ja so ein bisschen pädagogisch sozial, pädagogisch wertvoller, ich weiß nicht (lacht) wie man das nennt. So, ich hab das halt nicht so richtig abgekriegt“ (I3: 1546-1548).

Die Geschwister unterschieden sich nicht nur im Alter, sondern auch in der späteren Berufswahl. Julia selbst entschied sich bewusst für einen Beruf ohne großen Menschenkontakt, ihre Schwester hingegen für einen sozialen, kommunikativen Beruf. Julia beschrieb sich als jemanden, der viel Ruhe benötigte, ihre Schwester hingegen brauchte den Trubel um sich herum.

„Ich finds ganz schön, ich bin ganz gerne auch mal alleine. Ich kann ganz gut auch mit mir selbst alleine sein“ (I3: 1285-1287).

Heute, so beschrieb die Interviewte, hätten sie und ihre Schwester einen guten Kontakt miteinander gefunden. Beide befinden sich gerade in der Lebensphase der Familiengründung und diese Gemeinsamkeit führte zur Interessensannäherung.

Die Übergangspflegekinder benannte sie nie als Geschwister, meistens aber nur als Spielkameraden und lediglich zwei Kinder als Freunde.

#### *14.4.4 Darstellung und Interpretation des Rollenverhaltens der Mutter*

Wie schon bei Gele beschrieben, zeigte die Mutter keine klare Rollentrennung zwischen der Rolle der leiblichen Mutter und der Rolle der Übergangspflegemutter. Dies hatte Auswirkungen auf Julia, vor allem, weil die Mutter laut Julia, zunächst in guter Absicht für die kleine Tochter immer wieder neue Spielgefährtinnen aufnahm.

Nicht nur innerhalb der Rollen grenzte sich die Mutter nicht ab, auch nach außen fiel es ihr schwer. Sie konnte, so die Befragte, auch gegenüber dem Amt selten nein sagen:

„Ja also, die hat ja angerufen und ach, da mochte ich ja nicht nein sagen“ (I3: 363-364)

und nahm mehr Kinder auf, als geplant:

„Also ich glaube angemeldet waren mal irgendwie zwei Übergangspflegeplätze und manchmal hat sie vier Kinder gehabt“ (I3: 355-357).

Sie ließ sich, so Julia, auch zu sehr schwierigen und auffälligen Kindern überreden, ohne zu realisieren, ob diese ins häusliche Umfeld passten:

„Weil sie hatte natürlich Anrufe mit herzerreißenden Geschichten und Notfall und unbedingt und dass sie halt das genommen hat, was was kam und das war dann schon manchmal ja nicht richtig passend“ (I3:634-636).

Diese Unklarheit in ihrem Verhalten führte dazu, dass die Tochter sich ebenfalls verunsichert fühlte und nicht einschätzen konnte, wann wieder, wie viele Kinder, wie lange kamen:

„Mit dem ständig wechselnden und Dauerpflege und man weiß nie, was kommt“ (I3: 974-975).

Wie wenig Julias Mutter ihre Rolle als Übergangspflegemutter verinnerlichte, zeigte sich darin, dass diese anfangs noch versuchte, zu allen Übergangspflegekindern Kontakt zu halten. Dies war aber, so die Befragte, für die Mutter bei so vielen Kindern nicht zu realisieren:

„Also das musste meine Mutter glaube ich auch lernen irgendwann“ (I3: 1433-1434).

Bezeichnend war dabei, dass die Mutter versuchte, den Kontakt zu den Übergangspflegekindern aufrecht zu erhalten, den Kontakt zu ihrer eigenen Tochter aber schien sie zu vernachlässigen, ohne dies wahrzunehmen. Sie freute sich so sehr, wenn ehemalige Übergangspflegekinder sich noch mal meldeten, dass sie selbst heute noch deswegen ihre Tochter anruft:

„Meine Mutter freut sich auch immer tierisch, so wenn irgendwie, dann ruft sie mich an“ (I3: 239-230).

Diese Situation verdeutlichte, wie die Mutter der Befragten hier den Übergangspflegekindern in der Rolle einer Mutter begegnete, die sich immer wieder freut, wenn sich ihre ‚Übergangspflegekinder‘ mal bei ihr melden. Im Gegenzug fehlte, so die Befragte, ihr eben diese Zuwendung der Mutter. Hier fehlte eine klare Rollentrennung seitens der Mutter.

Auch verließ sie ihre Mutterrolle, wenn sie mit Julia über ihre Probleme mit den aufgenommenen Kindern sprach, ohne zu merken, wie sie ihre eigene Tochter dadurch belastete:



„Ich glaube sie hat einfach jemanden gesucht, dem sie das halt erzählen kann, um das auch so ein bisschen zu verarbeiten und los zu werden“ (I3: 1222-1224).

Erst als die Interviewte älter wurde, schaffte sie es, sich diesbezüglich abzugrenzen:

„Aber bei mir konnte sie das nachher manchmal gar nicht loswerden“ (I3:124-125).

Dass die Mutter wenig Grenzen setzte und laut der Befragten nicht hart genug durchgriff, beschrieb sie diverse Male während des Interviews:

„Da fand ich halt schon hätte meine Mutter ein bisschen doller durchgreifen müssen“ (I3: 1072-1073).

Die Mutter ergriff laut der Befragten immer mehr Partei für die Übergangspflegekinder, was bei dieser zu einer Steigerung von Unmut und Resignation führte.

„Weil ich wie gesagt gesagt habe, dass ist ne Frechheit ne wenn man anderen Leuten irgendwie was wegnimmt, was kaputt macht, wie auch immer und da hätte ich mir schon gewünscht, dass sie da an manchen Stellen auch mal härter auf den Tisch gehauen hätte. Und da kam dann immer dieses, dass sie gesagt hat: „Na, j:a, aber du weißt doch, musst jetzt auch mal ein bisschen Verständnis für die haben“ (I3: 1083-1087).

Auch heute noch äußert sie wenig Verständnis für das Verhalten der Mutter.

#### *14.4.5 Zusammenfassung und individuelles Fazit*

Für dieses Interview war sehr bezeichnend, dass die Mutter zunächst eher unbewusst und gut gemeint für die Tochter jahrelang gleichaltrige Kinder als ‚Konkurrenz‘ aufnahm und sie dadurch unwissentlich zu belasten schien. Unverständlich war daran für Julia, dass die Mutter trotz des verbalen Widerstandes der Tochter ihre Meinung nicht änderte, auch als diese sie darum bat:

„Ähm, ja, also kommuniziert schon, ist nur die Frage, wie wie sachlich man so was kommuniziert (lacht), aber kommuniziert habe ich das, aber

da war meine Mutter schon relativ, (2) ja was heißt festgefahrrn in ihrer Meinung, aber () ähm da hat sie ja schon gesagt, dass das nun mal ihr ihr Beruf und Berufung ist, also ich glaub, bei ihr war das wirklich ja nicht nur Beruf sondern auch Berufung und das sie das halt weiter macht" (I3: 613-617).

Interessant war, dass die Mutter an dieser Stelle von Beruf und Berufung sprach, sich aber nicht rollenkonform der ‚Berufsrolle‘ entsprechend verhielt. Sie war zu viel ‚Mutter‘ den aufgenommenen Kindern gegenüber scheinbar ohne es zu merken. Sie zog, so Julia, Kraft und Bestätigung für das eigene Selbst aus dem Kontakt zu Kindern, die schon lange ausgezogen waren und ihre eigenen Kinder verlor sie dabei zum Teil aus dem Blick.

Die Befragte resignierte im Laufe der Jahre ob der Anstrengung, die Aufmerksamkeit der Mutter zu erheischen und zog sich, wie sie erzählt, zurück, nicht leise, sondern, eher einseitig mit Streit, Reibungen und mit Wut.

#### *14.4.6 Vergleich zwischen den beiden Geschwistern Gele und Julia*

An dieser Stelle wird, weil ausnahmsweise zwei Geschwister interviewt wurden, eine kurze Interpretation vorgenommen. Der enge familiäre Rahmen würde sonst in der Gesamtdiskussion nicht ausreichend verdeutlichen, dass beide Geschwister das Erleben völlig unterschiedlich wahrgenommen haben.

Gele, als Erstgeborene, erlebte das Aufwachsen in der Übergangspflegefamilie ganz anders als ihre jüngere Schwester und grenzte sich anders ab. Sie hatte bereits Erfahrung in einer Neuorganisation des Familiensystems durch die Geburt ihrer Schwester Julia, im Sinne einer Veränderung von einer triadischen zu einer tetradischen Konfiguration (vgl. SOHNI 2011: 45). Gele erlebte schon einmal, dass jemand neu in die Familie kam und sie eine neue Rolle innerhalb der Familie finden musste. Sie hatte sich schon einmal der Position der Mutter versichern müssen und die Rivalität gegenüber der Schwester erlebt. Weil Julia ein leibliches Geschwisterkind war, stellte diese Geschwisterlichkeit natürlich eine ‚normativere‘ Dimension dar, als die der ständig wechselnden Übergangspflegekinder. Für Gele war es folglich der Übergang von der quasi Viersamkeit zur Viel-

samkeit, Julia hingegen erlebte sofort die Vielsamkeit (vgl. SOHNI 2011: 45).

Gele und Julia nahmen innerhalb der Familie unterschiedliche Rollen ein, die ältere Schwester war die angepasste und die jüngere Schwester rebellierte gegen ihre Mutter und die fehlende Aufmerksamkeit:

„Ich glaube ich war jetzt auch kein einfaches Kind, muss ich sagen von daher. Also ich war glaube ich sehr sehr sehr aufbrausend immer und meine Schwester ist halt eher die Ruhige“ (I3: 15608-1610).

Interessant wäre hier die Frage gewesen, ob Julia immer schon, wie sie sagt „*schwierig*“ war oder es erst im Zusammenhang mit der Aufnahme von Übergangspflegekindern wurde. Letzteres wäre eine interessante Möglichkeit, denn wäre Julia schon von Beginn an ein schwieriges Kind gewesen, hätte die Mutter vielleicht nicht die Belastungen durch die Aufnahme von Übergangspflegekindern auf sich genommen.

Beide leiblichen Kinder mussten nun aber mit der Situation fertig werden, mit über 100 wechselnden Kindern aufzuwachsen. Jede von ihnen hatte andere Resilienzen damit umzugehen, sie unterstützten sich dabei jedoch nicht durch Gespräche oder gemeinsames Agieren. Deutlich wurde dies, als die jüngere der beiden während des Interviews sagte, sie würde gerne wissen, wie ihre Schwester das Aufwachsen in dem Setting erlebte, weil beide sich bis heute nie darüber ausgetauscht hätten.

„Also ich würde das gerne mal hören das Interview mit meiner Schwester [...]. Weil wie gesagt, darüber haben wir gar nicht uns so richtig viel ausgetauscht [...]. Wie sie es empfunden hat, ja. Also das wäre eigentlich noch mal ganz spannend zu wissen, äh was sie denn erzählt“ (I3: 1529-1540).

Sich bis heute nicht darüber ausgetauscht zu haben, erscheint mir unverständlich angesichts der Tatsache, dass die jüngere Schwester laut eigenen Angaben so viel Wut in sich trug und die ältere sich eher gleichgültig zu verhalten schien. Wenn die beiden, wie sie sagen, heute ein sehr inniges Verhältnis haben, erscheint es mir wenig nachvollziehbar, dass sie bis heute nie über die gemeinsame Vergangenheit und das Erleben dessen sprachen, auch nicht über das Verhalten der Mutter ihnen gegenüber.

## 14.5 Interview 4, Jan: Das ist meine Mama und nicht deine

„...nee, das ist schon meine Mama und das ist nicht deine“ (I4: 1209).

Jan war ein 25 jähriger junger Mann, mit dem ich ganz unkompliziert und spontan einen Interviewtermin bekam. Er ist von Beruf Maschinenbauer und lebt seit sechs Jahren nicht mehr zu Hause. Jan ist Einzelkind, und weil seine Mutter alleinerziehend war und von zuhause aus arbeiten wollte, entschied sie sich dazu Übergangspflegekinder aufzunehmen. Ein Vater wird nicht erwähnt, nur, dass er auf einmal nicht mehr bei ihnen lebte:

„[...] weil ich, meine Mam, dann irgendwann alleinerziehend war, weil mein Vater weg war und ähm ich als Einzelkind auch dann alleine zu Hause war“ (I4: 251-252).

Jan war zu dem Zeitpunkt vier Jahre alt. Er wuchs somit in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts auf, eine Zeit, die geprägt war vom technischen Fortschritt, Eigenständigkeit und mehr Autonomie für die Kinder. Seinen Vater erwähnte er im Laufe des Interviews ganze drei Mal und beschrieb in dem Zusammenhang, dass er nie für ihn präsent war. Er benannte auch keinen Lebensgefährten der Mutter, der bei ihnen lebte. Nur er und seine Mutter bildeten in seiner Beschreibung mit den Übergangspflegekindern eine Familie. In insgesamt 14 Jahren erlebte er den Wechsel von über 70 Kindern, die kamen und gingen. Nach einem kleinen Smalltalk erzählte mir Jan ganz offen, wie er das Aufwachsen mit Übergangspflegekindern erlebte:

„Ich find mein Leben hervorragend (lacht), genauso wie es ist und ich würds kein Deut anders machen mit allem Mist, den ich gebaut habe“ (I4: 1596-1598).

Nach seinen Worten kam Jan mit dem Aufwachsen in dieser besonderen Situation gut klar und die vielen Kinder, mit denen er zusammenlebte, beeinflussten ihn in seinem künftigen Leben:

„Also () schon ziemlich viele, die mich mit Sicherheit auf irgendwo immer mal wieder geprägt haben, was ich aber völlig unterbewusst dann mitbekommen habe“ (I4: 750-752).

Jan erzählte nachvollziehbar, dass das Zusammenleben ihn mit diesen Kindern prägte, in die eine, als auch die andere Richtung, er aber das Erleben dieser besonderen Form des Zusammenlebens nicht missen möchte.

#### 14.5.1 Jans Erleben im Setting der Übergangspflege

„...ich kann mich nicht ans erste Pflegekind erinnern...“ (I4: 272)

Jan war noch sehr klein als seine Mutter, die zu dem Zeitpunkt allein-erziehend war, sich entschloss, Übergangspflegekinder aufzunehmen. Er erinnerte sich an die Situation, wie seine Mutter ihn fragte wie folgt:

„Meine Mam war ja auch immer da, die hat dann ja nicht gearbeitet in dem Sinne und ähm () hat mich dann aber irgendwann mal gefragt, ob ich nich lieber Spielkameraden hätte von daher glaube ich, dass ich das damals wohl als ganz lustig empfand, immer mal wieder Spielkameraden da zu haben. Äh ich weiß nicht ob sie mich gefragt hat wie ich das finden würde, aber irgendwie irgendwie kam das mal zur Sprache mein ich und ähm (3). Ich glaub aber nich, dass ich was dagegen, also hätte ich was dagegen gesagt damals, hätte ich gesagt, nee, das möchte ich nicht, ich möchte nicht, dass Fremde hier herkommen, dann hätte sie das, glaube ich, n:iemals gemacht“ (I4: 252-259).

Das Wissen, dass seine Mutter nie Kinder aufgenommen hätte, wenn er es nicht befürwortet hätte, gab ihm das Gefühl, ein Teil des Ganzen zu sein. An die erste Zeit, in der die Mutter die Tätigkeit der Übergangspflege ausübte konnte Jan sich nicht mehr gut erinnern wie er sagte:

„Ich weiß auch gar nicht mehr, wen wir als, ich kann mich nicht ans erste Pflegekind erinnern“ (I4: 271-272).

Er wusste nur noch, dass seine Mutter am Anfang „*noch äh Jungs genommen*“ (I4: 122) hat, womit sie aber auch schnell aufgehört hat, weil

„sie auch ein bisschen gedacht hat, die hätten einen schlechten Einfluss auf mich“ (I4: 123-124).

Er begründete dies damit, dass seine Mutter stets darauf bedacht war, „dass die Kinder gut zu mir sind“ (I4: 920).

Wenn dem nicht so war, traf sie auch schnell eine Entscheidung und die Kinder mussten wieder gehen:

„Nee, der geht wieder ins Amt, weil das ist für mein kleines Kind nichts“ (I4: 128-129).

Bei den Jungen gab es deutlich mehr Konfliktpotential und somit nahm sie nach kurzer Zeit nur noch Mädchen auf:

„Da hat meine Mama halt gesagt, äh wenn so was dann mein vier bis fünf sechs sieben Jahre alten Sohn vorgesetzt wird, dass kann eigentlich nicht äh, kann nicht gut gehen. Oder kann nicht das Beste muss nicht abschreckend wirken, so. Und ich denk mal dadurch hat se dann gesagt äh, "nee Jungs, tut mir leid nicht mehr und Mädchen ist okay" (I4: 128-134).

Zusätzlich änderte sie ihr Aufnahmeverhalten dahingehend, dass sie „im Jugendalter warn“ (I4: 277). Erst als Jan selbst jugendlicher war entschließt sich die Mutter dazu wieder kleinere Kinder und auch Jungen aufzunehmen:

„Ähm dass meine Mam dann auch mal kleinere genommen hat, allerdings auch nicht nicht ganz kleine, sondern äh weiß nich, der jüngste war glaub ich fünf“ (I4: 287-289).

Er berichtete, dass der Kontakt zu den aufgenommenen Kindern durch den Altersunterschied weniger wurde:

„Als ich dann 17, 18 war und die waren 10, 12 ne, dann is auch ein ganz klarer Unterschied“ (I4: 306-307).

Schon früh klärte seine Mutter ihn bei jedem Kind über die Gründe auf, weshalb die Kinder kamen. In späteren Jahren interessierte sich Jan nach eigenen Angaben nicht sonderlich für den Grund, weshalb die Kinder bei ihnen wohnten:

„Nein, das hab ich hab ich nicht als interessant empfunden, oder nicht immer (Stimme anhebend) als interessant empfunden. Wie gesagt, es gab halt mal welche, wo ich nachgefragt habe oder auch wo meine Mama

mir das erzählt hat. (2) Gabs bestimmt auch mal, (2) könnt mich jetzt aber auch gar nicht an was erinnern" (I4: 1007-1010).

Manchmal, so glaubte er, wollte seine Mutter ihn auch schützen und verschwieg deswegen den Aufnahmegrund der Kinder. Sie wollte ihn

„mit so nem Kram eigentlich gar nicht, wahrscheinlich auch nicht belastet, ne, weil, () wenn man so was weiß (Stimme anhebend) als achtjähriger, warum das die vier Jahre ältere, das vier Jahr ältere Mädchen jetzt da ist, weil der Stiefvater sich an ihr vergangen hat oder so nen Scheiß, dann äh ist das für nen achtjährigen (Stimme anhebend) auch, glaub ich, ganz schön harter Tobak. Oder wäre harter Tobak gewesen" (I4: 1014-1019).

Seine Mutter machte ihm von Anfang an deutlich, dass es sich um einen terminierten Aufenthalt der Kinder handelte:

„Das die deswegen zu uns kommen und bei uns wohnen für ne gewisse Zeit. Das wusste ich immer, also, das hat meine Mama mir gleich von Anfang an erzählt, dass Kinder für nen gewissen Zeitraum kommen, das, weil die Eltern () ich würde sagen, lapidar gesagt, die Eltern schlecht sind. (Stimme anhebend). Deswegen müssen die Kinder da hin. Das ist ja auch teilweise so, dass die Kinder schlecht sind" (I4: 978-982).

Hier beschrieb er nicht nur, dass die Eltern zu den Kindern nicht gut waren, sondern auch, dass das Verhalten der Kinder der Grund dafür sein kann, aus der Familie gehen zu müssen. Er beschrieb es im Laufe des Interviews noch ein paar Mal mit Aussagen wie

„Pflegekinder lügen gerne" (I4: 1217)

oder

„Falschaussagen und äh, das machen die auch gerne. Und ähm das habe ich über die Jahre doch arg mitgekriegt, dass die (3) ziemlich viel Mist dann erzählen" (I4: 124-126).

oder

„Ich will die jetzt nicht über einen Kamm scheren aber krimineller sind oder oft kriminell sind" (I4: 125-126).

Diese Aussagen standen im krassen Gegensatz zu der Aussage:

„Das man auch vor allen Dingen den Hintergrund wirklich komplett ausblendet und einfach sagt für mich ist das, ich kenn diese Person nicht und ich lern die jetzt kennen, bums fertig und mach mir mein eigenes Bild und (2) ja, das würde ich schon darauf zurückführen, dass ich, auch vor allen Dingen so früh äh damit angefangen habe“ (I4: 1145-1148).

Hier beschrieb er sich als offen und ohne jegliches Vorurteil, wogegen er in den Passagen zuvor sehr wohl Vorurteile äußerte. Leider ging er im Verlauf des Interviews nicht weiter auf die konträren Aussagen ein.

„...ich hab die dann gezwungen mit mir Lego zu bauen...“ (I4: 730)

Als kleiner Junge setzte er die Situation Übergangspflegekinder aufzunehmen mit dem Gewinn neuer Spielkameraden gleich. Gerade weil er noch so klein war, war es nicht verwunderlich, dass er sich an das erste Pflegekind nicht mehr erinnern konnte. Er sagte weiter:

„Dass ich das damals wohl als als ganz lustig empfand immer mal wieder Spielkameraden da zu haben“ (I4: 263-264).

Die ersten Jahre erlebte Jan das Aufwachsen mit den Kindern eher in Spielsituationen oder Momenten, die, wie er sagte, ihm damals sehr viel Spaß bereitet haben:

„Ich weiß zum Beispiel ein Pflegekind, das ähm hat mich äh, mit dem bin ich immer auf äh Schulter, sie hat mich auf die Schultern genommen. Das war äh ein recht großes, kräftiges Mädchen und die hat mich auf die Schultern genommen und dann sind wir hochgelaufen zu Plus und sind da einkaufen gegangen und das weiß ich noch, da haben wir immer ähm Pipi Langstrumpf gesungen, weil wir ein Haus in der Straße hatten, was so ein bisschen aussah wie die Villa Kunterbunt, so ein bisschen alt und zerfallen. Das ham se mittlerweile neu neu raufgezogen da gibts so ein paar schöne Erinnerungen“ (I4: 170-177).

Auch beschrieb er, dass er es genoss, dass

„mich oft die Mädels betüddelt haben“ (I4: 431)



und er die Kinder

„dann gezwungen mit, mir Lego zu bauen“ (I4: 730).

Es gab auch Kinder, die mal auf Jan aufpassten, was ihn nicht störte:

„Es gab dann immer mal die Situation, dass ähm die Pflegekinder wenn () wenn sie denn ordentlich waren (Stimme anhebend), sag ich jetzt mal. Das hab ich ja nicht beurteilen können. Damals, als ich klein war. Aber das die dann auch als Babysitter fungiert haben, dass die halt, meine Mama dann gesagt hat: „Okay, du bist ja zu Hause (Stimme anhebend) und du passt dann bitte auf ihn auf und dann habt ihr hier Pizzageld und ähm und dann ist alles gut und dann könnte ihr euch ne Pizza bestellen“ (I4: 703-708).

Ganz wichtig für Jan war aber, dass seine Mutter immer darauf achtete, dass die Kinder gut zu ihm waren und wenn er nicht mit ihnen klar kam diese auch keinerlei näheren Kontakt zu ihm hatten:

„Aber wenn ich () da () mit den überhaupt nicht klar gekommen bin oder ich kann mich nicht dran erinnern, dass ich jemals irgendein Babysitter auf mich aufgepasst hat, den ich nicht leiden konnte oder mit dem ich nicht gut was machen konnte oder so. Also, das das gabs eigentlich nicht“ (I4: 933-936).

„...nee, das ist schon meine Mama und das ist nicht deine...“ (I4: 1209)

Seine eigene Position in der Familie stellte Jan schon sehr früh klar:

„Ähm ich hab schon auch den Pflegekindern gegenüber gesagt: „Ich bin der Sohn und du bist zu Gast hier und du gehst auch ganz schnell wieder“ (I4: 1199-2001).

oder

„Nee, nee, das ist schon meine Mama und das ist nicht deine“ (I4: 1209).

Damit nahm er innerhalb der Familie eine ganz klare Position ein, die er noch unterstrich, indem er sagte, dass seine Mutter sich ihm gegenüber anders verhielt und somit eine andere Rolle einnahm:

„Hatte ich immer ein bisschen mehr recht, als als das Pflegekind“ (I4: 1215).

Die Begründung dafür spiegelte seine Meinung über die Kinder wieder, die auch schon an anderer Stelle beschrieben ist:

„Weil man natürlich auch ähm, das ist mir in einigen Jahren sehr aufgefallen (Stimme anhebend). Pflegekinder lügen gerne“ (I4: 1216-1217).

In dem Zusammenhang legitimierte er seine eigenen Lügen durch den Einfluss, den die Kinder auf ihn hatten:

„Wobei ich glaube, oder es kann bestimmt auch sein, dass ich dann auch immer mal wieder zu ner Lüge gegriffen habe, weil ich es ja dann auch von den Pflegekindern nich anders vorgelebt bekommen habe“ (I4: 1235-1237).

Auch konnte sich Jan immer ein bisschen mehr erlauben als die anderen Kinder:

„Wenn sie zu spät gekommen sind, dann gabs auch da groß Trara (Stimme anhebend), hab ich mir halt rausgenommen () weil ich kann mich da nich an so großes Trara erinnern wenn, ich das gemacht hab“ (I4: 1315-1318).

Hier zeigte Jan noch mal auf, dass sich die Mutter in einzelnen Situationen gegenüber den Übergangspflegekindern anders verhielt. Sein Status als Einzelkind war ihm wichtig, wie er sagte:

„Ich hab mich immer als Einzelkind gesehen und war auch (lacht) immer ein bisschen stolz drauf, ein verwöhntes Einzelkind zu sein“ (I4: 1182-1183).

„...relativ viel in relativ kurzer Zeit...“ (I4: 160)

Zur Anzahl der Übergangspflegekinder sagt Jan:

„Wars ja noch äh relativ viel in relativ kurzer Zeit. (...) Das war halt damals damals noch so viel als ich so klein war. Ein ständiger Wechsel. Und da gibts leider echt nur Bruch- Bruchstücke an die ich mich erinnere“ (I4: 160-163).

Über die Anzahl der Kinder, die bei Ihnen lebten sagte er:

„Ich glaube, wir sind irgendwie auf 70 oder so was“ (I4: 749-750)

gekommen, als er sich mit seiner Mutter einmal darüber unterhielt. Bedingt durch die vielen Kinder, die ein- und auszogen, war seine Erinnerung nur lückenhaft, sicherlich auch bedingt durch das damalige Alter des Befragten. Die Verweildauer der Kinder, die eigentlich ja nur einige Wochen bleiben sollten, erhöhte sich seinem Eindruck nach über die Jahre stetig:

„Das hat sich ja mittlerweile irgendwie dahin geändert, dass die Kinder eher ein halbes Jahr oder ein Jahr bleiben, anstatt wie geplant, ich glaub drei Wochen is eigentlich Übergangspflege. Drei bis vier Wochen und das () nich einmal passiert in den letzten fünf, sechs, sieben, acht Jahren glaub ich“ (I4: 160-164).

„...das ich da sehr prof- ja sehr professionell kühl, [...] rangegangen bin...“ (I4: 1492-1493)

Auf der Gefühlsebene stellte Jan klar, dass er schon früh damit begann von der Gesamtsituation Abstand zu halten, was er im Laufe der Jahre zunehmend lernte:

„Ich war aber, glaube ich, da immer relativ kühl im Großen und Ganzen, weil ich das nie wirklich an mich rangelassen habe, weil ich habe auch immer nur sehr temporär und am Anfang ja noch sehr schnell wechselnd immer hatte das ist dann wirklich nen paar Pflegekinder im Jahr warn, weil es dann wirklich nur so ein, maximal zwei Monate () warn, die dass die Kinder da warn (Stimme anhebend) und zwei Wochen später war ein neues Kind auf der Matte sozusagen. Und ähm da hab ich, glaube ich, relativ schnell auch () Abstand gelernt zu den Kindern“ (I4: 1081-1088).

Er sagte, aufgrund der vielen Kinder, die in kurzen Abständen in der Familie waren lernte zu selektieren, mit wem er näher in Kontakt trat oder nicht. Er beschrieb es auch als einen Lernprozess, den er durchlief. Aufgrund dessen, als Vierjähriger damit konfrontiert zu werden, lernte er sich zu distanzieren, um sich mit dem Kommen und Gehen der Kinder zu arrangieren:

„Hat sich, glaube ich dadurch ganz schnell entwickelt, dass ich da () professionell oder () ich würde jetzt () distanziert kühl ein bisschen sagen, ähm daran gegangen bin, das hat sich dann dadurch, glaube ich, schon ergeben, dass ich äh so klein damit angefangen hab und das () es war so ein bisschen so ein fließender Übergang, denk ich mal () weil es wird nicht so gewesen sein, dass es von Anfang an für mich () ganz kühl war, das glaub ich nicht (Stimme absenkend), kann ich mich nicht dran erinnern. Aber das kann ich mir auch nicht vorstellen. () Ähm, aber es ist dann halt irgendwann so rausgekommen und es hat sich () irgendwie über die Zeit dann so () recht schnell eingebürgert über die ersten paar Jahre, dass ich da sehr prof- ja sehr professionell kühl, ja wie auch immer () rangegangen bin“ (I4: 1484-1493).

Je älter er wurde, desto mehr fing er auch an, für sich zu entscheiden, mit wem er engeren Kontakt haben wollte oder nicht:

„Wenn die Chemie stimmt hat man sich dann halt im Park getroffen“ (I4: 896-897).

Wichtig war mit zunehmendem Alter, wie er sagte, sich abgrenzen zu können und zu selektieren, wie er es an folgender Aussage festmachte:

„Und ich () ja mich dann halt im Laufe der Jahre auf die () herausragenden Individuen konzentriert habe und den Rest so ein bisschen angestellt hab“ (I4: 1152-1253).

**„...die haben mich halt als kleinen Bruder gesehen, ich die nich als große Schwester...“ (I4: 424-425)**

Darüber, wie er die Beziehung zu den Kindern gestaltete, äußerte er sich kaum. In einigen Aussagen konnte man den Eindruck gewinnen, dass die Kinder in ihm den kleinen Bruder sahen, was er nicht so empfand wie er sagte:

„Die haben mich halt wirklich als kleinen Bruder gesehen, ich die nich als große Schwester, aber die mich dann schon als kleinen Bruder und dann irgendwie bin dann da getüddelt oder einkaufen gegangen“ (I4: 424-425).

Er beschrieb, dass er sich routiniert und klar von den Kindern abgrenzte und im Laufe der Zeit lernte, Emotionen zu unterdrücken. Vielfach erzählte er, wie er von den Kindern als Bruder wahrgenommen wurde. Dabei hörte er sich emotionslos an und es klang eher wie eine Aufzählung von Kindern, die ihn so benannten:

„Die hat glaub ich dann wieder in mir nen großen Bruder gesehen“ (I4: 1426-1427).

Eine weitere Ausführung, in der er von Bruder und Schwester sprach, stand im starken Kontrast zu seiner Abgrenzung des ‚Bruderseins‘ und verdeutlichte durch sein Lachen am Ende des Satzes, wie inflationär ihm diese Begrifflichkeiten erschienen:

„Das war im Grunde genommen waren das alle Bruder und äh () war alles mein Bruder oder meine Schwester. Hat sich halt Gesicht und Person geändert (lacht)“ (I4: 994-996).

Kontakt hatte Jan außer zu einem Kind namens Susi zu keinem Kind mehr, was ihn aber auch nicht sonderlich berührte, wie er sagte:

„Ein Paar habe ich immer mal wieder noch gesehen (2) aber nie nie wirklich den Wunsch gehabt oder den Drang gehabt, mich mit denen noch mal wieder (2) in Kontakt zu setzen oder so“ (I4: 89-91).

Außer Susi, an die er sich wirklich gerne erinnerte, hielt er nach eigenen Aussagen auch kein anderes der Kinder für Bemerkenswert:

„...mich gerne an Susi erinner und ähm aber die anderen so es gab halt welche, definitiv, aber sie haben mich einfach nicht interessiert oder (2) fand ich nicht, dass man sich die merken muss“ (I4: 1261-1263).

**„...hat meine Mama uns eigentlich immer vorgestellt...“ (I4: 523)**

Auf Nachfrage beschrieb Jan, wie er das Ankommen der Kinder erlebte:

„Dass es dann ähm (2) halt nen Anruf kam und äh im Endeffekt zwei, drei Stunden später dann der Sozialarbeiter mit dem Kind und mit Sack und Pack vor der Tür stand und gesagt hat so, hier“ (I4: 963-965).

Er selbst war in der direkten Aufnahmesituation nicht anwesend, weil die

Kinder erst einmal im Wohnzimmer das Gespräch mit der Mutter und dem Case Manager führten. Er selbst lernte die Kinder dann meist beim Essen kennen:

„Und dann hat meine Mama uns eigentlich immer vorgestellt. Und das war gab da meistens essen und dann hat man halt zusammen am Tisch gegessen“ (I4: 523-524).

Er beschrieb das Ankommen als eine ganz normale Situation, schilderte es eher emotionslos, als Teil dessen, was zur Arbeit als Übergangspflegefamilie dazu gehört:

„Habs für normal gehalten im Endeffekt und ähm hab das nicht weiter [...]“ (I4: 962-963).

Auf die Frage, wie er sich fühlte als die Kinder kamen und wie er sich ihnen gegenüber verhielt, sagte er:

„Anfangs immer irgendwie so nen bisschen, bisschen () distanzierter glaub ich (2) oder ja halt schüchtern, schüchterner, ja“ (I4: 191-193). [...] „nach dieser Kennlernphase war es eigentlich immer für die Zeit, wo se da warn ne recht gute Freundschaft“ (I4: 723-724).

Interessant war hier der vom Befragten genutzten Begriff Freundschaft, den er des Öfteren im Zusammenhang eines oberflächlichen Kontaktes zu den anderen Kindern benutzte. Auf der anderen Seite sprach er von Distanziertheit und Professionalität und nur gegenüber zwei Kindern, der Susi und der Petra, sagte er:

„Es ist nie wirklich eng gewesen, außer bei Petra und bei Susi“ (I4: 911-912).

**„...aus den Augen aus dem Sinn...“ (I4: 1407)**

Wieder auf Nachfrage erzählte Jan zum ersten Mal wie er Abschiedssituationen erlebte. Zunächst beschrieb er auf die Frage, wie er sich in dieser Situation fühlte, die Wahrnehmung der Kinder aus seinem Blickwinkel:

„Bei den andern hab ich das eigentlich, wenn ichs in Erinnerung habe, so in Erinnerung, dass die traurig waren, dass sie gehn mussten (2) zum Teil. (3) Auf jeden Fall (2) nicht gerne gegangen sind“ (I4: 829-.831).

Erst auf weitere Nachfrage äußerte er sich zu seinen Gefühlen, die er wie folgt beschrieb:

„Hab ich halt damals schon versucht, so weit wie möglich zu ignorieren oder (2) ja, nicht zu unterdrücken, aber ja ähm (2) das sie mich halt nicht berühren, dass sie mich gar nicht erst () großartig beeinflussen. Das hab ich glaub ich relativ schnell () dann gemacht, dass ich die () aus den Augen aus dem Sinn“. (I4: 875-879.). [...] „Also es war mir grundsätzlich eigentlich relativ egal, wo die hingehen“ (I4: 1390).

Er gab aber zu, dass das ein Prozess war und er erst im Laufe der Zeit lernte, distanzierter zu reagieren um sich zu schützen:

„Ich glaub damals (Stimme anhebend) hab ich bestimmt noch ganz anders reagiert, als ich vier, fünf, sechs war“ (I4: 1478-1479).

Dieses Verhalten war kongruent zu den Beschreibungen in denen er versuchte professionell kühl mit der Gesamtsituation umzugehen:

„Im Endeffekt warn se dann weck und () aus den Augen aus dem Sinn (2), ja“ (I4: 1406-1407).

Er beschrieb im Gespräch, dass man sich bei über 70 Kindern nicht alle merken konnte und viele Kinder in andere Stadtteile zogen und man aus diesem Grund kaum weiter Kontakt halten konnte, zumindest nicht, als er noch klein war. Später hatte er seinen eigenen Freundeskreis und die Kinder, die in andere Familie zogen, interessierten ihn nicht weiter:

„Die sind dann halt dann weg gewesen und dann warn se auch weg. Das ist dann alles bei mir so ein bisschen wieder gelöscht gewesen“ (I4: 669-671).

„...eins von zweien, die mir wirklich in Erinnerung geblieben sind...“ (I4: 62-63)

Ein, bzw. zwei Pflegekinder waren Jan besonders in Erinnerung geblieben und zogen sich in der Erinnerung wie ein roter Faden durch das Interview. Er lernte Susi mit elf Jahren kennen, zu der er heute noch guten Kontakt hat und die ihm, wie er sagte, einzig wirklich etwas bedeutete. Er nannte sie:

„Schwester im Geiste, weil ewig () lange und prägende Zeit vor allen Dingen miteinander verbracht [...] aber Seelenverwandt so“ (I4: 1179-1181).

Sie war zu dem Zeitpunkt 14 Jahre alt und wohnte mit einigen Unterbrechungen bis zur Volljährigkeit in der Familie:

„Die hatten wir auch mehrfach da, also, die war erst bei uns, ist dann in ne Pflegefamilie vermittelt worden. Da wars (3) nicht gut für sie, das war irgendwie ein bisschen, bisschen blöd. Dann ist sie zu ner Freundin gezogen weil die Eltern gesagt haben okay, dann machen wir das so, hat auch nicht funktioniert und ist dann wieder zu uns“ (I4: .76-80).

Das der Fokus während der Zeit in der Susi in die Familie kam und wieder ging, ganz besonders auf Susi lag und diese Zeit wie schon beschrieben etwas besonders prägendes und sehr Intensives war, verdeutlichte die folgende Aussage des Befragten:

„Ich ich kann mich an kein Pflegekind so richtig erinnern, also ich könnte jetzt keins benennen, was in dieser Zeit bei uns war und das warn warn bestimmt drei, vier Jahre bis, vom also vom ersten Einzug bis zum letzten Auszug. Weiß ich nicht, was dazwischen war“ (I4: 1255-1258).

Die Erinnerung an alle anderen Kinder, die während der Zeit in der Familie lebten, verdrängte Jan und nur Susi blieb in Erinnerung. Wie wichtig und festigend seiner Meinung nach die Beziehung für Susi war wird folgend offensichtlich:

„Ich denke mal auch dadurch dass sie bei uns dann so nen Auffang gekriegt hat, bei meiner Mama und auch vielleicht bei mir. Als kleiner Bruder so ein bisschen. Das sie da auch in ner Schule sich anders verhalten hat, weil ihr kleiner Bruder dann da ist und sie dann da vielleicht auch ein bisschen beschützen wollte“ (I4: 648- 651).

Das ist die einzige Situation im Interview, in der er sich als Unterstützer sah. Susi war auch die einzige Person, bei der er sich auf die Rolle eines Bruders einließ. Bei einem weiteren Kind äußerte er noch Gefühle, bei Petra, zu der er, wie er bedauerte, heute keinen Kontakt mehr hat. Da er das mehrfach erwähnte, scheint es ihm auch heute noch wichtig zu sein:



„Bei Petra trauer ich im Endeffekt nachher äh im Nachhinein hinterher, dass ich da den Kontakt nicht mehr habe. Da war ich auch damals zu klein, da war ich ziemlich klein. Sie hat immer gesagt, aus mir wird nen ganz hübscher. Das weiß ich noch“ (I4: 824-827). [...] „Und bei Petra wie gesagt (lacht) trauer ich nen bisschen hinterher. Das aber auch erst äh jetzt im Nachhinein wo ich denn, ich weiß gar nicht wann die, da muss ich echt noch ziemlich klein gewesen sein. Die ist vielleicht gegangen, als ich elf oder 12 war“ (I4: 1360-1363).

Damals war er noch zu klein, so Jan, um aktiv Kontakt zu halten.

„...das war glaube ich nur einmal... (I4: 201)

Die Urlaube fanden bis auf eine Ausnahme grundsätzlich ohne die Übergangspflegekinder statt:

„Das war glaube ich nur einmal. Ansonsten sind wir immer nur gefahren, wenn wir gerade keine Pflegekinder hatten“ (I4: 201-202).

Jan war bei diesem Urlaub ca. 12 oder 13 Jahre alt und es war geplant, dass das Kind mit in den Urlaub fuhr:

„Das war auch schon so, das müsste die leichte Anfangszeit gewesen sein, wo ich gerade rebellisch wurde () und äh die ersten (2) Punk CDs hatte und ähm“ (I4: 211-212).

Für ihn war die Situation aber normal:

„Und ich hab mir auch ein Zimmer mit ihr geteilt (Stimme anhebend) aber das war, war völlig in Ordnung“ (I4: 209-210). [...] „Weiß nicht, hat uns ein bisschen verbunden. Wir ham auch in einem Zimmer gepennt und äh alles also das war nicht komisch“ (I4: 215-217).

Er ging in dem Interview leider nicht weiter darauf ein, warum die Urlaube immer nur ohne die Übergangspflegekinder stattfanden.

„...die hat damals ähm mich [...] auf die Punkschiene gebracht...“ (I4: 91-92)

Als Jan so um 12 oder 13 Jahre alt war, waren die Kinder immer noch um einige Jahre älter:

„Also es war immer entweder schon zwei drei Jahre älter, auch in den Phasen wo man so ein Unterschied merkt halt wenn ich 14 bin und da ist jemand 17, dann merkt man ach schon ganz gewaltigen (Stimme anhebend) Unterschied“ (I4: 304-307).

Sie hatten aber trotzdem auch prägenden Einfluss auf ihn:

„Eine Person gabs noch, die hat damals ähm mich so ein bisschen auf die auf die Punkschiene gebracht“ (I4: 91-93),

und laut Aussage von Jan, diesen auch zum Rebellen gemacht, was dazu führte, dass er immer weniger zuhause war:

„Ich sag mal 13, 14 da fing das an, dass ich mich so ein bisschen in in Rebellen auf Rebell gemacht habe oder ein bisschen eigenen Kopf entwickelt hab. Da fing das auf jeden Fall auch an und da hab ich das auch gemacht, dass ich ein bisschen selektiert habe, wobei ich eigentlich, wie gesagt nich nich viel zu Hause war“ (I4: 887-891).

Somit bekam er auch nicht viel von den anderen Kindern mit. Seine Punkphase hielt einige Jahre an zwischen 15 bis 17 bzw. 18 war Jan ein Punk mit einem:

„roten Iro, völlig zerfleddert hatte, nen kaputtes T-Shirt an (lacht) ne karierte Hose und Springerstiefel“ (I4: 567-568).

Er vertrat, wie er sagte, eher die ‚null Bock Stimmung‘. Er traf sich nach der Schule viel mit seinen Freunden, die alle um einiges älter waren als er, und war selten zu Hause:

„Mit 16 hab ich nur mit 18, 19, 20 jährigen was zu tun gehabt“ (I4: 103-104).

Über diese Zeit sagte er:

„Ich war damals sehr (3), ne Zeitlang sehr asozial, weiß ich mittlerweile auch“ (I4: 460).

Er verlor ein wenig den Anschluss an zu Hause und

„weiß ja auch aus meiner aus meiner () aktuellen oder akuten Punktzeit zum Beispiel weiß ich, weiß ich gar nicht mehr so wirklich was da zu Hause. Aber da war ich halt auch wenig zu Hause [...] allgemein“ (I4: 688-690).

Erst häufiges Wiedersehen mit den Kindern am Bahnhof von V., die

„den Absprung nicht geschafft haben“ (I4: 114)

fürhten laut Jan bei ihm zu einem Umdenken und er bekam sein eigenes Leben wieder in den Griff:

„Wenn ich dann da schon die Pflegekinder von vor ein paar Jahren gesehen hab, wie die am V. Bahnhof sitzen und sich das Bier reinpfeifen wenn ich Schulschluss hab um halb Zwei () so, dann hab ich halt auch gesagt so ohhhhh da hast aber eigentlich gar keinen Bock drauf [...] das hab ich dann äh auch durch Pflegekinder glaub ich (2) noch mal wieder erkannt, dass äh () das doch eigentlich nicht der Weg ist, den ich gehen möchte. Und ähm () mich da vielleicht ein bisschen gefangen habe [...] so, das sind auch dann so Sachen, die man gesehen hat und dann gesagt hat weiß ich nicht, möcht ich für mich selber nicht so gerne“ (I4: 587-595).

Die ehemaligen Übergangspflegekinder Bier trinkend am Bahnhof zu erleben, führte auch dazu, dass er seine Rebellion gegen seine Eltern überdachte:

„Im Endeffekt, glaube ich, hat es mich ein bisschen dazu gebracht, dass ähm (2) ich gemerkt hab, dass diese Rebellion oder diese dieses ähm (3) gegen Eltern dieses (3) antiautoritäre, dieses ich „das kann gar nicht gut sein, was meine Eltern mir zumuten wollen“ oder „das meine Eltern mitbestimmen wollen, was ich mache, das kann nicht gut sein so dass das gar nicht stimmt, so dass es doch irgendwie Hand und Fuß hat, was die Eltern einem erzählen und das äh es Regeln gibt, die dazu da sind, dass man im Endeffekt später freier is“ (I4: 1528-1534).

Jan fing sich, machte seinen Schulabschluss und begann eine Ausbildung, die er auch beendete.

„...ich zieh jetzt übrigens mit meiner Freundin nach Bgd ...“ (I4: 295-296)

Mit achtzehneinhalb Jahren zog Jan von zuhause aus und mit seiner Freundin zusammen:

„Hab ich in einer Nacht und Nebelaktion gesagt: „So Mama, ich zieh jetzt übrigens mit meiner Freundin nach Bgd., sorry nä“ (lacht) (I4: 295-296).

Jan erzählte zum Schluss des Interviews:

„Ich komme halt mit jedem Menschen gut klar (), würd ich behaupten von mir selber. Bin (2) ja (2) komm halt gut klar (lacht) mit anderen Menschen. Ich glaub, dass ist dadrauf ein bisschen zurückzuführen. (3) Hab ich so ein bisschen das Gefühl“ (I4: 1004-1006).

Weiter führte er aus, dass er beinahe einen sozialen Beruf ergriffen hätte und sagte dann:

„80 % der Menschen (lacht), die mir was bedeuten oder bedeutet haben, sind auch irgendwie sozial sehr engagiert. Und äh arbeiten auch in so nem Beruf oder wollen das zumindest oder irgendwie so was“ (I4: 1658-1661).

Weiter führte er dazu aus, dass:

„wenn ich das nich seit meinem vierten Lebensjahr hätte, dann würde ich nich so viele Sozialpädagogen und Erzieher um mich rum scharren. Dann wär das glaub ich, würd ich da ganz anders rangehen. Aber das () will ich gar nicht wissen, wie ich gewesen wäre, weil, weil, es könnte nicht besser sein“ (I4: 1715-1718).

#### *14.5.2 Darstellung und Interpretation der Veränderung der intrafamiliären Beziehungen*

Jan war ein mittlerweile 25-jähriger Mann, der, seitdem er vier Jahre alt war, mit Übergangspflegekindern aufwuchs.

Abb. 30: Kodierparadigma Interview 4 Kategorie: Veränderung der Intrafamiliären Beziehungen

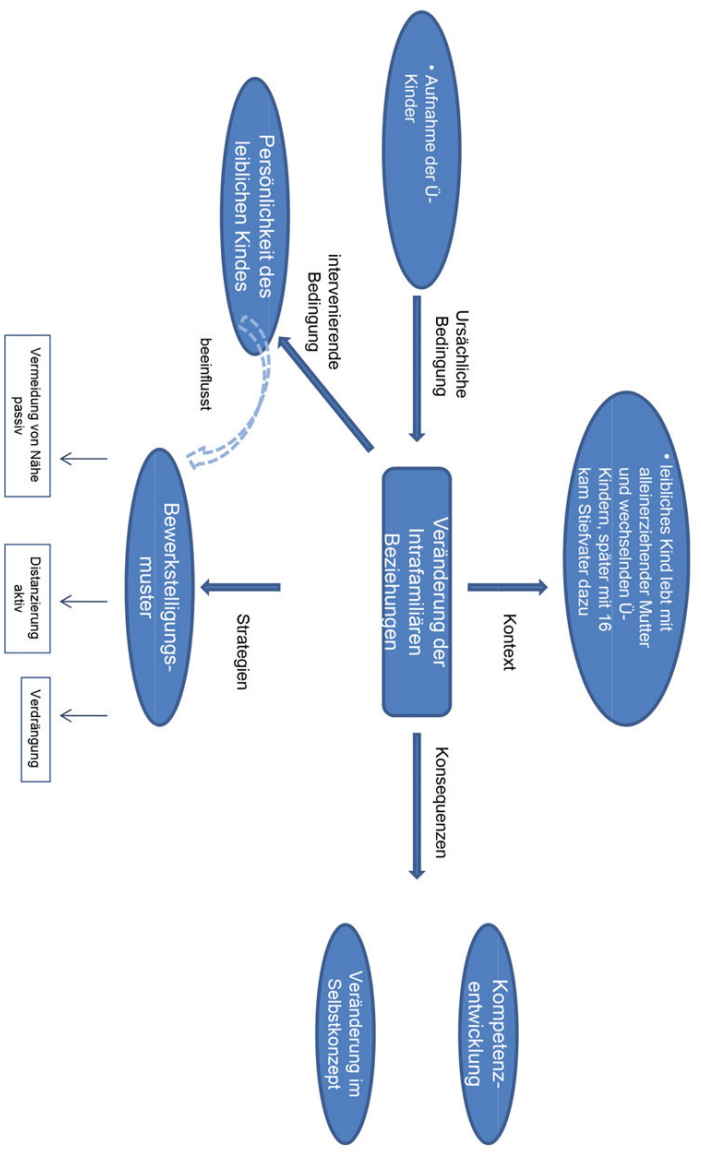


Abb. 31: Kodierparadigma Interview 4 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen

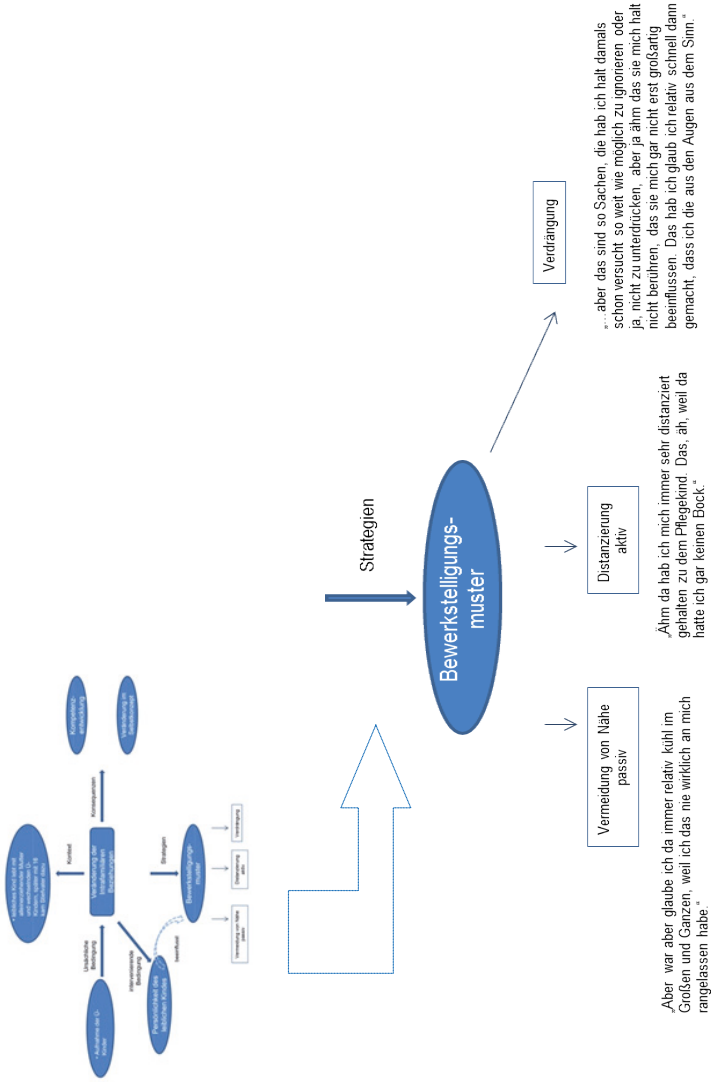
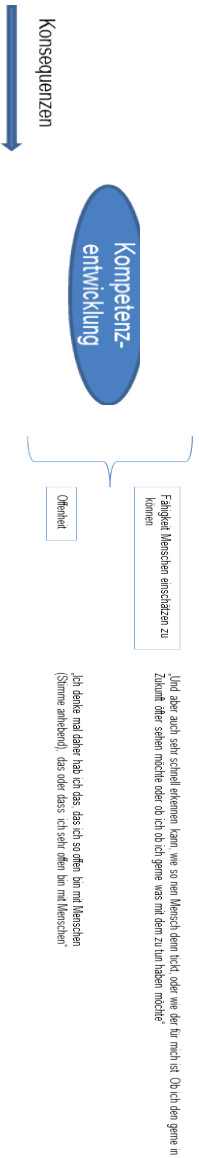
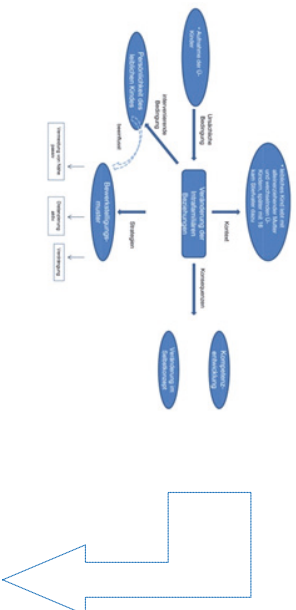


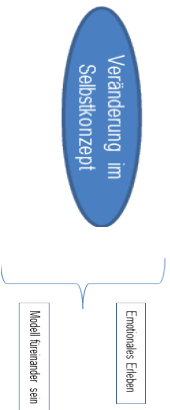
Abb.: 32 Kodierparadigma Interview 4 Kategorie: Veränderung der Intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen



„Und aber auch sehr schnell erkennen kann, was so ein Mensch ihm nicht oder wie der für mich ist. Ob ich den gerne in Zukunft öfter sehen möchte oder ob ich ob ich gerne was mit ihm zu tun haben möchte“

„Ich denke mal daher habe ich das, das ich so offen bin mit Menschen (Stimme anhebend), das oder dass ich sehr offen bin mit Menschen“

„Und ähm ja bei Peter trauer ich im Empfinden, malther äh im Nachhinein hinterher, das ich da den Kontakt nicht mehr habe.“



„Eine Person gab's noch, die hat damals ähm mich so ein bisschen auf die auf die Pflanzstiele gebracht.“

Bezogen auf den Kontext war seine Mutter seit seinem dritten Lebensjahr alleinerziehend und zu seinem Vater hatte er nur sporadisch Kontakt als er älter wurde. Dieser wurde im Interview ebenso wenig erwähnt, wie der Stiefvater, den er nur einmal während der Beschreibung seiner Teenagerzeit benannte. Durch den Weggang des Vaters ändert sich zum ersten Mal im Leben des Befragten die intrafamiliäre Beziehung, weil sich die Familienkonstellation wandelte. Ein weiterer Wechsel vollzog sich durch die Aufnahme der Übergangspflegekinder. Die ursächlichen Bedingungen waren auch hier wieder an die Aufnahme der Übergangspflegekinder geknüpft. Seine Mutter, so beschrieb der Interviewte, verwöhnte ihn immer sehr und gab ihm das Gefühl, etwas Besonderes zu sein, was ihn sehr prägte:

„Ich sach eigentlich immer noch von mir, dass ich nen verwöhntes Einzelkind bin“ (I4:1164-1165).

Daraus entwickelte der Befragte laut eigenen Angaben ein ziemliches Selbstbewusstsein, dass er als **intervenierende Bedingung** zur Verstärkung seiner **Strategien** nutzte. Jan beschrieb, dass, als er klein war, seine Mutter nur ältere, eigenständigere Kinder aufnahm, um sich vermehrt um ihn kümmern zu können und dem Befragten so die Aufmerksamkeit schenken konnte, die er in dem Alter benötigte:

„...dass ähm sie vielleicht nicht sich so viel kümmern muss um die Pflegekinder deshalb in in nem in nem Jugendalter wo man natürlich () reden muss mit den viel und ähm das Essen mittags auf den Tisch und solche Geschichten, aber die halt zur Schule gehen und Freunde haben und Freunde treffen nachmittags, sich selbst beschäftigen können, weil sie ja auch noch ihren kleinen Sohn zu Hause hatte“ (I4: 785-790).

Er fühlte sich von den aufgenommenen Kindern nie bedroht oder musste mit diesen um die Liebe und Aufmerksamkeit seiner Mutter konkurrieren, er war sich ihrer Zuneigung immer sicher erzählte er weiter. Das ließ ihn zu einer, wie er sagt selbstbewussten, extrovertierten Persönlichkeit reifen, die sich gegenüber den Kindern abgrenzen konnte. Er wusste, dass seine Mutter immer voll und ganz hinter ihm stand und ihn sich ausprobieren ließ und darauf achtete, dass es ihm auch mit den vielen wechselnden Kindern gut ging:



„Ich weiß es, oder ich glaube zu wissen, dass meine Mama ähm (2) dafür gesorgt hat, dass die Kinder gut zu mir sind“ (I4: 919-920).

Von Seiten des Befragten kann dies als Ressource gesehen werden, weil er sich der Liebe seiner Mutter zu jeder Zeit sicher sein konnte, dass den Kindern gegenüber auch geltend machte und sich somit von ihnen abgrenzte:

„Du pass mal auf ich bin der Sohn und du bist zu Gast hier, du gehst auch ganz schnell wieder“ (I4: 1193-1194).

Dennoch musste Jan damit umgehen, dass über insgesamt 14 Jahre mehr als 70 Kinder in die Familie kamen und auch wieder gingen und unterschiedlich lang blieben. Seine Bewerbstellungsmuster, die er entwickelte, um mit diesen teils schwierigen Situationen umzugehen, sind der Strategie zuzuordnen. Er überlegte sich gut, wie nah er die Kinder an sich heran ließ. Bei vielen Kindern versuchte er distanziert zu bleiben und Nähe zu vermeiden:

„Ähm da hab ich mich immer sehr distanziert gehalten zu dem Pflegekind. Das, äh, weil da hatte ich gar keinen Bock“ (I4: 856).

Er distanzierte sich somit aktiv vom Kind. Passiv wiederum versuchte er durch Vermeidung von Nähe keine Bindung einzugehen und emotional unberührt zu bleiben, was ihm auch teilweise, wie er schilderte, ganz gut gelang:

„War, aber glaube, ich da immer relativ kühl im Großen und Ganzen, weil ich das nie wirklich an mich rangelassen habe, weil ich habe auch immer nur sehr temporär und am Anfang ja noch sehr schnell wechselnd immer hatte das ist dann wirklich nen paar Pflegekinder im Jahr warn, weil es dann wirklich nur so ein, maximal zwei Monate () warn die das die Kinder da warn (Stimme anhebend) und zwei Wochen später war ein neues Kind auf der Matte sozusagen. Und ähm da hab ich glaube ich relativ schnell auch () Abstand gelernt zu den Kindern“ (I4: 1082-1088).

Seine Strategie schien aufzugehen, wenn er beschrieb, er habe gelernt Abstand zu halten und kühl zu sein. Eine weitere Strategie, die er verwen-

dete war die Verdrängung. Er interessierte sich weder dafür, aus welchen familiären Hintergründen die Kinder kommen:

„Ja hat mich eigentlich auch nicht interessiert in dem Sinne“ (I4: 1454-1455),

noch versuchte er mit ihnen nach dem Verlassen der Übergangspflegestelle weiter in Kontakt zu bleiben:

„Nie nie wirklich den Wunsch gehabt oder den Drang gehabt, mich mit denen noch mal wieder (2) in Kontakt zu setzen oder so“ (I4: 89-91).

Seine Strategie der Distanz und des Abstandes ging somit bei den meisten Kindern auf:

„Dass ich da distanziert bleibe [...] hab ich halt damals schon versucht so weit wie möglich zu ignorieren oder (2) ja, nicht zu unterdrücken, aber ja ähm (2) das sie mich halt nicht berühren, das sie mich gar nicht erst () großartig beeinflussen. Das hab ich, glaub ich relativ schnell () dann gemacht, dass ich die () aus den Augen aus dem Sinn“ (I4: 874-879).

Einzig und allein mit einem der vielen Kinder hält er bis heute Kontakt und ist sogar sehr gut befreundet und begründete das damit,

„dass sie bei uns dann so nen Auffang gekriegt hat, bei meiner Mama und auch vielleicht bei mir. Als kleiner Bruder, so ein bisschen“ (I4: 648-650).

Sie war die einzige über die er auch sehr emotional und freundschaftlich sprach und die ihm bis heute sehr nah und verbunden ist (siehe auch Kapitel 14.5.3).

Als Konsequenz aus den ganzen Jahren mit den Übergangspflegekindern sah Jan eine klare Kompetenzentwicklung bei sich. Die Kompetenz wird hier in Anlehnung an Ротн verstanden, der zwischen Sach-, Selbst- und Sozialkompetenz unterscheidet (vgl. Ротн 1971: 180). Er benannte die Fähigkeit, offen und ohne Vorurteile auf andere Menschen zugehen zu können, die Fähigkeit Menschen einschätzen zu können und sehr flexibel zu sein. Der Befragte meinte, er wäre nie so ein offener Mensch geworden, der auf jeden zugeht, wenn die vielen Kinder nicht gewesen wären, mit denen er aufwuchs:

„Ich denke mal, daher hab ich das, das ich so offen bin mit Menschen (Stimme anhebend), das oder das (2) ich sehr offen bin mit Menschen“ (I4: 1588-1589).

Aber nicht nur auf Menschen zuzugehen, im Team zu arbeiten, sondern auch Menschen einschätzen zu können und jedem Menschen erst einmal unvoreingenommen gegenüberzutreten ist eine Kompetenz, die er ohne die vielen Kinder, so der Befragte, sicherlich nicht in dem Maße erworben hätte:

„Ich bin auch ein sehr () sehr offener Mensch, ich kann, mich kann man mit jeder Person in einen Raum setzten und ich fang sofort an zu sabbeln und dann ist erst mal ein Gespräch. Und äh ist mir völlig egal, was das für ne Person ist, wo die herkommt, was da für nen Hintergrund hinter ist, mir alle relativ egal. Ich glaub, das kommt so ein bisschen aus der Geschichte, dass ich halt damals so viele Kinder kennengelernt hatte“ (I4: 1093-1098).

Besonders bezeichnend fand er seine Zeit als Teenager, in der er zum Punk wurde und die zur Veränderung seines Selbstkonzeptes führte. Der Begriff umfasst in diesem Kontext die Wahrnehmung und das Wissen um die eigene Person (z. B. Wissen über persönliche Eigenschaften, Fähigkeiten, Vorlieben, Gefühle und Verhalten). Ein Pflegekind hatte ihn diesbezüglich geprägt, von dem ihm allerdings im Interview der Name entfallen war:

„Eine Person gabs noch, die hat damals ähm mich so ein bisschen auf die auf die Punkschiene gebracht“ (I4: 91-92).

Als Punk fand Jan die Reibungspunkte, die ein Teenager in der Adoleszenz braucht, kritische Auseinandersetzung und Rebellion als Entwicklungsaufgabe der eigenen Identität:

„Ich sag mal 13, 14 da fing das an, dass ich mich so ein bisschen in in Rebellen auf Rebell gemacht habe oder ein bisschen eigenen Kopf entwickelt hab“ (I4: 887-889).

Als festigend in dieser Entwicklungsphase beschrieb er seine Mutter, die alle seine Eskapaden dieser Jahre mittrug, obwohl er wenig zuhause und „dann sehr asozial war, fand ich im Nachhinein“ (I4: 1296-1297).

Dennoch kannte er seine Grenzen und entwickelte Kompetenzen in dieser rebellischen Zeit. Es gelang ihm, auf sich aufzupassen und es nach dem ‚zweiten Joint‘ gut sein zu lassen, weil er nicht so enden wollte wie die Übergangspflegekinder, die mal bei ihnen gewohnt hatten und die er noch manchmal am Bahnhof mit Alkohol und Drogen sah:

„So, das sind auch dann so Sachen, die man gesehen hat und dann gesagt hat weiß ich nicht, möchte ich für mich selber nicht so gerne“ (I4: 616-618).

Laut Beschreibung des Interviewten kann diese Szene sicherlich als Schlüsselszene betrachtet werden. Er schien auf dem Weg der Assimilation gewesen zu sein, hatte dort am Bahnhof einen Spiegel vorgehalten bekommen und dann für sich erkannt, dass er sich in eine andere Richtung bewegen wollte. Seine Mutter vertraute ihm in der Zeit trotz allem, hatte immer ein offenes Ohr für ihn und er war sich ihrer Unterstützung stets sicher:

„Ich wusste auch immer, dass, wenn ich Schwierigkeiten hätte oder so was, dass ich denn zu meiner Mama [...] kommen konnte und äh über alles reden konnte“ (I4: 1337-1339).

So schaffte es der Befragte trotz dieser vielen Kinder, die kamen und wieder gingen, relativ behütet aufzuwachsen und sich in der Adoleszenz abgrenzend frei zu entwickeln.

#### *14.5.3 Darstellung und Interpretation der Veränderung der Geschwisterbeziehung*

Der Befragte hatte, wie schon vorgestellt, keine leiblichen Geschwister. Gleichwohl soll an dieser Stelle beschrieben werden, wie der Interviewte mit dem Begriff Geschwister umgeht und wie inflationär er ihn zum Teil verwendete.

Zum einen gebrauchte er den Begriff, wenn er von seiner Zeit als Kleinkind sprach. Er beschrieb, wie die damals oft viel älteren Übergangspflegekinder ihn als kleinen Bruder wahrnahmen. In diesem Kontext untersagte er dieses den Kindern vehement und meinte dazu:

„Vor allem, wenn wir ältere Mädchen hatten, die haben mich halt wirklich als kleinen Bruder gesehen, ich die nicht als große Schwester, aber die mich dann schon als kleinen Bruder“ (I4: 424-426).

Er beanspruchte, für sich selbst zu bestimmen, wen er als Schwester bzw. Bruder bezeichnen wollte. Die Einzige, die lange, auch mit Unterbrechungen mehrmals in der Familie lebte und die er bis heute als seine Schwester bezeichnet, ist Susi. Diese stellt er Freunden sogar heute noch als seine Schwester vor und sagte:

„Einzelkind, aber Schwester im Geiste, weil e:wig () lange und prägende Zeit vor allen Dingen miteinander verbracht (Stimme anhebend). Und wirklich () das hört sich so () blöd an, aber Seelenverwandt“ (I4: 1179-1181).

Er äußerte weiter, dass er und seine Mutter durch seine gute Verbindung zu ihr verhinderten, dass sie auf die schiefe Bahn geriet, sie eine positive Entwicklung durchlief und später einen Beruf erlernte. Dies sagte er nicht ohne Stolz und es wurde deutlich, dass er sich, obwohl er es gut fand, ein „*verwöhntes Einzelkind zu sein*“ (I4: 1183), sie dennoch gerne als seine Schwester bezeichnete und bei ihr eine Bindung zuließ, die er bei anderen nicht billigte. Dass ihm aber diese Wechsel über die Jahre verunsicherten, zeigt folgende Aussage, die die Beliebtheit im Kommen und Gehen im Rahmen der Übergangspflege verdeutlicht und die leiblichen Kinder, die in der Familie verbleiben, oft sehr irritiert zurücklässt:

„Ähm, hab ichs () auf jeden Fall mit acht sag ich jetzt mal als als normal hingenommen, dass in regelmäßigen oder äh unregelmäßigen Abständen immer wieder Kinder zu uns kommen und gehen (Stimme absenkend) und das ist halt so und das war für mich normal! (Stimme anhebend). Das war im Grunde genommen waren das alle Bruder und äh () war alles mein Bruder oder meine Schwester. Hat sich halt Gesicht und Person geändert (lacht)“ (I4: 991- 996).

Hier verwendete er die eigentlich mit einer bestimmten Bedeutung besetzten Begriffe ‚Bruder und Schwester‘ für die inflationäre Anzahl der Kinder, von denen er eigentlich sagte, dass sie ihn kaum interessierten und mit denen er sich nicht näher als ‚Bruder und Schwester‘ beschäftigte. Diese Doppeldeutigkeit der vorher beschriebenen Benennung von Susi als Schwester und dann diese Beschreibung, dass ja alles ‚Brüder und Schwestern‘ waren, irritiert in diesem Kontext und verdeutlicht die Ambivalenz des Interviewten gegenüber all den wechselnden Kindern.

#### 14.5.4 Darstellung und Interpretation des Rollenverhaltens der Mutter

Die Mutter des Befragten bemühte sich schon zu Beginn der Übergangspflege ein klares Rollenverständnis zu zeigen. Sie machte ihrem Sohn deutlich, keinen Spielkameraden für ihn zu suchen, da sie nicht wollte, dass er Bindungen einging, die durch den Weggang der Kinder wieder abgebrochen wurden und versuchte so, ihren Sohn zu schützen:

„Das glaube ich nicht, dass sie (meine Mutter) das so meinte dass man da feste Freunde macht, weil sie ja wusste auch, dass das alles sehr temporär eigentlich ist und sehr und äh sehr schnell dann auch wieder geht. Und nachher glaub ich nicht, dass sie da gleichaltrige haben wollte weil sie äh dann doch eher Angst gehabt hätte, dass ich auch dann ne ne Verlustangst oder halt ne Freundschaft aufbaue und mir dann dieser Freund wieder weggerissen wird und ich dann den nächsten Freund vorgesetzt bekomme und ich glaub nicht, dass sie das gewollt hätte“ (I4: 320-327).

Sie konnte es aber natürlich auch nicht verhindern, dass viele der Kinder, wie schon beschrieben, mit ihm spielen wollten und ihn als Bruder wahrnahmen. Der Interviewte lernte früh sich selbst abzugrenzen, was in Aussagen wie:

„Nee, nee, das ist schon meine Mama und das ist nicht deine“ (I4: 1209)

deutlich wurde. Hier positionierte sich der Befragte anstelle seiner Mutter und gab damit auch ihr die Richtung vor, wie sie sich positionieren sollte, welche Rolle sie einzunehmen hatte. Die Mutter definierte in Ansätzen für sich eine Rolle der Übergangspflegemutter und versuchte diese auch einzuhalten. Sie behielt dabei das Wohlergehen ihres Kindes im Auge, zum einen da sie, wie beschrieben, darauf achtete, dass die Kinder gut zu ihrem Sohn waren und da sie zum anderen Einfluss darauf nahm, welche Kinder kamen:

„Also ich glaub, das hat se da schon immer ziemlich ziemlich bewusst gelenkt, was wir für Pflegekinder da haben“ (I4: 794-795).

Vor allem achtete die Mutter darauf, in welchem Alter die Kinder waren und welches Geschlecht sie hatten:

„Also ich glaub nicht, dass meine Mama als ich acht war zum Beispiel noch noch Jungs genommen hat. Ich weiß nicht, wie lange sie Jungs

genommen hat, aber in in ner prägenden Phase von mir auf jeden Fall nicht" (I4: 476-478).

Die Mutter wollte so verhindern, dass die Übergangspflegekinder einen schlechten Einfluss auf ihren Sohn hatten, konnte es im Jugendalter aber kaum verhindern, dass Jan Verhaltensweisen kopierte und durch eines der Übergangspflegekinder inspiriert wurde und dadurch nach eigenen Aussagen

„...ne Zeitlang sehr asozial" (I4: 460) war.

Dessen ungeachtet stand seine Mutter die ganze Zeit zu ihm, behielt ihn im Auge und setzte sich für ihn ein, wie es einer Mutterrolle entsprach. Das weiß er bis heute an ihr sehr zu schätzen und die beiden haben bis heute ein sehr gutes, inniges Verhältnis zueinander. Auch spannte sie ihren Sohn nie mit in die Arbeit der Übergangspflege ein, er musste nie auf Kinder aufpassen oder mit diesen spielen, wenn er es nicht wollte. Sie trennte strikt ihre Arbeit und sein Aufwachsen als leibliches Kind in der Familie:

„Aber es es war nie so, dass äh sie jetzt gesagt hat "du, ich hab keine Lust, keine Zeit oder sonst was, ich muss los hier, kümmer dich mal, beschäftige dich mal mit nem Pflegekind oder so was" (I4: 922-924).

Das Verhältnis der Mutter zu den Übergangspflegekindern beschrieb der Befragte als oft sehr eng, manchmal seiner Meinung nach schon zu eng. Hier wird in der Art, wie er es beschreibt, deutlich, dass die Mutter in ihrer Rolle als Übergangspflegemutter manchmal doch nicht so klar war und mütterliche Gefühle für die Kinder entwickelte:

„Auf jeden Fall ist meine Mama ist da auch sehr liebevoll gewesen und sehr, () vielleicht auch manchmal ein bisschen zu fürsorglich allen gegenüber und wollts dann allen gerne recht machen" (I4: 528-530).

Das zeigte sich auch daran, wie lange die Mutter im Nachhinein immer noch versuchte Kontakt zu den anderen Kindern zu halten, auch wenn diese schon in andere Pflegefamilien vermittelt waren. Sie musste dann feststellen, dass es im Verlauf einfach zu viele waren, um mit allen Kontakt halten zu können:

„Weil da auch der äh Kontakt zu meiner Mama weiterhin bestand, auch als sie in der ersten Pflegefamilie war“ (I4: 1398-1399).

Dies war auch eine Form des ‚nicht loslassen Könnens‘, die der Befragte sehr wohl wahrnahm und welches nicht einem Rollenverhalten einer Übergangspflegemutter entsprach.

#### *14.5.5 Zusammenfassung und individuelles Fazit*

Die Analyse des Interviews zeigt, dass der Befragte trotz Aufnahme von Übergangspflegekindern, in einem behüteten funktionierenden Familiensystem mit seiner Mutter aufwachsen konnte, in dem er keinen Überforderungen ausgesetzt war und in dem die Mutter darauf achtete, dass es ihm auch gut ging. Dennoch schien ihm nicht bewusst zu sein, dass ihm durch die vielen wechselnden Kinder eine ‚innerfamiliäre Bindungslosigkeit‘ aufoktroiert wurde. In seinen Augen verlor er aber den ‚Einzelkindstatus‘ nie und machte dies den Kindern gegenüber auch geltend:

„Ja, aber ich hab mich immer als Einzelkind gesehen“ (I4: 1173).

Er geht gestärkt aus all den Jahren mit den Kindern hervor, indem er beschrieb, dass das Zusammenleben mit den vielen Kindern ihn zu einer Person machte, die gerne auf Leute zugeht und jedem Menschen offen gegenübertritt. Er selbst konnte entscheiden, wie eng oder oberflächlich er den Kontakt zu den Kindern gestalten wollte, es war nie seine Aufgabe sich um die Kinder zu kümmern oder Zeit mit ihnen zu verbringen. Die Mutter legte darauf Wert, dass es ihre Arbeit war und er sie nicht dabei unterstützen musste. Engen Kontakt hält er bis heute nur zu einem der über 70 Kinder mit denen er aufgewachsen ist, von ihr spricht er sogar als ‚Schwester‘, alle anderen Kinder waren schnell „*aus den Augen aus dem Sinn*“ (I4: 878-879). Die Mutter verhielt sich in diesem Interview in Bezug auf ihre Mutterrolle rollenkonform, so dass der Befragte klare sichere Orientierung und Handlungsweisen erfuhr. Was ihre Rolle als Übergangspflegemutter anging, so mischte sie diese bisweilen durch ihre sehr behütende und liebevolle Haltung gegenüber den Kindern mit ihrer Rolle als Mutter, anstatt mit klaren Regeln und Verhaltensweisen eine Rolle einer Profimutter einzunehmen. Dieses konnte zu Irritationen seitens der Übergangspflegekinder führen. Schlussendlich wurde auch Jans



Mutter scheinbar nicht bewusst, dass sie ihrem ‚kleinen‘ Sohn eine echte Leistung abverlangte, mit 70 Kindern, die kamen und gingen, aufzuwachsen und es anscheinend für sie kein Bewusstsein gab, was so ein ständiger Wechsel zur Folge haben konnte.

#### 14.6 Interview 5, Kati und Ben: Das ist ja auch ihr Job

„...aber Mama, das ist ja auch ihr Job“ (I5K: 461-462).

##### 14.6.1 *Katis und Bens Erleben im Setting der Übergangspflege*

Kati und Ben waren die einzigen Interviewten, die sich während der Befragung und auch danach (zumindest Kati) noch in der Übergangspflegesituation befanden. Sie sind Geschwister, die mit ihren Eltern etwas ländlich an der Stadtgrenze leben. Die Geschwister sind 15 und knapp 18 Jahre alt und wohnen beide noch zuhause. Ben befindet sich bereits in der Ausbildung zum Anlagenmechaniker und ist kurz davor zuhause auszuziehen. Es war eigentlich geplant, nur Ben zu interviewen, seine Schwester setzte sich dann zu uns und fragte, ob sie am Interview teilnehmen dürfte. Sie erhielt von der Mutter die Erlaubnis dazu. Aus diesem Grund bin ich von meiner eingangs beschriebenen Begründung abgewichen nur Personen zu interviewen, die nicht mehr im Setting leben. Das Interview verlief dadurch etwas anders als die bisherigen, weil die beiden sich auch miteinander über das, was sie erlebten und wie sie es erlebten unterhielten. Dies war meines Erachtens aber für das Interview nicht von Nachteil, vor allem weil beide in vielen Situationen gleiche Erlebnisse anders empfanden. Dass die Familie Übergangspflegekinder aufnimmt entstand eher zufällig. Eine Freundin der Mutter hatte Probleme mit ihrem leiblichen Kind, welches dann in Absprache mit dem Jugendamt für einige Zeit in der Familie von Kati und Ben wohnte. Daraufhin wurde die Mutter vom Jugendamt gefragt, ob sie sich nicht vorstellen könnte, auch weiterhin Kinder aufzunehmen. In Absprache mit der Familie, im sogenannten ‚Familienrat‘, wurde dann beschlossen, auch künftig Übergangspflegekinder aufzunehmen, mittlerweile im siebten Jahr. Über 30 Kinder wohnten schon im Zeitraum zwischen einer Nacht und über einem Jahr dort.

Im folgenden Text werden zur Unterscheidung der einzelnen Zitate von Ben und Kati die Kürzel ISB für Ben und ISK für Kati verwendet.

Beide Kinder wurden in einer Zeit Anfang des 21. Jahrhunderts groß, die von der zunehmenden Nutzung von Internet, Handy und sozialen Netzwerken sowie einem demokratischen Erziehungsstil geprägt ist. Auch heute noch beschließt die Familie wichtige Entscheidungen gemeinsam:

„Sonst machen wir noch mal Familienbeirat, setzten uns hier hin und dann reden wir da noch mal drüber“ (ISB: 979-980).

Bis zu zwei Kinder können gleichzeitig in der Familie aufgenommen werden. Die Mutter ist seitdem nicht weiter berufstätig, sondern kümmert sich weitestgehend alleine um die aufgenommenen Kinder. Die Anwesenheit der Mutter zuhause empfinden die leiblichen Kinder als positiv, weil die Mutter nun für sie präsenter ist:

„Und jetzt ist es halt so, wenn wir nach Hause kommen, ist sie da, sitzt sie nicht die ganze Zeit im Büro. Dann hat sie viel mehr Zeit für uns, hat sie auch Zeit für die Pflegekinder und es ist ja für uns auch von Vorteil, dass sie jetzt diesen Beruf gewählt hat“ (ISK:1466-1469).

Beide erleben das Zusammenleben mit den Kindern anders. Kati könnte sich ein Leben, ohne ständig wechselnde Kinder, nicht mehr vorstellen:

„Ich kann jetzt auch nicht mehr da ohne“, [...]„Ja, ich kann jetzt nicht mehr ohne die Pflegekinder. Ich glaub, das wär dann langweilig.“ I: „Also wenn Ihre Mutter morgen sagen würde 'oh, ich hab jetzt keine Lust mehr, ich hör auf' würden sie das“ [unterbricht] „Ich würde alles dafür geben dass sie es nicht macht“ (ISK: 1450-1460).

Ben hingegen war in vielen Situationen, die er im Interview beschrieb, eher gleichgültig und sagte:

„Und bei mir wäre es wieder egal“ (ISB: 1462).

Positives ziehen aber beide aus der Situation, denn beide Kinder beschrieben die Bindung zueinander als viel intensiver als zuvor und benannten dafür auch konkret die Übergangspflegekinder als Auslöser:

„Ja, ich glaub, dass sich, dass wir da nicht so zusammen gehalten hätten. Ich glaube, das hätte sich verbessert, so, weil wir ja auch erwachse-

ner werden und älter und reifer, aber ich glaube nicht, dass wir uns dann irgendwie über unsere Probleme unterhalten oder so, die Bindung wäre ohne die Pflegekinder nicht entstanden" (I5K: 1618-1621).

**„...also unsere Mutter fragt uns vorher immer noch, ob wir jetzt das Kind nehmen wollen...“ (I5B: 236)**

Ben und Kati berichteten beide, dass die Mutter, wenn sie einen Anruf vom Jugendamt bekommt, immer zuerst die Kinder befragt, ob sie das Kind bzw. die Kinder (bei Geschwistern) aufnehmen wollen. Beide wissen zu schätzen, dass ihre Mutter sie in diese Entscheidung mit einbezieht. Manche der Kinder, so sagten die beiden, sind ihnen ja auch von der Schule her bekannt und da ist es schon wichtig sich zu überlegen, ob man diese bei sich zuhause wohnen haben möchte. Die Entscheidung wird immer gemeinsam getroffen, was die beiden als klaren Vorteil ansehen:

„Dann fragt uns Mama immer, ob das für uns in Ordnung ist und dann sagen wir 'ja' oder 'nein' halt“ (I5B: 238-239).

**„...wir dachten halt, es kommen jetzt halt nur so welche Kinder...“ (I5B: 90)**

Das erste Kind, was die Mutter aufnahm, nachdem sie vom Amt gefragt wurde, war laut Ben und Kati *„ein bisschen behindert“* (I5K: 74). Das Kind war entwicklungsverzögert und verhielt sich auffälliger als ein gleichaltriges Kind. Für die beiden war dies zunächst wie ein kleiner Schock und Kati sagte, sie dachte, es kämen jetzt nur solche Kinder. Sie selbst erzählte weiter, dass sie nach einiger Zeit lernte, mit den Eigenarten dieses ersten Kindes umzugehen:

„Sie war zwar ganz süß und ich habe auch gerne was mit ihr gemacht, aber es war halt als würde ich was mit ner Jüngeren machen, obwohl sie irgendwie zwei oder drei Jahre Älter war als ich“ (I5K: 90-92).

**„...ich frage auch immer Mama, ja, wann kriegen wir denn wieder ein neues Pflegekind...“ (I5K: 244)**

Kati genießt es, wenn neue Pflegekinder kommen und ist sehr neugierig darauf, was diese Kinder ausmacht und warum sie kommen. Sie freut sich

darauf, immer wieder neue Kinder kennen zu lernen:

„Ich finde das immer so spannend und wenn die dann hier sind ist das auch erst mal so verklemmt“ (15K: 245-246).

Ben hingegen beschrieb die Situation des Kennenlernens eher als unbehaglich und geht zunächst gerne auf Distanz:

„Und man braucht ja erst mal, da ist ja erst mal so eine Distanz und man muss ja erst mal so Vertrauen aufbauen“ (15B: 158-159).

Er ist in dieser Hinsicht anders als seine Schwester und muss nicht mit jedem Kind, welches in die Familie kommt, sofort in Kontakt treten und sich unterhalten. Er sagte er wähle Kontakte mit Bedacht aus:

„Also es waren auch schon Pflegekinder da, mit denen hatte ich gar nichts zu tun, von denen war ich ganz abgeschottet und habe 'guten Morgen' gesagt, 'guten Abend', 'Hallo' und mehr war das nicht. Und mit anderen, die sind bei mir mit im Zimmer mit denen habe ich Spaß“ (15B: 164-167).

„...man erinnert sich zwar nicht an so viele jetzt...“ (15B: 739)

Ben und Kati konnten einige Kinder beim Namen nennen und einige Anekdoten dazu erzählen, hatten aber schon Schwierigkeiten sich an die meisten zu erinnern, weil ein stetiges Kommen und Gehen die Erinnerung verblasen lässt:

„Man erlebt viel, man merkt das gar nicht, dass man so viel erlebt, (15K: 850) [...] aber wenn man schärfer nachdenkt, dann weiß man, ach die war ja auch da und die“ (15B: 739-740).

Sie betonten beide, dass ihre Mutter sich noch an jedes Kind erinnern würde und sogar ein Erinnerungsbuch hat, in das jedes Kind, bevor es die Familie verlässt, schreibt:

„Und Mama fängt dann auch immer dann an 'ja der war doch auch noch da' und dann 'ach ja', obwohl sie denn nur zwei Wochen da waren oder so“ (15B: 740-741).

„...alles arme Würstchen eigentlich...“ (15K: 307)

Kati beschrieb sehr emotional, in welchem Zustand die Kinder manchmal ankommen, wie schlecht es ihnen geht und aus welchen Verhältnissen sie

kommen. Sie schilderte, wie manche in der Familie regelrecht auftanken und zur Ruhe kommen. Sie schrieb sich und ihrem Bruder einen Anteil daran zu:

„Manche sind aufgeblüht bei mir und gar nicht bei Ben, manche sind nur aufgeblüht bei Ben und gar nicht bei mir, so also das ist auch immer unterschiedlich“ (I5K: 1118-1120).

Manche, so Kati, möchten aber auch von sich aus keinen Kontakt, schotten sich ab und verbringen den meisten Teil des Aufenthaltes isoliert im eigenen Zimmer. An diese Kinder kommt die Befragte dann auch nicht heran:

„Manche leben so daher“ (I5K: 1118).

Was Kati und Ben aber gar nicht akzeptieren, ist, wenn das Familienleben durch die Kinder leidet:

„Aber, wenn die das Familienleben hier so aufwirbeln und so durcheinander bringen dann fühlt man sich nicht wohl und dann will man das auch nicht mehr“ (I5K: 307-309).

„...dann war es Mama natürlich klar, dass das Kind geht...“ (I5B: 120-121)

Wenn es zu Situationen mit den aufgenommenen Kindern kommt, was, so die Befragten, wirklich selten passiert, in denen sie sich zuhause nicht mehr wohl fühlen, können sie das jederzeit der Mutter sagen, die mit ihnen die weiteren Schritte überlegt. Ben erzählt:

„Wir hatten schon mal ne Situation, da habe ich gesagt 'entweder das Kind geht oder ich gehe', ich konnte mit der überhaupt nicht zusammen leben und dann war es Mama natürlich klar, dass das Kind geht“ (I5B:119-121).

Dieses Gefühl, dass die Mutter immer zu Ben und Kati hält und immer darauf achtet, dass es vorrangig ihnen gut geht, wissen sie beide sehr zu schätzen.

„...Mama sagt, dass wir im Vordergrund stehen...“ (I5B: 1312)

Kati und Ben wissen, dass diese Arbeit der Beruf ihrer Mutter ist, mit dem sie ihr Geld verdient. Das akzeptieren beide und sind sich voll bewusst, dass sie bei der Mutter weiterhin an erster Stelle stehen. Daher empfinden sie auch gegenüber den aufgenommenen Kindern keine Eifersucht, wenn die Mutter diesen vermehrt die Aufmerksamkeit schenkt:

„Egal was ist, wir stehen vor den Kindern, weil wir Mamas leibliche Kinder sind“ (I5B: 1312-1314).

Bei Bedarf nimmt sich die Mutter immer Zeit für die eigenen Kinder und schenkt ihnen dann die volle Aufmerksamkeit:

„Ja, wir brauchen auch mal einfach so mal ein Gespräch mit Mama alleine, so wo die Kinder dann nicht so, das wird dann meistens abends“ (I5K: 1298-1299).

„...manchmal freut man sich, dass die weg sind und manchmal trauert man denen noch nen Monat hinterher...“ (I5K: 420-421)

Weil die Befragten schon im Jugendalter sind, können sie jeweils selbst entscheiden, mit wem sie in Kontakt bleiben wollen, sei es über soziale Netzwerke oder persönlich. Kati sagte, sie pflege noch losen Kontakt zu den Kindern, mit denen sie in der Zeit des Aufenthaltes, auch mehr zu tun hatte:

„Man möchte die immer mal wiedersehen und mit manchen schreibe ich halt noch über WhatsApp oder Facebook und wir schreiben Briefe oder so. Also zu fast allen habe ich noch so ein bisschen Kontakt, zu denen man Kontakt haben kann“ (I5K: 425-427).

Ben hingegen äußerte, nie das Bedürfnis verspürt zu haben, noch weiter mit den Kindern in Kontakt bleiben zu wollen:

„Ich weiß nicht, es gab bis jetzt kein Pflegekind, so wo ich danach noch was zu tun hatte oder so“ (I5B: 452-453).

Der Verbleib der Kinder, sprich ob sie wieder zu ihrer Herkunftsfamilie oder in eine Pflegefamilie bzw. Einrichtung wechseln, interessiert die Befragten schon und sie sprechen auch offen mit den Kindern darüber:

„Also man bekommt es ja auch mit, am Abendbrottisch, wenn die sich darüber unterhalten und dann fragt man so, ja, was ist denn jetzt, wo gehst du denn jetzt hin?“ (I5K: 1246-1247).

**„...Selbstbedienung, das konnte ich früher zum Beispiel gar nicht ab...“  
(I5B: 1508)**

Kati berichtete, wie sie sich erst daran gewöhnen musste, dass die Kinder einfach so an den Kühlschrank gehen. Sie sagte, dass sie das anfangs überhaupt nicht mochte und es teilweise sogar unverschämt von den Kindern fand, obwohl ihr natürlich auch klar war, dass diese, wenn sie bei ihnen wohnen, sich ja auch etwas zu trinken nehmen können:

„Ja, das ist so Selbstbedienung, das konnte ich früher zum Beispiel gar nicht ab, so. Weil, ich weiß nicht, ich hab so gedacht das sind unsere Sachen, was habt ihr da dran zu suchen? [...] Und aber jetzt mittlerweile kann ich damit auch ganz locker umgehen“ (I5B: 1508-1504).

Sie meinte, das hätte damit zu tun, dass sie sich hier gut abgrenzen kann und einfach auf der einen Seite die Familie steht und auf der anderen Seite die Arbeit der Mutter. Wenn sich die beiden Bereiche überschneiden, wie am Beispiel der Kühlschranknutzung zu sehen, kommt es Kati meistens noch befremdlich vor.

**„...dass das der Sessel für die Pflegekinder ist und das andere halt für uns so aufgeteilt ist...“ (I5K: 1017-1018)**

Selbst die Einrichtung der Wohnung und die Nutzung der Möbel, zum Beispiel im Wohnzimmer, zeigt die Abgrenzung zwischen der Arbeit der Mutter und dem Privatleben der leiblichen Kinder. Jeder hat seinen Sessel bzw. einen Platz auf dem Sofa, ebenso die Pflegekinder. Diese Ordnung muss, bis auf wenige Ausnahmen, laut Kati eingehalten werden:

„Früher also nicht früher, sondern eigentlich haben wir das immer noch so, dass das der Sessel für die Pflegekinder ist und das andere halt für uns

so aufgeteilt ist.“ (15K: 1016-1018). [...] „Ja, dann haben wir noch so ein anderen Sessel, also das ist auch selten, dass wir hier mal alle sitzen, aber jetzt haben wir halt zwei Pflegekinder, da stört es uns auch nicht, wenn die auch mal da sitzen oder wenn die sich mal beim Kühlschrank bedienen oder also mich stört es nicht, weil ich weiß sie sind sauber und sie passen sich an“ (15K: 1023-1026).

Die Interviewten äußerten, dass die Befolgung bestimmter Regeln und Gegebenheiten ein wichtiger Punkt ist, um harmonisch gemeinsam unter einem Dach zu leben.

**„...ja, dann sagt Mama, jetzt nehmen wir die Kinder nicht...“ (15B: 363)**

Bestimmte Feiertage im Jahr wie Weihnachten und auch Urlaube sind reine Familientage, sagten Kati und Ben. Die Mutter versucht, dass in diesen Zeiten keine Kinder im Haus sind. Sollten dennoch gerade Kinder da sein, so versucht die Mutter diese anderweitig unterzubringen:

„Wenn dann Kinder da sind versucht sie die natürlich irgendwie, weil manchmal sind ja Kinder da, die gehen halt übers Wochenende zu den Familien und sind dann in der Woche wieder hier oder bei Verwandten und dann versucht Mama die halt bei den Verwandten irgendwie unterzukriegen“ [...] „Und Weihnachten ist es genauso. Da versucht Mama die dann unterzukriegen bei deren Familien unterzukriegen“ (15K: 363-371).

Kati betonte, wie wichtig der Familie solche Feste sind. Gerade wenn dann auch Verwandtschaft kommt stört es sie, wenn dann andere Kinder da sind:

„Aber sonst wollten wir das nicht so gerne, dass hier welche, weil das ist unser Fest sozu-, also unsere Familie, die dann kommt und ja, da mag man das nicht so gerne“ (15K: 380-382).

An Geburtstagen legt die Mutter ganz besonderen Wert darauf, dass dies der Tag des Kindes ist, dass Geburtstag hat. Kati sagte, dass die Übergangspflegekinder das oft nicht verstehen, mal nicht die meiste Aufmerksamkeit zu bekommen. Sie meinte, dass die Kinder oft Schwierigkeiten



haben, damit umzugehen, sich die Mutter aber nicht beirren lässt, damit das Geburtstagskind an diesem Tag im Mittelpunkt steht:

„An den Geburtstagen sind die halt hier auch, manchmal ist es gut, manchmal nicht so. Da wollen die halt trotzdem die Aufmerksamkeit obwohl einem ja der Tag gehört“ (I5K: 386-388). „Ja, aber das lässt Mama sich dann aber auch nicht gefallen, da sind wir halt im Vordergrund“ (I5B: 390-391).

„...Mama lässt sich da aber halt auch nicht so einschüchtern, so. Die weiß halt schon, was sie sagen kann...“ (I5B: 894-895).

Die Interviewten berichteten, dass die Übergangspflegekinder auch schon mal frech sind, schimpfen und spucken, sich ihre Mutter aber sehr gut wehren kann, sich nichts gefallen lässt und sich den Kindern gegenüber gut behaupten kann. Ben findet solche Situationen, in denen die Kinder die Mutter beschimpfen oder mit ihr streiten, schwer aushaltbar. Er sagte:

„Was ich gar nicht abkann, wenn hier so Kinder und die frech gegenüber meiner Mutter sind, denn bin ich immer, dann komm ich sofort nach unten und setz mich dann hier mit hin“ (I5B: 891-894).

Ben möchte dann in diesen Situationen am liebsten seine Mutter beschützen, wenn diese lauthals beschimpft wird. Er empfindet aber, dass das Gespräch meist viel ruhiger verläuft, wenn er sich einfach als stiller Beobachter dazu setzt und so seine Mutter unterstützt.

„...es ist ja für uns auch von Vorteil, dass sie jetzt diesen Beruf gewählt hat...“ (I5K: 1468-1469)

Bevor die Mutter anfing Übergangspflegekinder aufzunehmen, war sie den ganzen Tag im Büro tätig. Nun arbeitet sie von zuhause aus und ist viel präsenter, was die Kinder als sehr positiv empfinden:

„Und jetzt ist es halt so, wenn wir nach Hause kommen, ist sie da, sitzt sie nicht die ganze Zeit im Büro. Dann hat sie viel mehr Zeit für uns, hat sie auch Zeit für die Pflegekinder“ (I5K: 1466-1468).

**„...man kann den einfach auch nicht helfen...“ (15K: 559)**

Die Befragten empfinden die Situationen, aus denen die Kinder kommen, oft als sehr belastend. Gerade Ben sagte, dass er dabei oft eine ziemliche Wut auf die Herkunftsfamilie entwickelt:

„Bei manchen Menschen entwickelt das natürlich so ne Wut, wenn die so komisch sind und ihre Kinder schlagen zum Beispiel so was kann ich überhaupt nicht ab“ (15B: 552-554).

Kati beschrieb ihre Gefühle ähnlich:

„Das macht einen auch ein bisschen so traurig wie wie Menschen sein können. Ich finde das manchmal ganz schrecklich“ (15K: 542-543).

Die Kinder äußerten, dass es unter diesem Vorwissen oft schwierig ist mit anzusehen, wie die Übergangspflegekinder bei ihnen zur Ruhe kommen und dann möglicherweise wieder zur Herkunftsfamilie zurück müssen. Kati äußerte, dass sie sich dann oft hilflos fühlt:

„Die sind hier, die können jetzt hier entspannt mal leben, ein bisschen Auszeit haben, aber oft ist dann auch so, dass man weiß sie kommen da jetzt wieder zurück und da wird sich nichts ändern. Und ja, ich finde das dann ein bisschen schade“ (15K: 559-562).

Ben hingegen lässt solche Gefühle nicht zu und sagte, es berühre ihn nicht so:

„Aber das kommt halt nicht an mich ran, weil weiß ich nicht, jetzt sind die Kinder hier und haben so gesehen, jetzt ein gutes Leben und weiß ich nicht, das berührt mich einfach nicht so“ (15B: 555-557).

**„...Papa lebt so nebenher, aber Mama, das ist ja auch ihr Job...“ (15K: 461-462)**

Die Betreuung der Übergangspflegekinder ist in den Augen von Ben und Kati der Job der Mutter, daher ist es für sie alltäglich, dass der Vater sich nicht viel mit den anderen Kindern beschäftigt. Wenn er Lust hat, kümmert er sich, wenn nicht, obliegt es der Mutter:

„Was ich halt auch oft merke ist, dass Papa sich ziemlich zurückzieht, dass Ben oftmals mehr noch so sich mit den Kindern beschäftigt als Papa. Obwohl, dass ist auch abhängig von den Kindern. Manchmal beschäftigt Papa sich gerne mit denen [...] und manchmal ist er auch nur noch genervt und geht nach oben und zieht sich komplett zurück“ (15K: 1276-1280).

Die Interviewten verdeutlichen hier noch einmal, dass die Mutter mit der Betreuung der aufgenommenen Kinder einer bezahlten Arbeit nachgeht, die ihr auch noch sehr viel Spaß macht. Kati sagte:

„Wenn wir sehen, dass ihr das Spaß macht, dann macht es ja uns noch mehr Spaß“ (15K: 1473-1474).

**„...die muss eher nach Hause [...] kriegt weniger Taschengeld, die muss eher ins Bett...“ (1331-1332)**

Auf die Frage, ob für die Befragten andere Rechte gelten würden als für die Übergangspflegekinder, antwortete Ben, dass er ja nun eh mit 18 tun und lassen könne, was er wolle. Außerdem verdiene er ja auch bedingt durch seine Ausbildung sein eigenes Geld und brauche kein Taschengeld mehr:

„Krieg mein eigenes Taschengeld“ (15B: 1343).

Kati beschrieb, dass sie im Vergleich zu gleichaltrigen Übergangspflegekindern immer besondere Rechte hat, zum Beispiel länger wegbleiben darf und mehr Taschengeld bekommt. Sie betonte aber auch, dass die Mutter ihr immer vertrauen kann und sie das Vertrauen der Mutter noch nie missbraucht hat, also pünktlich ist und sich an Absprachen hält. Damit hätten die Übergangspflegekinder eher Schwierigkeiten und bräuchten laut Kati deutlichere Grenzen.

**„...dieses Badezimmer hier unten ist halt nur für uns...“ (15K: 1501)**

Abgrenzungen gegenüber den Übergangspflegekindern finden auch innerhalb des Hauses statt. So gibt es laut Kati ein Badezimmer, das nur

von der Familie genutzt wird und welches die Übergangspflegekinder nicht benutzen sollen:

„Wir haben auch ein eigenes, also die Pflegekinder haben oben ein Badezimmer, das benutzen wir halt auch, aber dieses Badezimmer hier unten ist halt nur für uns, weil es auch Kinder gibt, die das nicht so sauber hinterlassen und das wir dann halt noch ein WC haben, was sauber ist sozusagen. Und ja, das finden wir gut. Das ist sonst ein bisschen unangenehm“ (15K: 1500-1504).

**„...auch setzten wir uns dann oft in der Familie zusammen und reden dann wie der Tag war...“ (15K: 1303-1304)**

Als sehr positiven Nebeneffekt der Aufnahme von Übergangspflegekindern äußern Kati und Ben, dass sie gefühlt mehr Zeit mit den Eltern verbringen, vor allem mehr Zeit, in der man sich bewusst zusammensetzt und sich unterhält. Die Befragten beschreiben das als Qualitätsgewinn in der Beziehung zu ihren Eltern:

„Das wir einfach viel besser zusammenhalten, uns auch mal so uns an den Tisch setzten, ich glaube, früher hätten wir das nicht so gemacht das wir uns alle unterhalten und höchstens am Tisch mal so wenn wir essen, so“ (15K: 1697-1699).

**„...man sammelt auch viel Erfahrung für wenn man später dann eine Familie aufbaut...“ (15K: 1355-1356)**

Ben beschrieb sich eher als derjenige, der es zwar in Ordnung findet, dass andere Kinder bei ihnen im Haus wohnen, der aber selbst kein besonderes Interesse daran hat, sich viel um die Kinder zu kümmern oder mit ihnen Zeit zu verbringen. Wenn es sich ergibt und man sich gut versteht, unternehme man mal was miteinander, es sei ihm aber nicht sehr wichtig. Kati hingegen genießt es, dass fortwährend neue Kinder kommen. Als sie noch jüngere Kinder aufnahmen, so erzählte sie, fand sie es schön mit ihnen zu basteln oder zu backen, weil die Kinder das oft gar nicht kannten und sich zuvor niemand die Zeit genommen hat das mit ihnen zu tun:

„Die freuen sich dann schon immer, wenn man mit denen bastelt oder mit denen Kekse backt. Es ist ja für uns ganz normal und für die ist das so ein

Erlebnis. Und die freuen sich dann auch immer und dann freut man sich auch" (I5K: 218-221).

Die Befragte äußerte, dass ihr das Zusammensein mit den Kindern viel gibt und sie es sehr interessant findet, diese Kinder kennenzulernen und Vertrauen aufzubauen. Sie sagt, sie sei da ganz anders, als ihr Bruder:

„Und dann versuche ich halt auch das Gespräch aufzubauen und die Bindung ein bisschen aufzubauen, weil mich das halt interessiert, warum das Pflegekind eigentlich hier ist, wie man dem helfen kann und ja, deshalb glaube ich, bin ich eher so anders wie Ben, dass ich versuch Vertrauen aufzubauen und dass die mir das dann auch erzählen" (I5K: 1225-1227).

„...hat mir irgendwie auch den Weg gezeigt, was ich machen möchte..." (I5K: 344-345)

Das Interesse an den Kindern und die Offenheit, wie Kati ihnen begegnet, hat dazu geführt, so Kati, dass sie sich vorstellen könne, etwas Ähnliches zu machen wie ihre Mutter. Ihre Schwester, die schon lange nicht mehr zuhause lebt, aber regelmäßig zu Besuch kommt, ist durch die Tätigkeit der Mutter angeregt worden, Tageskinder aufzunehmen und zu betreuen. So etwas in der Art schwebt Kati für ihre berufliche Zukunft auch vor. Sie ist sich sicher, dass das Erlebte zu der Entscheidung eindeutig beigetragen hat:

„Die berufliche Perspektive möchte ich gerne auch so weitermachen. Ich glaube, dass hätte ich nicht, da wäre ich nicht draufgekommen, wenn Mama nicht drauf gekommen wäre" (I5K: 350-350). [...] „Ich glaub, ich hab dann auch viel so Erfahrungen gesammelt und ähm deshalb glaube ich auch, dass ich später so was weitermachen möchte, weil ich den Kindern helfen will und ich glaube, ja, ich habe viel Erfahrungen gesammelt" (I5K: 1432-1435).

Diese Erfahrungen möchte Kati einbringen um später, wenn sie die Schule beendet hat eine Arbeit zu beginnen, in der benachteiligte Kinder auf jeden Fall eine Rolle spielen.

„...dass wir jetzt auch mehr miteinander so reden, ne bessere Bindung aufgebaut haben...“ (ISK: 1603-1604)

Kati und Ben berichteten, das nicht nur die Eltern-Kind-Beziehung von der Arbeit der Mutter mit den Übergangspflegekindern profitiert hat, sondern auch die Geschwisterbeziehung. Die Bindung der beiden zueinander, so beschrieben sie, sei viel enger geworden, deutlich enger, als es ohne die Aufnahme anderer Kinder geworden wäre glauben beide.

„Aber ich finde auch so, wenn man die Situation in der Familie mal aufgreift, dass unsere Bindung, also zwischen mir und Ben, dass sich das voll verändert hat, das wir jetzt auch mehr miteinander so reden, ne bessere Bindung aufgebaut haben. Vorher haben wir uns halt auch viel gestritten und jetzt sitzen wir abends immer noch in einem Zimmer und reden und ja“ (ISK: 1601-1605).

Somit zogen die beiden am Ende des Interviews ein positives Fazit, das die Aufnahme der Übergangspflegekinder als Beruf der Mutter, trotz mancher aufreibender und anstrengender Situation, einen positiven Effekt auf die gesamte Familie hatte.

Damit war das Interview beendet.

#### *14.6.2 Darstellung und Interpretation der Veränderung der intrafamiliären Beziehungen*

Dieses Interview unterscheidet sich von den anderen vier Interviews dahingehend, als dass gleichzeitig zwei Personen interviewt wurden. Das war nicht geplant, sondern hat sich spontan entwickelt, als die jüngere Schwester sich zu uns setzte.

Abb. 33: Kodierparadigma Interview 5 Kategorie: Veränderung der Intrafamilialen Beziehungen

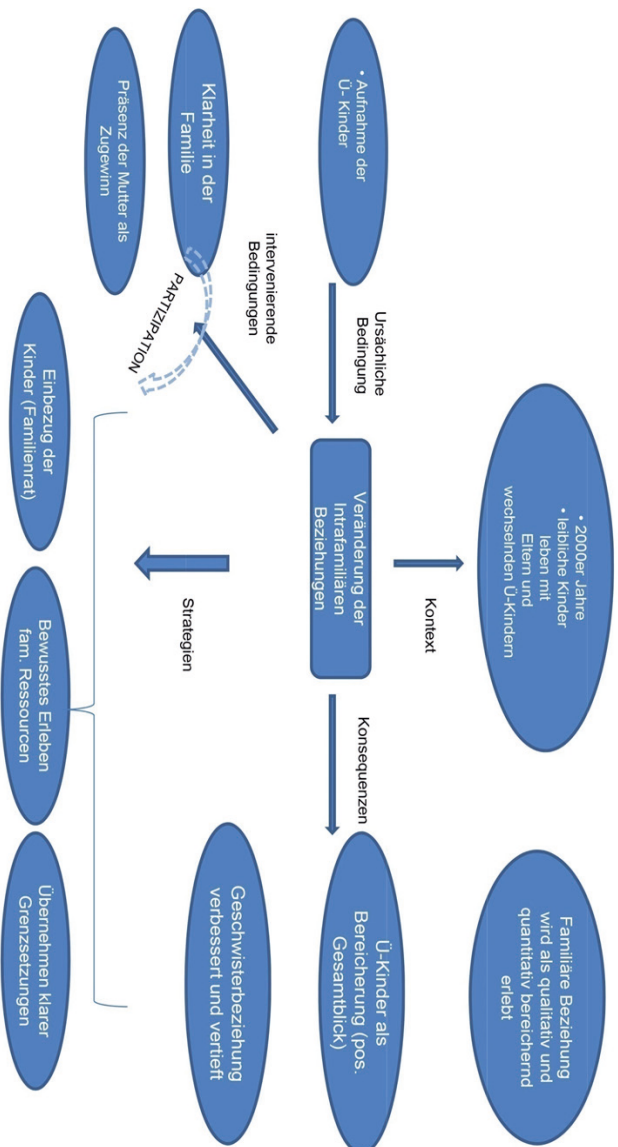


Abb. 34: Kodierparadigma Interview 5 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen

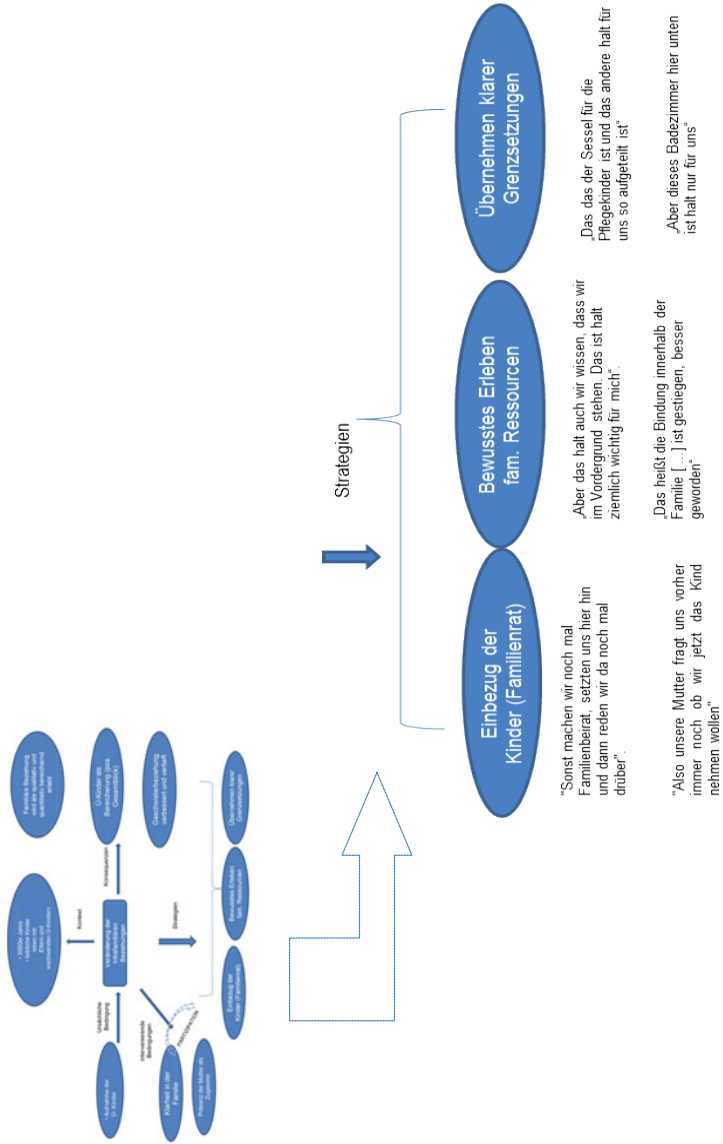
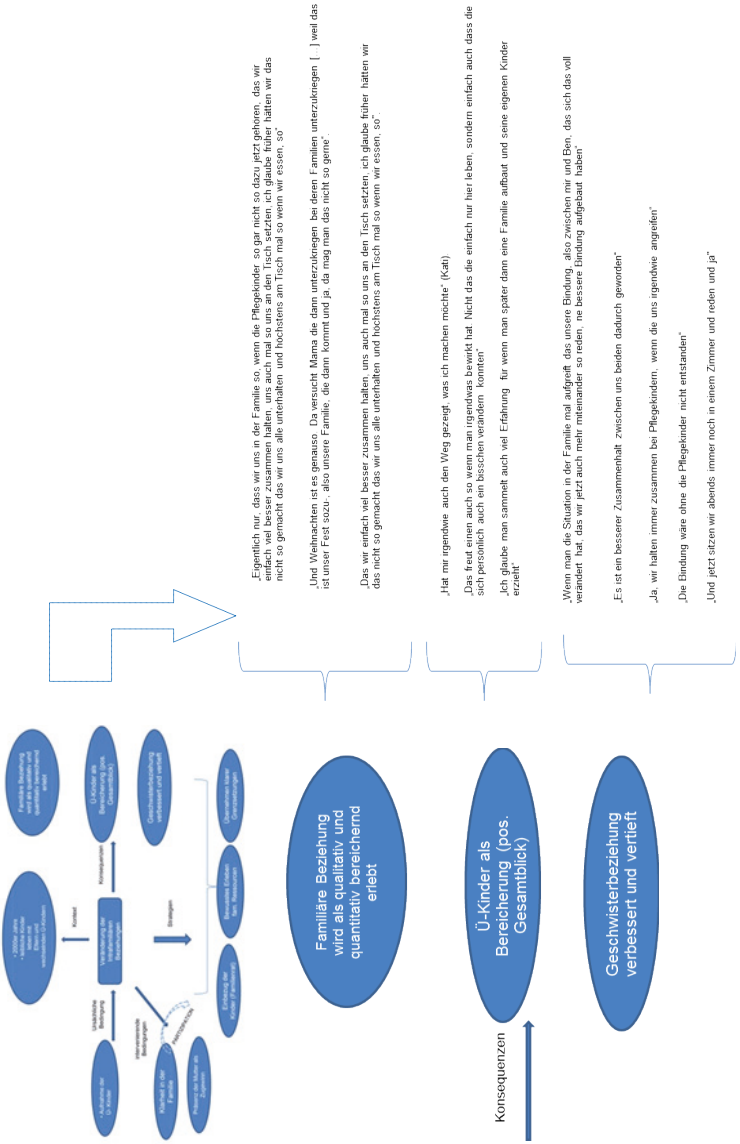




Abb. 35: Kodierparadigma Interview 5 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen



Die **Ursächliche Bedingung** ist auch in diesem Interview identisch zu den vorherigen, und die beiden Kinder erzählten von der Zeit, als die Familie anfang Übergangspflegekinder aufzunehmen. Zu der Zeit waren die Befragten neun bzw. elf Jahre alt. Als **Kontext** leben die beiden Geschwister mit ihren Eltern etwas ländlich und nehmen maximal zwei Pflegekinder zur gleichen Zeit auf. Innerhalb der Familie der beiden herrscht viel Partizipation, die Kinder werden bei dieser **Strategie** an Entscheidungen beteiligt. Man setzt sich für wichtige Entscheidungen zusammen und bespricht diese gemeinsam im Familienrat. Dieses Vorgehen wirkt präventiv gegen ein Gefühl der Fremdbestimmung bei den leiblichen Kindern. So auch die Frage, ob die Mutter Übergangspflege ausüben soll und dafür ihren Job aufgibt. Die Kinder selbst sehen in dieser Arbeit, wie die Mutter es betont zu benennen, einen klaren Vorteil, der hier eine **Intervenierende Bedingung** darstellt. Die Mutter arbeitet somit von zuhause und ist für die leiblichen Kinder präsent:

„Früher [...] da hatten wir halt wenig von ihr. Und jetzt ist es halt so, wenn wir nach Hause kommen, ist sie da (Stimme anhebend), sitzt sie nicht die ganze Zeit im Büro, dann hat sie viel mehr Zeit für uns“ (ISK: 1463-1466).

Die Kinder selbst sprachen auch von einem Beruf der Mutter, die quasi ihre alte Arbeit gegen die Tätigkeit der Übergangspflege eingetauscht hat. Hier besteht also eine klare Abgrenzung seitens der Kinder, die die kommenden Kinder nicht als Konkurrenz innerhalb der Familie empfinden. Sie sehen ihre eigene Position nicht als gefährdet an, sondern zeigen Verständnis, für die Kinder, die im Rahmen der Arbeit der Mutter von dieser zuhause betreut werden. Verstärkt wird dieses durch die Klarheit, mit der die Mutter den Kindern deren Position innerhalb der Familie zuschreibt und den Kindern dadurch Sicherheit gibt:

„Das halt auch wir wissen, dass wir im Vordergrund stehen“ (ISK: 1317).

Die Kinder werden des Weiteren, was ebenso eine Fortführung der Strategie der Partizipation darstellt, an der Entscheidung beteiligt, ob wieder ein neues und welches Übergangspflegekind in die Familie aufgenommen werden soll. Den Kindern wird etwas über das Kind erzählt und es wird gemeinsam entschieden, ob es aufgenommen werden soll:

„Dann fragt uns Mama immer, ob das für uns in Ordnung ist und dann sagen wir ja oder nein“ (15K: 238-239).

Auch wenn die leiblichen Kinder nicht mit den Übergangspflegekindern zurechtkommen und ein friedliches Miteinander nicht möglich ist, können sich die Geschwister darauf verlassen, bei der Mutter ein offenes Ohr zu erhalten und gemeinsam nach einer Lösung zu suchen, auch wenn am Ende dann das Übergangspflegekind ggf. gehen muss:

„Da habe ich gesagt: „Entweder das Kind geht oder ich gehe.“ Ich konnte mit der überhaupt nicht zusammen leben und dann war es Mama natürlich klar, dass das Kind geht“ (15B: 119-121).

Die Kinder erleben somit auch als weitere Strategie die Ressource des familiären Zusammenhalts, ohne darum betteln zu müssen, sie ist für alle eine Selbstverständlichkeit. Es wird deutlich, dass sogar die Bindung innerhalb der Familie steigt, sicherlich auch, weil man gerade mit diesen oft schwierigen aufgenommenen Kindern noch mehr sehen muss wie es jedem einzelnen innerhalb der Familie damit geht. Das birgt die Chance, den familiären Zusammenhalt zu stärken, wie auch Ben und Kati bestätigten, so dass die Bindung innerhalb der Familie

„gestiegen, besser geworden“ (15B: 1708) ist.

Eine weitere Strategie der Kinder ist, dass sie die klaren Strukturen der Mutter übernehmen. So formulierten sie im Gespräch sehr deutlich, dass es gut ist, eine eigene Toilette zu haben, weil die Pflegekinder nicht immer so sauber sind oder dass ein Sessel im Wohnzimmer für die Übergangspflegekinder bestimmt ist und die anderen für ihre Familie. Die beiden konnten das sehr genau benennen und übernehmen so die klaren Grenzsetzungen der Mutter, die ihrer Orientierung und Sicherheit dienen:

„Das das der Sessel für die Pflegekinder ist und das andere halt für uns so aufgeteilt ist“ (15K: 1016-1017).

Hier wird auch deutlich, umso bessere Strategien die Mutter hat (siehe Kapitel 14.6.4), umso weniger benötigen die Kinder schützende Strategien. Die Konsequenzen, die aus der Aufnahme der Übergangspflegekinder resultieren, sind für beide Kinder gleichermaßen positiv, die Übergangs-

pflge wird in ihren Augen als Bereicherung gesehen. Das bewusste Erleben und Fokussieren der familiären Ressourcen, die Wertschätzung und das Bewusstsein für das positive, verbindende und stärkende Element in der Familie, dieses Bewusstsein ist durch die Aufnahme der Kinder gewachsen:

„Das wir einfach viel besser zusammenhalten, uns auch mal so uns an den Tisch setzten, ich glaube, früher hätten wir das nicht so gemacht, dass wir uns alle unterhalten und höchstens am Tisch mal so wenn wir essen“ (ISK: 1695-1697).

Das Familiensystem als solches hat eine viel stärkere emotional versorgende Qualität erhalten, quasi als Zugewinn wertvoll erlebter Familienzeit und elterlicher Präsenz. Die Kinder erleben die Übergangspflege als Bereicherung, zum Teil auch als wegweisend für die spätere Berufswahl:

„Hat mir irgendwie auch den Weg gezeigt, was ich machen möchte“ (ISK: 344-345)

Sie zeigt den Kindern ebenso auf, bestimmte Dinge in Relation zu setzen und dadurch mehr wertzuschätzen, wie gut es ihnen geht. Auch die Ebene der Geschwisterbeziehung der beiden profitiert von der veränderten familiären Situation und vertieft sich. Die Bindung wird intensiver, was, so Kati:

„ohne die Pflegekinder nicht entstanden“ wäre (ISK: 1620).

#### *14.6.3 Darstellung und Interpretation der Veränderung der Geschwisterbeziehung*

Der Vorteil bei diesem Interview ist ganz klar der, dass die Geschwister gemeinsam interviewt wurden und sich während des Gespräches darüber austauschen konnten. In diesem Interview wird ganz besonders deutlich, und das sehen beide Befragten gleichermaßen so, dass die Aufnahme der Übergangspflegekinder die Geschwisterbeziehung enorm beeinflusst hat. Bemerkenswert war, wie einig sich die beiden darüber waren, dass sich die Bindung der Geschwisterbeziehung vertieft und die Qualität derselben durch die Auseinandersetzung mit den aufgenommenen Kindern so viel besser wurde. Sie beschrieben, dass sie sich früher des Öfteren

stritten und sich heute viel mehr austauschen und miteinander etwas unternehmen:

„Vorher haben wir uns halt auch viel gestritten und jetzt sitzen wir abends immer noch in einem Zimmer und reden“ (ISK: 1603-1607).

Ben bestätigte ebenfalls, dass durch die Übergangspflegekinder der Zusammenhalt besser wurde und sie sich auch gegen diese gemeinsam behaupten, sollten sie angefeindet werden:

„Es ist ein besserer Zusammenhalt zwischen uns beiden dadurch geworden“ (ISB: 1606).

Sie rücken somit näher zusammen und das aus freien Stücken, es hat hier nicht den Klang einer Notgemeinschaft, sondern zeugt von Aufrichtigkeit und tief erlebter Sympathie. Diese Stimmung zeigte sich auch im Interview, wenn man beobachtete, wie die beiden dort miteinander agierten, lachten und sich über das Erlebte austauschten:

„Ich glaube nicht, dass wir uns dann irgendwie über unsere Probleme unterhalten oder so, die Bindung wäre ohne die Pflegekinder nicht entstanden“ (ISK:1619-1620).

Man spürte eine Offenheit dem Erlebten und dem Thema gegenüber, die zeigte, dass in dieser Familie über alles gesprochen werden kann, man offen und ehrlich zueinander ist und ein partizipierendes Miteinander an der Tagesordnung ist. Die Kinder wirken im Miteinander glücklich und ausgeglichen und verdanken das, so deren Aussage, der Arbeit mit den Übergangspflegekindern.

#### *14.6.4 Darstellung und Interpretation des Rollenverhaltens der Mutter*

Die Geschwister verstehen sich, wie unter 14.6.3 beschrieben, sehr gut miteinander und kommen, seitdem andere Kinder aufgenommen werden, viel besser miteinander aus. Dieser Zustand ist bezeichnend und sicherlich der Verdienst der Mutter, die mit ihrem klaren Rollenverhalten dieser Familienkonstellation Struktur und Sicherheit gibt. Die Mutter macht von Anfang an deutlich, dass es zwei Rollen für sie gibt, die der leiblichen Mutter, die ihre Kinder über alles liebt und für die diese an erster Stelle stehen:

„Mama sagt, dass wir im Vordergrund stehen. Egal was ist, wir stehen vor den Kindern, weil wir Mamas leibliche Kinder sind“ (I5B: 1312-1313),

und die andere Rolle als Übergangspflegemutter, die die Versorgung der aufgenommenen Kinder als ihre Arbeit ansieht und in der sie sich als Dienstleisterin versteht. Die Mutter ist sehr klar in ihren Äußerungen und dem Verhalten den Kindern gegenüber, so dass sowohl die leiblichen Kinder als auch die Übergangspflegekinder hier Orientierung und Grenzsetzung seitens der Mutter erfahren. Man hat das Gefühl, je besser die Strategien der Mutter bezogen auf das Rollenverhalten und der Abgrenzung den anderen Kindern gegenüber sind, wie z. B. in Urlaubssituationen:

„Dann sagt Mama 'jetzt nehmen wir die Kinder nicht'“ (I5B: 363)

oder an Weihnachten

„Und Weihnachten ist es genauso. Da versucht Mama die dann unterzukriegen“ (I5B: 369-370),

desto einfacher ist es für die Kinder, mit der Gesamtsituation umzugehen. Die Interviewten benötigen somit kaum eigene Strategien, weil die Mutter diese schon mit ins Spiel bringt und die Kinder mit der Situation daraufhin gut umgehen können. Sie sind somit gar nicht so stark gefordert individuelle Strategien zu entwickeln, weil sie in dem System gut aufgehoben sind. Die Befragten hatten in keinster Weise Angst, dass die Mutter ihnen verloren ging, sie wussten, dass sie präsent ist, wenn es wirklich ein Problem gibt. Beide wissen, wenn sie Probleme mit der Mutter besprechen wollen und sagen, ich brauche dich, dann ist ihre Mutter da. Dieses Wissen alleine reicht den Kindern aus:

„Ja, wir brauchen auch mal einfach so mal ein Gespräch mit Mama alleine“ (I5K: 1298).

Diese Situationen sind, so Kati, aber selten, weil die Rahmenbedingungen, die die Mutter durch ihr definiertes Rollenverhalten zeigt, wenig Konflikte entstehen lassen. Das die Mutter sich auch im Rahmen ihrer Arbeit abgrenzt und die leiblichen Kinder schützt, wird deutlich, wenn Ben von den Besuchskontakten spricht, die manche der Kinder haben. Diese finden nicht im Haus von Ben und Kati statt:

„Die werden abgeholt manchmal oder hingebacht, mehr ist hier nich.  
Das ist ja kein öffentlicher Raum hier“ (15B: 1636-1637).

Hier stellt sich die Mutter schützend vor ihre leiblichen Kinder und verschafft ihnen so ein sicheres, behütetes Zuhause, welches von den Kindern auch so wahrgenommen wird. Diese Mutter zeigt für sich eine Rollenklarheit, so dass die Kinder gar nicht anders können als ein behütetes Gefühl zu haben, weil, so Ben,

„wir im Vordergrund stehen. Egal was ist, wir stehen vor den Kindern, weil wir Mamas leibliche Kinder sind“ (15B: 1311-1312).

Dies verschafft den Kindern Sicherheit und Orientierung. Die Befragten danken es ihr, indem Kati abschließend sagt:

„Und wenn wir sehen, dass ihr das Spaß macht, dann macht es ja uns noch mehr Spaß“ (15K: 1473-1475).

#### *14.6.5 Zusammenfassung und individuelles Fazit*

Das Geschwisterpaar, das hier gemeinsam interviewt wurde, berichtet durchgehend positiv vom Aufwachsen mit den Übergangspflegekindern. Sie selbst benötigen kaum Strategien, um mit den vielen wechselnden Kindern umzugehen, weil in diesem Fall eine ganz klare Grenze zwischen den leiblichen Kindern und den aufgenommenen Kindern seitens der Mutter gezogen wird. Dadurch, dass die Eltern, vor allem die Mutter, einen stützenden, schützenden Kontext bereitstellt, gab es bisher für Ben und Kati selbst wenig belastende Situationen zu bewältigenden. Vor allem durch die Urlaube, ausschließlich als Familie (siehe 14.6.4) und besondere Feste wie Weihnachten, an denen ebenfalls keine Übergangspflegekinder anwesend waren, konnte diese gemeinsame Zeit genutzt werden, sich ganz auf die Familie zu besinnen.

„Weil das ist unser Fest sozu-, also unsere Familie, die dann kommt und ja, da mag man nicht so gerne“ (15K: 380-383).

Die Mutter nimmt in diesem Interview zum einen die Rolle der leiblichen Mutter und gegenüber den Übergangspflegekindern die Rolle der unter 2.1.5 definierten Profimutter ein. Sie sorgt durch ihr Verhalten dafür, dass die beiden leiblichen Kinder diese Jahre bisher unbeschadet überstan-

den. Die Befragten, vor allem Kati, unterstützt ihre Mutter gerne bei der Arbeit, ohne dass diese es explizit einfordert:

„Ich helfe ihr auch gerne und ja es macht einfach Spaß“ (I5K: 342-343).

Dass aber keiner die Mutter unterstützen muss, wenn er nicht möchte, wird deutlich bei dem, was Kati über Ben und ihren Vater sagt:

„Aber da ist Ben auch eher so wie Papa. Papa lebt so nebenher, aber Mama, das ist ja auch ihr Job“ (I5K: 460-461).

Die ganze Familie, so die Interviewten, ist sich einig, dass die Aufnahme der Kinder nicht nur die Familie näher zusammengebracht hat, sondern auch das Verhältnis von Bruder und Schwester nachhaltig verbessert und vertieft hat.





## DISKUSSION DER ERGEBNISSE



## 15 | Diskussion

Im folgenden Kapitel werden die wichtigsten Ergebnisse noch einmal beleuchtet und im Gesamtkontext diskutiert, insbesondere die sich in den entwickelten Kodierparadigmen dargestellten Strategien der Befragten sowie deren als Konsequenz des Erlebten entwickelten Kompetenzen. Ein weiterer wichtiger Punkt, der an dieser Stelle diskutiert wird, ist die Veränderung der Geschwisterbeziehung, die in den meisten Interviews beim Beschreiben des Erlebten seinen Raum einnahm. Auch die Anzahl der im Laufe der Zeit aufgenommenen Kinder spielte in den Interviews eine erhebliche Rolle. Teilweise handelte es sich um eine solch hohe Anzahl an Kindern, dass die Befragten den Überblick verloren. Daher soll dieser Aspekt ebenfalls noch einmal betrachtet werden. Die partiell fehlende Begleitung und Unterstützung durch die leiblichen Eltern ist ein Gesichtspunkt, der ebenso erörtert wird wie das ‚Rollenverhalten der Eltern‘ und insbesondere der Mütter, welches in dieser Arbeit überraschend zu einem der zentralen Themen wurde.

Anschließend erfolgt die Vorstellung eines theoretischen Modells, anhand dessen die Rolle der Mutter im Zusammenhang mit dem Erleben der Befragten gebracht wird.

Des Weiteren werden noch einige zentrale und wiederkehrende Phänomene und Charakteristika aus den Ergebnissen der Interviews in den wissenschaftlichen Kontext gesetzt und diskutiert.

Aus der Arbeit ergeben sich drei signifikante Forschungsdesiderate, die sich auf ‚fehlende Väter‘, Erleben des Rollenverhaltens der Mutter aus Sicht der Übergangspflegekinder und auf Konsequenzen für die leiblichen Kinder beziehen.

Ebenso erfolgt ein Rückblick auf den Stand der Forschung, in dem die Ergebnisse dieser Arbeit im Kontext der bisherigen Forschungsarbeiten erörtert werden.

Abschließend wird das eigene methodische Vorgehen gespiegelt, bevor im letzten Abschnitt Handlungsempfehlungen für die sozialpädagogische Praxis erfolgen.

An dieser Stelle soll noch einmal darauf hingewiesen werden, dass die schrittweise Erarbeitung des Forschungsthemas, wie im Kapitel ‚Blick in die Forschungswerkstatt‘ (12) bereits dargestellt, zu Aspekten führte, die zu Beginn der Arbeit eigentlich nicht als zentral antizipiert waren. Dies zeigt, dass der qualitative Forschungsansatz analog der Grounded Theory sich umso interessanter gestaltet, wenn der Forscher für sein Datenmaterial nach allen Seiten offen ist. Nur so lassen sich neue überraschende Erkenntnisse wie in dieser Untersuchung erzielen.

### 15.1 Die Strategieentwicklung der Befragten

Es lohnt sich, an dieser Stelle zunächst den Blick noch einmal auf die Strategien zu richten, die jeder einzelne der Befragten entwickeln musste um die Veränderungen der intrafamiliären Beziehungen durch die Aufnahme der Kinder bewältigen zu können.

Strategien können hier als Bewältigungsversuche angesehen werden, die zur subjektiven Handlungsfähigkeit im jeweiligen Kontext führen (vgl. BÖHNISCH 2005: 202). Rahmenbedingung bei den meisten Interviewten war der Umgang mit der Anwesenheit ständig wechselnder Kinder und die Anforderung, mit der geringeren Aufmerksamkeit der Mutter bzw. der Eltern umzugehen. Hieraus entwickelten die in meiner Untersuchung Befragten analog der Erwartungen BÖHNISCH (2012: 8) multiple Bewerksstellungsmuster, weil jede Persönlichkeit aus Geschehnissen andere Strategien entwickelt um mit dem Erlebten umzugehen.

Aus den Interviews ergeben sich dennoch vier Strategiemuster, die sich in jeweils mindestens zwei Interviews wiederholen: Verdrängung bzw. Unterdrückung von Emotionen, Flucht in außerfamiliäre Beziehungen, Abgrenzung von den Pflegekindern und Abgrenzung von den Eltern bzw. speziell der Mutter. Dieses mag auch an der grundsätzlichen Ähnlichkeit des sozialen Rahmens in der Übergangsfamilie liegen, welcher trotz aller individuellen Gegensätze ähnliche Muster hervorrufen kann.

Zumindest für die fünf von mir ausgewerteten Interviews kristallisierten sich Differenzen in der Tiefe und dem Umfang der Bewältigungsstra-

ategie in Bezug auf den Schweregrad des sozioemotionalen Eingriffes in das Familiengefüge heraus. In einem sehr offenen Familiensetting, bei dem Eltern und leibliche Kinder gemeinsam den Umgang mit den Pflegekindern besprechen und es zudem einen Austausch über Probleme gibt, können die leiblichen Kinder besonders und relativ gezielt ein Inventar an Strategien speziell auf die Kompensation der vielen Beziehungsabbrüche aufbauen. Im Fall von Kati und Ben (Interview 5) sowie Jan (Interview 4) erfahren die Kinder von der leiblichen Mutter grundsätzlich genügend Gehör. Die primäre Anforderung besteht darin, mit den persönlichen Schicksalen und dem Kommen und Gehen der Übergangspflegekinder zurechtzukommen. Bei Mark (Interview 1) und Julia (Interview 3) jedoch wirkt sich die geringere Aufmerksamkeit seitens der Mutter möglicherweise negativ verstärkend auf die Anforderung einer Kompensation der Beziehungsabbrüche mit den Pflegekindern aus. Der emotionale Stress erscheint hier stärker und die Reaktionen gegenüber der leiblichen Familie sind deutlicher, es folgt ein emotionaler Rückzug von der leiblichen Mutter (so hat Mark nach seinem Auszug nur noch selten Kontakt, bei Julia erfolgt eine Resignation). BÖHNISCH (2012: 8) hierzu:

Kritische Bewältigungskonstellationen sind gekennzeichnet durch eine tiefenpsychisch eingelagerte Erfahrung des Selbstwertverlustes, die Erfahrung sozialer Orientierungslosigkeit und fehlenden sozialen Rückhalts und die Suche nach erreichbaren Formen sozialer Integration, in die das Bewältigungshandeln sozial eingebettet und in diesem Sinne normalisiert werden kann.

Das Strategiemuster der Emotionsunterdrückung und weitergehend auch der Verdrängung ist ein psychologischer Abwehrmechanismus, der in den Interviews mehrfach beobachtet werden kann (Gele, Jan, Ben) und der einem Konzept der Wahrnehmungsabwehr gleichkommt (vgl. ZIMBARDO [1992: 183]; HOCHAPFEL et al. [2009]).

In zwei der Interviews (Mark, Jan) kristallisierte sich die besonders auffällige Strategie einer Flucht in außerfamiliäre Beziehungen heraus, speziell in Peerbeziehungen (Begriffsbestimmungen siehe Kapitel 3.2.2). Mark versuchte in außerfamiliären Beziehungen die benötigte Aufmerk-

samkeit zu erlangen und zog sich aus dem Familiengeschehen weitestgehend zurück:

„Ich habe mir dann halt meine eigenen ja, andere Dinge, Sportverein, Freunde“ (I1:1054-1056).

Dabei entspricht das Muster, mit dem diese Abgrenzung geschieht, durchaus dem der „schleichenden Fluchten“ (JENNING 2001: 22) sozial auffällig gewordener Jugendlicher, in dem die Abwesenheiten aus dem häuslichen Umfeld zunächst sporadisch erfolgen, mit der Zeit aber immer ausgeprägter werden. Mark beispielsweise erreicht durch wachsende Freiheit, die ihm von zu Hause zugebilligt wird, stetig einen höheren Peerstatus bei seinen Freunden, und, als sekundäre Folge, steigt seine Autonomie außerhalb des Hauses im Sinne eines sich selbst verstärkenden Effektes. Dagegen entwickelt sich die Abgrenzung bei Jan in Richtung einer Rebellion gegen das familiäre Umfeld. Jan beschreibt:

„Ich war damals sehr, ne Zeitlang sehr asozial“ (I4: 461).

und insbesondere der Punkszene zugetan (siehe Kapitel 14.5).

Obwohl beide Befragten als Kleinkinder eine essentielle sichere Bindung erfuhren (vgl. BUUNK & DIJKSTRA 2007: 332), veränderte sich das Bindungsmuster. Von letzterem wird von einigen Autoren angenommen, dass es während des gesamten Lebens aktiv ist (vgl. GROSSMANN et al. 1999). Das Bindungsmuster kann aber durch neue Erfahrungen modifiziert werden, wie hier im Einklang mit dem Verhalten der Interviewpartner zu betrachten ist (vgl. GROSSMANN et al. 1999). Mark hat sich, wie er beschrieb, nicht freiwillig zurückgezogen, sondern weil ihm, wie Böhnisch diese Dimension nennt, der „soziale Rückhalt“ innerhalb der Familie fehlte (BÖHNISCH 2005: 223).

Bei Gele hingegen sind Phänomene der Parentifikation (Rollenumkehr zwischen Mutter und Kind) und der Verhaltensübertragung durch Mithilfe im System der Kinderversorgung erkennbar:

„Ähnlich wie meine Mutter, dass ich immer das Gefühl habe ich müsste mich um die kümmern“ (I2: 622-623).

Gele ringt hier um soziale Anerkennung und Selbstwirksamkeitserwartung (im Sinne von BANDURA 1977), beides Faktoren, die nach BÖHNISCH

(2005: 223f.) öfters Bewältigungshandeln antreiben.

Das Phänomen des „Betroffen-seins“ beschreibt Böhnisch als eine „*signifikant geschlechtstypische Struktur*“ (BÖHNISCH 2008: 59). Der Autor schreibt den Männern einen stärkeren Zwang zur Externalisierung, den Frauen hingegen eine hochgradige Internalisierung zu. Dies spiegelt sich ebenso auch in den herausgearbeiteten Strategien von Julia wider, die sich nach Normalität sehnte und sich oft genug wünschte, einfach innerhalb ihres biologischen Familiengefüges ohne Übergangspflegekinder leben zu können. Das Streben nach Handlungsfähigkeit zielt, so BÖHNISCH (2012: 12), auf Normalisierung ab:

Es ist die Suche nach Kontinuität des Alltags, sozialer Einbindung, Vertrautheit, Entdramatisierung der kritischen Lebenssituationen.

Da Julia dieser Wunsch nach einer solchen Form des Aufwachsens ihrer Meinung nach verwehrt blieb, wandelte sich ihr Ärger über das Verhalten der Mutter zunächst in Wut und später ihre Enttäuschung über den Zustand der Familie in Resignation um (vgl. STÄUDEL: 1988 137).

„Na ja gut, die hat ja eh keine Zeit, ich brauch gar nicht erst versuchen irgendwas zu erzählen“ (I3: 300-301).

Jan hingegen erhielt seitens der Mutter sozialen Rückhalt und ein positives Selbstwertgefühl, zog sich dennoch zurück, weil er im Sinne eines aktiven Handelns keine Gefühle gegenüber den Übergangspflegekindern zulassen wollte. Seine immer wieder erwähnte Distanz, mit der er über den Dingen zu stehen betonte, lässt ihn mehr professionell kühl wirken denn betroffen. Dennoch beschreibt gerade er sich in der Pubertät als „*sehr asozial*“ (I4: 461), da er sich nach seinen Aussagen zu subversiven Handlungen habe hinreißen lassen.

Die Beschreibungen des Erlebten von Kati und Ben hingegen verdeutlichen, dass die Aufnahme von Übergangspflegekindern nicht zwangsläufig zu Erlebnissen führen muss, welche eine Verringerung der Aufmerksamkeit gegenüber den leiblichen Kindern nach sich zieht und aus denen dann entsprechend Bewältigungsstrategien entwickelt werden müssen. Hier wird vielmehr deutlich, dass ein bewusstes Erleben familiärer Ressourcen, sei es durch Einbezug der Kinder in Entscheidungen oder durch klare



Abgrenzung seitens der Eltern gegenüber den aufgenommenen Kindern, dazu beitragen kann, dass die Kinder sich innerhalb ihres Familiengefüges wohl fühlen. Die Mutter bietet den Kindern eine neue Qualität der Aufmerksamkeit, indem sie sich bewusst für die Kinder Zeit nimmt:

„Auch setzen wir uns dann oft in der Familie zusammen und reden dann wie der Tag war“ (ISK: 1303-1304).

Die Basis einer optimierten Bewältigungskompetenz der Kinder bzw. der Jugendlichen nach TRAUTMANN-SPONSEL (1988: 15) bildet dabei eine bestmögliche Bindung. Darauf aufbauen können soziale Ritualisierungen wie die Durchführung eines regelmäßigen Familienrates, ähnlich wie er im Interview mit Kati und Ben erwähnt wird.

Solche Ritualisierungen können nach dem klassischen Konzept von ADLER (1931) diverse Formen der Psychopathologie verhindern, da sie Gleichheit und Einheit der Familienmitglieder untereinander vermitteln und die Entwicklung von sozialen Interessen und demokratischen Familienstrukturen fördert. Nach diesem Konzept sollte die oberste Priorität darin liegen, die leiblichen Kinder im Fokus zu behalten (siehe Interview 4 und 5) und im Sinne der Psychohygiene<sup>73</sup> ritualisierend Zeit mit ihnen zu erleben.

Da aber, wie TRAUTMANN-SPONSEL (1988: 16) beschreibt, die Bewältigung einen sich ständig verändernden Prozess darstellt, so wird auch nicht das Ergebnis dieses Prozesses als Bewältigung bezeichnet, sondern der Vorgang selbst. So müssen zur Bewältigung der jeweils aktuellen Situation auch immer wieder situationsspezifische Strategien gefunden und angewendet werden.

Eine wichtige Rolle spielt hier das Verhalten der Mutter, auf das später noch näher eingegangen wird. Interessant ist, und das wird im Folgenden näher betrachtet, ob und welche Kompetenzen sich als Konsequenzen aus der ‚Lebenslage‘ des Aufwachsens dieser Kinder ergeben. Lebenslage wird hier in Anlehnung an BÖHNISCH (2005: 210) verstanden als:

Set von Ressourcen und Belastungen des Individuums im gesellschaftlich kontextualisierten Lebenszusammenhang.

---

73 „Mental Hygiene“, Begriffseinführung nach moderner Definition (vgl. BEERS 1910: 92).

## 15.2 Die Kompetenzentwicklung der Befragten

Aufschlussreich war es, die Kompetenzentwicklung der Kinder durch die Aufnahme der Übergangspflegekinder zu betrachten. Viele der von den Befragten beschriebenen Konsequenzen waren in ihren Augen tatsächlich positiv empfundene Kompetenzen. Laut MAYRING (1988: 29) entstehen persönliche Kompetenzen oft

durch den Prozess der Auseinandersetzung.

Im Folgenden werden Kompetenzen beschrieben, die die Befragten aus der Situation ihres Aufwachsens entwickelten. Dabei wird versucht herauszuarbeiten, ob diese als Folge altersentsprechender Entwicklungsschritte erworben wurden oder aus der Not heraus entstanden sind, weil die Kinder aus dem Blick der leiblichen Mutter gerieten.

Entwicklungsaufgaben ergeben sich laut HAVIGHURST (1948: 4) aus einem Zusammenfluss von psychisch-psychologischer Reifung, persönlichen Wertvorstellungen, gesellschaftlichen Zuweisungen und Zielen. Sie entstehen durch partielle Aufeinanderfolge. Wurde eine Entwicklungsaufgabe nicht effektiv genug bearbeitet, hat dies zur Folge, dass eine nachfolgende Entwicklungsaufgabe ebenso nicht ausreichend bearbeitet werden kann (vgl. HAVIGHURST, zitiert in KOSSEN 2004: 153). Der Bildungserfolg, so KOSSEN (2004), ist somit abhängig von der erfolgreichen Abfolge aufeinander aufbauender Entwicklungsschritte (vgl. KOSSEN 2004: 153).

Mark aus dem Interview 1 beschrieb, wie er mit seinen Fragen und Problemen privater und schulischer Natur auf sich allein gestellt war und sich daraufhin immer weiter zurückzog, wobei dies aber innerhalb der Familie unbemerkt blieb.

„Die waren so in diesem Stress der anderen Kinder, [I: (=) Dass es nicht aufgefallen ist?] „Nö“ (I1:743-748).

Er war somit sich selbst überlassen und wurde in eine altersüberfordernde Autonomie gezwungen. Mark lernte so sehr früh, selbstständig und unabhängig zu sein. Als einen positiven Aspekt beschreibt Mark später jedoch seine Kompetenz, die verpassten Entwicklungsaufgaben nachgeholt zu

haben. Er habe später selbst eingesehen, dass eine gute Berufsausbildung und ein geregeltes Leben erstrebenswert seien, sagt über diese Entwicklung aber auch im Nachhinein:

„Kann man einfacher haben“ (I1: 1154).

Als sogenanntes positives Rollenmodell, das sich in dieser Situation auf Mark Resilienz fördernd ausgewirkt haben mag, seien seine guten Kontakte zu Peers und die Angliederung im Sportverein zu nennen, bei denen er Halt und Aufmerksamkeit fand, die er innerhalb der Kernfamilie nicht bekam. Sie bildeten hier sein zweites Zuhause (vgl. WETTIG 2009: 131).

Die Befragte aus dem Interview 2 (Gele) hingegen entwickelte ihrer Ansicht nach Kompetenzen aus altersangemessenen Entwicklungsaufgaben seitens der Mutter und konnte so ihren Entwicklungsaufgaben alterssprechend nachkommen. Sie lernte früh, auf andere Kinder aufzupassen und so ihre Mutter zu entlasten. Sie entwickelte für sich aus diesen von der Mutter übernommenen Aufgaben eine Sozialkompetenz, die sie später sogar beruflich aufgriff.

Unter einer Sozialkompetenz versteht KANNING (2009: 8f.) sozial kompetentes Verhalten einer Person,

dass in einer spezifischen Situation dazu beiträgt, die eigenen Ziele zu verwirklichen, wobei gleichzeitig die soziale Akzeptanz des Verhaltens gewahrt wird. [...] Im Idealfall trägt soziale Kompetenz mithin zu einer Interessenverwirklichung aller Parteien bei. Dabei ist das sozial kompetente Verhalten situationsabhängig, die dem Verhalten zugrunde liegende soziale Kompetenz jedoch nicht.

Gele war in der Lage, eine Autonomie ohne Überforderung zu entwickeln, weil sie seitens der Mutter angemessen eingebunden wurde. Parallel dazu stieg ihr Selbstwertgefühl dadurch an, dass sie gebraucht wurde. Zudem entwickelte sie Kompetenzen, die sie selbstständig werden ließ (vgl. SIMON & TRÖTSCHEL 2007: 167). Ihre Schwester Julia hingegen zeigte wenig Selbstwertgefühl, da sie sich durch die gleichaltrigen Kinder einem permanenten Vergleich seitens der Mutter ausgesetzt fühlte. Das Selbstwertgefühl von Jan aus dem Interview 4 und Kati und Ben aus dem Inter-

view 5 war zu keiner Zeit in Frage gestellt, da sie durch den Rückhalt der Mutter eine positive Selbstbewertung entwickeln konnten.

Gele ist rückblickend stolz darauf, wie viel sie schon als Kind und später als Jugendliche mithelfen musste und ist der Meinung, dass es sie früh in eine Selbstständigkeit ließ:

„Das hat meine Mutter richtig gemacht bei uns, so dass man sehr selbstständig geworden ist, indem man schon früh seine Aufgaben kriegt“ (I2: 836-838).

Geles Mutter war stark belastet mit den Pflegekindern. Gele zeigte Empathie, sie identifizierte sich mit den Problemen der Mutter. Ihr Verhalten kann somit auch als prosoziales Verhalten bezeichnet werden, da sie ohne eine berufliche Verpflichtung unterstützend tätig ist (vgl. BIERHOFF 2007: 299). Hier spricht der letztgenannte Autor auch von Altruismus, welcher prosoziales Verhalten mit dem übergeordneten Ziel, anderen Menschen zu helfen, umschreibt.

Gele hilft aus der familiären Situation der Pflegekinderbetreuung und nicht, weil sie darum von der Mutter gebeten wird. Sie mag dieses Verhalten nicht zuletzt aufgrund ihres Einfühlungsvermögens an den Tag legen, um Anerkennung innerhalb der Familie zu erlangen und speziell von der Mutter gelobt zu werden. Somit kann prosoziales Verhalten hier als eine Abfolge von Geben und Nehmen bezeichnet werden (vgl. BIERHOFF 2007: 309).

Ihre Schwester Julia (3. Interview) hingegen erhielt die gleichen Aufgaben und Anforderungen. Da Julia allerdings über vier Jahre jünger war, waren diese Aufgaben nicht immer altersentsprechend und belasteten die Befragte. Sie hatte es dadurch zum Teil schwerer, neben der Konkurrenz den aufgenommenen Kindern gegenüber auch noch den Anforderungen der Mutter gerecht zu werden:

„Also da habe ich dann manchmal schon gedacht, also, ich hab es glaube nicht einfach gehabt“ (I3: 908-909).

Auch hier zeigt sich, dass die Gleichbehandlung beider Kinder seitens der Mutter einerseits zur Entwicklung einer Selbständigkeit, andererseits aber zur Überforderung führte. Dennoch schaffte es Julia ebenso

wie Mark, über die Jahre eine Autonomie zu entwickeln. Diese war darin begründet, in vielen Situationen auf sich alleine gestellt gewesen zu sein. In späteren Jahren distanzierte sie sich aktiv und zog sich zurück, um nicht ständig weiter mit anderen Übergangspflegekindern verglichen zu werden. In diesem Punkt gleicht dieses Verhalten dem von Mark. Die Bewältigungsversuche von Mark und Julia durch aktiven Rückzug, die auch als Kompetenzen gedeutet werden können, verdeutlicht der Begriff ‚Arrangement mit der Vernachlässigung‘. Mark sagt beispielsweise:

„Weil ich hab mich dann schon so äh auf meine rückziehende Weise so etabliert, dass ich dann so klargekommen bin“ (I1: 1270-1272).

Jan hingegen, der vierte Interviewte, zog sich ebenfalls zurück, wurde Punk und war, wie er selbst von sich sagt, phasenhaft: „*sehr asozial war fand ich*“ (I4: 1298-1299).

Seine Mutter verlor ihn aber nie aus den Augen und war stets präsent, vertraute ihm und war für ihn da.

„...und da musste meine Mutter mich abholen, weil die Polizei mich aufgehabelt hatte wie ich da an der Mauer lag und äh äh äh gar nichts mehr gemacht hab und äh da musste meine Mama mich mitten in der Nacht abholen“ (I4: 1332-1335).

Durch den Rückhalt seiner Mutter, die immer zu ihm hielt und ihm vertraute, entwickelte er ein Vertrauen in Menschen, denen er offen und unvoreingenommen begegnen kann.

„Wenn ich mit dem face to face irgendwo sitze oder mich unterhalte, dann (2) ist erst mal alles gelöscht und () ich bild mir dann halt immer selber meine Meinung“ (I4: 1001-1002).

Diese Fähigkeiten konnten nur entstehen, da sich Jan ernst genommen fühlte und anerkannt wurde. Seine Mutter achtete, liebte und förderte ihn. Somit entwickelte Jan auch ein positives Selbstkonzept, indem er sich und seinen Fähigkeiten vertrauen konnte. Obwohl Jan durch die Pflegekinder stets einer Belastung im familiären Umfeld ausgesetzt war, ist durch die deutliche Abgrenzung, die seine Mutter zwischen ihm und den Pflegekindern vornahm, eine frühe Bindung mit Bildung einer tragfähigen Resilienz ausgeprägt worden. Nach WETTIG (2009: 110) können

Kinder mit Belastungen besser umgehen, wenn sie eine sichere Bindung erfahren haben. Jan beispielsweise fühlte sich nie bedroht, in seiner Strategie der Distanz und des Abstandes zeigte er sich anpassungsfähig an die Familiensituation und wusste seine Bedürfnisse einzuschätzen, z. B. nur mit einem einzigen Kind aus der Schar an Pflegekindern befreundet zu sein („*Schwester im Geiste*“ 14: 1181). Anpassungsfähigkeit ist gleichzusetzen mit einer Flexibilität, die alle Interviewpartner zeigten. Sie hatten damit die Fähigkeiten erworben, einerseits auf den stetigen Wandel dynamisch zu reagieren und andererseits mit den vielen verschiedenen Charakteren der Kinder umzugehen (siehe Kap. 15.1). Speziell bei Jan ist dieses aber besonders ausgeprägt und war von einer sich abhebenden Offenheit begleitet. Noch in einem weiteren Punkt ist Jan in diesem Zusammenhang bemerkenswert. Seine enorme Ressource, die er als Konsequenz in eine Kompetenz ummünzen konnte, ist die gute Beziehung und Bindung zu seiner Mutter. Sie mag darin begründet sein, dass sich, bedingt durch seine alleinerziehende Mutter, eine sehr starke „*Mutter-Kind-Dyade*“ (DATLER & WININGER 2014: 373) entwickelte, weil sie in den ersten Lebensjahren seine primäre Bezugsperson darstellte (vgl. AHNERT & SPANGLER 2014: 404)<sup>74</sup>. Er sagt weiter, dass er durch den Umgang mit den vielen Übergangspflegekindern die Fähigkeit entwickelt habe, Menschen einschätzen zu können, sich aber auch herausnahm, frei entscheiden zu können und somit distanziert zu den Kindern zu sein oder sich mit ihnen zu beschäftigen. Diese Wahl, welche die Mutter Jan ließ, hatten sowohl Gele als auch Julia nicht. Gele half der Mutter bei der Versorgung der Kinder, und Julia bekam eine ‚Spielkameradin‘ nach der anderen vorgesetzt, mit der sie sich vergleichen lassen musste. Mark hingegen wurde gar nicht vor die Wahl gestellt, sich mit den Kindern zu beschäftigen, weil zum einen der Altersabstand zu den aufgenommenen Kindern zu groß war, zum anderen die Mutter ihn gar nicht mehr wahrnahm und ihn somit nicht mit einband. Kati und Ben aus dem 5. Interview hingegen konnten zu jeder Zeit frei entscheiden, ob und wenn ja in welchem Umfang sie sich mit den Kindern beschäftigen wollen.

---

74 Auf die Bindungstheorie soll an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden, es sei an weiterführende Literatur verwiesen (vgl. AHNERT & SPANGLER [2014]; GROSSMANN & GROSSMANN [2011]; SPANGLER & ZIMMERMANN [2011]).

Die Geschwister waren somit auch die einzigen, die durchweg die aufgenommenen Kinder als Bereicherung empfanden und deren Konsequenz eine verbesserte, qualitativ hochwertigere interfamiliäre Beziehung darstellte, in der alle Familienmitglieder enger zusammenrückten und sich durch die Übergangspflege und der damit verbundenen Veränderungen nicht familiär entzweien ließen.

„Eigentlich nur, dass wir uns in der Familie so, wenn die Pflegekinder so gar nicht so dazu jetzt gehören, dass wir einfach viel besser zusammen halten, uns auch mal so uns an den Tisch setzten, ich glaube früher hätten wir das nicht so gemacht, dass wir uns alle unterhalten“ (ISK: 1695-1698).

Besonders Kati entwickelte die Kompetenz sich gut abgrenzen zu können, zum Teil mag sie diese auch aus dem Vorbild einer klaren Rollentrennung der Arbeit der Mutter erworben haben.

Insgesamt betrachtet, wurde auch bei der Kompetenzentwicklung der Kinder deutlich, dass diese ganz wesentlich davon abhing, welche Position die Eltern und insbesondere die Mutter gegenüber den leiblichen Kindern einnahm und welche Anforderungen und Erwartungen sie an die Kinder stellte.

### 15.3 Veränderung der Geschwisterbeziehung

An dieser im vorherigen Kapitel beschriebenen Situation stellte sich nun die Frage, ob bei geringerer Aufmerksamkeit der Eltern bzw. der Mutter als Konsequenz die Beziehung der Geschwister enger wurde. So vermag eine bis dato hier ambivalente Beziehung durch die erforderliche Solidarisierung gegenüber den wechselnden Übergangspflegekindern in eine neue Beziehungsdynamik eintreten.

Betrachtet man die Veränderung der Geschwisterbeziehung unter diesem Aspekt, so fand sich im Interview 1 keinerlei Verbesserung der Beziehung von Mark zu seinen Schwestern. Tatsächlich trat das Gegenteil ein, jedes Geschwister konzentrierte sich auf sich selbst und versuchte die schwierigen Situationen im häuslichen Umfeld zu überstehen. Dabei zogen sich Mark und seine ältere Schwester zurück und verließen früh das Elternhaus. Sie nahmen damit auch keine Rücksicht auf ihre jüngere Schwester. Diese wurde zurückgelassen und fand sich in der Situation mit

den Übergangspflegekindern nun alleine wieder, obwohl die Geschwister wussten, dass sie es dort nicht leicht haben würde. Im Folgenden wird wieder jeweils ein Zitat zur Verdeutlichung dargestellt, im Kontext diskutiert.

„Ja, meine jüngere Schwester, die erzählt halt ab und zu auch noch, dass es ne ne total stressige Zeit für sie war“ (I1: 684-685).

Die jüngere Schwester wurde quasi zum Wohle der beiden älteren Geschwister ‚geopfert‘. Sie hatte aufgrund ihres Alters keine andere Wahl, als in der Familie zu bleiben. Sie wurde zurückgelassen und musste eine für ihren Bruder kaum aushaltbare Situation alleine bewältigen. Interessant ist hier, dass normalerweise Kinder, die in der Aufmerksamkeit vernachlässigt werden, enger zusammenrücken (vgl. FREIBURG 2010: 96). Laut FREIBURG (2010) gibt es Untersuchungen, die zeigen, dass auch unter jungen Kindern in extremen Verhältnissen bzw. Umständen eine intensive Bindung und Loyalität ohne Mutter erfolgen kann. Voraussetzung, so VON SALISCH (1993: 70) ist, dass zumindest ein Elternteil im frühen Kindesalter herzlich und emotional erreichbar war und Vorbild für ein emotionales Verhalten abgab. In solchen Fällen erzeugt die in sich geschlossene Gruppe der Geschwister Geborgenheit und Sicherheit (vgl. FREIBURG 2010: 96). SCHNEEWIND (1999) sieht es ähnlich, indem er schreibt:

dass das Zusammenrücken der Geschwistergruppe [...] offenkundig in vielen Fällen eine Ressource schafft, die Bindungsqualität beinhaltet (Schneewind 1999: 514).

FREIBURG (2010: 97) schreibt dazu:

Gerade in Krisenzeiten, erweist sich der vertraute Umgang miteinander und die berechenbare Kenntnis geschwisterlichen Verhaltens als trennungs- und traumamindernd.

Hier stellt sich die Frage, warum in diesem Kontext die Geschwister aus dem Interview 1 und auch Gele und Julia aus dem Interview 2 und 3 nicht näher zusammenrückten und füreinander da waren, wie es Kati und Ben im Interview 5 taten.



Eine Möglichkeit besteht hier in einer unterschiedlichen subjektiven Wahrnehmung und einer Fokussierung auf das Selbst. So nahm evtl. das eine Geschwister nicht wahr, wie es dem anderen ging, weil innerhalb einer Familie der

soziokulturelle und der familiäre Beziehungskontext der gleiche [ist], er ist natürlich nicht derselbe, weil jeder diese Umgebung subjektiv anders erlebt. (CIERPKA 2001: 444).

Die dabei gezeigten Persönlichkeitseigenschaften von Mark und seiner älteren Schwester sind somit klinisch irrelevant, d. h. sie sind kein direkter Anzeiger für ein pathologisches Verhalten, sondern stellen eine Adoption von Eigenschaften dar, welche in der Gesellschaft desavouiert werden (ein Persönlichkeitskonstrukt, welches auch als ‚Dunkle Triade‘ bekannt ist, vgl. PAULHUS & WILLIAMS [2002]; JAKOBWITZ & EGAN [2006]).

Dies war auch bei Gele und Julia aus dem Interview 2 und 3 der Fall. Die jüngere Schwester war in ihrer Person durch die gleichaltrigen Übergangspflegekinder in Frage gestellt, die ältere nicht, diese hatte einen höheren Status und grenzte sich bewusst von ihrer jüngeren Schwester ab. Sie kümmerte sich um die aufgenommenen Kinder und erhielt dadurch Lob von der Mutter. Sie ließ ihre Schwester mit der belastenden Konkurrenzsituation, der sie über Jahre ausgesetzt war, allein. Julia (Interview 3) machte ihrer Mutter gegenüber über das Erlebte Luft und stufte sich dabei selbst als schwierig und unsozial ein. Bis heute hat sie mit ihrer Schwester nicht über das Erlebte gesprochen. Im Gespräch zeigte sie sich interessiert an dem, was ihre Schwester wohl erzählen werde:

„Wie sie es empfunden hat, ja. Also das wäre eigentlich mal ganz spannend zu wissen äh was sie denn erzählt“ (I3: 1539-1540).

Julia hatte es scheinbar schwerer, eine eigene Identität zu entwickeln. Laut CIERPKA (2001) geht es zunächst nicht nur darum, sich vom Geschwister und anderen Kindern zu unterscheiden. Es wird vielmehr angestrebt, eine eigene Identität und Individualität zu entwickeln, um isoliert eine Selbsterfahrung zu erleben. Hierfür ist dienlich, wenn die Geschwister dieses reflektieren und sich das Geschwister darin selbst identifiziert (vgl.

CIERPKA 2001: 445). Als Randbedingung kann jede Rolle nur einmal ausgefüllt werden und diese fördern (z. B. die wissbegierige Schwester) oder ihr im Wege stehen im Sinne einer selbsterfüllenden Prophezeiung (vgl. FRICK 2009: 88ff.). Die Gestaltung der Rollen wird von KASTEN (1993) als ‚innerer Drang‘ aufgefasst, um Disparität auszubilden und sich unterscheiden zu wollen, was beispielsweise hier durch das jahrelange Nebeneinander gleichaltriger Geschwister erschwert werden kann. Zudem wird diese Chance der Bildung der eigenen Identität und Individualität durch Reflektion umso schwerer, je mehr man selbst mit anderen verglichen wird und geringe Möglichkeiten bekommt, sich zu differenzieren.

Jan, Kati und Ben entwickelten durch freie Entwicklung eine eigene Identität, da sie zu jeder Zeit die Möglichkeit hatten, sich in der sozialen Interaktion mit anderen Menschen frei zu entfalten.

Ein weiterer Umstand, der Geschwisterbeziehungen belasten kann, ist die Aufnahme von gleichaltrigen Kindern. Hierzu gibt es allerdings, wie schon im Kapitel 3.3.1.3 beschrieben keine validen Forschungen (vgl. WALPER et al. 2009). Die Erzählungen von Julia verdeutlichen, dass sie sich ständig neu behaupten musste, weil sie über Jahre hinweg sehr viele gleichaltrige Kinder um sich hatte, mit denen sie sich vergleichen lassen musste. Sie wurde in der sie, wie sie beschreibt, überfordernden Situation mit den gleichaltrigen Kindern oft sich selbst überlassen und einer Mutter, die diesen Zustand nicht wahrnahm. Das belastete auch die geschwisterliche Beziehung. Gele schaffte es hingegen, sich bei der Mutter verbal gegenüber der jüngeren Julia abzugrenzen und musste infolgedessen weder auf sie aufpassen noch mit ihr spielen:

„Das habe ich immer gehasst und ich glaube, dass hat meine Mutter irgendwie gewusst und deswegen hat sie nie gesagt, ihr müsst jetzt was zusammen machen“ (I2: 539-541).

Diese Aussage ist unter dem Aspekt interessant, dass prosoziales Verhalten der älteren Geschwister vorrangig sein soll und dieses doppelt so oft von älteren Geschwistern eingeleitet werden soll. Laut KASTEN (2001: 101) sind ältere Schwestern am häufigsten

als Akteure prosozialen Verhaltens zu beobachten.

Das war weder im Fall drei Geschwister aus dem Interview 1 der Fall noch bei Gele und Julia aus dem Interview 2 und 3. Nur bei Kati und Ben aus dem Interview 5 konnte dieses Verhalten beobachtet werden. Sie beschrieben die Geschwisterbeziehung als sehr eng und harmonisch und waren sich einig, dass diese ohne die Aufnahme der Übergangspflegekinder nicht so intensiv geworden wäre:

„Aber ich glaube nicht, dass wir uns dann irgendwie über unsere Probleme unterhalten oder so, die Bindung wäre ohne die Pflegekinder nicht entstanden“ (ISK: 1620-1621).

Bei Kati und Ben fand eher eine emotionale Verbrüderung statt. Sie solidarisierten sich gegenüber den aufgenommenen Kindern, die dadurch keine Bedrohung darstellten, aber manchmal als unangenehm und drangsalierend wahrgenommen wurden. Gemeinsam konnten und können sie sich so vor den Pflegegeschwistern schützen.

Die Eltern von Kati und Ben verhalten sich abgrenzend in ihrer Rolle und trennen die Geschwister emotional und auch räumlich von den Pflegekindern:

„aber dieses Badezimmer hier unten ist halt nur für uns“ (ISK: 1505-1506).

Mit den klaren von den Eltern vorgegebenen Regeln sind besondere Rechte für die leiblichen Kinder sowie ein Vertrauensvorschuss verbunden. Die leiblichen Kinder werden zweifelsfrei in den Vordergrund gerückt:

„Das halt auch wir wissen, dass wir im Vordergrund stehen“ (ISK: 1321).

Damit überführen die Eltern von Ben und Kati ihre leiblichen Kinder in ein separates Subsystem und vorhandene Problematiken zwischen den Geschwistern verlieren vollständig an Bedeutung.

Ergänzend verschwimmen auch mögliche Ungleichbehandlungen durch die Eltern, welche für die Geschwisterbeziehungen hohe Relevanz haben können – von denen in den Interviews aber an keiner Stelle die Rede ist. Natürlich benötigt prinzipiell jedes Kind eine individuelle Zuwendung, die auf spezielle Bedürfnisse und Alter abgestimmt ist (vgl. MATTMÜLLER 2010: 18), aber rasch kann sich nach FRICK (2009: 157) bei Geschwistern hierdurch eine ungleiche elterliche Fürsorge entwickeln. Innerhalb der biologischen Geschwister sind Unterschiede in Lebensalter, Geschlecht,

Lebhaftigkeit, körperlichen Ausmaßen, Begabung und Gefühlsregungen natürlich vorhanden und Kinder sind selbst bei fiktiver Gleichbehandlung davon überzeugt, dass Eltern einzelne Kinder bevorzugen (vgl. BANK & HAHN 1991: 183). BANK & HAHN (1991: 183) folgend könnte man George Orwell („Farm der Tiere“ von 1945) bemühen und formulieren: „Alle Geschwister sind gleich, aber manche sind gleicher.“

Diese Gefahr mag in diesem speziellen Familiensystem im Interview 5 durch die Aufnahme der Übergangspflegekinder minimiert worden sein, da die Abgrenzung gegenüber den Pflegekindern so deutlich ausfällt. Durch die extrem klare Trennung des geschwisterlichen Subsystems wird der Weg frei für eine positive Haltung zwischen den leiblichen Geschwistern, denn nach FRICK (2009: 157) ist

die Haltung der Eltern als die zentrale Einflussgröße in der Frage, ob zwischen Geschwistern eine kooperative oder aber konkurrierende und ablehnende Tendenz überwiegt.

Damit ist das Konfliktpotential zwischen den leiblichen Geschwistern in diesem Fall minimiert, denn generell korrelieren die Konflikthäufigkeit und ungleiches Elternverhalten miteinander (vgl. VON SALISCH 1993: 73). Mark aus dem Interview 1, der sich, bevor er später auszog, nicht so gut mit seinen beiden Schwestern verstand, berichtete von einer Verbesserung der Beziehung zu seiner älteren Schwester nach seinem Auszug aus dem Elternhaus und ebenso, als seine jüngere Schwester schließlich auch auszog.

„Die jüngere Schwester, eigentlich jetzt erst, nicht jetzt, vor 20 Jahren sicherlich angefangen aber erst seit sie dann auch ausgezogen ist“ (I1: 711-713).

Möglicherweise spielte in seinem Empfinden vor dem Auszug die generelle Wahrnehmung der Ungleichbehandlung durch die Eltern eine Rolle. Da die leiblichen Kinder in ihrem Status nicht von den Pflegekindern abgehoben waren, stellten seine Schwestern für ihn ebenso eher Mitkonkurrenten um die Gunst der Mutter dar, als dass er sie auf geschwisterlicher Ebene gleichstehend empfand. Hinzu kam noch der Altersunterschied zur jüngeren und älteren Schwester. Dazu passt das Empfinden einer perma-

nennten angespannten Situation im Elternhaus, die er explizit erwähnt. Die fortwährende Ignoranz der Mutter gegenüber Marks Problemen mag somit dessen Abneigung gegenüber seinen leiblichen Schwestern gefördert haben.

Geschwisterbeziehungen können sich sehr wohl positiv verändern, wenn die Kinder innerhalb des Settings das Gefühl haben, nicht aus dem Fokus ihrer Eltern zu geraten. Ein wichtiger förderlicher Aspekt hierbei, der vor allem im 5. Interview offensichtlich wurde, war eine gelebte Gesprächskultur, wogegen Mark aus dem Interview 1 sagte, dies alles sei bis heute ein Tabuthema.

Die Frage nach dem Tabuthema innerhalb Marks Familie lautet doch, hätte man nicht eher ‚die Reißleine ziehen müssen‘ und die familiäre Überforderung zugeben müssen? Tabus sind dadurch gekennzeichnet, dass sie unhinterfragt, strikt und bedingungslos sind und mitunter Bestandteil einer funktionierenden menschlichen Gesellschaft. Oft verbirgt sich hinter einem Tabu ein Konsens einer sozialen Erwartung, die wortlos innerhalb der Gesellschaft weitergereicht werden kann.

Warum ist es so schwer, über das Erlebte zu sprechen? Auffällig ist, bis auf die Befragten im Interview 5 äußerten alle Interviewten mir gegenüber, ich sei die erste Person, mit der sie so ausführlich über das Erlebte sprächen. Selbst zwischen den Geschwistern wurde sich darüber nie ausgetauscht, wie Geles Aussage belegt:

„Also ich würde das gerne mal hören, das Interview mit meiner Schwester“ (I3: 1529-1530).

Die Essenzen aus den Interviews mit Gele, Mark und Julia spiegeln wieder, wie neben einer Tabuisierung womöglich eine Verdrängung des Erlebten stattgefunden haben kann. Eine Verdrängung wird nach Freud als jener Prozess bezeichnet,

durch den eine Person sich vor der Erinnerung an nicht annehmbare oder schmerzhaftige Erinnerungen schützt, indem sie sie aus dem Bewußtsein verstößt (ZIMBARDO: 1992: 627).

Diese Interviewpartner lebten zwar auch in durchaus kommunikativen Familienverhältnissen, das Erleben des Aufwachsens wurde aber nie speziell thematisiert bzw. kritisch hinterfragt.

„Und diese (3) Selbstreflexion, Selbstkritik, (2) die ist nicht so so groß, weil es ja allen besser gegangen wäre, als sonst wenn sie es halt nicht gemacht hätten. Also ist es erfolgreich gewesen. Mhm“ (I1: 678-680).

#### 15.4 Die Anzahl der aufgenommenen Kinder

Ein noch nicht genannter Aspekt beinhaltet die große Anzahl von teilweise mehr als 20 verschiedenen Kindern, die laut Aussagen der Interviewpartner oftmals innerhalb eines Jahr pro Familie dort lebten, davon teilweise gleichzeitig bis zu vier. Hochgerechnet auf die Jahre der Übergangspflege­­tätigkeit der Familie haben somit in einigen Familien bis zu 100 Kinder gelebt. Es gibt keine statistischen Erhebungen darüber, wie viele Übergangspflegekinder im Durchschnitt in einer Übergangspflege­­familie leben. Daher kann sich hier nur auf die Aussagen der Interviewten bezogen werden. Neben fehlenden Daten zur Quantität des Übergangspflegekinderwechsels mangelt es auch an aktuellen Studien, die diskutieren, ob eine recht hohe Anzahl an wechselnden Kindern über die Jahre im Verhältnis zu den erlebten Emotionen stehen - daher wird dieser Aspekt hier nicht näher diskutiert. Festgehalten werden kann gleichwohl, dass diese langjährig zigfache Ankommens- und auch Abschiedssituationen nicht spurlos an den leiblichen Kindern vorüberging. Gerade Abschiedssituationen werden in der Literatur oft als schmerzlich empfunden beschrieben (vgl. TWIGG [1995]; TEXTOR [2001]; RAUCH [2003]; BLANDOW [2004]). Jeder der Befragten versuchte, anders mit der Verlusterfahrung umzugehen und sich davon nicht berühren zu lassen. Sie beschrieben Emotionslosigkeit, Desinteresse, ein hohes Enervierungspotential, Tristesse, und berichteten über innerliche Reaktionen wie Rückzug oder auch im Gegenzug von einem überraschend rationalen Umgang mit dem Bewusstsein, dass die Pflgeschäften terminiert sind:

1. „Also wir sind dann in Spitzenzeiten sieben Kinder gewesen“ (I1: 233) [...]. „Ja, wie gesagt, ich hab mich ja relativ weit rausgezogen auch, und äh ich denke, dass es immer nen nen Stück Erleichterung gewesen ist“ (I1: 505-506).

2. „Wahnsinn wenn man dann überlegt das waren glaube ich 100“ (I1: 192-193). [...] „Also das war immer schon so, dass die mit dazugehörten, aber es war dann auch okay, wenn sie halt irgendwie wieder gegangen sind“ (I2: 391-392).
3. „Wenn man dann mal so Hochphasen waren wo vier Kinder gleichzeitig da waren das läppert sich dann schon“ (I3: 1121-1122). [...] „Ja, und dann kam das nächste Kind. Also ich glaub, man wird da auch so ein bisschen (2) unemotionaler“ (I3: 1430-1431).
4. „Aber ich glaube wir sind irgendwie auf 70 oder so was, also () schon ziemlich viele“ (I4: 749-750). [...] „Das hab ich glaub ich relativ schnell () dann gemacht, dass ich die () aus den Augen aus dem Sinn“ (I4: 877-879).
5. „30 würde ich eher sagen [...] Dann zum Schluss ist es wieder so normal und denn ist das für mich egal, ob die weg sind oder hier sind“ (I5B: 431-432).

Bei diesen Aussagen stellte sich seitens der Autorin die Frage, ob die leiblichen Kinder begleitet und unterstützt wurden, sei es durch die professionellen Dienste oder die Eltern. Unter diesem Aspekt wurde das gesamte Material erneut gesichtet, doch die Interviewpartner erwähnten an keiner Stelle Begleitung durch professionelle Dienste.

Aus der Eingangsuntersuchung in dieser Arbeit (Kapitel 5) und den vorgestellten Ergebnissen der Studien im Kapitel ‚Stand der Forschung‘ wird ersichtlich, dass die leiblichen Kinder leider bis dato nicht im Fokus der professionellen Dienste stehen. Hier sei auf die aus dieser Tatsache heraus entwickelten Handlungsempfehlungen für die Praxis im Kapitel 15.12 verwiesen.

## 15.5 Begleitung und Unterstützung der leiblichen Kinder durch die Eltern

Durch die Aufnahme von Übergangspflegekindern vergrößert sich ganz automatisch die Familie. Die Eltern haben sich nun um noch mehr Kinder zu kümmern. Dies hat zur Konsequenz, dass sich die Eltern nicht mehr im gewohnten Umfang um ihre leiblichen Kinder kümmern können, wie sie es vor der Aufnahme der anderen Kinder taten (vgl. WIEMANN [1994];

MARMANN [2005]). Sind nun diese Kinder, wie es bei Übergangspflegekindern häufig der Fall ist, verhaltensauffälliger und aufwendiger in der Betreuung, so wird ihnen seitens der Übergangspflegeeltern noch mehr Aufmerksamkeit zuteil, die den leiblichen Kindern wiederum fehlt. Aber auch die leiblichen Kinder brauchen weiterhin die Begleitung und Unterstützung der Eltern, denn auch für sie bedeutet die Aufnahme von Übergangspflegekindern einen Einschnitt, mit dem sie erst einmal lernen müssen umzugehen.

An dieser Stelle sei die Studie von TWIGG aus dem Jahr 1995 genannt mit dem Titel „*Coping with loss*“, welche die Emotionen leiblicher Kinder in Pflegefamilien sehr gut darstellt. Noch in einem weiteren Aspekt ist die Studie von TWIGG (1995) mit der Situation der hier Befragten vergleichbar, da die interviewten Kinder zum einen sehr lange im Setting lebten (mindestens elf Jahre), und zum anderen, da in den Familien über die Jahre eine ebenfalls große Anzahl von Kindern (zwischen zehn und 58 Kinder) lebten. Ein zentrales Ergebnis dieser Untersuchung war der Verlust von Aufmerksamkeit durch die Eltern, die viele sogar als ‚emotionale Vernachlässigung‘ empfanden. Auch dieses spiegelt sich bei den Befragten der vorliegenden Untersuchung wieder, die unter der Wahrnehmungsfo-  
kussierung der Eltern auf die Übergangspflegekinder litten.

Hier fiel die Begleitung und Unterstützung durch die Eltern bei allen Befragten sehr unterschiedlich aus und spiegelt das Erleben dieser Situation der Kinder sehr offensichtlich wieder. Im 1. Interview verdeutlichte Mark, dass Begleitung und Unterstützung seitens der Eltern durch die Aufnahme der Kinder nicht mehr gegeben war und er auf sich alleine gestellt war:

„Und äh man merkt dann doch halt mit der Zeit, so jetzt fehlt doch wieder die Zeit von von der Mutter oder so und wie ich gesagt hab mein Vater war eh wenig präsent“ (I1: 527-529).

Gele (Interview 2) unterstützte, wie bereits beschrieben, ihre Mutter bei der Versorgung der Pflegekinder und bekam somit nicht weniger Aufmerksamkeit, sondern eher mehr, weil die Mutter sie für diese Tätigkeit lobte. Als ihr Vater verstarb, verstärkte sich ihre Unterstützung, da sie glaubte, ihrer Mutter nun noch mehr helfen zu müssen. Sie wurde sogar Ansprechpartner für ihre Mutter, die die Probleme der Kinder fortan mit



ihr erörterte. Gele fühlte sich aus genannten Gründen der Mutter gegenüber verpflichtet, noch mehr zu helfen.

„Hat sie mir eigentlich viel irgendwie davon erzählt. So auch was es vielleicht für Probleme mit dem Jugendamt gab“ (I2: 1300-1301).

Julia hingegen kämpfte lange Zeit um die Aufmerksamkeit und Unterstützung der Mutter und äußert sich auch heute noch verärgert darüber, dass diese ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich den Übergangspflegekindern schenkte:

„Das ich einfach zu meiner Mutter gesagt habe: „So jetzt kümmer dich doch mal um mich und lass doch mal den Scheiß“ (I3: 848-850).

Jan (Interview 4) hingegen war sich immer der Liebe, zwar auch geteilten Aufmerksamkeit der Mutter sicher, erlebte aber keine emotionale Vernachlässigung, weil die Mutter immer ein Auge auf ihn hatte und er sich so in dem Bewusstsein entwickeln und entfalten konnte, dass seine Mutter im Notfall immer für ihn da sein würde. Er erlebte so eine Form der Verlässlichkeit, Bestätigung und Protektion, die weder Mark noch Julia erfahren.

„Ich weiß [...] dass meine Mama ähm (2) dafür gesorgt hat, dass die Kinder gut zu mir sind“ (I4: 919-920).

Ähnlich formulierten dies die Befragten im Interview 5. Ihnen war ganz klar bewusst, dass sie bei ihrer Mutter an erster Stelle standen, da sie die leiblichen Kinder waren und die aufgenommenen Kinder im Rahmen des Berufes der Mutter bei ihnen wohnten.

„Mama sagt, dass wir im Vordergrund stehen. Egal was ist, wir stehen vor den Kindern, weil wir Mamas leibliche Kinder sind“ (I5B: 1312-1313).

Die Mutter von Kati und Ben verhält sich hier analog der von mir im Kap. 2.1.5 beschriebene Rolle als Profimutter. Sie ist in der Lage, eine klare Trennung ihrer Rolle als Mutter leiblicher Kinder und als Übergangspflegemutter vorzunehmen und aufzuzeigen, welche bestimmten Rollenerwartungen mit ihrer Tätigkeit verbunden sind. Solche spezifischen Rollenbilder von Eltern gegenüber ihren leiblichen Kindern und den aufgenommenen Kindern wurden ebenfalls von BLANDOW (1972), KOLBE

(2004), SCHOFIELD & WARD (2010, 2013) als auch von WOLF (2012, 2013 und 2015) diskutiert, jedoch immer mit dem Fokus auf Pflegefamilien der (unbefristeten) Vollzeitpflege und sind daher nur mit Einschränkung zu adaptieren. Charakteristische Rollenbilder in Übergangspflegefamilien, insbesondere bezogen auf die Übergangspflegemutter, sind weitestgehend unerforscht.

Hier wird noch einmal deutlich, dass die Tätigkeit von Übergangspflegeeltern eine sehr anspruchsvolle Arbeit darstellt und daher auch einer sorgfältigen Begleitung bedarf, damit leibliche Kinder nicht zu belastet werden und selbst in die Not kommen, Rollen zu übernehmen, die ihnen nicht entsprechen.

Es ist wichtig, dass die leiblichen Kinder nicht vergessen gehen, dass sie mitberücksichtigt werden bei der Aufnahme eines Pflegekindes und auch mitbegleitet werden in einem Pflegeverhältnis (RAULF 2010: 11).

Auf die Begleitung der Eltern und auch der leiblichen Kinder wird im Kap. 15.12 Bezug genommen.

Ein weiterer Punkt, der hier deutlich wird, ist, wie sehr die Eltern Einfluss auf die Bewältigung der Situation für die Kinder haben. Aus diesem Grund muss darum auch die Rolle der Eltern in diesem Kontext näher betrachtet werden.

## 15.6 Die Rolle der Eltern

### 15.6.1 Die Rolle der Väter

Die Vaterrolle ist für die emotionale Entwicklung eines Kindes zweifelsohne signifikant, die wenigen empirischen Studien, die es bislang in der Väterforschung gibt, weisen zudem darauf hin, dass ein zunehmend größerer Anteil von Männern traditionelle Geschlechterrollen ablehnen, was sich jedoch auf der Verhaltensebene nicht im gleichen Ausmaß zeigt (vgl. OBERNDORFER & ROST 2005: 50).

Derzeit weisen neuere repräsentative Untersuchungen darauf hin, dass es die ‚neuen Männer‘ bzw. ‚Väter‘ in Deutschland gibt – jedenfalls was die Einstellungen der Väter angeht (vgl. MÜHLING & ROST [2007: 14]; NAVE-HERZ [2007: 58f.]). Laut MEUSER (2012: 63) betont die psychologische

Väterforschung die Bedeutung des Vaters für die kindliche Entwicklung. Neue Forschungen ergeben, dass Paare, die zu Eltern werden, auch heute noch in der Regel althergebrachte Rollenstrukturen trotz gewandelter Werte und Normen aufgreifen, der Vater weiterhin in seinem Berufsfeld mit voller Zeit beschäftigt bleibt und nur die Mutter ihren Berufsweg unterbricht oder sogar ganz aufgibt (vgl. OBERNDORFER & ROST 2005: 54). Zusätzlich zu den erwähnten konstanten Rollenstrukturen, die den neuen gesellschaftlichen Werten trotzen, sind auch die materiellen Bündnisse in der Familienstruktur konservativ behaftet. Empirische Studien zeigen, dass der Vater sich für die materielle Sicherheit der Kinder auch in heutiger Zeit stark verantwortlich fühlt (vgl. NAVE-HERZ 2007: 60). Das wird daran deutlich, dass beispielsweise 2006 der Mann in 56,5% der Haushalte Allein- oder Haupternährer war (vgl. MEUSER 2012: 68).

Durch die Neuorientierung der Rolle der Frauen werden auch an die Väter neue Anforderungen gestellt (vgl. MÜHLING & ROST 2007: 11). Wie diverse Autoren schreiben, scheint sich unsere Gesellschaft mit der Akzeptanz dieser Geschlechterrollen jedoch noch sehr schwer zu tun (vgl. OBERNDORFER & ROST [2005: 52]; MÜHLING & ROST [2007: 14]). Die neue ‚Väterlichkeit‘ ist heutzutage bereits Bestandteil gesellschaftlicher Alltagskultur, es gibt allerdings verschiedene Möglichkeiten diese auszuüben.

SCHNEIDER (1989: 32ff.) beschreibt drei Konzepte von Vaterrollen: der traditionelle Vater, der partnerschaftliche Vater und der ‚neue‘ Vater. Solche Konzepte bleiben jedoch stets Konstrukte, denn die Aspekte der Vaterrolle und das Agieren des Vaters sind im modernen Familienbild ungemein vielschichtig und auch von religiösen und sozialen Bedingungen sowie von der ethnischen Herkunft abhängig (vgl. MÜHLING & ROST 2007: 12).

Laut THOMÄ (2012) allerdings gibt es kein klassisches Vaterbild, welches durchweg in der Gesellschaft vorherrschend ist, sondern

vielmehr ist ein breiter Fächer von verschiedenen Rollenverständnissen entstanden, der vom Vater als Ernährer bis zum Hausmann reicht (THOMÄ 2012: 72).

Einige der Interviewpartner (Mark, Gele und Julia) wuchsen im zeitlichen Kontext der 1970er und 1980er Jahre auf, in dem eine klare Trennung von Mutterrolle und Vaterrolle vorherrschend war. In dieser Zeit war für einen Vater oftmals nicht die Funktion als Familienoberhaupt am wichtigsten. Die Werte orientierten sich mehr an beruflichem Erfolg, der Arbeitsleistung und dem Prestige in der Gesellschaft, und somit verwirklichte sich ein Vater in der Berufswelt, während er zeitgleich aus dem familiären Umfeld stärker zurücktrat (vgl. MÜHLING & ROST 2007: 11). Die Väter boten ihren Kindern zwar vermehrt materielle Güter an, aber nur noch wenig emotionale Bindung, was besonders am Beispiel von Mark deutlich wird.

Der gesellschaftliche Kontext mag zum Teil erklären, warum die Väter in der Übergangspflege scheinbar keinerlei große Rolle spielten. Wie im Kap. 2.1.3 bereits beschrieben, ist die Hauptbetreuungsperson innerhalb der Betreuungsstelle meistens die Mutter der Familie (vgl. LILLIG et al. 2002: 32).

Interessant ist dennoch, dass die Väter auch kaum in den Aussagen der Befragten genannt wurden, wenn es um Dinge ging, die nur die leiblichen Kinder betrafen. Die Väter waren scheinbar kaum existent, und werden nur beiläufig erwähnt.

In Interview 1 wurde der Vater als politisch aktiv und häufig außer Haus beschrieben:

„Da gabs hier ne Fraktionssitzung und da Ratsversammlung und da Kreistag und hier mussten sie sich dann, was weiß ich wie treffen, um irgendwelche Wahlen vorzubereiten oder so was. Der der war also viel weg“ (I1 300-302).

Dieses Verhalten darf zumindest in Ansätzen der Zeit und den damit vorherrschenden gesellschaftlichen Einstellungen und Gegebenheiten geschuldet sein, die in den 70er Jahren vorherrschend waren. Es könnte jedoch gleichzeitig in Anteilen auch eine individuelle Fluchtstrategie des Vaters aus den konkreten Verhältnissen zu Hause widerspiegeln (vgl. Kap. 14.2), die der Befragte als sehr unruhig und laut empfand und die der Vater, so Mark, irgendwann nicht mehr aushalten konnte.

Im Interview 2 und 3 wurde der Vater nur im Zusammenhang mit seinem Ableben erwähnt, die 13 Jahre zuvor, die er in der Familie lebte,

schiene keine Relevanz gehabt zu haben, nicht einmal in Situationen, in denen die Befragten über Freizeitaktivitäten oder Urlaub erzählten.

„Dadurch, dass mein Vater auch gestorben ist, ja relativ früh“  
(I2: 838-839);

„Mein Vater ist verstorben als ich dreizehn war“ (I3: 1246-1247).

Jans Mutter (Interview 4) war alleinerziehend und der Vater wurde von ihm während des Gespräches nicht näher erwähnt:

„Meine Mam dann irgendwann alleinerziehend war, weil mein Vater weg war“ (I4:251-252).

Der Vater von Jan verlässt die Familie, als dieser noch ein Baby war, so dass Jan sicherlich auch keinen Anlass sah, seinen Vater in irgendeiner Form zu erwähnen, da er für ihn in der Zeit des Aufwachsens keine Bezugsperson darstellte. Dies könnte auch die enge Bindung zu seiner Mutter erklären (siehe auch Kap. 15.3).

Im Interview 5, in dem die Mutter hauptsächlich die aufgenommenen Kinder versorgte, begründeten die leiblichen Kinder die Abwesenheit des Vaters mit der Berufstätigkeit der Mutter als Übergangspflegestelle, die impliziert, sich allein um die aufgenommenen Kinder zu kümmern:

„Papa lebt so nebenher, aber Mama, das ist ja auch ihr Job“ (I5K: 461-462).

Die Kinder beschrieben dies aber nicht kritisch, sondern selbstverständlich, da es die berufliche Tätigkeit der Mutter darstellt, in die sich der Vater nicht einbringt, weil er diese als die Arbeitsdomäne der Mutter betrachtet.

Zusätzlich wurden seitens aller Befragter kaum bis gar keine Situationen beschrieben, in denen die Väter durch besondere Betreuung ihrer eigenen Kinder in Erscheinung traten. Sie trugen den Entschluss, Übergangspflegekinder aufzunehmen, welcher oftmals von der Frau ausging, vermeintlich mit, zogen sich aber oft aus dem Gesamtkontext zurück, ohne, wie es scheint dabei ihre eigenen Kinder im Blick zu behalten.

Da es sich um narrative Interviews handelte, die Fragestellung offen war und sich erst im Laufe der Auswertung mittels der Grounded Theory Methode das Kernthema kristallisierte, kann im Nachhinein die Frage

nach der Beteiligung der Väter nicht umfassend diskutiert werden. Eine Zweitbefragung, bei der man auf das Thema hätte fokussieren können, war im Studiendesign nicht eingeplant. Dennoch bleibt festzuhalten, dass die Mütter in den Mittelpunkt rückten, dieses jedoch für die Väter nicht zutraf.

Hier knüpft die Frage an, warum die Männer den Frauen einer solchen Tätigkeit zustimmten, sich dann aber zurückzogen und die Frauen mit der Situation zurückließen. Hier schließt die geringe Anzahl untersuchter Fälle genauere Aussagen aus, es muss noch einmal betont werden, dass die Arbeit auf den Ergebnissen von sieben Interviews fußt. Dies kann sicherlich nicht stellvertretend für alle Übergangspflegeeltern in Deutschland so verallgemeinert werden, öffnet als Ausblick aber sicherlich Potential für künftige Forschungen (siehe auch Kap. 15.9).

### *15.6.2 Die Rolle der Mütter*

Im nächsten Schritt wurde die Rolle der Mütter näher betrachtet. Auffällig war zunächst, dass die Befragten sich bis auf Julia relativ kritiklos gegenüber ihren Müttern verhielten.

„Also es hat mich genervt ohne Ende, ich habe auch viel Streit mit meiner Mutter deswegen gehabt“ (I3: 878-879)

Alle anderen Befragten bewunderten trotz teilweise verringerter Aufmerksamkeit seitens der Mutter diese für ihre Tätigkeit, wie ein Beispiel aus dem Interview 2 (Gele) verdeutlicht:

„Im Nachhinein bewunder ich meine Mutter, wie sie das immer alles geschafft hat (lacht). Haushalt und Kinder und alles so unter einen Hut zu bringen“ (I2: 85-86).

Für Mark aus dem Interview 1 ist es bis heute ein Tabuthema, die Entscheidung seiner Eltern, Kinder aufgenommen zu haben, in Frage zu stellen. Dieses Tabu, auch heute nicht über das Erlebte zu sprechen, bleibt weiterhin unhinterfragt und strikt. Mark rechtfertigt diese kritiklose Hinterfragung der Erlebnisse mit dem gut gemeinten, sozial motivierten Handeln seiner Eltern, als diese die Kinder aufnahmen.

„Dieses soziale Engagement der Familie war halt da (Stimme anhebend). Also man hat sich auch gar nicht getraut, ‚nein‘ zu sagen“ (I1: 118-120).

Mark stellt bis heute das sozial motivierte Handeln seiner Eltern nicht in Frage.

Dass sowohl Jan (Interview 4), als auch Ben und Kati (Interview 5) eine andere Selbstverständlichkeit im Umgang mit der Tätigkeit der Mutter hatten, wurde aus der Aussage von Kati ersichtlich, die die Tätigkeit ihrer Mutter als Beruf bezeichnet:

„Das ist ja auch ihr Job“ (15K: 461-462)

Diese Tätigkeit umfasst, dass sich die Mutter um die Pflegekinder kümmern muss, daher sehen die Geschwister darin auch kein Grund zur Eifersucht gegenüber den aufgenommenen Kindern. Sie wissen, dass sie weiterhin an erster Stelle stehen.

Im Zuge der Auswertung, wie bereits im Blick in die Forschungswerkstatt (Kapitel 12) beschrieben, verdichtete sich aufgrund der redundanten Aussagen der Befragten zum Verhalten der Mütter die Annahme, dass das Rollenverhalten der Mütter von ganz besonderer Bedeutung zum Verarbeiten und Bewältigen der erlebten Situation für die leiblichen Kinder war.

So kann ich der Aussage von FREIBURG (2001: 4) nur zustimmen, wenn sie schreibt:

Jedes System hat ein „Steuerungszentrum“. In der Familie ist dies im Idealfall das Elternpaar. Es zeigt sich jedoch, dass auch heute noch die innerfamilialen Steuerungsfunktionen weitgehend von den Müttern wahrgenommen werden; dies gilt insbesondere für Pflegefamilien, in denen über die Hälfte der Mütter keiner außerhäuslichen Arbeit nachgehen.

Wie im Kap. 4 bereits ausgeführt, gab es zum einen das Rollenverhalten einer leiblichen Mutter, die Rolle der Übergangspflegemutter und dann die von mir speziell definierte Rolle der Profimutter. An dieser Stelle möchte ich noch einmal das Rollenverhalten der Mütter aller Befragten zusammenführen und dieses in Beziehung zum Erleben des Aufwachsens in der Übergangspflegefamilie setzen.

Im Interview 1 beschrieb Mark, dass die Mutter gar keine Rolle innehatte, weder die der leiblichen Mutter, noch der einer Übergangspflegemutter geschweige denn Profimutter. Sie war in dem, was sie tat stets

bemüht, wie er sagt, aber überfordert im Sinne einer Mutter, die es allen und jedem Recht machen will, die sich für alle aufopfert und dabei selbst zu kurz kommt, bis sie den Anforderungen nicht mehr gewachsen ist. Bedingt durch die Zeit, aus der Mark sein Erlebtes schilderte, übernahm sie eine traditionelle Mutterrolle. Dies implizierte zusätzlich, dass der Vater als Inhaber der traditionellen Vaterrolle nichts mit der Erziehung zu tun hatte, sondern als ‚Ernährer der Familie‘ das Familienoberhaupt darstellte, was die Überlastung der Mutter noch verstärkte. Sie wird hier als ‚bemühte Mutter‘ beschrieben, die es trotz aller Bemühungen nicht schafft, allen gerecht zu werden und sich selbst dabei aufopfert.

„Meine Mutter war letztendlich auch eigentlich überfordert mit der ganzen Situation und mit den ganzen Kindern“ (I1: 296-297).

Aus Sicht des leiblichen Kindes wird so deutlich, dass die eigenen Wünsche, Bedürfnisse und der Bedarf an Unterstützung nicht erfüllt werden konnten, selbst wenn die Mutter diese wahrgenommen hätte.

Im Interview 2 und 3 übernahm die Mutter ausschließlich eine Rolle, die der Mutterrolle, die für alle Kinder, ob leiblich oder aufgenommen, gleichermaßen Gültigkeit besaß. Inhaltliche Aussagen über die Mutterrolle finden sich nur sehr wenige und stehen gegensätzlich zu BLOW (1972: 34) der die Mutterrolle als eine

biologisch fundierte, kulturell überhöhte und durch spezifische soziale Normen variierte soziale Rolle

versteht. Demzufolge ist die Rollenübernahme der Mutter für die Übergangspflegekinder laut dieser Definition nicht möglich. Die Mutter muss für den Umgang mit den Übergangspflegekindern ein eigenes Rollenverhalten entwickeln. Nach MATTMÜLLER (2010: 18) ist insbesondere für Übergangspflegekinder wichtig und richtig, dass sie eine individuelle Behandlung entsprechend ihren Bedürfnissen und altersgemäßen Fähigkeiten erhalten. Dieses klar differenzierte Rollenverhalten mit positiven Aspekten für die leiblichen Kinder ist jedoch in den hier ausgewerteten Interviews von diesen nicht nur nicht erlebt worden, sondern es trat z.T. sogar das Gegenteil ein. Gele empfand die Gleichbehandlung und Gleich-



setzung seitens der Mutter als notwendig, um so Neid und Rivalität zwischen den Kindern zu verhindern.

„Sind wir alle immer gleichbehandelt worden, so ne (1). Also auch so an Weihnachten weiß ich, dass das meine Schwester immer ganz erbst (Stimme anhebend) war (lacht), wobei sie es glaube ich jetzt nicht zugibt, aber dass die halt immer das Gleiche (Stimme anhebend) gekriegt“ (I2: 110-114).

Dieses von Gele geschilderte Rollenverhalten der Mutter den leiblichen und aufgenommen Kindern gegenüber führte bei ihrer jüngeren Schwester Julia zu einer Rollenirritation und sie fragte sich, warum alle Kinder gleich behandelt werden, da sie doch nur eine leibliche Schwester hat. Das Rollenverhalten der Mutter darf hier demzufolge nicht in zu engen Bahnen betrachtet werden, denn es hat weitreichende Auswirkungen über diese Rolle hinaus. Sie empfand laut eigenen Angaben diese Gleichberechtigung stattdessen als Ungerechtigkeit und fühlte sich so jahrelang von ihrer Mutter durch die angestrebte Gleichbehandlung ungerecht behandelt.

„Ich hatte halt schon das Gefühl, dass da schon so eine Ungleichbehandlung stattgefunden hat“ (I3: 657-658).

Diese Aussage verdeutlichte, dass Julia mit der Gleichbehandlung seitens der Mutter gegenüber allen aufgenommenen Kindern nicht zurechtkam und sie als unfair wahrnahm. Sie als leibliches Kind setzte voraus, bei ihrer Mutter an erster Stelle zu stehen. Sie zweifelte an ihrem Stellenwert innerhalb der Familie angesichts der Vielzahl von über 100 anderen Kindern, die über die Jahre kamen und gingen. Hier zeigte die Mutter wenig differenziertes Rollenverhalten und die leiblichen Kinder hatten das Nachsehen.

Jan (Interview 4) hingegen erfuhr zum Teil ein divergierendes Rollenverhalten der Mutter. Sie verhielt sich ihm gegenüber in ihrer Rolle als leibliche Mutter, den Kindern gegenüber als Übergangspflegemutter mit leichten Tendenzen zur Mutterrolle. Dies begründete Jan damit, dass sie die Kinder zum Teil zu sehr umsorgte und zu liebevoll zu ihnen war.

„Auf Jedenfalls ist meine Mama ist da auch sehr liebevoll gewesen und

sehr, () vielleicht auch manchmal ein bisschen zu fürsorglich allen gegenüber und wollts dann allen gerne recht machen" (I4: 529-530).

Auf der anderen Seite erfuhr er durch seine Mutter auch eine klare Rollentrennung dahingehend, dass das Vertrauen seiner Mutter in ihn immer größer war als das in die aufgenommenen Kinder und sie ihn diesen indirekt immer vorzog. Dies gab ihm viel Sicherheit:

„Meine Mama dann immer mir ein bisschen mehr Glauben geschenkt“ (I4: 1231).

Lediglich bei den Geschwistern aus dem Interview 5 zeigte sich, dass die Mutter in der Lage war, ihre Rollen strikt zu trennen, indem sie als Mutter ihrer leiblichen Kinder fungierte und ihnen zeigte, dass diese an erster Stelle standen. Sie verhielt sich den aufgenommenen Kindern gegenüber freundlich und hilfsbereit, aber auch gleichzeitig emotional zurückhaltend, wie dieses für eine Profimutter sein sollte. Es geht ausschließlich darum, dass eine Profimutter in diesem Kontext eine klare Trennung ihrer Rollen als Mutter leiblicher Kinder und Übergangspflegemutter vornimmt, was der Mutter von Kati und Ben laut deren Aussage auch gelingt.

„Dass die Pflegekinder sich wohl fühlen und dass die auch anerkannt werden, aber dass halt auch wir wissen, dass wir im Vordergrund stehen“ (I5K: 1317-1318).

Sowohl die leiblichen Kinder als auch die Übergangspflegekinder erlebten infolgedessen Orientierung und durch die klare Positionierung seitens der Mutter auch Sicherheit.

Die Diskussion der hier dargestellten Ergebnisse und der hier vorgestellten Textbeispiele zeigt, wie wichtig ein klares Rollenverhalten seitens der Mütter war, weil es das Erleben des Aufwachsens im Setting der Übergangspflege nachhaltig beeinflusste. Die folgende Tabelle stellt noch einmal die jeweils identifizierten Rollentypen der Mütter dar.

Tabelle 6: Rollenverhalten der Mütter der Interviewpartner

	Rollentyp Mutter der leiblichen Kinder	Rollentyp Übergangspflegemutter
<b>Interview 1</b>	'in der Mutterrolle nicht präsente Mutter'	'die bemühte, überforderte Mutter'
<b>Interview 2</b>	Mutterrolle für alle Kinder	Mutterrolle für alle Kinder
<b>Interview 3</b>	Mutterrolle für alle Kinder	Mutterrolle für alle Kinder
<b>Interview 4</b>	Mutterrolle	Mutterrolle und Übergangspflegemutter
<b>Interview 5</b>	Mutterrolle	Profimutter

Hier wird noch einmal deutlich, was auch schon FREIBURG (2002) beschrieb:

Die Mutter ist das Herzstück der Familie. Ihre innere und äußere Stabilität, ihre Wahrnehmung von Vorgängen in der Familie, ihr ausgewogenes Verantwortungsbewusstsein, ihr Erziehungsverhalten und Durchsetzungsvermögen und – last not least – ihr Organisationstalent entscheiden weitgehend über die Funktionsfähigkeit der Familie (FREIBURG 2002: 29).

Besonders im Bezug auf das Erziehungsverhalten entspricht diese Aussage auch den Ergebnissen meiner Auswertungen. Es wurde in allen Interviews ein Zusammenhang zwischen dem Erleben des Kindes bzw. der Kinder und dem Rollenverhalten der Mutter festgestellt, der den Dreh- und Angelpunkt der Ergebnisse dieser Arbeit darstellt und der auch, wie im Kap. 13 beschrieben, zur Konkretisierung der Forschungsfrage und Tendenzthese führte<sup>75</sup>. Diese sei an dieser Stelle noch einmal genannt:

---

75 Es handelt sich um Tendenzen, da dieses eine rein qualitative Studie ist und nur eine geringe Zahl authentischer Fälle als Grundlage für die Verallgemeinerungen dienen.

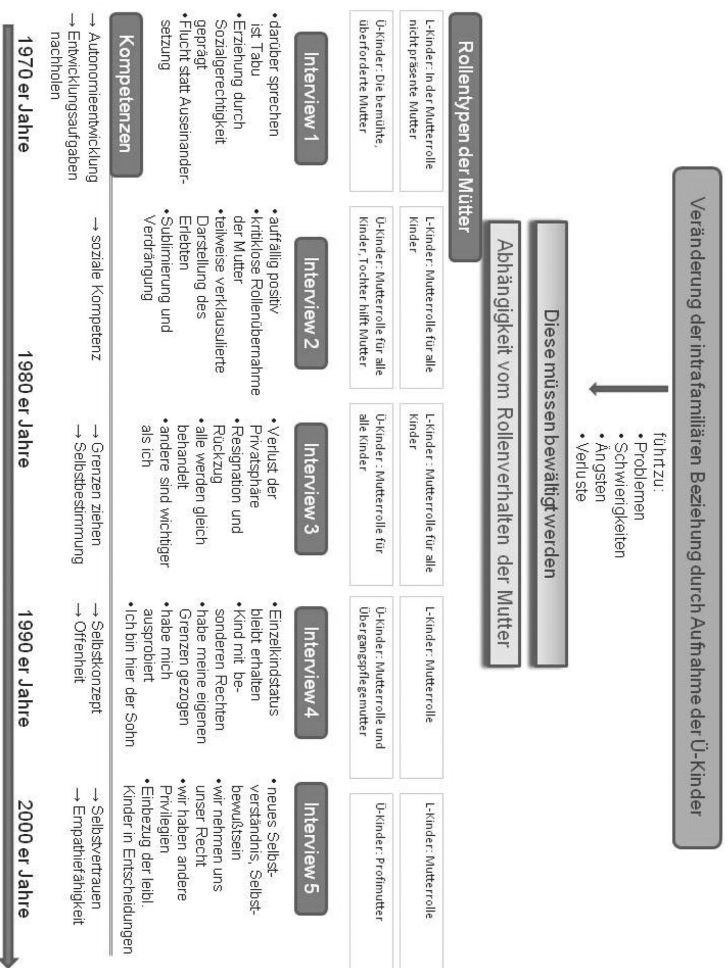
*Je souveräner zwischen der Rolle der Profimutter und der Rolle der leiblichen Mutter differenziert wird, desto sicherer und im Familiensystem integrierter fühlt sich das leibliche Kind.*

## 15.7 Zusammenfassung der Ergebnisse in Form eines Modells

Aufschlussreich, aber bei der Auswahl der Interviews dem Zufall geschuldet (siehe Kap. 10.3) war die Tatsache, dass viele Interviewpartner in verschiedenen Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts aufwuchsen. Wie bei der Darstellung und Interpretation der einzelnen Interviews vorgestellt (Kap. 14), wurden diese in einen differenten historischen Kontext gesetzt, der jedoch durch die zu geringen Aussagen der Befragten hierzu nicht ausreichend begründet interpretiert werden kann.

Betrachtet man die Interviews und die Ergebnisse der Analyse bezogen auf das Rollenverhalten der Mutter, so ergab sich folgendes Modell, welches für die sozialpädagogische Praxis von beträchtlicher Bedeutung sein kann. Vorweg sei zu dem entwickelten Modell bemerkt, dass es bedingt durch die geringe Zahl nachweislicher Fälle in der Aussage limitiert ist. Dennoch können die Ergebnisse weitreichende Folgen für die Praxis haben, möglicherweise können sie als Basis dienen, Zukunftsmodelle zu entwickeln, in denen den leiblichen Kindern zukünftig mehr Beachtung geschenkt wird.

Abb. 36: Rollenverhalten der Mütter im zeitlichen Kontext und Konsequenzen der leiblichen Kinder



In diesem Modell werden die Ergebnisse aller analysierten Interviews in einer zeitlichen Dimension wiedergegeben. Hierin wird deutlich, dass bei dem Rollenverhalten der Mutter aus dem Interview 5 die beiden Geschwister das Aufwachsen am positivsten, stressfreiesten und wertvollsten empfanden. Je mehr man die Zeitachse zurückgeht, desto unzufriedener bis unglücklicher waren die leiblichen Kinder mit ihrem Aufwachsen. Dieses Modell soll nicht den Eindruck vermitteln, dass in den 1980er Jahren beispielsweise alle leiblichen Kinder unzufrieden waren. Es macht vielmehr einen Zusammenhang mit der schon im historischen Kontext (Kap. 14.1) beschriebenen gesellschaftlichen Entwicklung deutlich, die sowohl die Eltern als auch die leiblichen Kinder betrifft und die besagt: Je mehr wir die leiblichen Kinder im Blick haben, in Entscheidungen mit einbeziehen und je mehr die Mütter ihr Verhalten den jeweiligen Rollen anpassen, desto positiver erleben die leiblichen Kinder das Aufwachsen.

Aus dem Modell ergeben sich eine Reihe positiver Aspekte. Die Befragten berichteten von Ressourcen und Kompetenzentwicklungen, die aus der häuslichen Situation entstanden. So lernten die Interviewten früh Verantwortung für ihr Handeln zu tragen, alleine mit Problemen umzugehen, mit Anderen zu teilen und im Haushalt mitzuhelfen. Den Befragten gelang es, in vielen Situationen gestärkt aus Situationen mit weniger Aufmerksamkeit zu gehen und somit eine Autonomie und Selbstbestimmtheit zu entwickeln. Des Weiteren erhöhte sich die soziale Kompetenz durch den Umgang mit diesen Kindern und gerade die Befragten aus dem Interview 5 verdeutlichten, dass sie ihr derzeitiges Leben mit besorgten Eltern und einem behüteten Zuhause viel mehr zu schätzen wissen und nicht mehr als Selbstverständlichkeit ansehen.

Die Handlungsempfehlungen für die sozialpädagogische Praxis, die sich aus diesem Modell ableiten könnten, sind mannigfaltig. Es ergibt sich die Notwendigkeit von Anforderungsprofilen für Pflegemütter, der Betreuung der leiblichen Kinder durch die Fachdienste und die Einrichtung von Supervisionsgruppen für leibliche Kinder. Wichtige Bausteine sind weiterhin die Fortbildungen von Übergangspflegeeltern und Teilnahme an Supervisionen. Zudem ist die Verweildauer der Kinder ebenso zu beachten wie ‚Atempausen‘ durch Zeiten ohne Übergangspflegekinder. Auf die Handlungsempfehlungen wird in Kap. 15.12 noch einmal näher eingegangen.

## 15.8 Agglomerate der Ergebnisdarstellung

Abschließend werden noch einige zentrale und wiederkehrende Phänomene und Charakteristika aus den Ergebnissen der Interviews in den wissenschaftlichen Kontext gesetzt und diskutiert.

**Warum entscheiden sich Familien Übergangspflegekinder aufzunehmen, wenn sie selbst schon leibliche Kinder haben?**

Ein kurzer Einblick zur Motivation von (Übergangs-)pflegeeltern findet sich bereits in Kap. 7.2.5. Im Folgenden soll veranschaulicht werden, aus welchen Gründen sich die Eltern aus den Interviews für diese Pflegeform entscheiden. Bei Marks Eltern aus dem Interview 1 war zum einen ihre ‚sozialdemokratische Einstellung‘ und zum anderen der Wunsch nach einem vierten Kind ausschlaggebend.

Viele Autoren raten allerdings zu Bedacht, wenn der Wunsch nach einem weiteren Kind die Familie dazu bringt, Kinder aufzunehmen, um die Familie zu komplettieren (vgl. BLANDOW [1972: 116ff.]; WIEMANN [1994: 87ff.]; JORDAN [1996: 79]; KAISER [1995 69f.]; BLANDOW [2004:130f.]). Sie sind der Meinung, dass es

...als Motiv nicht aus(reicht), daß das leibliche Kind der Familie ein Geschwisterkind haben soll (WIEMANN 1994: 89).

Das Motiv der Mutter bzw. der Eltern aus dem ersten Interview ist hier zunächst ein rein egoistisches, sie möchten ein viertes Kind, einen Jungen. Mit diesem ‚Wunsch nach Komplettierung der Familie‘ verstärkte sich die Problematik. Retrospektiv betrachtet stellt sich hier weiter die Frage, warum die Mutter, die der Versorgung von drei leiblichen Kindern und später des recht auffälligen Adoptivkindes bereits an ihrer Belastungsgrenze war, sich dazu bereit erklärte, weitere, zum Teil sehr verhaltensauffällige Kinder aufzunehmen. Zudem bleibt offen, was rückblickend nicht weiter beantwortet werden kann, wie ein Jugendamt in ein solches instabiles Familiensystem noch weitere Kinder vermitteln konnte.

Im Interview 2, 3, 4 und 5 hingegen war die Intention für die Aufnahme von Kindern ein finanzielles Interesse. Jans Mutter als alleinerziehende

Frau suchte eine Tätigkeit, die von zuhause aus durchgeführt werden konnte. Dies galt ebenso für die Mutter von Julia und Gele. Die Mutter von Kati und Ben entschied sich ebenfalls bewusst, ihren Beruf aufzugeben und, wie Kati es beschrieb, von zuhause aus zu arbeiten.

Heutzutage wird bei der Ausübung der Übergangspflege als „*berufliche Tätigkeit*“ allerdings vermehrt darauf geachtet, so LILLIG (2002: 298), dass die Familie bzw. die Pflegeperson nicht von den Einkünften der Übergangspflegetätigkeit leben muss, da es zum einen keine Garantie für eine regelmäßige Belegung gibt, zum anderen auch nur eine begrenzte Anzahl an Kindern aufgenommen werden dürfen.

Besonders, wenn bereits leibliche Kinder in der Familie leben muss, so HUBER-NIENHAUS (1997) von Seiten der Eltern darauf geachtet werden, wie viele Kinder aufgenommen werden, da genügend Raum vorhanden sein muss, um die Privatsphäre der leiblichen Kindern aufrechtzuerhalten (vgl. HUBER-NIENHAUS 1997: 105). Dies war, wie Aussagen aus den Interviews verdeutlichen nicht immer gegeben. So mussten sich sowohl Mark aus dem Interview 1, als auch Julia (Interview 3) des Öfteren ihre Zimmer teilen und fühlten sich dadurch in ihrer Privatsphäre eingeschränkt. Vor allem der bei Mark beschriebene enorme Altersunterschied verstärkte den Einschnitt in die Privatsphäre dadurch, dass das aufgenommene Kind so jung war, sich dadurch nicht an Regeln hielt und permanent an seine persönlichen Sachen ging, was Mark sehr missfiel. Diese Erlebnisse von Mark und auch Julia verdeutlichen, wie wichtig für eine gesunde Entwicklung, gerade im Zusammenleben mit belasteten und auffälligen Übergangspflegekindern, ein sicherer Rückzugsort für die leiblichen Kinder ist.

Müssen sich Kinder ein Zimmer mit wechselnden, aufzunehmenden Kindern teilen, so bedeutet dies auch immer eine Nichtbeachtung der Rechte des leiblichen Kindes, da dieses dann keinerlei Rückzugsmöglichkeiten mehr hat. Seitens der Fachdienste ist daher vor Vermittlung von Kindern darauf zu achten, dass den leiblichen Kindern ihre Rückzugsmöglichkeiten in Form eines eigenen Zimmers erhalten bleiben.

### Wie alt sollten die leiblichen Kinder der Übergangspflegefamilie sein?

Leibliche Kinder können vom Aufwachsen mit Übergangspflegekindern Vorteile erfahren. Sie entwickeln – zusätzlich zu den Sozialisationser-



fahrungen mit den eigenen Geschwistern – verschiedene prosoziale und kognitive Kompetenzen durch ihre Verpflichtungen aus der Übergangspflege, was sich auch in den Interviews und in der Literatur widerspiegelte (vgl. LILLIG 2002: 315). Es ist aber auch bekannt, dass Kinder erst ab einem bestimmten Alter in der Lage sind, selbstwertstärkende Erfahrungen zu machen. Auch ist es aus bindungstheoretischer Sicht<sup>76</sup> unerlässlich, dass die leiblichen Kinder zunächst eine sichere Bindung zu ihren Eltern aufgebaut haben, bevor Kinder aufgenommen werden sollten (vgl. BUUNK & DIJKSTRA 2007: 332).

Aus diesem Grund ist es wichtig, zu beachten, wie alt die leiblichen Kinder bei Beginn der Tätigkeit der Übergangspflege sind und in welchem Alter die aufgenommenen Kinder sind. Es sollte individuell entschieden werden ob ein Kind in einer Familie platziert wird, in der Literatur finden sich diesbezüglich keine empirisch fundierten Empfehlungen (vgl. WALPER et al. 2009). Es wurde bereits erwähnt, dass meist Frauen die Übergangspflege durchführen, was daran liegt, dass sie im Rahmen von Erziehungszeiten ihrer leiblichen Kinder mit der Übergangspflege beginnen und dann die leiblichen Kinder unter drei Jahre alt sind (vgl. LILLIG 2002: 311). Hier gilt es aus meiner Sicht zu beachten, dass die leiblichen Kinder nicht mit Verhaltensweisen und Situationen überfordert werden, die die aufgenommenen Kinder mit sich bringen. Somit sollte in diesem beschriebenen Beispiel individuell betrachtet werden ob ein entsprechender Altersabstand eingehalten werden muss (nach unten und nach oben), der dem leiblichen Kind genügend Raum zur persönlichen Entwicklung und Identitätsbildung gibt.

Betrachtet man anhand dieser Empfehlungen die ausgewerteten Interviews, so fällt auf, dass zum einen im Interview 3 (Julia) und 4 (Jan) die Befragten sehr jung bei der Aufnahme von Übergangspflegekindern waren und gerade für die Interviewte aus dem Interview 3 die aufgenommenen gleichaltrigen Kinder nicht angemessen scheinen, weil sie

---

76 Bindungstheorie nach John Bowlby: „Eine Theorie, die annimmt, dass die Entwicklung einer sicheren Bindung zwischen Kleinkind und Betreuungsperson in der Kindheit die Grundlage für die Fähigkeit ist, stabile und intime Beziehungen im Erwachsenenalter aufrechtzuerhalten“ (BUUNK & DIJKSTRA 2007: 332).

die Befragte in immer wiederkehrende Konkurrenzsituationen brachten. Auch Mark aus dem Interview 1 empfand zum einen das Teilen des Zimmers mit dem viel jüngeren Kind als problematisch. Er war in Zeiten seiner Pubertät eher genervt von dem Krach und der Unruhe, die Kleinkinder mit sich brachten. Jan (Interview 4) hingegen nutzte den großen Altersabstand zu den Kindern, die oft Jahre älter waren als er, teilweise aus und „*zwang*“ sie, wie er sagte, mit ihm Lego zu spielen. Der Mutter war immer an einem angemessenen Altersabstand gelegen und ihr war wichtig, dass Jan keinen gleichaltrigen Spielkameraden bekam, sondern Kinder, die um einiges älter waren und ggf. mal mit ihm spielten, aber sich auch zurückziehen konnten.

Da in der Literatur keinerlei empirischen Hinweise zur Altersempfehlung leiblicher Kinder in Übergangspflegefamilien zu finden sind, und bedingt durch die kurze Verweildauer der Übergangspflegekinder meistens keine engen Bindungen zu den leiblichen Kindern entstehen, scheint der Altersunterschied zwischen Übergangspflegekindern und leiblichen Kindern nicht den Stellenwert zu haben, den es für die Dauerpflege in der deutschen Fachdiskussion hat.

### Die leiblichen Kinder im Blick behalten

Die Familienmitglieder, vor allem die leiblichen Kinder, müssen im Rahmen der Übergangspflege ihre eigenen Bedürfnisse häufig zurückstellen, weil die Belange des aufgenommenen Kindes oftmals im Vordergrund der familiären Aufmerksamkeit stehen. Ganz besonders wichtig dabei aber ist, dass die leiblichen Kinder nicht aus dem Fokus der Eltern geraten, wie es beispielsweise sowohl im Interview 1, als auch im Interview 3 zum Teil der Fall war. Wünschenswert ist, dass sich die Eltern ganz bewusst Zeit nur für die leiblichen Kinder nehmen und ihnen dabei ihre vollste Aufmerksamkeit schenken (vgl. LILLIG 2002: 312). Bei der Analyse der Befragten fanden sich nur im Interview 5 (Kati und Ben) Angaben darüber, dass sich die Eltern abends bewusst mit den Kindern zusammensetzten und über den Tag austauschten.

Bloß nicht die leiblichen Kinder aus dem Blick verlieren!

rät Fock (2011: 18) und weiß, dass es im Alltag mit den oft seelisch erschütterten und verstörten sowie problematischen Übergangspflegekindern alles andere als leicht ist, dem nachzukommen. Die leiblichen Kinder sind daher dazu aufgefordert, ihre eigene Problem- oder Notsituationen den Eltern gegenüber klar zu signalisieren. So war es beispielsweise im 5. Interview (Kati und Ben) der Fall, die es vermochten, eine Reaktion der Eltern zu erhalten und in der Folge entsprechend Zeit für die Belange des Kindes nahmen. Kati und Ben beschrieben sogar eine Verbesserung der innerfamiliären Situation nach Aufnahme eines Kindes, weil die Zeit, die die Kinder mit ihren Eltern nun verbrachten, eine höhere Qualität hat. Die gemeinsame Zeit wird hier bewusster erlebt und genossen, weil sie, bedingt durch die Aufnahme der Kinder, in der Quantität abgenommen hat.

Die Existenz innerfamiliärer Strukturen eröffnet leiblichen Kindern die Möglichkeit, jederzeit Bedürfnisse und Wünsche zu äußern. Wichtig ist dabei auch die Einhaltung von Ritualen, wie es beispielsweise Kati aus dem Interview 5 beschreibt. Der Geburtstag eines Familienmitgliedes stellt hier eine besondere Situation dar. Das Geburtstagskind steht an diesem Tag im Vordergrund und laut Kati achtet ihre Mutter darauf, dass dies auch eingehalten wird und das Übergangspflegekind sich zurücknehmen muss. Dieses Beispiel ist Zeugnis für den Stellenwert der Pflegekinder in der Familienkonstellation. Hier erfahren die leiblichen Kinder mehr Wertschätzung und erleben keine Zurücksetzung, wie es beispielsweise im Interview 2, Gele und 3, Julia erlebten, wo es zu Weihnachten für alle Kinder gleichwertige Geschenke gab.

Auch müssen die Eltern Obacht geben, dass die älteren, vernünftigeren Kinder nicht in eine Versorgerrolle (Parentifikation) kommen, die sie ggf. überfordert (vgl. KAISER 1995: 70). Hier sei Gele aus dem Interview 2 erwähnt, die sich durch Unterstützung der Mutter bei der Betreuung der Übergangspflegekinder Lob und Anerkennung sicherte. Derartige Formen der Erlangung von Aufmerksamkeit sind in solchen Kontexten nicht unüblich:

Sie (die leiblichen Kinder) erleben eine große Bestätigung durch die Eltern, wenn sie mitwirken – also funktional sind –, da sie mit ihrer Arbeit die Dienstleistung der Kernfamilie optimieren (MARMANN 2010: 28).

Wenn Kinder solche Verhaltensmuster zeigen ist äußerste Vorsicht geboten, denn die Kinder, wie hier Gele, unterstützten die Eltern, um durch die Anerkennung gleichzeitig Aufmerksamkeit zu erhalten, die durch die Aufnahme der Kinder weniger geworden ist. Damit solche massiven Unterstützungsphänomene seitens der leiblichen Kinder nicht auftreten, müssen die Eltern z. B. in Supervisionsrunden Gleichgesinnter, ihr eigenes Verhalten und das der Kinder reflektieren lernen (siehe auch Kap. 15.12).

## Rollenverhalten

LILLIG (2002) befragte Übergangspflegeeltern nach ihrem Rollenverhalten gegenüber ihren leiblichen Kindern und erhielt dort interessante Aussagen. Hier äußerten die meisten der Befragten, dass sie

das Aufteilen ihrer Zeit und Zuwendung zwischen eigenem und Betreuungskind als eher unproblematisch und als eine Frage der klaren Vereinbarung zwischen ihnen und den Kindern (LILLIG 2002: 313)

sehen.

Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung spiegeln hier ganz klar ein anderes Bild wieder. Weder Mark aus dem Interview 1 noch Gele oder Julia (Interview 2 und 3) erlebten klare Vereinbarungen oder festgelegte Regeln und konnten sich auch nicht auf gewohnte Verhaltensweisen ihrer Eltern bzw. den Müttern verlassen. Das Verhalten von Marks zusehends überforderten Mutter verunsicherte und isolierte ihn. Hinzu kamen die Einschränkungen der Privatsphäre und der kaum auszuhaltende Krach im Haus.

Die von Julia (Interview 3) erlebte Gleichbehandlung führte dazu, dass sie sich ungerecht behandelt fühlte. Ihr gefiel der permanente Vergleich mit einem gleichaltrigen Mädchen nicht sehr, das gerade für einige Wochen oder Monate in der Familie lebte. Sowohl WIEMANN (1994: 178), als auch NIENSTEDT & WESTERMANN (1998: 266f.) raten von Gleichbehandlung ab. Eltern sollten ihren leiblichen Kindern stets zeigen, dass ihnen der erste Platz vor den aufgenommenen Kindern zusteht und sie sich der Liebe und Zuneigung der Eltern fortdauernd sicher sein können.

Nur so sind sie in der Lage, die temporär eingeschränkte Aufmerksamkeit zu verarbeiten (vgl. WEBER-BOCH 2011: 164).

Keiner der Autoren betont aber, und deswegen ist das Ergebnis dieser vorliegenden Arbeit so weitreichend, wie unerlässlich klare Positionierungen und klares Rollenverhalten seitens der Eltern gegenüber den leiblichen Kindern ist, um diesen die Sicherheit zu geben und damit einen gesicherten Platz und Status in der Familie zu erhalten. Hier seien als Beispiel Kati und Ben aus dem Interview 5 genannt, die sich durch ein klares Rollenverhalten seitens der Mutter stets bewusst waren, an erster Stelle vor den Übergangspflegekindern zu stehen und jederzeit mit eventuellen Sorgen und Nöten zur Mutter kommen zu können.

Ein weiterer Punkt, der in der Analyse nicht unerheblich war und auch in der Literatur beschrieben wird, ist die höhere Anforderung der Eltern an die leiblichen Kinder. Viele der leiblichen Kinder mussten Tätigkeiten erledigen, von denen die aufgenommenen Kinder befreit waren (im Interview 2 und 3 beispielsweise die von beiden Befragten beschriebene Unterstützung bei der Hausarbeit). Hier scheinen die Eltern zur eigenen Entlastung an die leiblichen Kinder zu delegieren, um damit Ressourcen zur Bewältigung der Probleme der aufgenommenen Kinder zu haben. Von den hier Befragten leiblichen Kindern wurde zum Teil erwartet, selbstständig kleinere Tätigkeiten im Haus zu erledigen, sei es aufzuräumen, zu spülen oder die Wäsche zu sortieren. Prinzipiell ist gegen eine Einbeziehung von Kindern in hauswirtschaftliche Tätigkeiten nichts einzuwenden, Kinder sollten früh lernen, ihre Zimmer aufzuräumen und oder auch helfen, den Tisch zu decken. Aufmerksam muss man aber sein, wenn Eltern die Kinder mit nicht altersangemessenen Entwicklungsaufgaben konfrontieren. Dies kann leicht zu einer Überforderung der Kinder führen, die daran Schaden nehmen können.

Dies kann, so auch LILLIG (2002: 317f.):

...für die eigenen Kinder der Betreuungsstellen zu Gefühlen der Überforderung und auf der moralischen Ebene zu einem Gefühl von Ungerechtigkeit und Ungleichbehandlung führen.

Zusammenfassend sind für das Erleben der leiblichen Kinder klare Vereinbarungen und festgelegte Regeln signifikant nötig sowie eine klare

Trennung der beiden Gruppen in Bezug auf Rechte und Pflichten. Zudem sollte darauf geachtet werden, den leiblichen Kindern nur altersgerechte Aufgaben zukommen zu lassen um Überforderung zu vermeiden.

## Die professionellen Dienste

Wie HELMING et al. (2010) richtig bemerken, sind die leiblichen Kinder zwar nicht die Adressaten der Hilfe zur Erziehung, dennoch sind sie direkt von dieser Maßnahme betroffen (vgl. HELMING et al. 2010a: 478). Sie geraten nur oftmals in den Hintergrund, weil die Fachdienste den Fokus auf das Übergangspflegekind legen und dabei das gesamte Familiensystem nicht im Blick haben, zu dem eben auch die leiblichen Kinder gehören. Diese leisten oft eine enorme Integrationsleistung,

haben Modell- und Vorbildfunktion, übermitteln die Normen und Werte der Familie und sind Ansprechpartner für Kummer und Sorgen der Pflegekinder (HELMING et al. 2010a: 478).

Dies verdeutlichen auch die Beschreibungen von Gele (interview 2) und Kati (Interview 5).

Die hier in dieser Arbeit beschriebenen Problematiken bedingen, dass seitens der Fachdienste das gesamte Familiensystem beachtet, begleitet und beraten wird. Dazu zählen eben auch die leiblichen Kinder der Übergangspflegefamilie.

Wie schon 2010 im neuen Manifest zur Pflegekinderhilfe gefordert, sollen leibliche Kinder in die Beratung und Unterstützung mit einbezogen werden (vgl. KOMPETENZZENTRUM PFLEGEKINDER E.V. & INTERNATIONALE GESELLSCHAFT FÜR ERZIEHERISCHE HILFEN 2010: 36). Die Fachdienste sollen die Konstellation und individuelle Situation der leiblichen Kinder aufmerksam überwachen und reflektieren, um Überbeanspruchungen und Schädigungen auszuschließen. Viele Autoren betonen, dass nicht nur die Pflegeeltern den Kindern Aufmerksamkeit und Verständnis entgegen bringen müssen sondern auch die Fachdienste, die diese Familien begleiten (vgl. GÜTHOFF [1996: 50ff.]; LILLIG et al. [2002]). Interessant ist, dass in keinem der Interviews die Befragten Fachdienste erwähnten oder beschrieben. Mehr noch, sie gaben an, niemals mit diesen persönlich

Kontakt gehabt zu haben bzw. von diesen unterstützt worden zu sein.

In der Literatur lassen sich, wie beschrieben, nur Hinweise darauf finden, dass die Fachdienste die leiblichen Kinder ebenfalls im Fokus haben sollen, wenn sie die gesamte Familie betreuen. In der Praxis stellt sich die Umsetzung dadurch komplex dar, wie auch WOLF (2012a: 14f.) beschreibt, dass es an konzeptionellen Leitlinien und Verfahrensweisen in der Pflegekinderhilfe mangelt und jeder Mitarbeiter des Fachdienstes individuelle Theorien zur Frage entwickelt, was Pflegeeltern, deren leibliche Kinder und die aufgenommenen Kinder an Hilfe und Unterstützung benötigt.

Umso wichtiger ist die Arbeit an der Entwicklung von gut begründeten Qualitätskriterien, die grundsätzlich den Anspruch auf allgemeine Gültigkeit erheben und als Orientierungsmittel im unübersichtlichen Gelände dienen können (WOLF in MERTENS 2009: 6).

Als ein positives Beispiel zur Sensibilisierung der Mitarbeiter der Fachdienste für diese Thematik sei die modularisierte Weiterbildung für Fachkräfte im Bereich Vollzeitpflege hervorzuheben, die vom sozialpädagogischen Fortbildungsinstitut Berlin-Brandenburg, federführend durch Cornelia Schiemann im Jahr 2010 angeboten wurde (vgl. [www.sfb.berlin-brandenburg.de](http://www.sfb.berlin-brandenburg.de) [Stand 20.02.2016]). Das Thema dieser Weiterbildung lautete ‚Pflegekinder, Pflegegeschwister und leibliche Kinder – wie kommen alle zu ihrem Recht?‘ Ziel des Seminars war es, gemeinsam mit den Fachleuten herauszufinden, wie die Fachdienste bei der Vorbereitung und Begleitung der Pflegefamilien die Situation der leiblichen Kinder besser wahrnehmen und deren Situation stabilisieren können (vgl. [www.sfb.berlin-brandenburg.de](http://www.sfb.berlin-brandenburg.de) [Stand 20.02.2016]).

Da allerdings im Rahmen des narrativen Interviews nicht explizit nach dem Umfang der Betreuung durch die Fachdienste gefragt wurde, ist dieses sicherlich ein interessanter Aspekt, der in den Handlungsempfehlungen für die sozialpädagogische Praxis noch einmal aufgegriffen wird (Kap. 15.12).

## 15.9 Forschungsdesiderate

Die vorliegende Arbeit leistet einen umschriebenen individuellen Beitrag am Gesamtthema, das heißt, die enormen Forschungslücken können unmöglich mit dieser Arbeit überbrückt werden. Bislang fehlte das Interesse an der Forschung über leibliche Kinder in Übergangspflegefamilien weitestgehend, was dazu führte, dass die spezielle Situation dieser Kinder wissenschaftlich nicht diskutiert wurde. Vor allem im deutschsprachigen Raum fehlen dringend notwendige Untersuchungen, die öffentliches Interesse wecken, ernst genommen werden und zum Umdenken beitragen. Viele Autoren der im Kap. 6 vorgestellten Studien gehen damit konform und fordern weitere Untersuchungen (vgl. KAPLAN [1988]; POLAND & GROZE [1993]; PUGH [1996]; BÜRGER [2002]; MARMANN [2005]; HÖJER [2007]; SERBINSKI & SHLONSKY [2014] u.v.m.), die am besten als Längsschnittstudien designed sein sollten, um langfristige Reaktionen einzubeziehen. Zudem könnten quantitative oder komplementäre Ansätze Fragestellungen bearbeiten, die hier offengelassen werden müssen.

Folgende Aspekte sollen kurz benannt werden, die aus dieser Untersuchung als Forschungsdesiderate hervorgehen und in weiteren Untersuchungen mögliche Fragestellungen sein könnten:

### Fehlende Väter

Wie bereits im Kap. 15.6.1 beschrieben, hat die fehlende Erwähnung der Väter als Beteiligte in diesem Setting für Irritation gesorgt. Im Rahmen der offenen Forschungsfrage und der Durchführung von narrativen Interviews konnte auf diese Frage nicht explizit eingegangen werden, daher könnte die ‚Abwesenheit von Vätern‘ ein möglicher neuer Untersuchungsgegenstand sein. Auch könnten Frauen dahingehend befragt werden, wie sie die in der Arbeit beschriebene ‚Abwesenheit der Väter‘ bei der Tätigkeit in der Übergangspflege empfinden.

### Erleben des Rollenverhaltens der Mutter seitens der Übergangspflegekinder

Ein weiterer interessanter Untersuchungsaspekt würde die Befragung des Erlebens des Aufwachsens der Übergangspflegekinder in diesem Setting



sein, um mögliche Rückschlüsse auf das Erleben des Rollenverhaltens der Mütter zu erhalten. Wie haben diese die verschiedenen Rollen der Mütter erlebt, bei welchem Verhalten der Mutter fühlten sie sich am wohlsten? Hier wäre es auch interessant zu betrachten, welche Begriffsbildung die betreuten Kinder gegenüber der Übergangspflegemutter verwenden, ob sie diese mit ‚Mama‘, dem Nachnamen oder dem Vornamen ansprechen. Daraus könnte eine Gegenüberstellung des Erlebens der leiblichen Kinder und der Übergangspflegekinder erfolgen, um einen Weg zu finden, bei dem beide Kinder minimal oder sogar nicht negativ beeinflusst werden. Möglicherweise ergibt sich aber hieraus auch die Schlussfolgerung, dass in einem Setting grundsätzlich eines der Kinder (leibliches Kind oder Übergangspflegekind) Beeinträchtigungen erleidet.

### **Wie erleben die Mütter die Herausforderung ‚Profimutter‘ und gleichzeitig ‚Mutter‘ sein zu müssen**

Bezogen auf das Ergebnis der Dissertation, bei der es um das Rollenverhalten der Mütter in Bezug zum Erleben der leiblichen Kinder geht, stellt sich die Forschungsfrage, wie die Mütter die Herausforderung des ‚Spagates‘ zwischen diesen Rollen erleben. Sind sie sich dieser Rollen bewusst, leben sie diese Rollen bewusst oder verhalten sie sich intuitiv den jeweiligen Kindern in besagten Rollen? Dies ist ein interessanter Forschungsansatz, dessen Ergebnisse sicherlich weitere Aufschlüsse darüber zulassen, ob es sinnvoll ist, wenn Familien Übergangspflegekinder aufnehmen, in denen bereits leibliche Kinder leben.

### **Folgen und Gefahren als Konsequenzen für die leiblichen Kinder**

Die Untersuchung hat ebenso wie ausgewählte Studien ergeben, dass die leiblichen Kinder in vielen Situationen bedingt durch die benötigte Aufmerksamkeit der aufgenommenen Kinder oft zu kurz kommen und sich selbst überlassen sind. Welche Auswirkungen dies langfristig für diese Kinder hat, ob sie daran reifen oder negativ beeinflusst werden (Schule abbrechen, delinquent werden, den Kontakt mit den Eltern abbrechen etc.) wäre ein interessanter Forschungsansatz für eine groß angelegte Längsschnittstudie.

## 15.10 Reflexion der eigenen Forschungsergebnisse

Im Folgenden soll noch einmal der Blick zurück auf den Stand der Forschung mit den dort vorgestellten Untersuchungen und Studien geworfen werden, um zu überprüfen, ob das Ergebnis der vorliegenden Arbeit schon einmal in einer der Studien erwähnt wurde. Die abrisshafte Darstellung erfolgt in chronologischer Vorstellung ihres Erscheinungsjahres.

ELLIS (1972) befragte in Ihrer Untersuchung neben leiblichen Kindern auch die Pflegeeltern (hier Dauerpflege). Die Pflegeeltern selbst gaben an, dass sie sich den Pflegekindern gegenüber anders verhielten als gegenüber den leiblichen Kindern. Damit veränderte sich das Verhalten nach Aufnahme der Pflegekinder. Sie sagten, sie wollten fair zu den Pflegekindern sein, behandelten dadurch die leiblichen Kinder aber härter und waren strenger. Auch war die Erwartungshaltung an die leiblichen Kinder um einiges höher als an die Pflegekinder:

Most of the foster parents expected their own to share his parents an possessions cheerfully, be unselfish, understanding, helpful, forgiving, obedient, friendly, and epitome of maturity (ELLIS 1972: 167).

Die Dynamik in der Rollenverteilung führte oft zur Überforderung der leiblichen Kinder und trug dazu bei, dass sie sich mit dem veränderten Rollenverhalten der Eltern und deren neuen Erwartungen überfordert fühlten.

KAPLAN (1988) kam in ihrer Studie zu dem Ergebnis, dass vor allem jüngere Kinder Angst davor hatten, analog den Pflegekindern aufgrund ihrer 'Schlechtigkeit' von ihren Eltern verstoßen zu werden. Sie stellte daraufhin Hypothesen auf, von denen zwei in diesem Kontext sehr interessant sind:

- Die Mehrheit der Mütter konnten gegenüber den leiblichen Kindern Trennungsängste minimieren
- Die Mehrheit der Mütter war befähigt, Super-Ego-Konflikte der leiblichen Kinder während der Pflugschaften abzubauen (vgl. KAPLAN 1988: 297).

Leider wurde an dieser Stelle nicht näher darauf eingegangen, welches Rollenverhalten der Mütter dazu führte, bei ihren leiblichen Kindern so eine Reaktion hervorzurufen.

HEIDBUURT (1995) entwickelte in ihrer Untersuchung, die sich allerdings nur auf die Dauerpflege bezog, drei verschiedene Modelle, die ein Rollenverhalten der gesamten Familie beschrieben. Im ersten Modell (Open Boundary) wurden die aufgenommenen Kinder vollkommen in die Familie integriert und den leiblichen Kindern gleichgesetzt. Ihnen wurde somit die gleiche Rolle zuteil, die den Kindern in der Familie. Diese Form des Aufwachsens fanden die aufgenommenen Kinder durchweg positiv, die leiblichen nur bedingt (siehe hier auch Kapitel Forschungsdesiderate). Zogen sich die leiblichen Kinder deswegen aus der Familie zurück, entstand das Modell des teilweisen Rückzugs („*Survivals: Partial Seclusion*“) (HEIDBUURT 1995: 4). Im zweiten Modell wurden die Pflegekinder immer anders behandelt als die leiblichen Kinder und nahmen eine Extrastellung innerhalb der Familie ein. Das führte vermehrt zu Schuldgefühlen bei den leiblichen Kindern. Das dritte Modell des Zusammenlebens mit Pflegekindern integrierte einige, aber nicht alle Pflegekinder in die Familie. Dieses Modell eröffnete den leiblichen Kindern den meisten Freiraum. Interessant ist auch die Aussage eines Pflegevaters, der sich in einem Rollenkonflikt befindet und sagt:

One of my biggest problems has been that I do treat them all the same, but I shouldn't (HEIDBUURT 1995: 38).

Diese Aussage verdeutlicht, wie unsicher Mütter bzw. Väter in ihrem Rollenverhalten oft sind.

LILLIG et al. (2002) gingen in ihrem Bericht kaum auf die Rollenbeschreibung der Übergangspflegemutter ein, sie führten lediglich aus, dass es sich um Privatpersonen in öffentlichem Auftrag ohne „spezifisch definierte berufliche Rolle“ handelte und sich bei dieser Tätigkeit alltägliches Leben und Arbeiten vermischten. (LILLIG et al. 2002: 29).

Interessant war in der weiteren Ausführung, dass an diese Tätigkeit keine professionsgebundene Vorerfahrung von Nöten war, sondern diese sich am Begriff der „*eigenständigen Fachlichkeit*“ orientierte (LILLIG et al. 2002: 30). Somit war es der betreuenden Person selbst überlassen,

welches Rollenverhalten sie gegenüber den leiblichen und den aufgenommenen Kindern einnahm. War sie dann fachlich nicht entsprechend ausgebildet, konnte es passieren, dass sie keine Trennung in ihrem Rollenverhalten vornahm und so ihre leiblichen Kinder durch ihr Verhalten verunsichert wurden.

HÖJER (2004) ging in ihrer Untersuchung über leibliche Kinder in Pflegefamilien nicht näher auf das Rollenverhalten der Mütter ein, sie betonte, ebenso wie LILLIG et al. (2002), dass Frauen sich mehr um die Kinder kümmerten als die Männer. Sie schienen es schwer zu haben, Kompetenzprobleme einzusehen, da ihr Selbstverständnis sehr stark mit der Mutter- und Pflegemutterrolle verwoben war:

The fact that women more often than men initiated the idea of fostering may also have affected women's views of themselves as foster mothers. If fostering had been their idea, it was also their responsibility to make it successful whatever problems might occur" (HÖJER 2004: 46).

In dieser Aussage machte HÖJER (2004) auf den möglichen Interrollenkonflikt aufmerksam, in den eine Pflegemutter geraten kann.

MARMANN (2005) beschrieb aus der Perspektive der leiblichen Kinder deren Instrumentalisierung durch die leiblichen Eltern. Da er selbst in seiner Untersuchung nicht explizit auf das Setting der Übergangspflege innerhalb der Pflegekinderthematik einging, ist eine Vergleichbarkeit der Ergebnisse nur eingeschränkt möglich. Über die Rolle der Mutter schrieb er, dass diese gegenüber den leiblichen und aufgenommenen Kindern eine verbindende Rolle einnahm und mit der Fortdauer der Maßnahme und Zunahme des Alters der leiblichen Kinder versuchte, diese „auf ihre Seite zu ziehen“ (MARMANN 2005: 26). Interessant war des Weiteren, dass selbst in professionellen Lebensformen wie Familienwohngruppen laut MARMANN

eine Balance gefunden werden [muss], wobei gelegentlich ein Teil der Professionalität dem Familienfrieden oder den Bedürfnissen einzelner geopfert werden muss oder umgekehrt persönliche Wünsche der aktuellen Situation untergeordnet werden müssen (MARMANN 2005: 28).

**NUSKE (2006)** verwies in ihren Ausführungen auf die hohe Rollenerwartung an die Pflegeeltern, beschränkte sich in ihrer Untersuchung allerdings nur auf die Dauerpflege. Sie führte aus, dass seitens der Ämter von den Pflegeeltern erwartet wurde, sich auf der einen Seite wie Eltern zu verhalten, auf der anderen Seite aber auch eine nicht zu starke Bindung aufzubauen, was wiederum zu starken Rollenirritationen führte:

Consequently, expectations on foster carers were increasing, with increased skill becoming a focus. The carers were expected to be parents, but also not to get too attached to the child placed, this creating a climate of role ambiguity (NUSKE 2006: 32).

**YOUNES & HARP (2007)** trafen bezüglich der Rolle der Mutter keinerlei Aussagen, sie beschrieben nur, und bezogen sich dabei auf die Dauerpflege, dass sich die Rolle der Pflegeeltern dahingehend änderte, als dass die Betreuung der Pflegekinder sich zunehmend zu einem Job entwickelte, bei dem man seine eigentliche Arbeit nicht mehr ausüben konnte:

Parental roles shifted as caring for foster children became more of a full-time job, and one mother quit her job outside the home to become a full-time parent (YOUNES & HARP 2007: 34).

Diese wenigen Beispiele aus dem großen Sample der analysierten Studien im Stand der Forschung (Kap. 6) zeigen am Ende dieser Arbeit noch einmal auf, wie wichtig und auch neu das Ergebnis der vorliegenden Arbeit für die Arbeit der sozialen Praxis ist.

Es hat sich in den vorliegenden Studien gezeigt, dass das Rollenverhalten der Pflegeeltern weit vom Fokus der Übergangspflege entfernt liegt. Ebenso gilt dieses für den Einfluss des Verhaltens auf die leiblichen Kinder. Vielmehr wird vordringlich geschildert, wie die Kinder ihr Aufwachsen erleben. Themen, warum sie sich oft zurückgesetzt, verunsichert und alleine gelassen fühlen, werden kaum angesprochen. Deshalb schließt die vorliegende Arbeit eine Lücke in der Ursachenforschung zu problemorientierten Erlebniserfahrungen leiblicher Kinder.

Auch kann gezeigt werden, dass die vorliegende Forschungsarbeit nur ein Ansatz ist und dem noch recht ‚unbeforschten‘ Zweig der Übergangspflege mehr Aufmerksamkeit zuteilwerden sollte.

## 15.11 Anmerkungen zum methodischen Vorgehen

Meist erweisen sich Forschungsgegenstände als vielschichtig. Dieser Umstand und die Tatsache, dass das Thema leiblicher Kinder im Setting der Übergangspflege wenig erforscht ist, ließen den explorativen, qualitativen Ansatz für diese wissenschaftliche Arbeit als geeignet erscheinen. Die Form des narrativen Interviews mit seinem offenen Zugang erleichterte es, mit den Befragten ins Gespräch zu kommen und sie ausgiebig von Ihrem Erleben berichten zu lassen.

Die Auswahl der Interviewpartner, die bei dieser Methode nach dem theoretischen Sampling durchgeführt wurde, musste aufgrund der Anzahl der zur Verfügung stehenden Interviewpartner in ein selektives Sampling modifiziert werden. Es wurde aber dennoch auf eine maximale Variation der maßgeblichen Kriterien geachtet, wie beispielsweise Alter, Geschlecht, Verweildauer im Setting und Anzahl der aufgenommenen Kinder. Aus Zeit- und Organisationsgründen wurden die Interviewpartner gleichzeitig gesampelt und nicht nacheinander kontrastiv ausgewählt (siehe Kap. 10.3).

Die Auswertung in Anlehnung an die Grounded Theory Methode stellte sich als eine angemessen ausgewählte Methode dar, die sich zum einen in der Datenaufbereitung und -analyse zwar als sehr komplex und aufwendig darstellte. Zum anderen ermöglichte sie aber auch eine sehr intensive Beschäftigung mit den Daten und kleinschrittige Auswertungen, die sich später zu einem komplexen Bild verdichteten. Korrespondierend zu STEINKE (2012: 324ff.) wurden Kriterien für das Sicherstellen der Qualität der qualitativen Forschung verwendet<sup>77</sup>. Das Design der Theoriebildung beinhaltet sowohl theoretische Vorannahmen als auch theoretische Offenheit, um bislang nicht berücksichtigte Themen zu erkennen (siehe Kap. 11.2). Die Folgerungen aus den Theorien werden von den Daten gestützt und es ist berechtigt, die theoretischen Ansätze als kohärent zu interpretieren (vgl. STEINKE 2012: 330). Aus den Ergebnissen kristallisier-

---

77 Bei den Gütekriterien qualitativer Forschung handelt es sich um: Intersubjektive Nachvollziehbarkeit, Indikation des Forschungsprozesses, Empirische Verankerung, Kohärenz, Reflektierte Subjektivität, Limitation und Relevanz (vgl. STEINKE 2012: 324ff.).

ten sich ungelöste Fragen und Widersprüche heraus, diese sind der Ausgangspunkt weiterer Forschungsfragen (siehe Kap. 15.9).

Gewöhnlich lassen sich aus qualitativen Arbeiten keine generellen Verallgemeinerungen ableiten, zumal die Auswahl der Daten nicht statistisch repräsentativ ist. Dieses gilt ebenso für diese Arbeit, da die Datengrundlage begrenzt ist, dennoch lässt sich durch spezifische Methoden näher eingrenzen, wo Verallgemeinerungen zulässig sind. Wie das entwickelte theoretische Modell aus dem Kap. 15.7 verdeutlicht, können sicherlich weitere befragte leibliche Kinder wiederum Aussagen über das Rollenverhalten ihrer Mütter gegenüber ihnen und den aufgenommenen Kindern machen, welche Rückschlüsse darüber zulassen, zu welchem ‚Rollentyp‘ des vorgestellten Modells sie zuzuordnen sind.

Die vorliegende Arbeit als solches unterscheidet sich von anderen Arbeiten dadurch, dass sie sich als eine der wenigen mit dem Setting der Übergangspflege, in Kombination mit im Fokus der Untersuchung stehenden leiblichen Kindern, befasst. Eine der Stärken der Arbeit ist, dass sie deutliche Hinweise auf die Bedeutung des Rollenverständnisses der Pflegeeltern, die potentielle Bedeutung der ‚professionellen Distanz‘ gegenüber den Übergangspflegekindern und die vermutlich positiven Auswirkungen dieses Verhaltens auf die Rollenzufriedenheit der leiblichen Kinder gibt. Dies zwar nur im Ansatz und noch nicht verallgemeinerbar, aber möglicherweise auf eine Richtung weisend, in der es sich lohnt weiter zu untersuchen, um daraus eines Tages Beratungs- und Schulungsansätze für Übergangspflegeeltern zu entwickeln.

Die oben genannten Ergebnisse konnten nur gefunden werden, da die Ausgangsfrage offen war und keine Ausgangshypothese die Analyse eingengt hat. Ich habe mit der Untersuchungsmethode Hypothesen generieren wollen und interessante Hypothesen gefunden, die nun in engen fokussierten künftigen Arbeiten belegt (oder ggf. auch verworfen) werden können.

Wie bei vielen Dissertationen ist Teamarbeit nur eingeschränkt möglich. Ideal wäre es gewesen, ein Forschungsteam mit unterschiedlichen Expertisen zu haben und der Möglichkeit, aufgrund Teamstruktur und Teamgröße eine größere Anzahl von Interviews durchzuführen und auszuwerten, auch um die entstandenen Hypothesen innerhalb des Projektes prüfen zu können.

Ein weiterer einschränkender Punkt, der eher ethischen Gründen geschuldet ist als Forschungszwecken, ist die Tatsache, dass die Befragten aus dem Erwachsenenendesein in die Kinderperspektive gehen, ohne noch in abhängigen Verhältnissen zu den leiblichen Eltern zu stehen. Sie können im Grunde frei reflektierend auf ihre Kindheit und Jugend zurückblicken.

Eine Einschränkung für die Beurteilbarkeit der Arbeit ist, dass manche der Erfahrungen vor etlichen Jahren gemacht wurden und möglicherweise in engem Zusammenhang zu den zu dieser Zeit aktuellen Erziehungsmethoden und Rollenvorstellungen (Mann – Frau – Kinder) stehen oder von diesen beeinflusst werden. Da gerade das so positive Ergebnis des letzten Interviews aus jüngster Zeit stammt, könnte der Eindruck entstehen, das Rollenverhalten der Übergangspflegermütter habe sich wirklich geändert und demzufolge könnten meine Handlungsempfehlungen im folgenden Kapitel vorläufig sein. Es mag daher wünschenswert sein, dass sich eine künftige Forschungsarbeit mit mehr gegenwartsbezogenen Settings beschäftigt.

Was das Ergebnis noch interessanter und einmaliger macht, ist der Umstand, dass von den Befragten kaum einer jemals wieder mit seiner Familie über das Erleben des Aufwachsens in diesem Setting gesprochen hat und vielleicht auch nie wieder darüber sprechen wird.

Auch konnten einige interessante Aspekte, die diese Arbeit hervorbrachte, nicht vertieft werden, sind aber für weitere mögliche Untersuchungen im Kap. 15.9 aufgeführt.

## 15.12 Handlungsempfehlungen für die Praxis

Im Folgenden werden Handlungsempfehlungen, die aus den Ergebnissen dieser Arbeit resultieren, vorgestellt.

### 15.12.1 Anforderungsprofile für Pflegermütter

Gerade bei Familien mit leiblichen Kindern, die sich für eine Tätigkeit der Übergangspflege interessieren, spielt das Rollenverhalten der Hauptpflegerperson, meistens der Mutter, eine wesentliche Rolle. Doch wie werden diese auf die Tätigkeit als Übergangspflegermutter vorbereitet? Die Eingangsuntersuchung (siehe Kap. 5.2) hat gezeigt, dass leibliche Kinder



oft nicht explizit in solchen Schulungen thematisiert werden. Auch in Broschüren verschiedenster Träger, die für die Tätigkeit als Übergangspflegefamilie werben, finden sie keinen bzw. kaum Raum. Hier sei an die Stellen appelliert, die Übergangspflegeeltern qualifizieren. Sie sind in der Verantwortung, sicherzustellen, dass

- die leiblichen Kinder in die Entscheidung, Übergangspflegekinder aufzunehmen, mit einbezogen werden,
- die Übergangspflegeeltern bei der Belegung die emotionalen Belastungsgrenzen sowie die Einhaltung der Privatsphäre der leiblichen Kinder berücksichtigen,
- die leiblichen Kinder in persönlichen Gesprächen auf ihre sich verändernden Lebensumstände vorbereitet werden,
- sich die zukünftigen Übergangspflegeeltern ihrer neuen Rolle als Übergangspflegeeltern bewusst sind, aber auch Eltern ihrer leiblichen Kinder bleiben.

#### *15.12.2 Betreuung der leiblichen Kinder durch die Fachdienste*

Da in der Auswertung der Interviews deutlich wurde, dass die leiblichen Kinder keinen fachlichen Ansprechpartner bei Fragen, Ängsten oder Problemen hatten, ist hierin eine Versorgungslücke zu sehen (siehe hier auch Kap. 15.8). Die leiblichen Kinder müssen ‚ad hoc‘ lernen, mit Nähe und Distanz, Grenzen, Offenheit und Veränderungen im Familiensystem umzugehen, wofür sie ebenso wie die Übergangspflegeeltern begleitet werden müssen. Die Fachdienste sollten nicht nur die Übergangspflegekinder und die Übergangspflegeeltern betreuen, sondern müssen ebenso dafür sorgen, dass es auch den leiblichen Kindern in diesem Familiensystem gut geht und diese jederzeit einen Ansprechpartner vor Ort haben. Dies müsste als Verpflichtung in die Leistungsbeschreibung der Fachdienste mit aufgenommen werden.

#### *15.12.3 Installation von Supervisionsgruppen für leibliche Kinder in Übergangspflegefamilien*

Wie schon im Stand der Forschung bei ELLIS (1972), MARTIN (1993), PUGH (1996) und LILLIG et al. (2002) beschrieben, ist der Austausch Gleichgesinnter eine wichtige Grundlage für das Bestehen und Durchhalten schwieriger Situationen. Es gibt nicht umsonst Supervisions- und Selbst-

hilfegruppen für Kinder behinderter Geschwisterkinder oder Kinder todkranker Geschwisterkinder. Warum aber gibt es in Deutschland keine Supervisions- oder Austauschgruppen leiblicher Kinder mit Pflege- bzw. Übergangspflegekindern? Gerade Kinder in ähnlichen Situationen verstehen einander am besten und es fällt leichter, sich auszutauschen, wenn man versteht, wovon der andere spricht:

I will then have someone who understands to talk to about it  
(CLINE 2005: 3).

Aus diesem Grund ist es dringend an der Zeit, dass die Fachdienste oder die Pflegeelternschulen Gruppenangebote für die leiblichen Kinder von Pflege- und Übergangspflegekindern anbieten, damit diese endlich einen Ansprechpartner haben, der sie bei ihren Problemen, Fragen und Ängsten unterstützt.

Im Handbuch Pflegekinderhilfe aus dem Jahr 2010 wurde schon als Empfehlung postuliert:

Leibliche Kinder brauchen einen Ort, an dem sie über ihre Erfahrungen und Gefühle sprechen können. Ihnen muss ein ambivalentes Verhältnis zu den Pflegekindern erlaubt sein, das auch Raum für negative Emotionen lässt. Gruppenangebote für leibliche Kinder bieten eine Möglichkeit dafür  
(HELMING et al. 2010: 478).

Hier müssen sich die Fachdienste und Pflegeelternschulen in die Pflicht genommen fühlen, Supervisionsgruppen für leibliche Kinder anzubieten.

#### *15.12.4 Das Alter der aufgenommenen Kinder*

Eine wichtige Schlussfolgerung, die sich aus der Auswertung der Interviews ergibt ist diejenige, immer wieder individuell auf die leiblichen Kinder zu schauen und erst dann zu entscheiden, welches Kind in welchem Alter in die Übergangspflegefamilie passt. So muss vermieden werden, einen ‚Spielkamerad‘ für ein leibliches Kind zu suchen, da dieser nach einigen Wochen geht und durch den nächsten Spielkameraden ersetzt wird. Hier ist Individualität gefragt und nicht das Ausüben von Druck seitens des Amtes, man sei ja gerade nicht ‚belegt‘ und müsse unreflektiert das

nächste Kind aufnehmen. Die Übergangspflegeeltern müssen mitentscheiden dürfen, welches Kind in dieser Situation in die Familie passt und sich auch dagegen entscheiden dürfen, wenn sie Bedenken haben. Das oft übliche Procedere kann nicht zum Wohle sowohl des leiblichen Kindes als auch des aufzunehmenden Kindes sein und muss unbedingt vermieden werden.

Anbei ein Beispiel aus der Literatur, welches verdeutlicht, dass Gleichaltrigkeit, wie sie auch in der Situation im 3. Interview vorrangig herrschte und zu Problemen führte, vermieden werden sollte:

Das erste Pflegekind, ein Mädchen, war genau gleich alt wie sie, und es besuchte zu allem auch noch die gleiche Klasse. Stets habe das Mädchen ihr alles nachgemacht, und nach der Schule lief sie immer sofort nach Hause, damit sie als Erste erzählen konnte, was den Tag über alles passiert war. Monika hatte dann nichts mehr zum Erzählen: „So wurde ich immer wütender auf sie. Es war eine einzige Eifersucht hin und her.“ Das Mädchen sei auch immer lieb gewesen und habe nie etwas falsch gemacht, während sie selber halt auch einmal ‚Seich machte‘. Die leibliche Tochter musste darauf von den Eltern zurechtgewiesen werden, ihre Pflegechwester nie. Monika glaubt, dass diese Situation auch für ihre Eltern nicht befriedigend war. Nach einem halben Jahr sagte Monika: „Ich kann nicht mehr.“ Auch die Eltern fanden, dass es so nicht ging. Seit damals nimmt die Familie Schmid nur noch Pflegekinder auf, die klar jünger sind als Monika. „Vielleicht würde es auch gehen, wenn sie klar älter wären“, meint sie, aber gleichaltrig – das kann nicht funktionieren (RAUCH 2003: 10).

#### *15.12.5 Die Anzahl der aufzunehmenden Kinder*

Wie viele Übergangspflegekinder sind erlaubt? Wie viele Übergangspflegekinder, die zu unterschiedlichen Zeiten kommen und auch wieder gehen, sind für ein Familiensystem tragbar? Die Ergebnisse aus den Interviews verdeutlichen, dass bei zu vielen aufgenommenen Kindern, mit denen man sich unter Umständen noch das Zimmer teilen muss, die leiblichen Kinder darunter leiden könnten. Hier muss es die Aufgabe der Fachdienste sein, die Familien dahingehend zu beraten, aus Rücksicht den leiblichen Kindern gegenüber nicht zu viele Kinder aufzunehmen. Auch

muss sichergestellt sein, dass die Übergangspflegefamilie nicht finanziell auf das Einkommen durch eine ‚Dauerbelegung‘ angewiesen ist.

#### *15.12.6 Zeiten ohne Übergangspflegekinder*

Schon BLÜML beschrieb 1993, dass einige Übergangspflegeeltern das Angebot wahrnahmen, Urlaub ohne die Übergangspflegekinder zu machen, um zum einen Abstand zur Arbeit zu bekommen und sich zu erholen, zum anderen aber auch, um den leiblichen Kindern Pausen zu gönnen, in denen nur die Ursprungsfamilie beisammen ist und die Kinder sich der vollen Aufmerksamkeit der Eltern bewusst sind (vgl. BLÜML 1993: 73). Dieses Angebot wird heutzutage häufig aber nicht in dem Umfang wahrgenommen, wie es den leiblichen Kindern guttun würde. Hier ist es die Aufgabe der Fachdienste, mit den Übergangspflegeeltern über ‚betreuungsfreie Zeiten‘ zu sprechen, damit die Familie wieder ‚Familie‘ sein kann. So wird den leiblichen Kindern zwischendurch eine Auszeit gegönnt.

#### *15.12.7 Teilnahme der Übergangspflegeeltern an Fortbildungen und Supervision*

Regelmäßige Fortbildungen zu Themen, die sowohl Übergangspflegekinder als auch leibliche Kinder betreffen, sollten für Übergangspflegeeltern obligat sein. Sie sollten von Seiten der Fachdienste oder Pflegeelternschulen angeboten werden oder es sollte bei externen Fortbildungen eine Kostenübernahme durch das Amt möglich sein. Supervision oder Gruppen Gleichgesinnter zur Reflexion des eigenen Erlebens und Verhaltens sollten ebenso verpflichtend sein und wahrgenommen werden.

#### **15.12.8 Verweildauer der Übergangspflegekinder in den Familien**

Das Augenmerk seitens des Jugendamtes sollte stets auf eine zügige Perspektivklärung und Beendigung der Übergangspflege gerichtet sein, um die Aufenthaltsdauer eines solchen Settings zu reduzieren. Vor allem für die leiblichen Kinder einer Übergangspflegestelle können solch lange Verweildauern problematisch werden (siehe Kap. 7.2.3.3). Wie in der Literatur mehrfach beschrieben, erweist sich die Überschreitung von mehr als vier Monaten (vgl. WOHNLICH [1998: 2]; BLANDOW & ERZBERGER [2008: 68]) als kritisch, da das Pflegekind dann den

Kampf um seinen Platz in der Familie (BÜML 1993: 97)

beginnt. Auch die leiblichen Kinder haben, je länger der Verbleib und die ggf. auch ungeklärte Perspektive dauert, Bindungen zu den Kindern aufgebaut und werden jedes Mal aufs Neue mit einem Wechsel konfrontiert. Leider sind den Jugendämtern in einer solchen Situation oft die Hände gebunden, weil man beispielsweise auf Gutachten oder Gerichtsurteile wartet (vgl. SPANKE & PETRI 2014: 11).

BLANDOW & ERZBERGER (2008: 74) bringen es auf dem Punkt, indem sie feststellen, dass

das wichtigste Thema von Notaufnahmesystemen [ist] die Planung einer verlässlichen Perspektive für die Kinder und Jugendlichen. Planungssicherheit ist auch das wichtigste Thema für das institutionelle System [ist].

Letztendlich sollte stets das Kindeswohl im Fokus stehen.

### 15.13 Schlusswort

Diverse Konzeptionen deutscher Jugendämter untersagen größtenteils die Aufnahme von Pflegekindern in Dauerpflegeverhältnissen in Verbindung mit der Aufnahme von Übergangspflegekindern (siehe hier stellvertretend z. B. PIB ÖFFENTLICHKEITSARBEIT 2011b: 8). Argumentiert wird damit, dass Pflegekinder in Dauerpflegeverhältnissen ansonsten Bindungsabbrüche erleben, die bei ihnen negative Folgen haben könnten.

Interessant ist beim Ergebnis dieser Arbeit, dass im Gegensatz dazu für Familien mit leiblichen Kindern in der Übergangspflege diese Restriktionen nicht gelten, obwohl die leiblichen Kinder im Modell der Übergangspflege ebenso multiple Bindungsabbrüche erfahren. Sie sind zwar durch ihre bisherige Sozialisation gewiss gefestigter, können aber ohne Schaden zu nehmen sicherlich nicht über mehr als fünf, zehn oder mehr Jahre zig Kinder kommen und gehen sehen.

Des Weiteren darf nicht außer Acht gelassen werden, dass die meisten Übergangspflegeeltern keine erzieherische, sozialpädagogische oder pflegerische Ausbildung haben, sich aber innerhalb der Privatheit der eigenen Familie fachlich adäquat und qualifiziert um die aufgenommenen Kinder kümmern müssen. Dies fordert der Übergangspflegemutter bzw. dem

-vater, aber auch weiteren in der Familie lebenden Personen viel Empathie, Selbstreflexion, klare Strukturen, Flexibilität sowie Fachwissen ab. Hier ist eine engmaschige Begleitung seitens der Fachdienste impliziert, die durch Qualifikation, Supervision und Betreuung aller Familienmitglieder zum Gelingen einer guten Übergangspflege beitragen können.

Am Ende dieser Arbeit sei all den Übergangsfamilien gedankt, die sich diesem besonderen Auftrag widmen. Sie erfüllen eine wichtige Aufgabe im Rahmen der Jugendfürsorge, in der sie Kindern aus akuten Krisensituationen in der Privatheit ihrer Familie ein sicheres Zuhause bieten, damit sie zur Ruhe kommen, bis der weitere Verbleib geklärt ist. Diese Aufgabe verdient Anerkennung und Achtung und sollte gerade deswegen auch wertschätzend und engmaschig seitens der Fachdienste begleitet werden.



*„Ich möchte gern anderen Kindern sagen, dass es eine gute Sache ist, Pflegekinder aufzunehmen, aber du musst wissen, dass du nicht mehr so viel Aufmerksamkeit bekommst, wie du es bisher gewöhnt warst. Es ist notwendig, dass du gut vorbereitet bist und sprich über alles, was dir mit deiner Familie Sorgen macht. Die Aufnahme eines Pflegekindes kann auch für dich eine riesige Verantwortung bedeuten.“*

(HOPP 2010: 3)





## VERZEICHNISSE



## 16 | Verzeichnisse

### 16.1 Literaturverzeichnis

- ABELS, H. (2009): Einführung in die Soziologie: Band 2: Die Individuen in ihrer Gesellschaft. 433 S., Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden).
- ADLER, A. (1931): What life could mean to you. 256 S., Oxford (One World Publications Ltd. [Nachdruck, 2009]).
- AHNERT, L. & SPRANGLER, G. (2014): Die Bindungstheorie. – In: AHNERT, L. (Hrsg.): Theorien in der Entwicklungspsychologie. S. 404-435, Berlin (Springer).
- ALHEIT, P. (1999): „Grounded Theory“: Ein alternativer methodologischer Rahmen für qualitative Forschungsprozesse. 19 S., Göttingen (Georg-August-Universität Göttingen).
- ALSCHER, M., DATHE, D., PRILLER, E. & SPETH, R. (2009): Bericht zur Lage und zu den Perspektiven des bürgerschaftlichen Engagements in Deutschland. 220 S., Berlin (Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung [WZB]).
- ARGYLE, M. & HENDERSON, M. (1986): Die Anatomie menschlicher Beziehungen: Spielregeln des Zusammenlebens. 447 S., Paderborn (Junfermann).
- ARRÁNZ BECKER, O. (2008): Was hält Partnerschaften zusammen? Psychologische und soziologische Erklärungsansätze zum Erfolg von Paarbeziehungen. 350 S., Wiesbaden (Verlag für Sozialwissenschaften).
- ASENDORPF, J. & BANSE, R. (2000): Psychologie der Beziehung. 322 S., Bern (Huber).
- AUHAGEN, A. E. (1993): Freundschaft unter Erwachsenen. – In: AUHAGEN, A. E. & SALISCH, M. V. (Hrsg.): Zwischenmenschliche Beziehungen, S. 215-233, Göttingen (Hogrefe).
- BANDLER, J. & GRINDER, J. (1985): Reframing: Ein ökologischer Ansatz in der Psychotherapie (NLP). 241 S., Paderborn (Junfermann).
- BANDURA, A. (1977): Self-Efficacy: Toward a unifying theory of behavioral change. – Psychological Review, 84: S. 191-215.
- BANK, S. P. & KAHN, M. D. (1991): Geschwister-Bindung. 306 S., Paderborn (Junfermann Verlag).

- BARGFREDE, A., MEY, G. & MRUCK, K. (2009): Standortunabhängige Forschungsbegleitung Konzept und Praxis der NetzWerkstatt. – In: APOSTOLOPOULOS, N., HOFFMANN, H., MANSMANN, V. & SCHWILL, A. (Hrsg.): E-Learning 2009: Lernen im digitalen Zeitalter. Medien in der Wissenschaft; 51, S. 51-60, Münster (Waxmann).
- BEERS, C. W. (1910): A mind that found itself: An autobiography. 115 S., New York (Longmans, Green, and Co.).
- BERG, C. & MILMEISTER, M. (2007): Im Dialog mit den Daten das eigene Erzählen der Geschichte finden. Über die Kodierverfahren der Grounded Theory Methodologie. – In: MRUCK, K., GLASER, B. G. & MEY, G. (Hrsg.): Historical social research, Supplement, 19, S. 182-209, Köln (Zentrum für Historische Sozialforschung).
- BERRIDGE, D. (2005): Fostering now: Messages from research. A summary. – Adoption & Fostering, 29: S. 6-8.
- BERTRAM, B. (2012): Zukunft von Kindern und Eltern. – In: BÖLLERT, K. & PETER, C. (Hrsg.): Mutter + Vater = Eltern? S. 99-114, Wiesbaden (Springer).
- BIEHAL, N. (2007): The uses of foster care in England: Policy, organisation and discourse. 12 S., Siegen (International Network Foster Care Research, 1st International Network Conference, 21-23 June 2007, University of Siegen).
- BIERHOFF, H.-W. (2007): Prosoziales Verhalten. – In: JONAS, K., STROEWE, W. & HEWSTONE, M. (Hrsg.): Sozialpsychologie. S. 295-327, Heidelberg (Springer).
- BIERMANN, B. (2004): Vollzeitpflege. – In: BIRTSCH, V., MÜNSTERMANN, K. & TREDE, W. (Hrsg.): Handbuch Erziehungshilfen: Leitfaden für Ausbildung, Praxis und Forschung. S. 598-631, Weinheim (Juventa Verlag).
- BITSCH, C. & BEIL, B. (2007): Beide Hände reich ich dir : Geschwister – glücklich, wer sie hat., 175 S., München (Goldmann).
- BIRTSCH, V., EBERSTALLER, M. & HALBLEIB, E. (1980): Außenwohngruppen – Heimerziehung außerhalb des Heims: Eine Untersuchung der pädagogischen Intentionen und Strukturbedingungen der Sophienpflege, ihre Wirkung auf die pädagogische Leistungsfähigkeit und die Lebenssituation der Kinder und Mitarbeiter. 446 S., Frankfurt am Main (Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik).
- BLANDOW, J. (1972): Rollendiskrepanzen in der Pflegefamilie: Analyse einer sozialpädagogischen Institution. – Dissertation, Juventa Verlag, 166 S.
- BLANDOW, J. (1996): Ein Essay zum „modernen“ Pflegekinderwesen. – In: GINTZEL, U. (Hrsg.): Erziehung in Pflegefamilien: Auf der Suche nach einer Zukunft. S. 56-64, Münster (Votum-Verlag).

- BLANDOW, J. (2004): Pflegekinder und ihre Familien: Geschichte, Situation und Perspektiven des Pflegekinderwesens. 227 S., Weinheim & München (Juventa Verlag).
- BLANDOW, J. (2008): Was nicht geht und wie es gehen könnte. – Forum Erziehungshilfen, 14: S. 112-121.
- BLANDOW, J. (2012): Erziehungshilfe – früher und heute. Von der Anstaltserziehung zu den integrierten Hilfen. – Forum Erziehungshilfen, 18: S. 18-23.
- BLANDOW, J. & ERZBERGER, C. (2008): Untersuchung der Inobhutnahmen gem. § 42 SGB VIII, gem. § 34 SGB VIII im Rahmen von befristeten Übergangsplätzen und gem. § 33 SGB VIII als Übergangspflege in der Stadtgemeinde Bremen. 304 S., Bremen (Amt für Soziale Dienste Bremen, Gesellschaft für innovative Sozialforschung und Sozialplanung e.V.).
- BLANDOW, J. & FRAUENKNECHT, B. (1980): Dauerpflege, Adoption und Tagesbetreuung: Trends der sozialen und rechtlichen Entwicklung. 352 S., München (DJI-Verlag).
- BLANDOW, J. & KÜFNER, M. (2010): „Anders als die anderen...“ Die Großeltern- und Verwandtenpflege. – In: KINDLER, H., HELMING, E., MEYSEN, T. & JURCYK, K. (Hrsg.): Handbuch Pflegekinderhilfe. S. 742-767, München (Deutsches Jugendinstitut).
- BLANDOW, J. & WALTER, M. (2001): Kleiner Ratgeber für Verwandtenpflegeeltern – und solche, die es werden wollen. 25.06.2014.
- BLESKE-RECHEK, A. & KELLEY, J.A. (2014): Birth order and personality: A within-family test using independent self-reports from both firstborn and laterborn siblings. – Personality and Individual Differences, 56: S. 15-18.
- BLÜML, H. (1993): Das „Nürnberger Modell“ der Bereitschaftspflege – Abschlussbericht der wissenschaftlichen Begleitung. 103 S., München (Deutsches Jugendinstitut).
- BLÜML, H. (1995): Bereitschaftspflege. – In: TEXTOR, M.R. & WARNDORF, P.K. (Hrsg.): Familienpflege: Forschung, Vermittlung, Beratung. S. 166-175, Freiburg im Breisgau (Lambertus).
- BLÜML, H. (2002): Organisationsformen, Rahmenbedingungen und Regelwerke der Familiären Bereitschaftsbetreuung (FBB). – In: LILLIG, S., HELMING, E., BLÜML, H. & SCHATTNER, H. (Hrsg.): Bereitschaftspflege – Familiäre Bereitschaftsbetreuung. Schriftenreihe Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, S. 472-563, Stuttgart (Kohlhammer).
- BLÜML, H., HELMING, E. & LILLIG, S. (2003): Familiäre Bereitschaftsbetreuung – Erfahrungen und Perspektiven. – DJI Bulletin, 62: S. 4-7.

- BÖHM, A. (2010): Theoretisches Codieren: Textanalyse in der Grounded Theory. – In: FLICK, U., VON KARDORFF, E. & STEINKE, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Rowohlt's Enzyklopädie, S. 475-485, Reinbek (Rowohlt).
- BÖHM, A., LEGEWIE, H. & MUHR, T. (2008): Kursus Textinterpretation: Grounded Theory. 70 S., Berlin (Technische Universität Berlin).
- BÖHNISCH, L. (2005): Lebensbewältigung. Ein sozialpolitisch inspiriertes Paradigma für die soziale Arbeit. – In: THOLE, W. (Hrsg.): Grundriss soziale Arbeit: ein einführendes Handbuch. S. 200-213, Wiesbaden (VS, Verlag für Sozialwissenschaften).
- BÖHNISCH, L. (2008): Sozialpädagogik der Lebensalter: eine Einführung. 370 S., Weinheim (Juventa Verlag).
- BÖHNISCH, L. (2010): Familie und Bildung. – In: TIPPELT, R. & SCHMIDT, B. (Hrsg.): Handbuch Bildungsforschung. S. 339-350, Wiesbaden (VS, Verlag für Sozialwissenschaften).
- BÖHNISCH, L. (2012): Lebensbewältigung. – Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online, S. 1-22.
- BÖHNISCH, L. & LENZ, K. (2014): Studienbuch Pädagogik und Soziologie. 370 S., Bad Heilbrunn (Klinkhardt).
- BÖLLERT, K. & PETER, C., Hrsg. (2012): Mutter + Vater = Eltern? , 235 S., Springer, Wiesbaden.
- BORTZ, J. R. & DÖRING, N. (2006): Forschungsmethoden und Evaluation: Für Human- und Sozialwissenschaftler. 907 S., Berlin, Heidelberg (Springer Medizin Verlag Heidelberg).
- BRACHES-CHYREK, R. (2012): Kinderrechte in Familien – Internationale Perspektiven. – In: BÖLLERT, K. & PETER, C. (Hrsg.): Mutter + Vater = Eltern? S. 81-97, Wiesbaden (Springer).
- BREUER, F. (1996): Qualitative Psychologie: Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils. 289 S., Opladen & Farmington Hills (Westdeutscher Verlag).
- BREUER, F. (2010): Der Forschungsstil der Grounded Theory. – In: Reflexive Grounded Theory, S. 39-114, (VS Verlag für Sozialwissenschaften).
- BREUER, F., MEY, G. & MRUCK, K. (2011): Subjektivität und Selbst-/Reflexivität in der Grounded-Theory-Methodologie. – In: MEY, G. & MRUCK, K. (Hrsg.): Grounded Theory Reader. S. 427-448, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, Wiesbaden).

- BROCK, I. (2008): Bereicherung familiärer Erziehung durch Geschwister. – In: REHBERG, K.-S. (Hrsg.): Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. S. 1694-1705, Frankfurt (Campus Verlag).
- BROCK, I. (2010): Geschwister und ihr Einfluss auf die Entwicklung von sozialer und emotionaler Kompetenz. – *Familiendynamik*, 35: S. 1-9.
- BROCK, I. (2015): Einleitung. – In: BROCK, I., SOHNI, H. & ADAM-LAUTERBACH, D. (Hrsg.): Bruderheld und Schwesterherz: Geschwister als Ressource. Therapie & Beratung, S. 11-18, Gießen (Psychosozial-Verlag).
- BROCK, I., SOHNI, H. & ADAM-LAUTERBACH, D., Hrsg. (2015): Bruderheld und Schwesterherz: Geschwister als Ressource. 306 S., Psychosozial-Verlag, Gießen.
- BUDE, H. (2010): Die Kunst der Interpretation. – In: FLICK, U., VON KARDORFF, E. & STEINKE, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Rowohlt's Enzyklopädie, S. 569-578, Reinbek (Rowohlt).
- BUGELNIG-REITER, B. (2008): Geschwisterbeziehung in verschiedenen Lebensabschnitten aus systemisch-therapeutischer Sicht. – *Systemische Notizen*, 2008 (2): S. 12-22.
- BUHRMESTER, D. & FURMAN, W. (1990): Perceptions of sibling relationships during middle childhood and adolescence. – *Child Development*, 61: S. 1387-1398.
- BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, S., FRAUEN UND JUGEND, Hrsg. (2005): Zwölfter Kinder- und Jugendbericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder und Jugendhilfe in Deutschland. 446 S., Druck Vogt GmbH, Berlin.
- BÜRGER, B. (2002): „Mama, warum müssen wir so viele Kinder haben?“ Lebensgemeinschaften in der Heimerziehung. – *Schriftenreihe Evangelischer Erziehungsverband*, 43: S. 1-135.
- BURKART, G. (2014): Paarbeziehung und Familie als vertragsförmige Institutionen? – In: STEINBACH, A., HENNIG, M. & ARRÁNZ BECKER, O. (Hrsg.): Familie im Fokus der Wissenschaft. Familienforschung, S. 71-92, Wiesbaden (Springer Verlagsgesellschaft).
- BUUNK, A. P. & DIJKSTRA, P. (2007): Affiliation, zwischenmenschliche Anziehung und enge Beziehungen. – In: JONAS, K., STROEWE, W. & HESTONE, M. (Hrsg.): Sozialpsychologie. S. 329-358, Heidelberg (Springer).
- CHARMAZ, K. (2006): Constructing grounded theory: A practical guide through qualitative analysis. 208 S., London (SAGE).



- CIERPKA, M. (2001): Geschwisterbeziehungen aus familientherapeutischer Perspektive – Unterstützung, Bindung, Rivalität und Neid. – Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 50: S. 440-453.
- CLINE, L. (2005): Foster parents' children: Their thoughts on fostering and the role they wish to play. 5 S., Research Abstract FFTA's 16th Annual Conference on Treatment Foster Care.
- COLTON, M. & HELLINCKX, W. (1999): Forster and residential care in the EU. – In: COLLA, H.E. (Hrsg.): Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa, S. 41-51, Neuwied (Luchterhand).
- COLTON, M. & WILLIAMS, M. (2006): Overview and conclusions. – In: COLTON, M. & WILLIAMS, M. (Hrsg.): Global perspectives on foster family care. S. 99-120, Lyme Regis (Russel House Publishing).
- CORBIN, J. M. (1998): Alternative Interpretations. Valid or not? – Theory & Psychology, 8: S. 121-128.
- CORBIN, J. M. (2002): Die Methode der Grounded Theory im Überblick. – In: SCHAEFFER, D. & MÜLLER-MUNDT, G. (Hrsg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. Handbuch Gesundheitswissenschaften, S. 59-70, Bern (Huber).
- DAHRENDORF, R. (2006): Homo Sociologicus: Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle. 123 S., Wiesbaden (Verlag für Sozialwissenschaften).
- DALY, K. (2003): Family Theory versus the theories families live by. – Journal of Marriage and Family, 65: S. 771-784.
- DATLER, W. & WININGER, M. (2014): Psychoanalytische Zugänge zur frühen Kindheit. – In: AHNERT, L. (Hrsg.): Theorien in der Entwicklungspsychologie. S. 354-379, Berlin (Springer).
- DECURTINS, L. (2015): Bruder und Schwestern - Ein Rollenspiel innerhalb der Familie. – In: BROCK, I.S., SOHNI, H. & ADAM-LAUTERBACH, D. (Hrsg.): Bruderheld und Schwesterherz: Geschwister als Ressource. Therapie & Beratung, S. 61-82, Gießen (Psychosozial-Verlag).
- DEINERT, H. (1995): Die Entwicklung des Kindschaftsrechtes. - Evangelische Fachhochschule Bochum, 124 S.
- DEVEREUX, G. (1992): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. 407 S., Frankfurt am Main (Suhrkamp).
- DEY, I. (1999): Grounding grounded theory: Guidelines for qualitative inquiry. 282 S., San Diego (Academic Press).

- DEY, I. (2008): Grounding categories. – In: BRYANT, A. & CHARMAZ, K. (Hrsg.): The SAGE handbook of grounded theory. S. 167-190, Los Angeles, California (SAGE Publications).
- DIXON, M. M., REYES, C. J., LEPPERT, M. F. & PAPPAS, L. M. (2008): Personality and birth order in large families. – *Personality and Individual Differences*, 44: S. 119-128.
- DRACUP, K. A. & BREU, C.S. (1978): Using nursing research findings to meet the needs of grieving spouses. – *Nursing Research*, 27: S. 212-216.
- DREITZEL, H. P. (1980): Die gesellschaftlichen Leiden und das Leiden an der Gesellschaft: Eine Pathologie des Alltagslebens. 347 S., Stuttgart (Enke).
- DUPP, K. (2010): Toolbox für Führungskräfte: Herausforderungsvolle Situationen in der Mitarbeiterführung und ihre Bewältigungsmöglichkeiten. 244 S., Hamburg (Diplomica Verlag GmbH).
- ECARIUS, J., Hrsg. (2007): Handbuch Familie. 693 S., Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften).
- ECARIUS, J., KÖBEL, N. & WAHL, K. (2011): Familie, Erziehung und Sozialisation. 153 S., Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, Wiesbaden).
- EGAN, T.M. (2002): Grounded theory research and theory building. – *Advances in Developing Human Resources*, 4: S. 277-295.
- EGLOFF, B. (2002): Praktikum und Studium: Diplom-Pädagogik und Humanmedizin zwischen Studium, Beruf, Biographie und Lebenswelt. 341 S., Opladen (Leske & Budrich).
- ELGER, W. (1986): Bereitschaftspflegestellen. Eine Alternative zu Jugendschutzstellen. – *Unsere Jugend*, 2: S. 56-60.
- ELIAS, N. (2003): Engagement und Distanzierung. 385 S., Berlin (Suhrkamp).
- ELLIS, L. (1972): Sharing parents with strangers: The role of the Group Home Foster Family's own children. – *Child Welfare*, 3: S. 165-170.
- ERNST, C. & ANGST, J. (1983): Birth order: Its influence on personality. 504 S., Berlin (Springer).
- ERZBERGER, C. & BLANDOW, J. (2011): Evaluation des Trägers PiB – Pflegekinder in Bremen gGmbH. 6 S., Bremen (Gesellschaft für innovative Sozialforschung und Sozialplanung e.V., Freie und Hansestadt Bremen, Amt für Soziale Dienste).
- FEND, H. (1998): Eltern und Freunde: Soziale Entwicklung im Jugendalter. 400 S., Bern (Huber).

- FLICK, U. (2010): *Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung*. 617 S., Reinbek bei Hamburg (Rowohlt-Taschenbuch-Verlag).
- FLICK, U., KARDORFF, E. V. & STEINKE, I. (2010): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. – In: FLICK, U., KARDORFF, E. V. & STEINKE, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung: Ein Handbuch*. Rowohlt's Enzyklopädie, S. 13-29, Reinbek bei Hamburg (Rowohlt-Taschenbuch-Verlag).
- FOCK, K.-U. (2011): Ein wichtiger Lernprozess für die ganze Familie. – In: *Wie Kinder ihre neuen Geschwister erleben*. Blickpunkt Pflegekinder, 3, S. 15-19, Hamburg (Pfiff g GmbH, Compact Media KG).
- FREIBURG, A. (2002): Die Pflegefamilie und das Streben nach einer heilen Welt: Ursachen und Hintergründe, Fiktionen und Hinderungsgründe. – *Rundbrief Gilde Soziale Arbeit*, 56: S. 27-34.
- FREIBURG, A. (2010): Geschwisterbeziehungen bei Pflegekindern. – In: BRACHESCHYREK, R., MACKE, K. & WÖLFEL, I. (Hrsg.): *Kindheit in Pflegefamilien*. Schriftenreihe der Gilde Soziale Arbeit, S. 92-106, Opladen & Farmington Hills (Verlag Barbara Budrich).
- FREUD, S. (1966): *Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung*. 72 S., München (Fritsch).
- FRICK, J. (2006): *Ich mag dich - du nervst mich! Geschwister und ihre Bedeutung für das Leben*. 357 S., Bern (Huber).
- FRICK, J. (2009): *Ich mag dich – du nervst mich!: Geschwister und ihre Bedeutung für das Leben*. 351 S., Bern (Huber).
- FRIEBERTSHÄUSER, B., MATNER, M. & ROTHMÜLLER, N. (2007): Familie: Mütter und Väter. – In: ECARIUS, J. (Hrsg.): *Handbuch Familie*. S. 179-198, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften).
- FRIESE, S. (2011): Computergestützte Analyse qualitativer Daten. – In: AYASS, R. & BERGMANN, J. (Hrsg.): *Qualitative Methoden der Medienforschung*. S. 459-474, Mannheim (Verlag für Gesprächsforschung).
- FUCHS-HEINRITZ, W. (2009): *Biographische Forschung: Eine Einführung in Praxis und Methoden*. 402 S., Wiesbaden (VS, Verlag für Sozialwissenschaft).
- FUCHS, R. (2012): „Und keiner hat sich gekümmert!": Dokumentation zur Geschichte der Bremer Heimerziehung 1945-1975. 140 S., Bremen (Arbeitskreis zur Aufarbeitung der Heimerziehung im Land Bremen).
- FUHS, B. (2007): Zur Geschichte der Familie. – In: ECARIUS, J. (Hrsg.): *Handbuch Familie*. S. 17-35, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften).

- FURMAN, W. & BUHRMSTER, D. (1985): Children's perceptions of the qualities of sibling relationships. – *Child Development*, 56: S. 448-461.
- GARBE, E. (2015): *Das kindliche Entwicklungsstrauma: Verstehen und bewältigen*. 315 S., Stuttgart (Klett-Cotta).
- GARZ, D. (2010): Objektive Hermeneutik. – In: FRIEBERTSHÄUSER, B., LANGER, A. & PRENGEL, A. (Hrsg.): *Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Juventa-Handbuch, S. 249-262, Weinheim (Juventa Verlag).
- GASSMANN, Y. (2015): Pflegekindspezifische Entwicklungsaufgaben oder: was Pflegekindern gemeinsam ist. – In: WOLF, K. (Hrsg.): *Sozialpädagogische Pflegekinderforschung*. S. 43-60, Bad Heilbrunn (Klinkhardt).
- GLASER, B. G. & STRAUSS, A. L. (1967): *The discovery of grounded theory: Strategies for qualitative research*. 284 S., Chicago (Aldine Pub Company).
- GLASER, B. G. & STRAUSS, A. L. (1979): *Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie: Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung*. – In: HOPF, C. & WEINGARTEN, E. (Hrsg.): *Qualitative Sozialforschung*. S. 91-111, Stuttgart (Klett-Cotta).
- GLASER, B. G. & STRAUSS, A. L. (1998): *Grounded theory: Strategien qualitativer Forschung*. 278 S., Bern (Huber).
- GLASER, B. G. & STRAUSS, A. L. (2010): *Grounded theory: Strategien qualitativer Forschung*. 278 S., Bern (Huber).
- GLINKA, H.-J. (2009): *Das narrative Interview: Eine Einführung für Sozialpädagogen*. 231 S., Weinheim (Juventa Verlag).
- GLOGER-TIPPELT, G. (2007): Eltern-Kind- und Geschwisterbeziehung. – In: ECARIUS, J. (Hrsg.): *Handbuch Familie*. S. 157-178, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften).
- GÖHLICH, M. & PERUZZI, S. (2009): „Ganz normal“. Beziehungen in Pflegefamilien aus Sicht der Pflegeeltern. – *Zeitschrift für Sozialpädagogik*, 7: S. 23-43.
- GROSSMANN, K. E. & GROSSMANN, K., Hrsg. (2011): *Bindung und menschliche Entwicklung: John Bowlby, Mary Ainsworth und die Grundlagen der Bindungstheorie*. 443 S., Stuttgart (Klett-Cotta).
- GROSSMANN, K. E., GROSSMANN, K. & ZIMMERMANN, P. (1999): A wider view of attachment and exploration: Stability and change during the years of immaturity. – In: CASSIDY, J. & SHAVER, P. R. (Hrsg.): *Handbook of attachment: Theory, research, and clinical applications*. S. 760-786, New York (Guilford).

- GUDEHUS, C., EICHENBERG, A. & WELZER, H. (2010): Gedächtnis und Erinnerung: Ein interdisziplinäres Handbuch. 364 S., Stuttgart (Metzler).
- GÜTHOFF, F. (1996): Die Perspektive der Pflegeeltern - Ergebnisse einer Pflegeelternbefragung. – In: GINTZEL, U. (Hrsg.): Erziehung in Pflegefamilien: Auf der Suche nach einer Zukunft. S. 39-55, Münster (Votum-Verlag).
- HAHLWEG, K. (1986): Partnerschaftliche Interaktion: Empirische Untersuchungen zur Analyse und Modifikation von Beziehungsstörungen. 409 S., München (Röttger).
- HEATH, H. & COWLEY, S. (2004): Developing a grounded theory approach: A comparison of Glaser and Strauss. – *International Journal of Nursing Studies*, S. 141-150.
- HEIDBRINK, H. (2007): Freundschaftsbeziehungen. – *Journal für Psychologie*, 15: S. 1-15.
- HEIDBUURT, J. (1995): All in the family home: The biological children of parents who foster. Bachelor-Thesis, Wilfrid Laurier University, Lyle S. Hallman Faculty of Social Work, 93 S.
- HEIDBUURT, J. (2004): All in the family home: The biological children of parents who foster. – In: 18th Annual Conference on Treatment Foster Care. S. 1-11, Nashville, Tennessee (Foster Family-based Treatment Association's).
- HEINER, M. & WALTER, S. (2010): Geschwisterbeziehungen in der außerfamilialen Unterbringung. Erkenntnislage und Entwicklungsbedarf. 68 S., München (Eigenverlag).
- HELFERICH, C. (2009): Die Qualität qualitativer Daten. 214 S., Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften).
- HELMING, E. (2002): Die Eltern: Erfahrungen, Sichtweisen und Möglichkeiten. – In: LILLIG, S., HELMING, E., BLÜML, H. & SCHATTNER, H. (Hrsg.): Schriftenreihe Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Bereitschaftspflege – Familiäre Bereitschaftsbetreuung, S. 139-275, Stuttgart (Kohlhammer).
- HELMING, E. (2010): Die Pflegefamilie als Gestaltungsleistung. – In: KINDLER, H., HELMING, E., MEYSEN, T. & JURCZYK, K. (Hrsg.): Handbuch Pflegekinderhilfe. S. 227-260, München (Deutsches Jugendinstitut e.V.).
- HELMING, E., BOVENSCHEN, D., SPANGLER, G., KÖCKERITZ, C. & SANDMEIR, G. (2010a): Begleitung und Beratung von Pflegefamilien. – In: KINDLER, H., HELMING, E., MEYSEN, T. & JURCZYK, K. (Hrsg.): Handbuch Pflegekinderhilfe. S. 448-479, München (Deutsches Jugendinstitut).

- HELMING, E., SANDMEIR, G., KINDLER, H. & BLÜML, H. (2010b): Strukturelle Aspekte der Pflegekinderhilfe in Deutschland. – In: KINDLER, H., HELMING, E., MEYSEN, T. & JURCZYK, K. (Hrsg.): Handbuch Pflegekinderhilfe. S. 102-127, München (Deutsches Jugendinstitut).
- HENNINGSEN, J. R. (1981): Autobiographie und Erziehungswissenschaft: Fünf Studien. 135 S., Essen (Neue Deutsche Schule Verlagsgesellschaft).
- HERMANN, H. (1992): Die Auswertung narrativer Interviews: Ein Beispiel für qualitative Verfahren. – In: HOFFMEYER-ZLOTNIK, J.H.P. (Hrsg.): Analyse verbaler Daten: Über den Umgang mit qualitativen Daten. S. 110-141, Opladen (Westdeutscher Verlag).
- HEURING, M. & PETZOLD, H. G. (2005): Rollentheorien, Rollenkonflikte, Identität, Attributionen – Integrative und differentielle Perspektiven zur Bedeutung sozialpsychologischer Konzepte für die Praxis der Supervision. – Supervision, 12/2005: S. 1-59.
- HILDENBRAND, B. (2010): Anselm Strauss. – In: FLICK, U., VON KARDORFF, E. & STEINKE, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt's Enzyklopädie, S. 32-42, Reinbek (Rowohlt).
- HILL, P. B. & KOPP, J., Hrsg. (2013): Familiensoziologie: Grundlagen und theoretische Perspektiven. 308 S., Wiesbaden (Springer Verlag).
- HILL, P. B. & KOPP, J., Hrsg. (2015): Handbuch Familiensoziologie. 305 S., Wiesbaden (Springer VS).
- HOCHAPFEL, G., ECKHARDT-HENN, A. & HOFFMANN, S.O. (2009): Neurotische Störungen und psychosomatische Medizin 528 S., Stuttgart (Schattauer).
- HÖJER, I. (2004): What happens in the foster family? A study of fostering relationships in Sweden. – Adoption & Fostering, 28: S. 38-48.
- HÖJER, I. (2007): Sons and daughters of foster carers and the impact of fostering on their everyday life. – Child and Family Social Work, 12: S. 73-83.
- HÖJER, I. & NORDENFORS, M. (2004): Living with foster siblings – what impact has fostering on the biological children of foster carers? – In: ERRIKSON, H.G. & TJELFLAT, T. (Hrsg.): Residential Care. Horizons for the New Century. S. 99-118, Aldershot (Ashgate).
- HOPF, C. (2010): Qualitative Interviews – ein Überblick. In: FLICK, U., VON KARDORFF, E. & STEINKE, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt's Enzyklopädie, S. 349-360, Reinbek (Rowohlt).
- HOPP, H. (2010): Aufwachsen in einer Pflegefamilie hat Auswirkungen auf die leiblichen Kinder. – Moses-Online-Magazin, 2010 (4): S. 1-5.

- HUBER-NIENHAUS, S. (1997): Handbuch für Pflege- und Adoptiveltern: Pädagogische, psychologische und rechtliche Fragen des Adoptions- und Pflegekinderwesens; Informationen von A - Z. 280 S., Idstein (Schulz-Kirchner).
- HUININK, J. & KONIETZKA, D. (2007): Familiensoziologie: eine Einführung. 246 S., Frankfurt/Main (Campus Verlag).
- HÜLST, D. (2010): Grounded Theory. – In: FRIEBERTSHÄUSER, B., LANGER, A. & PRENGEL, A. (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Juventa-Handbuch, S. 281-300, Weinheim (Juventa Verlag).
- HUSSY, W., SCHREIER, M. & ECHTERHOFF, G. (2013): Forschungsmethoden in Psychologie und Sozialwissenschaften für Bachelor. 318 S., Berlin, Heidelberg (Springer).
- JAKOB, G. (1997): Das narrative Interview in der Biographieforschung. – In: BOLLE, H., RICHTER, S. & FRIEDERTSHÄUSER, B. (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft, S. 445-458, Weinheim (Juventa Verlag).
- JAKOBWITZ, S. & EGAN, V. (2006): The dark triad and normal personality traits. – *Personality and Individual Differences*, 40: S. 331-339.
- JENNIG, S. (2001): Die Straße als Lebensraum mit wachsender Attraktivität für Jugendliche. Eine Konkurrenz für die Jugendhilfe? – Diplom-Arbeit, Alice-Salomon Hochschule, Fachbereich Sozialpädagogik/Sozialarbeit, 100 S.
- JOAS, H. (1991): Rollen- und Interaktionstheorien in der Sozialisationsforschung. – In: ULICH, D. & HURRELMANN, K. (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. S. 137-152, Weinheim (Beltz).
- JOBST, S. (2010): Der Sozialisationsprozess: Begriffsbestimmung und theoretische Ansätze. – In: HÖRNER, W., DRINCK, B. & JOBST, S. (Hrsg.): Bildung, Erziehung, Sozialisation: Grundbegriffe der Erziehungswissenschaft. UTB; Erziehungswissenschaft, S. 161-202, Opladen (Budrich).
- JORDAN, E. (1996): Vorzeitig beendete Pflegeverhältnisse. – In: GINTZEL, U. (Hrsg.): Erziehung in Pflegefamilien: Auf der Suche nach einer Zukunft. S. 76-108, Münster (Votum-Verlag).
- JUNKER, R., LEBER, A. & LEITNER, U., Hrsg. (1978): Pflegekinder in der Bundesrepublik Deutschland. 366 S., Deutscher Verein für Öffentliche und Private Fürsorge, Frankfurt am Main.
- JURCZYK, K. (2014): Doing Family – der Practical Turn der Familienwissenschaften. – In: STEINBACH, A., HENNIG, M. & ARRÁNZ BECKER, O. (Hrsg.): Familie im Fokus der Wissenschaft. Familienforschung, S. 117-140, Wiesbaden (Springer VS).

- KAISER, P. (1993): Beziehungen in der erweiterten Familie und unterschiedlichen Familienformen. – In: AUHAGEN, A. E. & SALISCH, M. V. (Hrsg.): Zwischenmenschliche Beziehungen. S. 143-172, Göttingen (Hogrefe).
- KAISER, P. (1995): Strukturelle Besonderheiten und Probleme von Pflegefamilien. – In: TEXTOR, M. R. & WARNORF, P. K. (Hrsg.): Familienpflege: Forschung, Vermittlung, Beratung. S. 67-77, Freiburg im Breisgau (Lambertus).
- KALLAND, M. & SINKKONEN, J. (2001): Finnish children in foster care: Evaluating the breakdown of long-term placement. – *Child Welfare*, 80: S. 513-527.
- KAMIN, A.-M. (2013): Beruflich Pflegende als Akteure in digital unterstützten Lernwelten – Universität Paderborn, Fakultät für Kulturwissenschaften, 299 S.
- KANEVSKI, R. & VON SALISCH, M. (2013): Peer-Beziehungen in der Ganztagschule: Vielfalt, Entwicklung, Potential. 28 S., Lüneburg (Fakultät Bildung – Institut für Psychologie, Leuphana Universität Lüneburg).
- KANNING, U. P. (2009): Inventar sozialer Kompetenzen: ISK ; Manual. 189 S., Göttingen (Hogrefe).
- KAPLAN, C. P. (1988): The biological children of foster parents in the foster family. – *Child and Adolescent Social Work Journal*, 5: S. 281-299.
- KARLE, M. & KLOSINSKI, G. (2001): Die Bedeutung von Geschwisterbeziehungen bei einer Trennung der Eltern. – *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 50: S. 401-420.
- KARNEY, B. R. & BRADBURY, T. N. (1995): The longitudinal course of marital quality and stability: A review of theory, method, and research. – *Psychological Bulletin*, 118: S. 3-34.
- KASTEN, H. (1986): Geburtsrangplatz und Geschwisterposition. Sozialdefizitäre Entwicklung des Einzelkindes. – *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 6: S. 321-328.
- KASTEN, H. (1993): Die Geschwisterbeziehung. 238 S., Göttingen (Hogrefe).
- KASTEN, H. (2001a): Der aktuelle Stand der Geschwisterforschung. – <https://www.familienhandbuch.de/familienforschung/kinder-in-der-familie/geschwister-der-aktuelle-stand-der-forschung>. 07.09.2012.
- KASTEN, H. (2001b): Geschwister: Vorbilder, Rivalen, Vertraute. 192 S., München (Reinhardt).
- KELLE, U. (1997): Empirisch begründete Theoriebildung: zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung. 393 S., Weinheim (Deutscher Studien-Verlag).



- KELLE, U. (2007): Theoretisches Vorwissen und Kategorienbildung in der „Grounded Theory“. – In: KUCKARTZ, U. (Hrsg.): Qualitative Datenanalyse: computer-gestützt: Methodische Hintergründe und Beispiele aus der Forschungspraxis. S. 32-49, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH).
- KELLE, U. (2010): Computergestützte Analyse qualitativer Daten –In: FLICK, U., VON KARDORFF, E. & STEINKE, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Rowohlt's Enzyklopädie, S. 485-501, Reinbek (Rowohlt).
- KELLE, U. & KLUGE, S. (2010): Vom Einzelfall zum Typus: Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. 121 S., Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften).
- KINDLER, H., HELMING, E., MEYSEN, T. & JURCYK, K., Hrsg. (2010): Handbuch Pflegekinderhilfe. 1025 S., Deutsches Jugendinstitut, München.
- KIPP, A. (1998): Verschwiegene Probleme. Zum Verhältnis von Pflegekindern und leiblichen Kindern in Familienwohngruppen. – Sozialmagazin, 23: S. 46-51.
- KLEINING, G. (1995): Lehrbuch entdeckende Sozialforschung. Von der Hermeneutik zur qualitativen Heuristik. 397 S., Weinheim (Beltz).
- KLUGE, S. (1999): Empirisch begründete Typenbildung: zur Konstruktion von Typen und Typologien in der qualitativen Sozialforschung. 296 S., Opladen (Leske & Budrich).
- KLUGE, S. & KELLE, U. (1999a): Vom Einzelfall zum Typus: Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. 111 S., Opladen (Leske & Budrich).
- KLUGE, S. & KELLE, U. (1999b): Vom Einzelfall zum Typus: Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. S., Opladen (Leske + Budrich).
- KLUTE, D. (1996): Der Gebrauch des Forschungstagebuchs. – In: BREUER, F. (Hrsg.): Qualitative Psychologie: Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils. S. 120-125, Opladen & Farmington Hills (Westdeutscher Verlag).
- KNUTH, N. (2008): Fremdplatzierungspolitiken: Das System der stationären Jugendhilfe im deutsch-englischen Vergleich. – Juventa Verlag, 260 S.
- KOCH, K.-C. (2005): Peerbeziehungen im Grundschulalter – eine soziometrische Zeitwandelstudie im 25-jährigen Vergleich. – Dissertation, Universität Bielefeld, Fakultät für Psychologie und Sportwissenschaft, 253 S.
- KOLBE, J. (2004): Entwicklung der Tätigkeit von Pflegepersonen im Angestelltenverhältnis im Vergleich zu traditionellen Pflegefamilien und zu familiennahen

- Kleinsteinrichtungen der Heimerziehung. – Dissertation (Auszug), Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Philosophische Fakultät, 8 S.
- KOMPETENZZENTRUM FÜR PFLEGEKINDER e.V. & INTERNATIONALE GESELLSCHAFT FÜR ERZIEHERISCHE HILFEN (2010): Neues Manifest zur Pflegekinderhilfe. 48 S., Berlin & Frankfurt am Main (Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen (IGfH) und Kompetenz-Zentrum Pflegekinder e.V. zur qualitativen Weiterentwicklung der Pflegekinderhilfe).
- KONOPÁSEK, Z. (2007): Making thinking visible with Atlas.ti: Computer assisted qualitative data analysis as textual practices. – In: BRYANT, A. & CHARMAZ, K. (Hrsg.): The SAGE Handbook of Grounded Theory. S. 276-298, Los Angeles (SAGE).
- KÖPL, E. (1996): Neue Trends in der Pflegefamilienarbeit. – In: LUTTER, E. (Hrsg.): Kinderschicksale gehen uns alle an. Interviews mit Pflegeeltern. Kleine Schriftenreihe zum Pflegekinderwesen, S. 114-118, Wien (Bundesverband der österreichischen Pflege & Adoptivelternvereine).
- KOSSEN, W. (2004): Lernen in Lebenswelten - für eine Reorganisation der Bildungsgangtheorie. – In: TRAUTMANN, M. (Hrsg.): Entwicklungsaufgaben im Bildungsgang. Studien zur Bildungsgangforschung ; 5, S. 152-166, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften).
- KOWAL, S. & O'CONNELL, D. (2010): Zur Transkription von Gesprächen. – In: FLICK, U., VON KARDORFF, E. & STEINKE, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Rowohlt's Enzyklopädie, S. 437-446, Reinbek (Rowohlt).
- KREPPNER, K. (1993): Eltern-Kind Beziehungen: Kindes- und Jugendalter. – In: AUHAGEN, A. E. & SALISCH, M. V. (Hrsg.): Zwischenmenschliche Beziehungen. S. 79-104, Göttingen (Hogrefe).
- KREPPNER, K. (2001): Eltern-Kind-Beziehung: Forschungsbefunde. – <https://www.familienhandbuch.de/familienforschung/kinder-in-der-familie/eltern-kind-beziehung-forschungsbefunde>. 22.05.2015.
- KROTZ, F. (2005): Neue Theorien entwickeln: Eine Einführung in die Grounded Theory, die Heuristische Sozialforschung und die Ethnographie anhand von Beispielen aus der Kommunikationsforschung. 315 S., Köln (von Halem).
- KUCKARTZ, U. (2007): QDA-Software im Methodendiskurs: Geschichte, Potenziale, Effekte. – In: KUCKARTZ, U., GRUNENBERG, H. & DRESING, T. (Hrsg.): Qualitative Datenanalyse: Computergestützt. S. 15-31, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften, GWV Fachverlage GmbH).

- KUCKARTZ, U. (2010): Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. 269 S., Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften).
- KUCKARTZ, U. & GRUNENBERG, H. (2010): Qualitative Daten computergestützt auswerten: Methoden, Techniken, Software. – In: FRIEBERTSHÄUSER, B., LANGER, A. & PRENGEL, A. (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Juventa-Handbuch, S. 501-514, Weinheim (Juventa Verlag).
- KUCKARTZ, U. & RÄDIKER, S. (2010): Computergestützte Verfahren. – In: BOCK, K. & MIETHE, I. (Hrsg.): Handbuch qualitative Methoden in der sozialen Arbeit. S. 353-362, Opladen (Budrich).
- KUHNT, A.-K. & STEINBACH, A. (2014): Diversität von Familie in Deutschland. – In: STEINBACH, A., HENNIG, M. & ARRÁNZ BECKER, O. (Hrsg.): Familie im Fokus der Wissenschaft. Familienforschung, S. 41-70, Wiesbaden (Springer).
- KULBE, A. (2009): Grundwissen Psychologie, Soziologie und Pädagogik: Lehrbuch für Pflegeberufe. 185 S., Stuttgart (Kohlhammer).
- KÜSTERS, I. (2009): Narrative Interviews: Grundlagen und Anwendungen. 204 S., Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften, GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden).
- LACKES, R. & SIEPERMANN, M. (2015): Web 2.0. – <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Archiv/80667/web-2-0-v9.html>. 18.06.2015.
- LAMNEK, S. (2010): Qualitative Sozialforschung: Lehrbuch. 748 S., Weinheim (Beltz).
- LANGE, A. (2009): Gestaltungsaufgaben in der Familienbiografie. – In: MACHA, H. & WITZKE, M. (Hrsg.): Handbuch der Erziehungswissenschaften Band III, Familie – Kindheit – Jugend – Gender. Teilband 1. S. 437-455, Paderborn (Schöningh).
- LEE, T. R., MANCINI, J. A. & MAXWELL, J. W. (1990): Sibling relationships in adulthood: Contact patterns and motivations. – *Journal of Marriage and Family*, 52: S. 431-440.
- LEGEWIE, H. & SCHERVIE-LEGEWIE, B. (2004): „Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen“. – *Forum Qualitative Sozialforschung*, 5: S. 1-22.
- LENZ, K. (2016): Familien. – In: SCHRÖER, W., STRUCK, N. & WOLFF, M. (Hrsg.): Handbuch Kinder- und Jugendhilfe. S. 166-202, Weinheim (Beltz Juventa).
- LENZ, K. & BÖHNISCH, L. (1997a): Zugänge zu Familien- ein Grundlagentext. – In: Familien. Eine interdisziplinäre Einführung. Dresdner Studien zur Erziehungswissenschaft und Sozialforschung, S. 9-63, Weinheim (Juventa Verlag).

- LENZ, K. & BÖHNISCH, L. (1997b): Zur Einführung. – In: Familien. Eine interdisziplinäre Einführung. Dresdner Studien zur Erziehungswissenschaft und Sozialforschung, S. 7-8, Weinheim (Juventa Verlag).
- LIEBENWEIN, S. & WEISS, S. (2012): Erziehungsstile. – In: SANDFUCHS, U., MELZER, W., DÜHLMEIER B. & RAUSCH, A. (Hrsg.): Handbuch Erziehung. S. 160-168, Bad Heilbrunn (Klinkhardt).
- LILLIG, S. (2002): Die aufnehmenden Familien: Besonderheiten der Familiären Betreuungsstellen. – In: LILLIG, S., HELMING, E., BLÜML, H. & SCHATTNER, H. (Hrsg.): Schriftenreihe Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Bereitschaftspflege – Familiäre Bereitschaftsbetreuung, S. 276-349, Stuttgart (Kohlhammer).
- LILLIG, S., HELMING, E., BLÜML, H. & SCHATTNER, H. (2002): Bereitschaftspflege – Familiäre Bereitschaftsbetreuung. 581 S., Stuttgart (Kohlhammer).
- LOCH, U. & ROSENTHAL, G. (2002): Das narrative Interview. – In: SCHAEFFER, D. & MÜLLER-MUNDT, G. (Hrsg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. Handbuch Gesundheitswissenschaften, S. 221-232, Bern (Huber).
- LÜDERS, C. & REICHERTZ, J. (1986): Wissenschaftliche Praxis ist, wenn alles funktioniert und keiner weiß warum – Bemerkungen zur Entwicklung qualitativer Sozialforschung. – Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau, S. 90-102.
- LUTTER, E. (1996): „Professionelle“ Pflegeeltern - sozialpädagogische und sozialpolitische Überlegungen. – In: LUTTER, E. (Hrsg.): Kinderschicksale gehen uns alle an. Interviews mit Pflegeeltern. Kleine Schriftenreihe zum Pflegekinderwesen, S. 108-113, Wien (Bundesverband der österreichischen Pflege- und Adoptivelternvereine).
- MARINI, V. A. & KURTZ, J. E. (2011): Birth order differences in normal personality traits: Perspectives from within and outside the family. – Personality and Individual Differences, S. 910-914.
- MARMANN, A. (2005): Kleine Pädagogen – Eine Untersuchung über „Leibliche Kinder“ in familienorientierten Settings öffentlicher Ersatzerziehung. – Dissertation, Universität Siegen, Fachbereich 2, 305 S.
- MARMANN, A. (2010): Kleine Pädagogen – die Rolle der leiblichen Kinder. – Netz, 2010 (1): S. 26-29.
- MAROTZKI, W. (2006): Forschungsmethoden und -methodologie der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. – In: KRÜGER, H.-H. & MAROTZKI, W. (Hrsg.): Handbuch Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. S. 111-135, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften, GWV Fachverlage GmbH).

- MARSCHNER, M. (1980): Heilpädagogische Pflegestellen - Alternative zur Heimerziehung in schwierigen Fällen. – In: BONHOEFFER, M. & WIDEMANN, P. (Hrsg.): Kinder in Ersatzfamilien. Sozialpädagogische Pflegestellen: Projekte und Perspektiven zur Ablösung von Heimen. Konzepte der Humanwissenschaften, S. 435, Stuttgart (Klett-Cotta).
- MARTIN, G. (1993): Foster care: The protection and training of carers' children. – Child Abuse Review, 2: S. 15-22.
- MATTMÜLLER, H. (2010): Gleichbehandlung - Mythos oder gelebter Alltag. – Netz, 2010 (1): S. 18-19.
- MAUERER, J. & VILSBECK, C. (2013): Die turbulente Apple-Story. – Link: <http://www.computerwoche.de/a/die-turbulente-apple-story>. 24.08.2015.
- MAYRING, P. (1988): Qualitative Auswertung im Rahmen des Belastungs-Bewältigungs-Paradigmas. – In: BRÜDERL, L. (Hrsg.): Theorien und Methoden der Bewältigungsforschung. Materialien, S. 200-207, Weinheim (Juventa Verlag).
- MAYRING, P. (2010a): Qualitative Inhaltsanalyse. – In: FLICK, U., VON KARDORFF, E. & STEINKE, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Rowohlt's Enzyklopädie, S. 468-475, Reinbek (Rowohlt).
- MAYRING, P. (2010b): Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken. 144 S., Weinheim (Beltz).
- MEISSNER, D. (2011): Bereitschaftspflege im Amt für Soziale Arbeit Wiesbaden: Veränderungen im Familiensystem und mögliche Bewältigungsstrategien. – Diplomarbeit, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Institut für Erziehungswissenschaft, 127 S.
- MERKENS, H. (2010): Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. – In: FLICK, U., VON KARDORFF, E. & STEINKE, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Rowohlt's Enzyklopädie, S. 286-299, Reinbek (Rowohlt).
- MERTENS, M. (2009): Rahmenkonzeption im Pflegekinderwesen. 37 S., Köln (LVR-Landesjugendamt Rheinland).
- MEUSER, M. (2012): Vaterschaft im Wandel. Herausforderungen, Optionen, Ambivalenzen. – In: BÖLLERT, K. & PETER, C. (Hrsg.): Mutter + Vater = Eltern? S. 63-80, Wiesbaden (Springer).
- MEY, G. & MRUCK, K. (2007): Grounded Theory Methodologie - Bemerkungen zu einem prominenten Forschungsstil. – In: MRUCK, K., GLASER, B.G. & MEY, G. (Hrsg.): Historical Social Research, Supplement, 19, S. 11-42, Köln (Zentrum für Historische Sozialforschung).

- MEY, G. & MRUCK, K. (2011): Grounded-Theory-Methodologie: Entwicklung, Stand, Perspektiven. – In: MEY, G. & MRUCK, K. (Hrsg.): Grounded Theory Reader, S. 11-52, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften).
- MIEBACH, B. (2014): Soziologische Handlungstheorie: Eine Einführung. 526 S., Wiesbaden (Springer Fachmedien Wiesbaden).
- MINUCHIM, S. (1987): Familie und Familientherapie: Theorie und Praxis struktureller Familientherapie. 334 S., Freiburg im Breisgau (Lambertus-Verlag).
- MONTADA, L. (2008): Fragen, Konzepte, Perspektiven. – In: OERTER, R. & MONTADA, L. (Hrsg.): Entwicklungspsychologie: [Lehrbuch]. Grundlagen Psychologie, S. 3-48, Weinheim (Beltz).
- MORGAN, D.H.J. (1999): Risk and family practices: Accounting for changes and fluidity in family life. – In: SILVA, E. B. & SMART, C. (Hrsg.): The New Family? S. 13-30, London (Sage Publications).
- MRUCK, K. (1999): „Stets ist es die Wahrheit, die über alles gebietet, doch ihre Bedeutung wandelt sich“. Zur Konzeptualisierung von Forschungsobjekt, Forschungssubjekt und Forschungsprozeß in der Geschichte der Wissenschaften. – Dissertation, Technische Universität Berlin, 242 S.
- MRUCK, K. & BREUER, F. (2003): Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess – Die FQS-Schwerpunktausgaben. – Forum Qualitative Sozialforschung, 4: S. 1-10.
- MRUCK, K. & MEY, G. (1999): Selbstreflexivität und Subjektivität im Auswertungsprozeß biographischer Materialien. Zum Konzept einer „Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens“ zwischen Colloquium, Supervision und Interpretationsgemeinschaft. – In: JÜTTEMANN, G. & THOMAE, H. (Hrsg.): Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Beltz-Taschenbuch; 43, Psychologie, S. 284-306, Weinheim (Beltz).
- MUCKEL, P. (1996): Selbstreflexivität und Subjektivität im Forschungsprozeß. – In: BREUER, F. (Hrsg.): Qualitative Psychologie: Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils. S. 61-78, Opladen & Farmington Hills (Westdeutscher Verlag).
- MUCKEL, P. (1997): Der Alltag mit Akten – psychologische Rekonstruktionen bürokratischer Phänomene. – Dissertation, Oldenburg, Psychologie, 209 S.
- MUCKEL, P. (2007): Die Entwicklung von Kategorien mit der Methode der Grounded Theory. – In: MRUCK, K., GLASER, B.G. & MEY, G. (Hrsg.): Historical Social Research, Supplement, 19, S. 211-231, Köln (Zentrum für Historische Sozialforschung).

- MÜHLING, T. & ROST, H., Hrsg. (2007): Väter im Blickpunkt: Perspektiven der Familienforschung. 271 S., Opladen (Budrich).
- NAVE-HERZ, R. (2007): Familie heute: Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. 163 S., Darmstadt (Primus).
- NAVE-HERZ, R. (2009): Familie heute: Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. 163 S., Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft).
- NIEDERBERGER, J.M. & BÜHLER-NIEDERBERGER, D. (1988): Formenvielfalt in der Fremderziehung: Zwischen Anlehnung und Konstruktion. 189 S., Stuttgart (Enke).
- NIENSTEDT, M. & WESTERMANN, A. (1992): Pflegekinder: Psychologische Beiträge zur Sozialisation von Kindern in Ersatzfamilien 328 S., Münster (Votum).
- NIENSTEDT, M. & WESTERMANN, A. (1998): Pflegekinder: psychologische Beiträge zur Sozialisation von Kindern in Ersatzfamilien. 328 S., Münster (Votum).
- NIENSTEDT, M. & WESTERMANN, A. (1999): Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa. – In: COLLA, H. E., GABRIEL, T., MILHAM, S., MÜLLER-TEUSLER, S. & WINKLER, M. (Hrsg.): Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa. S. 791-798, Neuwied (Luchterhand).
- NIENSTEDT, M. & WESTERMANN, A. (2007): Pflegekinder und ihre Entwicklungschancen nach frühen traumatischen Erfahrungen 414 S., Stuttgart (Klett-Cotta).
- NOLLER, P. (2005): Sibling relationships in adolescence: Learning and growing together. – *Personal Relationships*, 12: S. 1-22.
- NUSKE, E. (2006): The double edged sword: A contradictory experience. A phenomenological study of the lived experience of the natural children of foster families. – Dissertation, Southern Cross University, Department of Nursing and Health Care Practices, 409 S.
- NUSKE, E. (2010): Balancing contradictions: The experiences of biological children of foster families. – *Children Australia*, 35: S. 32-37.
- OBERNDOFER, R. & ROST, H. (2005): Neue Väter – Anspruch und Realität. – *Zeitschrift für Familienforschung*, 17: S. 50-65.
- OELKERS, N. (2012): Familialismus oder die normative Zementierung der Normalfamilie. Herausforderung für die Kinder- und Jugendhilfe. – In: BÖLLERT, K. & PETER, C. (Hrsg.): Mutter + Vater = Eltern? S. 135-154, Wiesbaden (Springer).
- OELTJEN, S. (1994): Verschwiegene Probleme. Zum Verhältnis von Pflegekindern und leiblichen Kindern in Familienwohngruppen. – *Sozialmagazin*, 19: S. 43-45.

- PALINAT, I. & WARZECHA, B. (1999): Qualifizierung von Pflegeeltern statt Burnout und Stress. Hilfen für Erwachsene als Hilfen für Pflegekinder. 128 S., Berlin (LIT Verlag).
- PAPASTEFANO, C. (1992): Das zweite Kind und die Erweiterung der familialen Beziehung. – In: HOFER, M., KLIEN-ALLERMANN, E., NOACK, P. & HASSEBRAUCK, M. (Hrsg.): Familienbeziehungen: Eltern und Kinder in der Entwicklung; ein Lehrbuch. S. 152-163, Göttingen (Hogrefe).
- PART, D. (1993): Fostering as seen by the carers' children. – *Adoption & Fostering*, 17: S. 26-31.
- PAULHUS, D. L. & WILLIAMS, K. M. (2002): The dark triad of personality: Narcissism, machiavellianism, and psychopathy. – *Journal of Research in Personality*, 36: S. 556-563.
- PETER, C. (2012): Familie – worüber sprechen wir überhaupt? – In: BÖLLERT, K. & PETER, C. (Hrsg.): Mutter + Vater = Eltern? S. 17-32, Wiesbaden (Springer).
- PETRI, C. (2014): Durch Höhen und Tiefen: Geschwisterbeziehungen im Kontext der Fremdunterbringung. – *ZPE-Schriftenreihe / Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste der Universität Siegen*, 34: S. 1-246.
- PETRI, C. (2015a): Geschwister in riskanten Familienkonstellationen. – In: BROCK, I. S., SOHNI, H. & ADAM-LAUTERBACH, D. (Hrsg.): Bruderheld und Schwesterherz: Geschwister als Ressource. *Therapie & Beratung*, S. 83-96, Gießen (Psychosozial-Verlag).
- PETRI, C. (2015b): Pflegekinder und ihre Geschwister: sozialisatorische Bedeutung und professionelle Gestaltungsaufgabe. – In: WOLF, K. (Hrsg.): *Sozialpädagogische Pflegekinderforschung*. S. 107-129, Bad Heilbrunn (Klinkhardt).
- PETRI, H. (1999): Die Geschwisterbeziehung – die längste Beziehung unseres Lebens. – *Psychosozial*, 76: S. 68-80.
- PEUCKERT, R. (2012): *Familienformen im sozialen Wandel*. 785 S., Wiesbaden (Springer VS).
- PIB ÖFFENTLICHKEITSARBEIT (2011a): *Jahresbericht 2010*. 102 S., Bremen (Schriftbild, Bremen).
- PIB ÖFFENTLICHKEITSARBEIT (2011b): *Übergangspflege. Ein Angebot zum Schutz von Kindern und Jugendlichen gemäß § 42 SGB VIII*. 15 S., Bremen (PiB Pflegekinder in Bremen gGmbH).
- PIB ÖFFENTLICHKEITSARBEIT (2012): *Jahresbericht 2011*. 101 S., Bremen (Schriftbild, Bremen).



- PIB ÖFFENTLICHKEITSARBEIT (2013): Jahresbericht 2012. 100 S., Bremen (Schriftbild, Bremen).
- PIB ÖFFENTLICHKEITSARBEIT (2014): Jahresbericht 2013. 115 S., Bremen (Schriftbild, Bremen).
- PIB ÖFFENTLICHKEITSARBEIT (2015): Jahresbericht 2014. 107 S., Bremen (Schriftbild, Bremen).
- PIB ÖFFENTLICHKEITSARBEIT (2016): Jahresbericht 2015. 136 S., Bremen (Schriftbild, Bremen).
- POLAND, D.C. & GROZE, V. (1993): Effects of foster care placement on biological children in the home. – *Child and Adolescent Social Work Journal*, 10: S. 153-164.
- POSCH, P. & ALTRICHTER, H. (1998): *Lehrer erforschen ihren Unterricht: eine Einführung in die Methoden der Aktionsforschung*. 365 S., Bad Heilbrunn (Klinkhardt).
- PUGH, G. (1996): Seen but not heard? Addressing the needs of children who foster. – *Adoption & Fostering*, 20: S. 35-41.
- RAUCH, K. (2003): Wenn nur die Abschiede nicht wären. – *Netz*, 2003 (4): S. 8-11.
- RAULF, B. (2010): „Manchmal sind sie auch nervig“. – *Netz*, 2010 (1): S. 8-11.
- REDDING, R. E., FRIED, C. & BRITNER, P. A. (2000): Predictors of placement outcomes in treatment foster care: Implications for foster parent selection and service delivery. – *Journal of Child and Family Studies*, 9: S. 425-447.
- REED, J.A. (1996): Fostering children and young people with learning disabilities The perspectives of birth children and carers. – *Adoption & Fostering*, 20: S. 36-41.
- REICHERTZ, J. (2007): *Qualitative Sozialforschung – Ansprüche, Prämissen, Probleme*. – *Erwägen Wissen Ethik*, 18: S. 195-208.
- REIMER, D. (2008): *Pflegekinder in verschiedenen Familienkulturen: Belastungen und Entwicklungschancen im Übergang*. 177 S., Siegen (ZPE, Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste der Universität Siegen).
- REIMER, D. (2011): *Pflegekinderstimme – Arbeitshilfe zur Qualifizierung von Pflegefamilien*. 175 S., Düsseldorf (ZPE, Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste der Universität Siegen).
- RIEMANN, G. (2011): Grounded theorizing als Gespräch: Anmerkungen zu Anselm Strauss, der frühen Chicagoer Soziologie und der Arbeit in Forschungswerkstätten. – In: MEY, G. & MRUCK, K. (Hrsg.): *Grounded Theory Reader*, S. 405-426, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften).

- ROHLFS, C. (2010): Freundschaft und Zugehörigkeit – Grundbedürfnis, Entwicklungsaufgabe und Herausforderung für die Schulpädagogik. – In: BÖHM-KASPER, O., ROHLFS, C., HARRING, M. & PALENTIEN, C. (Hrsg.): Freundschaften, Cliques und Jugendkulturen: Peers als Bildungs- und Sozialisationsinstanzen. S. 61-72, Wiesbaden (Verlag für Sozialwissenschaften).
- ROHRER, J. M., EGLOFF, B. & SCHMUCKLE, S. C. (2015): Examining the effects of birth order on personality. – Proceedings of the National Academy of Sciences, 112: S. 14224-14229.
- ROSENBAU, H. (2014): Familienformen im historischen Wandel. – In: STEINBACH, A., HENNIG, M. & ARRÁNZ BECKER, O. (Hrsg.): Familie im Fokus der Wissenschaft. Familienforschung, S. 19-40, Wiesbaden (Springer VS).
- ROSENTHAL, G. (2001): Biographische Methode. – Psychologie. Ein Grundkurs, S. 266-275.
- ROTHERING, B. & LENGEMANN, M. (2004): Krisenintervention und Inobhutnahme. – In: BIRTSCH, V., MÜNSTERMANN, K. & TREDE, W. (Hrsg.): Handbuch Erziehungshilfen: Leitfaden für Ausbildung, Praxis und Forschung. S. 702-718, Weinheim (Juventa Verlag GmbH).
- ROTH, H. (1971): Pädagogische Anthropologie. Entwicklung und Erziehung: Grundlagen einer Entwicklungspädagogik. 656 S., Hannover (Schroedel).
- RUDECK, R. (2012): „Helft uns, Geschwister zu sein!“. – SOS-Dialog, S. 4-8.
- RUDECK, R. & STROBEL-DÜMER, C. (2012): Die Bedeutung der Geschwisterbeziehung bei der Fremdplatzierung. – SOS-Dialog, S. 28-29.
- SALZGEBER, J. (2015): Familienpsychologische Gutachten: rechtliche Vorgaben und sachverständiges Vorgehen. 613 S., München (Beck).
- SANDMEIR, G. (2010): Leibliche Kinder der Pflegeeltern: Ihre Rolle im Prozess der Inpflegegabe und Unterstützungsbedarf. – In: KINDLER, H., HELMING, E., MEYSEN, T. & JURZYK, K. (Hrsg.): Handbuch Pflegekinderhilfe. S. 474-478, München (Deutsches Jugendinstitut e.V.).
- SANDMEIR, G., SCHEUERER-ENGLISCH, H., REIMER, D. & WOLF, K. (2010): Begleitung von Pflegekindern. – In: KINDLER, H., HELMING, E., MEYSEN, T. & JURZYK, K. (Hrsg.): Handbuch Pflegekinderhilfe. S. 481-521, München (Deutsches Jugendinstitut e.V.).
- SCHÄFERS, B. (2006): Die soziale Gruppe. – In: KORTE, H. & SCHÄFERS, B. (Hrsg.): Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie. Einführungskurs Soziologie, S. 127-142, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften).
- SCHATTNER, H. (2002a): Der Verlauf Familiärer Bereitschaftsbetreuungen – eine Übersicht statistischer Daten des Projektes. – In: LILLIG, S., HELMING, E., BLÜML,

- H. & SCHATTNER, H. (Hrsg.): Schriftenreihe Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Bereitschaftspflege – Familiäre Bereitschaftsbetreuung, S. 95-138, Stuttgart (Kohlhammer).
- SCHATTNER, H. (2002b): Methodisches Handeln der in der FBB tätigen Fachdienste. – In: LILLIG, S., HELMING, E., BLÜML, H. & SCHATTNER, H. (Hrsg.): Schriftenreihe Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Bereitschaftspflege – Familiäre Bereitschaftsbetreuung, S. 350-471, Stuttgart (Kohlhammer).
- SCHILDT, A. (2001a): Gesellschaft, Alltag und Kultur in der Bundesrepublik. – Informationen zur politischen Bildung, 1: S. 34-43.
- SCHILDT, A. (2001b): Innere Entwicklung der Bundesrepublik bis 1989. – Informationen zur politischen Bildung, 1: S. 4-14.
- SCHIMANK, U. (2010): Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie. 368 S., München (Juventa Verlag).
- SCHMALFELD, A. (2012): Peer-gerecht? – Ganztägig organisierte Schulformen und die Qualität von Freundschaften aus der Sicht Jugendlicher. – Dissertation, Leuphana Universität Lüneburg, Fakultät Bildung, 205 S.
- SCHMIDT-DENTER, U. (1984): Die soziale Umwelt des Kindes: Eine ökopyschologische Analyse. – Springer, 213 S.
- SCHMIDT-DENTER, U. (1993): Eltern-Kind- und Geschwister-Beziehungen. – In: MARKEFKA, M. & NAUCK, B. (Hrsg.): Handbuch der Kindheitsforschung. S. 337-352, Neuwied (Luchterhand).
- SCHMIDT, A. (2008): Georges Devereux: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. – In: PRITZ, A. (Hrsg.): Einhundert Meisterwerke der Psychotherapie, S. 48-50, (Springer Wien).
- SCHMIDT, N. (1990): Niederberger, J.M./Bühler-Niederberger, D. (1988): Formenvielfalt in der Fremderziehung. Stuttgart: Enke [Rezension]. – Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 39: S. 193-194.
- SCHMIDTCHEN, S. (2007): Familie, Familientherapie und Beratung. – In: ECARIUS, J. (Hrsg.): Handbuch Familie. S. 653-668, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften).
- SCHNEEWIND, K. A. (1999): Familienpsychologie. 307 S., Stuttgart (Kohlhammer).
- SCHNEEWIND, K.A. (2002): Freiheit in Grenzen – Wege zu einer wachstumsorientierten Erziehung. – In: KRÜSSELBERG, H.-G.N. & REICHMANN, H. (Hrsg.): Zukunftsperspektive Familie und Wirtschaft: Vom Wert von Familie für Wirtschaft, Staat und Gesellschaft. S. 213-262, Graftschaft (Vektor-Verlag).

- SCHNEEWIND, K. A. (2008): Sozialisation und Erziehung im Kontext der Familie. – In: OERTER, R. & MONTADA, L. (Hrsg.): Entwicklungspsychologie: [Lehrbuch]. Grundlagen Psychologie, S. 117-146, Weinheim (Beltz).
- SCHNEEWIND, K. A., GRAF, J. & GERHARD, A.-K. (2000): Entwicklung von Partnerschaften. – In: KAISER, P. (Hrsg.): Partnerschaft und Paartherapie. S. 97-111, Göttingen (Hogrefe, Verlag für Psychologie).
- SCHNEIDER-ANDRICH, P. (2011): Entwicklung und Themen von Peerbeziehungen. – [http://www.kita-fachtexte.de/uploads/media/FT\\_schneider\\_andrich\\_2011.pdf](http://www.kita-fachtexte.de/uploads/media/FT_schneider_andrich_2011.pdf). 28.05.2015.
- SCHNEIDER, N. F., ROSENKRANZ, D. & LIMMER, R., Hrsg. (1998): Nichtkonventionelle Lebensformen: Entstehung, Entwicklung, Konsequenzen. 231 S., Leske & Budrich, Opladen.
- Schneider, W. (1989): Die neuen Väter-Chancen und Risiken: Zum Wandel der Vaterrolle in Familie und Gesellschaft. 177 S., (AV-Verlag).
- SCHOFIELD, G., BEEK, M., WARD, E. & BIGGART, L. (2013): Professional foster carer and committed parent: role conflict and role enrichment at the interface between work and family in long-term foster care. – *Child and Family Social Work*, 18: S. 46-56.
- SCHOFIELD, G. & WARD, E. (2010): Achieving permanence in foster care: Carers' and children's experiences. – In: KNORTH, E., KALVERBOER, M. & KNOT-DICKSCHEIDT, J. (Hrsg.): *Inside out How interventions in child and family care work*. S. 233-236, Apeldoorn (Garant).
- SCHRÖER, S. & SCHULZE, H. (2010): Grounded Theory. – In: BOCK, K. & MIETHE, I. (Hrsg.): *Handbuch qualitative Methoden in der sozialen Arbeit*. S. 277-288, Opladen (Budrich).
- SCHULZ, B. (2012): Wenn die grauen Kinder kommen. – <http://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/pflegefamilie-aus-hamburg-nimmt-kinder-zeitweise-bei-sich-auf-a-846357.html>. 23.08.2012.
- SCHULZ, K. (2002): Der lange Atem der Provokation. 269 S., Frankfurt (Campus Verlag).
- SCHÜTZ, A. & WIESNER, C. (2000): Partnerschaft und Gesundheitszustand. – In: KAISER, P. (Hrsg.): *Partnerschaft und Paartherapie*. S. 193-218, Göttingen (Hogrefe, Verlag für Psychologie).
- SCHÜTZE, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. – *Neue Praxis*, 13: S. 283-293.

- SCHÜTZE, F. (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien: Erzähltheoretische Grundlagen. Teil I: Merkmale von Alltagserzählungen und was wir mit ihrer Hilfe erkennen können., Hagen (Fernuniversität Gesamthochschule Hagen).
- SELICK, C. (1992): Supporting short-term foster carers. 124 S., Hampshire (Avebury).
- SELICK, C. (2006): United Kingdom. – In: COLTON, M. & WILLIAMS, M. (Hrsg.): Global perspectives on foster family care. S. 79-85, (Russel House Publishing).
- SELICK, C. (2011): Privatising foster care: The UK experience within an international context. – Social Policy & Administration, 45: S. 788-805.
- SEMLER, Y. (2008): „Denn sie wissen nicht, was die anderen tun“. – Forum Erziehungshilfen, S. 117-121.
- SERBINSKI, S. & SHLONSKY, A. (2014): Is it that we are afraid to ask? A scoping review about sons and daughters of foster parents. – Children and Youth Services Review, 36: S. 101-114.
- SIMON, B. & TRÖTSCHEL, R. (2007): Das Selbst und die soziale Identität. – In: JONAS, K., STROEWE, W. & HEWSTONE, M. (Hrsg.): Sozialpsychologie. S. 147-185, Heidelberg (Springer).
- SINCLAIR, I. (2005): Fostering now: messages from research. 174 S., London (Jessica Kingsley Publishers).
- SINCLAIR, I. & WILSON, K. (2003): Matches and mismatches: The contribution of carers and children to the success of foster placements. – British Journal of Social Work, 33: S. 871-884.
- SITZLER, S. (2014): Geschwister: Die längste Beziehung des Lebens. 352 S., Stuttgart (Klett-Cotta).
- SOHNI, H. (1994): Geschwisterbeziehungen: Die Einführung der horizontalen Beziehungsdynamik in ein psychoanalytisches Konzept „Familie“. – Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 43: S. 284-295.
- SOHNI, H. (2011): Geschwisterdynamik. 140 S., Gießen (Psychosozial-Verlag).
- SPANGLER, G. & ZIMMERMANN, P., Hrsg. (2011): Die Bindungstheorie: Grundlagen, Forschung und Anwendung. 484 S., Klett-Cotta, Stuttgart.
- SPANKE, I.-T. & PETRI, C. (2014): Bereitschaftspflege: Fachdiskurs, Alltag, Praxisforschung. – PFAD, Fachzeitschrift für das Pflege- und Adoptivkinderwesen, 2: S. 10-11.
- SPEARS, W. & CROSS, M. (2003): How do 'children who foster' perceive fostering? – Adoption & Fostering, 27: S. 38-45.

- STATISTISCHES BUNDESAMT (2009): Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe. Vorläufige Schutzmaßnahmen. 41 S., Wiesbaden (Metzler-Poeschel, Stuttgart).
- STATISTISCHES BUNDESAMT (2010): Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe. Vorläufige Schutzmaßnahmen. 42 S., Wiesbaden (Metzler-Poeschel, Stuttgart).
- STATISTISCHES BUNDESAMT (2011a): Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe. Vorläufige Schutzmaßnahmen. 42 S., Wiesbaden (Metzler-Poeschel, Stuttgart).
- STATISTISCHES BUNDESAMT (2011b): Wie leben Kinder in Deutschland? , 43 S., Wiesbaden (Metzler-Poeschel, Stuttgart).
- STATISTISCHES BUNDESAMT (2012): Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe. Vorläufige Schutzmaßnahmen. 44 S., Wiesbaden (Metzler-Poeschel, Stuttgart).
- STATISTISCHES BUNDESAMT (2013a): Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe. Vorläufige Schutzmaßnahmen. 44 S., Wiesbaden (Metzler-Poeschel, Stuttgart).
- STATISTISCHES BUNDESAMT (2013b): Zahl der Inobhutnahmen im Jahr 2012 auf neuem Höchststand. – Pressemitteilung Statistisches Bundesamt, 2013: S. 1.
- STATISTISCHES BUNDESAMT (2014): Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe. Vorläufige Schutzmaßnahmen. 44 S., Wiesbaden (Metzler-Poeschel, Stuttgart).
- STATISTISCHES BUNDESAMT (2015): Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe. Vorläufige Schutzmaßnahmen. 43 S., Wiesbaden (Metzler-Poeschel, Stuttgart).
- STÄUDEL, T. (1988): Kompetenz. – In: BRÜDERL, L. (Hrsg.): Theorien und Methoden der Bewältigungsforschung. Materialien, S. 129-138, Weinheim (Juventa Verlag).
- STEEGE, G. (2004): Aus der Not eine Tugend? Bereitschaftspflege oder Familiäre Bereitschaftsbetreuung – ein Beitrag auch wider die Definitionsmacht des Deutschen Jugendinstituts. – Familie, Partnerschaft Recht, 8: S. 462-468.
- STEEGE, G. & SZYLOWICKI, A. (1996): Bereitschaftspflege – Zur historischen und fachlichen Entwicklung und zur aktuellen Situation einer besonderen Form der Vollzeitpflege. – In: GINZEL, U. (Hrsg.): Erziehung in Pflegefamilien. S. 180-196, Münster (Votum Verlag).
- STEGMANN, A.-K. & SCHMITT, M. (2006): Veränderungen in langjährigen Partnerschaften des mittleren Erwachsenenalters. – Zeitschrift für Familienforschung, 18: S. 46-65.
- STEINHAEUER, P. D., JOHNSTON, M., HORNICK, M., BARKER, P., SNOWDEN, M., SANTA-BARBARA, J. & KANE, B. (1989): The Foster Care Research Project: Clinical impressions. – The American Journal of Orthopsychiatry, 59: S. 430-441.
- STEINHAEUER, P. D., JOHNSTON, M., SNOWDEN, M., SANTA-BARBARA, J., KANE, B. & BARKER, P. (1988): The foster care research project: Summary and analysis. – Canadian Journal of Psychiatry, 33: S. 509-516.

- STEINKE, I. (2012): Gütekriterien qualitativer Forschung. – In: FLICK, U., KARDORFF, E.V. & STEINKE, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung: Ein Handbuch. Rowohlt's Enzyklopädie, S. 319-331, Reinbek bei Hamburg (Rowohlt-Taschenbuch-Verlag).
- STOCKER, C. M., LANTHIER, R., P. & FURMANN, W. (1997): Sibling relationships in early adulthood. – Journal of Family Psychology, 11: S. 210-221.
- STRAUSS, A. L. (1987): Qualitative analysis for social scientists. 319 S., Cambridge (Cambridge University Press).
- STRAUSS, A. L. (1998): Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. 372 S., München (Fink).
- STRAUSS, A. L. & CORBIN, J. M. (1990): Basics of qualitative research: Grounded theory procedures and techniques. 270 S., Newbury Park (Sage).
- STRAUSS, A. L. & CORBIN, J. M. (1996): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. 227 S., Weinheim (Beltz, Psychologie Verlags Union).
- STRAWE, C. (1994): Arbeitszeit – Sozialzeit – Freizeit. Ein Beitrag zur Überwindung der Arbeitslosigkeit. – Rundbrief Dreigliederung des sozialen Organismus, S. 1-7.
- STRÜBING, J. (2007): Glaser vs. Strauss? Zur methodologischen und methodischen Substanz einer Unterscheidung zweier Varianten von Grounded Theory. – In: MRUCK, K., GLASER, B. G. & MEY, G. (Hrsg.): Historical Social Research, Supplement, 19, S. 157-173, Köln (Zentrum für Historische Sozialforschung).
- STRÜBING, J. (2008): Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung. 116 S., Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften, GWV Fachverlage GmbH).
- STRÜBING, J. (2010): Grounded Theory – ein pragmatischer Forschungsstil für die Sozialwissenschaften. – In: MASCHKE, S. & STECHER, L. (Hrsg.): Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online. S. 1-38, Weinheim (Juventa-Verlag).
- SULLOWAY, F. J. (1997): Der Rebell der Familie: Geschwisterrivalität, kreatives Denken und Geschichte. 576 S., Berlin (Siedler).
- SUTTON, L. & STACK, N. (2013): Hearing quiet voices: Biological children's experiences of fostering. – British Journal of Social Work, 43: S. 596-612.
- SWAN, T. (2002): The experience of foster caregiver's children. – Canada's Children, 13-17: S. 453-457.

- TAMMEN, B. (2007): Familienrecht. – In: ECARIUS, J. (Hrsg.): Handbuch Familie. S. 521-541, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften).
- TEUBNER, M. J. (2005): Brüderchen komm tanz mit mir... – In: ALT, C. (Hrsg.): Kinderleben – Aufwachen zwischen Familie, Freunden und Institutionen Schriften des Deutschen Jugendinstituts S. 63-98, Wiesbaden (Verlag für Sozialwissenschaften).
- TEXTOR, M.R. (1995): Zur Vorbereitung auf die Pflegeelternschaft. – Unsere Jugend, 47: S. 503-506.
- TEXTOR, M. R. (2001): Adoptiv- und Pflegefamilien. – In: FTHENAKIS, W.E. & TEXTOR, M.R. (Hrsg.): Online-Familienhandbuch (abrufbar unter <https://www.familienhandbuch.de/familienforschung/adoption-stief-und-pflegefamilien/adoptiv-und-pflegefamilien>), 22.09.2012.
- THIELE, C. (2009): Gelingende Hilfen in Pflegefamilien. Ein Beitrag zur Qualitätsentwicklung im Hilfesystem Vollzeitpflege. – Dissertation, Freie Universität Berlin, Fachbereich Politik und Sozialwissenschaften, 290 S.
- THIELE, C. & HUBER, M. (2008): Geschwisterbeziehungen Teil II. – PFAD, Fachzeitschrift für das Pflege- und Adoptivkinderwesen, 2008: S. 53-56.
- THOMÄ, D. (2012): Väterbilder im historischen Wandel. – In: AEGERTER, C., WALTER, H. & EICKHORST, A. (Hrsg.): Das Väter-Handbuch: Theorie, Forschung, Praxis. Sachbuch Psychosozial, S. 59-76, Gießen (Psychosozial-Verlag).
- THOMPSON, H. & MCPHERSON S. (2011): The experience of living with a foster sibling, as described by the birth children of foster carers. A thematic analysis of the literature. – Adoption & Fostering, 35: S. 49-60.
- TOMAN, W. (1996): Familienkonstellationen: ihr Einfluß auf den Menschen. 270 S., München (Beck).
- TRAPPER, T. (2002): Erziehungshilfe: Von der Disziplinierung zur Vermarktung? Entwicklungslinien der Hilfen zur Erziehung in den gesellschaftlichen Antinomien zum Ende des 20. Jahrhunderts. – Klinkhardt, 430 S.
- TRAUTMANN-SPONSEL, R.D. (1988): Definition und Abgrenzung des Begriffs Bewältigung. – In: BRÜDERL, L. (Hrsg.): Theorien und Methoden der Bewältigungsforschung. Materialien, S. 14-24, Weinheim (Juventa Verlag).
- TRUSCHKAT, I., KAISER-BELTZ, M. & REINHARTZ, V. (2007): Grounded Theory Methodologie in Qualifikationsarbeiten. Zwischen Programmatik und Forschungspraxis – am Beispiel des Theoretical Samplings. – In: MRUCK, K., GLASER, B.G. & MEY, G. (Hrsg.): Historical Social Research, Supplement, 19, S. 232-257, Köln (Zentrum für Historische Sozialforschung).



- TRUSCHKAT, I., KAISER-BELTZ, M. & VOLKMAN, V. (2011): Theoretisches Sampling in Qualifikationsarbeiten: Die Grounded-Theory-Methodologie zwischen Programmatik und Forschungspraxis. – In: MEY, G. & MRUCK, K. (Hrsg.): Grounded Theory Reader, S. 353-379, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften).
- TWIGG, R. (1994): The unknown soldiers of foster care: Foster care as loss for the foster parents' own children. – *Smith College Studies in Social Work*, 1: S. 297-312.
- TWIGG, R. (1995): Coping with loss: How foster parents' children cope with foster care. – *Community Alternatives: International Journal of Family Care*, 7: S. 1-12.
- TWIGG, R. & SWAN, T. (2007): Inside the foster family: What research tells us about the experience of foster carers' children. – *Adoption & Forstering*, 31: S. 49-61.
- VINKE, H. (2009): Die Bundesrepublik Deutschland. 223 S., Ravensburg (Ravensburger Buchverlag).
- VOLAND, E. (1999): Der Rebell der Familie. Geschwisterrivalität, kreatives Denken und Geschichte. – *Spektrum der Wissenschaft*, 1999 (4): S. 121.
- VON SALISCH, M. (1993): Kind-Kind Beziehungen: Symmetrie und Asymmetrie unter Peers, Freunden und Geschwistern. – In: AUHAGEN, A. E. & SALISCH, M. V. (Hrsg.): *Zwischenmenschliche Beziehungen*. S. 59-78, Göttingen (Hogrefe).
- VON SCHLIPPE, A., MOLTER, H. & BÖHMER, N. (1995): Zugänge zu familiären Wirklichkeiten. – *Systema*, 9, Sonderheft 1/95: S. 3-45.
- WAHRING, G., KRÄMER, H. & ZIMMERMANN, H. (1984): Brockhaus: Deutsches Wörterbuch in sechs Bänden. 702 S., Wiesbaden (Brockhaus).
- WALKER, D. & MYRICK, F. (2006): Grounded theory: An exploration of process and procedure. – *Qualitative Health Research*, 16: S. 547-559.
- WALPER, S. & THÖNNISSEN, C. (2012): Geschwisterbeziehung in riskanten Familienkonstellationen. – *SOS-Dialog*, S. 10-20.
- WALPER, S., THÖNNISSEN, C., WENDT, E.-V. & BERGAU, B. (2009): Geschwisterbeziehungen in riskanten Familienkonstellationen. 112 S., München (Sozialpädagogisches Institut des SOS-Kinderdorfes).
- WALTER, M. (2003): Entwicklungsaufgaben des Pflegekinderwesens in der BRD – Ergebnisse einer bundesweiten Erhebung zu „Fremd-“ und Verwandtenpflege. – *Pflegekinder*, 2003 (1): S. 46-57.
- WALTER, M. (2004): Bestandsaufnahme und strukturelle Analyse der Verwandtenpflege in der Bundesrepublik Deutschland: Abschlußbericht des Forschungsprojektes. 80 S., Bremen (unpubliziert).

- WARING, J. (1995): Gatekeeping processes: grounded theory, young people and physical activity. – Dissertation, Loughborough University, Loughborough University of Technology, 381 S.
- WATSON, A. & JONES, D. (2002): The impact of fostering on foster carers' own children. – *Adoption & Forstering*, 26: S. 49-55.
- WEBER-BOCH, G. E. (2011): Mit zwei Familien leben: Systemische Sozialpädagogik und Aufstellungsarbeit in der familiären Fremderziehung. 254 S., Baltmannsweiler (Schneider Hohengehren).
- WEHRMANN, K., UNRAU, Y. & MARTIN, J. (2006): United States. – In: COLTON, M. & WILLIAMS, M. (Hrsg.): Global perspectives on foster family care. S. 87-97, (Russel House Publishing).
- WEINMANN, J. & RÜBENACH, S. (2010): Paare in Deutschland: Gleich und gleich gesellt sich gern 4 S., Wiesbaden (Metzler-Poeschel).
- WENDT, E.-V. & THÖNNISSEN, C. (2010): „Geschwister können Vorbilder, Anstifter und Pioniere sein“. – *Netz*, 2010 (1): S. 22-25.
- WETTIG, J. R. (2009): Schicksal Kindheit. 256 S., Heidelberg (Springer).
- WHITE, L. K. & REIDMANN, A. (1992): Ties among adult siblings. – *Social Forces*, 71: S. 85-102.
- WIEDEMANN, P. (1995): Gegenstandsnahe Theoriebildung. – In: FLICK, U. (Hrsg.): Handbuch qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. S. 440-445, Weinheim (Beltz, Psychologie-Verlagsunion).
- WIEMANN, I. (1994): Ratgeber Pflegekinder. Erfahrungen, Hilfen, Perspektiven. 256 S., Reinbek bei Hamburg (Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH).
- WIEMANN, I. (1997): Leibliche Kinder in Pflegefamilien. – In: *Blickpunkt Pflegekinder*, 3, S. 12-15, Hamburg (PFIFF gGmbH, Compact Media KG).
- WIEMANN, I. (2009): Adoptiv- und Pflegekindern ein Zuhause geben. Informationen und Hilfen für Familien. 414 S., Bonn (Balance Buch & Medien Verlag).
- WIEMANN, I. (2010): Verwandtenpflege als Hilfe zur Erziehung nach § 33 SGB VIII. 19 S., Weinbach (unpubliziertes Manuskript für das Sozialpädagogische Fortbildungsinstitut Berlin-Brandenburg).
- WIESNER, R. (2002): Zur rechtlichen Einordnung der familiären Bereitschaftsbetreuung. – In: LILLIG, S., HELMING, E., BLÜML, H. & SCHATTNER, H. (Hrsg.): Schriftenreihe Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Bereitschaftspflege – Familiäre Bereitschaftsbetreuung, S. 59-63, Stuttgart (Kohlhammer).

- WILSON, K., PETRIE, S. & SINCLAIR, I. (2003): A kind of loving: A model of effective foster care. – *British Journal of Social Work*, 33: S. 991-1003.
- WINKLER, M. (2002): Familie – zur Geschichte und Realität eines flexiblen Systems. – *Sozialwissenschaftliche Literaturreischaue*, 45: S. 29-40.
- WISWEDE, G. N. (1977): *Rollentheorie*. 188 S., Stuttgart (Kohlhammer).
- WOHNLICH, A. (1998): Bereitschaftspflege in Deutschland – Das Nürnberger Modell, eine ausgereifte Variante. – *Netz*, 1998 (2): S. 1-12.
- WOLF, K. (1999): *Machtprozesse in der Heimerziehung. Eine qualitative Studie über ein Setting klassischer Heimerziehung*. 428 S., Münster (Votum Verlag).
- WOLF, K. (2012a): Eine leistungsfähige Pflegekinderhilfe in Deutschland? – *Sozialmagazin*, 2012 (5): S. 10-18.
- WOLF, K. (2012b): Professionelles privates Leben? Zur Kolonialisierung des Familienlebens in den Hilfen zur Erziehung. – *Zeitschrift für Sozialpädagogik*, 2012 (4): S. 395-420.
- WOLF, K. (2013): Pflegefamilien als unkonventionelle Familien. – *Familiendynamik*, 38: S. 268-277.
- YOUNES, M. N. & HARP, M. (2007): Addressing the impact of foster care on biological children and their families. – *Child Welfare*, 86: S. 21-40.
- ZIMBARDO, P. G. (1992): *Psychologie*. 718 S., Berlin (Springer).
- ZWERNEMANN, P. (2011): *Bereitschaftspflege und Hilfeplanung*. – <http://www.kiap-ag-niedersachsen.de/fbb-famili%C3%A4re-bereitschaftspflege/>. 22.09.2012.

## 16.2 Abbildungsverzeichnis

Abb. 1:	Anzahl der Inobhutnahmen aus den Jahren 2008 bis 2014 für Gesamtdeutschland	90
Abb. 2:	Anzahl der Kinder und Jugendlichen in Übergangspflegestellen von 2008-2014 für Gesamtdeutschland	91
Abb. 3:	Anzahl der Kinder unter sechs Jahren in Übergangspflegestellen von 2008-2014 für Gesamtdeutschland	92
Abb. 4:	Wege der Inobhutnahmen in der Stadtgemeinde Bremen	180
Abb. 5:	Prozentualer Anteil der Kinder und Jugendlichen in Bremen, die länger als drei Monate in Übergangspflegestellen lebten	182
Abb. 6:	Iterativ-zyklische Forschungslogik der Grounded Theory	225
Abb. 7:	Kodierparadigma nach Strauss und Corbin	239
Abb. 8:	Darstellung der manuellen Kodierung und Kategorisierung vor Eingabe in MAXQUDA	250
Abb. 9:	Darstellung der manuellen Kodierung und Kategorisierung nach Eingabe in MAXQUDA	251
Abb. 10:	Grounded Theory als triadischer und zirkulärer Prozess	263
Abb. 11:	Zeitliche Ordnung und Chronologie des 3. Interviews	264
Abb. 12:	Zuordnung von Phänomenen, Beispiel 1 (3. Interview)	270
Abb. 13:	Kodierung der Suchbewegung ‚Zeigen von Emotionen‘ (Interview 3)	271
Abb. 14:	Vom Phänomen zur Kategorie, Beispiel 1 (Interview 3)	272
Abb. 15:	Vom Phänomen zur Kategorie, Beispiel 2 (Interview 3)	273
Abb. 16:	Beispiele für die übersichtliche Darstellung der Codes und Kategorien in MAXQUDA	277
Abb. 17:	Entwickelte Kategorien aus dem Interview 3	279
Abb. 18:	Kodierparadigma Interview 3, Kategorie Verlusterfahrung	281
Abb. 19:	Kodierparadigma Interview 3, Kategorie Verlusterfahrung mit Textstellen	282
Abb. 20:	Kodierparadigma Interview 3, Kategorie Verlusterfahrung mit Textstellen	283
Abb. 21:	Kodierparadigma Interview 1 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen	317
Abb. 22:	Kodierparadigma Interview 1 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen	318

Abb. 23: Kodierparadigma Interview 1 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen	319
Abb. 24: Kodierparadigma Interview 2 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen	348
Abb. 25: Kodierparadigma Interview 2 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen	349
Abb. 26: Kodierparadigma Interview 2 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen	350
Abb. 27: Kodierparadigma Interview 3 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen	373
Abb. 28: Kodierparadigma Interview 3 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen	374
Abb. 29: Kodierparadigma Interview 3 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen	375
Abb. 30: Kodierparadigma Interview 4 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen	404
Abb. 31: Kodierparadigma Interview 4 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen	405
Abb. 32: Kodierparadigma Interview 4 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen	406
Abb. 33: Kodierparadigma Interview 5 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen	430
Abb. 34: Kodierparadigma Interview 5 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen	431
Abb. 35: Kodierparadigma Interview 5 Kategorie: Veränderung der intrafamiliären Beziehungen mit Textstellen	432
Abb. 36: Rollenverhalten der Mütter im zeitlichen Kontext und Konsequenzen der leiblichen Kinder	476

### 16.3 Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Die häufigsten elterlichen Bedenken zur Auswirkung von Pflegeverhältnissen	116
Tabelle 2: Befragung zum Wunsch nach Einbindung in das Pflegeverhältnis	139
Tabelle:3: Kategorisierte schriftliche Aussagen zur Veränderung des Familienlebens durch Pflegeverhältnisse	147
Tabelle 4 Übersicht über die Interviewteilnehmer	217
Tabelle 5: Begriffe der Datenanalyse nach der Grounded Theory	262
Tabelle 6: Rollenverhalten der Mütter der Interviewpartner	474

## 16.4 Abkürzungsverzeichnis

AWG	Außenwohngruppe
BFSFJ	Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
BGB	Bürgerliches Gesetzbuch
bzw.	Beziehungsweise
CAQDAS	Computer Assisted Qualitative Data Analysis Software
d.h.	dass heißt
DJJuF	Deutsches Institut für Jugendhilfe- und Familienrecht
DJI	Deutsches Jugendinstitut
etc.	et cetera
FFB	Familiäre Bereitschaftsbetreuung
gem.	gemäß
ggf.	gegebenenfalls
gGmbH	gemeinnützige Gesellschaft mit beschränkter Haftung
GT	Grounded Theory
ION	Inobhutnahme
JWG	Jugendwohlfahrtsgesetz
KJHG	Kinder- und Jugendhilfegesetz
PAN	Pflegeeltern und Adoptiveltern in Nordrhein-Westfalen
PiB	Pflegekinder in Bremen
QDASoftware	Qualitative Data Analysis Software
SGB	Sozialgesetzbuch
s. o.	siehe oben
sog.	sogenannt
s. u.	siehe unten
vgl.	vergleiche
u. a.	und andere
u.a.m.	und andere mehr
u.v.m.	und viele mehr
usw.	und so weiter
z. B.	zum Beispiel







Übergangspflege bezeichnet Familien, in denen Pflegemütter oder -väter Kinder aus akuten Krisen- und Notsituationen aufnehmen. In diesen Familien können bereits leibliche Kinder leben, ein Faktor, der dieses besondere Familienleben zusätzlich beeinflusst. Hier ergibt sich ein wichtiges Feld für die Pflegekinderforschung.

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der Frage, wie leibliche Kinder das Aufwachsen in der Übergangspflegefamilie erleben und greift damit einen relevanten, aber bisher wissenschaftlich vernachlässigten Aspekt der Pflegekinderforschung auf.

Die Untersuchung zeigt, wie das Setting die leiblichen Kinder prägt und welche Auswirkungen es auf ihre Entwicklung nimmt. Ein wesentlicher Fokus der Arbeit bezieht sich auf die Beziehung der leiblichen Kinder zu ihrer leiblichen Mutter.

Das Buch kann als Grundlagenforschung zur Begleitung und Beratung der Übergangs- oder Bereitschaftspflegefamilien dienen.

**Almut Lehmann**, geb. 1971, Mutter zweier Pflegekinder, Fachkrankenschwester für Intensiv- und Anästhesiepflege und Diplom-Pflegewirtin. Mehrjährige Tätigkeit am Institut für angewandte Pflegeforschung der Universität Bremen. Seit 2004 Mitarbeiterin der Innerbetrieblichen Fortbildung einer norddeutschen Klinik. Von 2013 bis 2016 Promotionsstudentin an der Universität Siegen mit Teilnahme am dortigen Doktorandenkolloquium ‚Aufwachsen in Pflegefamilien‘.